Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

BUCHBINDEREI
F. A. BROCKHAUS

DD
347
H47
187

145-40

Friedrich Richard

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

Dr. Eduard Heines Geschichte Preußens.

Bearbeitet und vom Jahre 1867—71 fortgeführt

von

Dr. C. F. Laudien.

Siebente Auflage.

Mit einer Karte von Preußen zur Zeit des Deutschen Ordens
und Skizzen zu den Hauptschlachten des Krieges 1870—71.

Königsberg 1876.
Akademische Buchhandlung, Verlag.

Herrn

Director Carl Eduard Bonnell

in Hochachtung und Ergebenheit

zugeeignet.

Vorwort.

Das Werk eines Verstorbenen herauszugeben, ist in gewissem Sinne schwieriger als ein ganz neues zu schreiben. Man hat nicht nur die Pflicht, mit Pietät den überlieferten Text und die Intentionen eines Andern zu wahren, sondern auch das, was man einer Verbesserung für bedürftig erachtet, nach eigener Meinung umzugestalten.

Beiden Anforderungen habe ich in der vorliegenden neuen Auflage, der siebenten von Heinels Geschichte Preußens zu genügen gesucht. Der ehrenvollen Aufforderung der Akademischen Buchhandlung in Königsberg, eine Fortsetzung vom Jahre 1867, bis wohin die sechste Auflage reichte, bis zum Ende des letzten ruhmreichen Krieges gegen Frankreich zu schreiben, kam ich um so bereitwilliger nach, als durch die Darstellung dieses Abschnittes die Specialgeschichte Preußens ihren Abschluß erhält. Mit der Neugründung des deutschen Kaiserreiches geht sie in die Geschichte Deutschlands auf.

Der Character der ursprünglichen Darstellung, jene einfache, anspruchslose Form der Erzählung, welche das Heinelsche Werk vor allen andern ähnlichen so vortheilhaft auszeichnete und ihm eine so große Zahl von Freunden gewonnen hat, ist in allen Theilen auf das Treuste bewahrt. Ausgeschieden habe ich manche moralische Betrachtung, die wegen Form und Inhalt mir nicht mehr am Platze zu sein schien. Ich glaubte mich dazu um so mehr berechtigt, weil Heinel selbst in dieser Weise bei Besorgung der spätern Auflagen verfahren hat.

Was ich an einzelnen Thatsachen und Daten nach neueren Forschungen verändert habe, anzugeben, gehört nicht in eine Vorrede, das ist Sache einer eingehenden Vergleichung des alten und des neuen Textes von Seiten der Kritik. Nur darauf glaube ich hinweisen zu müssen, daß die Anordnung in sofern eine andere geworden ist, als die Brandenburgische Geschichte aus ihrer stiefmütterlichen Stelle im Anhang erweitert in die fortlaufende Erzählung hinter die Geschichte der Provinz Preußen getreten ist. Denn diese beiden Theile der preußisch-brandenburgischen Geschichte stehen nicht nur an Bedeutung gleichberechtigt nebeneinander, sondern ich hoffte durch die gleichmäßige Behandlung derselben dem Buche eine Verbreitung auch über die Grenzen der Provinz Preußen hinaus, auf die es ursprünglich berechnet war, verschaffen zu können. Aeußerlich habe ich durch Seitenüberschriften und Register das Werk handlicher zu machen gesucht. An Stelle der früheren Karte vom alten Preußen ist eine neue getreten, gearbeitet nach den Töppenschen Untersuchungen; auch habe ich zum bessern Verständniß des Krieges von 1870—71 einige Skizzen beigefügt.

Der erste Theil des Buches, die Ordensgeschichte Preußens enthaltend, erschien zur Jubelfeier der Wiedervereinigung Westpreußens mit der preußischen Monarchie (September 1872).

Der Druck des Folgenden verzögerte sich dadurch, daß ich die Geschichte des Krieges von 1870—71 nicht ohne Benutzung des Generalstabs-Werkes wenigstens bis zur Schlacht von Sedan herausgeben wollte. Nach dem Erscheinen des bezeichneten Heftes mag nun das Buch in seiner neuen Gestalt vor die Welt treten und zahlreiche Freunde erwerben, nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Größe Preußens.

Hamburg im November 1875.

Dr. Jaudien.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Theil.

Geschichte Preußens bis zum Jahre 1618.

Erster Abschnitt.

Von der Eroberung Preußens durch die Ritter des deutschen Ordens bis zur Verlegung des hochmeisterlichen Sitzes nach Marienburg (1230–1309).

Seite

1. Kapitel. Kurze Schilderung der Sitten, Gebräuche, Religion und Landeseintheilung der alten Preußen vor der Ankunft des deutschen Ordens 3
2. Kapitel. Adalbert und Bruno. — Preußens Kriege mit Polen — Christian, Bischof von Preußen. — Herzog Konrad von Masovien sucht gegen die Preußen Hilfe. — Der deutsche Orden 17
3. Kapitel. Anfang der Eroberung Preußens durch den deutschen Orden. Landmeister Hermann Balk. — Die schon getauften Preußen fallen vom Christenthume und dem Orden ab. Herzog Swantopolk von Pommerellen ihr Anführer 28
4. Kapitel. Eroberung Samlands. Königsberg erbaut. — Neuer Aufstand der Preußen. Ihre Feldherren: Herkus Monte, Glappo, Diwan. — Unterwerfung von Nadrauen und Schalauen . . . 37
5. Kapitel. Eroberung Sudauens, worin Skomand befehligt. Ritter Liebenzell. — Golin. — Ende des Eroberungskrieges. — Marienburg erbaut 46
6. Kapitel. Anfang der Kriege mit Lithauen. — Golins Tod. — Die Werder werden urbar gemacht 53

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit der höchsten Blüthe des Ordensstaates, oder von der Verlegung des hochmeisterlichen Sitzes nach Marienburg bis auf die Schlacht bei Tannenberg (1309—1410).

Seite

7. Kapitel. Der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen kommt nach Marienburg. — Seine Verordnungen. — Pommerellen wird gekauft 56
8. Kapitel. Preußen unter den sechs folgenden Hochmeistern 1311 bis 1351 59
9. Kapitel. Die Zeit Winrichs von Kniprode 1351—1382 . . . 63
10. Kapitel. Die Hochmeister Konrad Zöllner von Rothenstein und Konrad von Wallenrod. — Jagiel, Großherzog von Lithauen, wird König von Polen. — Der Ehrentisch 80
11. Kapitel. Preußen unter dem Hochmeister Konrad von Jungingen 1393—1407 85
12. Kapitel. Die Schlacht bei Tannenberg. — Die Marienburg wird von Jagiel vergeblich belagert. — Heinrich von Plauen . . . 88

Dritter Abschnitt.

Von dem Thorner Frieden bis zur Auflösung des deutschen Ordens in Preußen (1411—1525).

13. Kapitel. Friedensschluß zu Thorn. — Heinrich von Plauen wird seines Amtes entsetzt. — Michael Küchmeister von Sternberg wird Hochmeister 100
14. Kapitel. Preußen unter den Hochmeistern: Michael Küchmeister von Sternberg, Paul Bellitzer von Rußdorf und Konrad von Erlichshausen. — Zunehmende Unzufriedenheit des Volkes — der preußische Bund. 1414—1449 104
15. Kapitel. Ludwig von Erlichshausen wird Hochmeister. — Hans von Baisen. — Der dreizehnjährige Krieg. — Preußen kommt unter polnische Oberhoheit. 1449—1466 112
16. Kapitel. Kurzer Ueberblick des Zustandes Westpreußens . . . 122
17. Kapitel. Ostpreußens Lage unter den fünf folgenden Hochmeistern 1467—1511 126
18. Kapitel. Markgraf Albert von Brandenburg, letzter Hochmeister des deutschen Ordens und erster Herzog in Preußen. — Anfang der Kirchenverbesserung in Preußen 131

Vierter Abschnitt.

Preußen als weltliches Herzogthum bis zur Vereinigung mit Brandenburg (1525—1618).

Seite

19. **Kapitel.** Auflösung des deutschen Ordens in Preußen. — Die Kirchenverbesserung wird allgemein eingeführt. — Ueberblick der Regierungsgeschichte Herzog Alberts. — Zustand der Bildung und Sitten. — Stiftung der Hochschule zu Königsberg. Lukas David und Kopernikus 139
20. **Kapitel.** Der trübsinnige Herzog Albert Friedrich 1568—1618. — George Friedrich von Ansbach und nach ihm die Kurfürsten von Brandenburg übernehmen die vormundschaftliche Regierung. — Preußen wird mit Brandenburgvereinigt. Volksvergnügungen und Sitten 153

Zweiter Theil.

Geschichte Brandenburgs bis zum Jahre 1618.

Erster Abschnitt.

Brandenburgs Vorgeschichte bis auf Albrecht den Bären.

21. **Kapitel.** Die ältesten Bewohner der Mark Brandenburg, ihre Sitten und Religion 1
22. **Kapitel.** Kämpfe Karls des Großen und seiner Nachfolger gegen die Wenden. Einsetzung von Markgrafen. Gründung der Nordmark, Ostmark und der Mark Meißen. Albrecht der Bär Markgraf der Nordmark 5

Zweiter Abschnitt.

Brandenburg unter den Markgrafen aus dem Hause Anhalt (1134—1319).

23. **Kapitel.** Die Regierungszeit Albrecht des Bären, des Begründers des brandenburgischen Staates. Der Wendenfürst Jaczo . . . 13
24. **Kapitel.** Otto I. 1170—84. Otto II. 1184—1205. Albrecht 1205–20 16

25. Kapitel. Die gemeinsame Regierung der Söhne Albrechts, Johann I. 1220—66 und Otto III. 1220—67 . . . . . Seite 20
26. Kapitel. Die letzten anhaltinischen Markgrafen. Otto IV. mit dem Pfeile 1281—1309. Waldemar 1309—19 23

Dritter Abschnitt.

Das Interregnum in der Mark und die Markgrafen aus dem Hause Wittelsbach (1319—1373).

27. Kapitel. Brandenburg ohne Herrscher. Die Zeit der größten Verwirrung. Ludwig I. der Aeltere 1323—51. Der falsche Waldemar . 28
28. Kapitel. Die Regierungszeit der letzten Wittelsbacher. Ludwig II., der Römer 1351—1364 und Otto der Faule 1364—1373 . . 34

Vierter Abschnitt.

Brandenburg unter den Luxemburgern (1373—1415).

29. Kapitel. Karl IV. für seinen Sohn Wenzel in der Mark 1373 bis 78. — Sigismund 1378—1415 verpfändet die Mark an Jobst und Procop von Mähren 37
30. Kapitel. Die Mark wird von Sigismund an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg gegeben 1411. Friedrich wird 1415 Kurfürst von Brandenburg 41

Fünfter Abschnitt.

Brandenburg unter den Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern, bis zur Vereinigung des Landes mit dem Herzogthume Preußen (1415—1618).

31. Kapitel. Friedrich I. 1415—40. Kämpfe mit den Nachbarn, seine Theilnahme an den Angelegenheiten des deutschen Reichs . 46
32. Kapitel. Friedrich II., der Eiserne, 1440—1470 51
33. Kapitel. Albrecht Achilles 1470—86. — Johann Cicero 1486 bis 99. — Joachim I., Nestor, 1499—1535 56
34. Kapitel. Joachim II., Hector, 1535—1571. — Einführung der Reformation. — Johann Georg 1571—98 62
35. Kapitel. Joachim Friedrich 1598—1608 und Johann Sigismund 1608—19. — Vereinigung des Herzogthums Preußen mit der Mark Brandenburg 1618 68

Dritter Theil.

Der preußisch-brandenburgische Staat von 1618—1871.

Seite

Erster Abschnitt.

Von der Vereinigung des Herzogthums Preußen mit der Mark Brandenburg bis zum Tode des großen Kurfürsten (1618—1688).

36. Kapitel. Kurfürst Georg Wilhelm und sein Günstling Schwarzenberg. — Der dreißigjährige Krieg. — Der erste schwedisch-polnische Krieg. — Gustav Adolf. — Ansprüche auf Pommern. — Traurige Lage des Landes 75
37. Kapitel. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. — Westfälischer Friede. — Zweiter schwedisch-polnischer Krieg. — Schlacht bei Warschau. — Preußen unabhängig von Polen 85
38. Kapitel. Preußische Huldigung. — Verbesserung des Kriegsheeres. Der Kurfürst leistet den Holländern und dem deutschen Reiche Beistand gegen Ludwig XIV. — Schlacht bei Fehrbellin. — Winterfeldzug in Preußen. — Ruhm des Kurfürsten. — Schlesische Erbverbrüderung 94
39. Kapitel. Verdienste des Kurfürsten um das innere Wohl des Landes. — Aufnahme der französischen Flüchtlinge. 113

Zweiter Abschnitt.

Erhebung Preußens zu einem Königreiche. Die beiden ersten Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I.

40. Kapitel. Kurfürst Friedrich III. — Krieg mit Frankreich. — Preußen Königreich. Der große nordische Krieg. Pest in Preußen . 120
41. Kapitel. Friedrich Wilhelm I. — Krieg mit Schweden. — Krieg mit Frankreich. — Der König bringt den zerrütteten Staat wieder in Ordnung. — Seine wohlthätigen Einrichtungen 130

Dritter Abschnitt.

Preußen wird durch Friedrich II. zu einer Großmacht erhoben (1740—1786).

42. Kapitel. Friedrich II. wird König. — Die beiden ersten schlesischen Kriege 145
43. Kapitel. Der siebenjährige Krieg 1756—63 163
44. Kapitel. Fortsetzung. 1759—1763 190
45. Kapitel. Verbesserungen und Einrichtungen im Lande. Besitznahme Westpreußens. Bairischer Erbfolgekrieg. — Der Fürstenbund . 213

46. **Kapitel.** Hinblick auf des Königs Denk- und Handlungsweise. — Zustand des Volkes unter seiner Herrschaft. — Kant und Herder. Friedrichs Tod . . . . . Seite 219

Vierter Abschnitt.

Preußen sinkt von seiner Höhe herab. Zeit der größten Erniedrigung (1786—1807).

47. **Kapitel.** König Friedrich Wilhelm II. — Die französische Staatsumwälzung. — Preußens Krieg mit Frankreich. — Erstes Auftreten Napoleon Bonapartes 231
48. **Kapitel.** Zweite und dritte Theilung Polens. — Innere Einrichtungen Friedrich Wilhelms II. 247
49. **Kapitel.** Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. — Uebersicht der auswärtigen Begebenheiten bis zum Herbste des Jahres 1806 . 253
50. **Kapitel.** Preußens unglücklicher Krieg gegen Frankreich 1806 bis 1807. Schlachten bei Jena und Auerstädt, bei Pr. Eylau und Friedland. Friede zu Tilsit. Graudenz und Kolberg. — Schill . 263

Fünfter Abschnitt.

Preußens Wiedererhebung (1808—1815).

51. **Kapitel.** Preußens innere Verhältnisse nach geschlossenem Frieden. Uebersicht der hauptsächlichsten äußern Begebenheiten bis zum Ende des Jahres 1812. — Schills kühner Zug. — Tod der Königin . 276
52. **Kapitel.** Der Kampf für Deutschlands Befreiung. — Das Jahr 1813. Schlachten bei Lützen und Bautzen. — Waffenstillstand. Oesterreich gegen Frankreich. Schlachten bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Dresden, Kulm, Dennewitz und Leipzig. — Flucht der Franzosen über den Rhein 295
53. **Kapitel.** Feldzug 1814. Schlachten bei Brienne und Laon, Einnahme von Paris. — Napoleon abgesetzt und nach Elba verwiesen. Erster Pariser Frieden 324
54. **Kapitel.** Napoleon kommt von Elba nach Frankreich zurück. Schlachten bei Ligny und Belle Alliance. — Napoleon wird nach St. Helena gebracht. — Zweiter Pariser Frieden 337

Sechster Abschnitt.

Die Jahre des Friedens. Bestrebungen für die Einigung Deutschlands. Verlangen nach einer Verfassung (1815-1861).

55. **Kapitel.** Ueberblick der Zustände Europas und Deutschlands insbesondere, nach geschlossenem Frieden. — Preußen. — Die deutsche Burschenschaft. — Turnwesen. — Reformationsfest (Wartburg). —

Sand. — Demagogische Umtriebe und Untersuchungen. — Gegensätze in der Kirche. — Griechischer Freiheitskampf . . . . . Seite 348

56. Kapitel. Zweite französische Revolution. — Deutsche Bewegung. Aufstand Polens. — Cholera. — Das junge Deutschland.

57. Kapitel. Preußens innere Verhältnisse. — Verfassung. — Gerichtswesen. — Kirche. — Kunststraßen. — Kunst. — Deutscher Zollverein. — Zerwürfnisse mit dem Erzbischofe von Köln 368

58. Kapitel. Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. — Der Huldigungslandtag zu Königsberg. Huldigung. — Die protestantische Landeskirche. — Der heilige Rock zu Trier. — Deutsch-Katholiken. Schritte zur Erweiterung der Verfassung. — Dritte französische Revolution. — Deutsche und preußische Revolution. — Preußische Verfassung. — Vergebliche Bemühungen für Deutschlands Einheit. Versuchter Königsmord 377

59. Kapitel. Wiederherstellung des Bundestages. — Kampf in Hessen. Der Krieg in Schleswig-Holstein. — Auflösung der deutschen, Gründung der preußischen Flotte. — Vergrößerung des Zoll-Vereins. — Orientalischer Krieg. — Der Streit mit der Schweiz über Neuenburg. — Krankheit des Königs und Einsetzung der Regentschaft. Entwickelungsgang Friedrich Wilhelms IV. — Der italienische Krieg und das Nationalitätsprinzig. — Tod des Königs. 389

Siebenter Abschnitt.

Wilhelm I. erhebt Preußen zur ersten deutschen Macht und stellt unter Erneuerung der Kaiserwürde die Einheit Deutschlands her (1861—1871).

60. Kapitel. König Wilhelms Jugend. — Grundsteuer-Regulirung, Handels- und Militär-Verträge. — Die Militär-Reorganisation. Das Attentat in Baden-Baden. — Die Krönung. — Die Fortschrittspartei. — Das Ministerium v. Bismarck. — Der dänische Krieg 408

61. Kapitel. Der siebentägige Krieg gegen Oesterreich und die Neugestaltung Deutschlands 426

62. Kapitel. Die Verfassung des norddeutschen Bundes. Unzufriedenheit der annectirten Landestheile mit der preußischen Herrschaft. Süddeutschlands Verhalten. Beziehungen Frankreichs zu Preußen bis zum Beginn des Jahres 1870 472

63. Kapitel. Die spanische Throncandidatur. Die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen. Die Zeit der Mobilmachung. Aufmarsch der Truppen bis zum 31. Juli 480

64. Kapitel. Eröffnung der Feindseligkeiten bei Saarbrücken. Gefecht bei Weißenburg. Schlacht bei Wörth und Spichern 498

65. Kapitel. Die Siegesnachrichten in Paris. Vertreibung der Deutschen. Napoleon legt den Oberbefehl über die Armee nieder. Bildung

der Armee von Chalons. Vormarsch der Deutschen gegen die Mosel. Kämpfe bei Metz vom 14., 16. und 18. August . . . Seite 513

66. Kapitel. Bildung der IV. oder Maas-Armee. — Mac Mahons Flankenmarsch zum Ersatz Bazaines. — Unterbrechung des Marsches der Deutschen gegen Paris zur Umfassung Mac Mahons. — Gefechte bei Buzancy und Nouart. — Schlachten bei Beaumont und Sedan. — Napoleon der Gefangene König Wilhelms 529

67. Kapitel. Kapitulation von Sedan. — Unterredung Napoleons mit Bismarck und König Wilhelm. — Feier des Sieges in Berlin. Entsetzung Napoleons durch die Pariser. — Das Comité der nationalen Vertheidigung in Paris. — Fortsetzung des Krieges durch die Republik. — Einschließung von Paris. — Unterhandlungen Jules Favres' zu Ferrieres. — Erster Ausfall der Pariser. 541

68. Kapitel. Die Belagerung der Festungen. — Capitulation von Straßburg und Metz 553

69. Kapitel. Kämpfe gegen die republicanischen Heere im Süden, Westen, Norden und Osten von Paris. — Siege des General v. d. Tann bei Artenay und Orleans. — Erstürmung von Chateaudun. — Sieg der Franzosen bei Coulmiers. Ihre Niederlage durch die II. Armee bei Beaune la Rolande. — Zweite Besetzung von Orleans. — Kämpfe um Beaugency und le Mans. — Siege der I. Armee bei Amiens, an der Hallue und bei St. Quentin. Marsch des General Werder gegen Besançon. — Die Armee Garibaldis. — Der Ueberfall von Chatillon und Dijon. — Gefecht bei Nuits und Villersexel. — Rückzug auf Belfort. — Dreitägige Schlacht bei Montbeliard. — Manteuffel gegen Bourbaki. — Uebertritt der französischen Armee nach der Schweiz 562

70. Kapitel. Belagerung von Paris von Anfang October bis zur Capitulation. — Ausfall vom 13. und 21. October. — Verlust und Wiedereroberung von Le Bourget. — Verhandlungen zwischen Bismarck und Thiers. — Unruhen der Commune in Paris und in den Provinzen. — Die levée en masse. — Die französische Flotte. — Kämpfe um Brie und Champigny. — Stimmen in Paris für den Frieden. — Erneuter Kampf um Le Bourget . . 582

71. Kapitel. Die Bundesverträge Süddeutschlands mit dem norddeutschen Bund. — Neubegründung des deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde. — Bombardement von Paris. — Zustände in Paris. — Unzufriedenheit mit der bestehenden Regierung. — König Wilhelm als deutscher Kaiser zu Versailles proclamirt. — Letzter Ausfall am 19. Januar. — Capitulation. — Friedenspräliminarien zu Versailles. — Friede zu Frankfurt a. M. . . 594

Register.

(Die römische I bezeichnet Stellen des ersten Theils).

Abotriten 2.
Accon I. 22. 56.
Adalbert I. 17.
Adalbert, Prinz von Preußen 395.
Adolf von Nassau 463. 468.
Albert von Brandenburg I. 132. 138. 140. 143 ff. 150 II. 61.
Albert Friedrich I. 153 ff. 157.
Albert, Kronprinz von Sachsen 529. 591.
Albertina I. 143.
Albrecht Achilles 50. 56 ff.
Albrecht der Bär 11. 13 ff.
Albrecht II. (Markgraf) 19.
Albrecht III. von Sachsen 49.
Albrecht der Unartige 25.
Alexander I. 259. 291. 294. 300. 304. 332. 346. 360.
Alexander von Hessen-Darmstadt 463. 465.
Alf I. 67.
Alsen 425.
Altenstatt 502.
Altenstein 370.
Altmark 9. 13. 22. 43.
Alvensleben 520.
Amanvillers 523. 528.
Amiens 258. 571 f.
Ancillon 400.
Angermünde 47.
Anhalt 13. 49.
Ansbach 42. 250. 260 f.
Anton von Hohenzollern 458.
Arcis sur Aube 330.
Arndt 354. 358. 401.
Arnis 423.
Arnold, Müller 219.
Artenay 564.
Aschaffenburg 465.
Aspern 285.
Athis 329.
Auerstädt 264 f.
Auerswald 403.
Augsburger Religionsfrieden I. 141.
August III. von Sachsen 154. 163 f.
August, Prinz von Preußen 321. 328.
August von Würtemberg 447. 524. 536.
Augusta 490. 543 f. 556.
Augustenburg, Herzog von, 394. 422. 427 ff.
Aurelle de Paladines 565. 568.
Austerlitz 260.
Avron 593 f. 597.
Baden 260 f. 488.
Baden, Friedrich von, 407.
Baiern 14. 260. 437 f. 440. 462. 475, 484, 488, 596.
Bairischer Erbfolgekrieg 218.
Baireuth 42. 250. 260.
Balan 537.
Balga I. 32 f. 36.
Balk, Hermann, I. 28. 30. 32. 34.
Banér 84.
Bapaume 573.
Bar sur Aube 330.
Barby 521.
Barklay de Tolly 303 f.
Barnim 22. 30.
Barten I. 16. 33. 36.
Basel 245.
Bathiany 154.
Bauernaufstand in Samland I. 142.
Bautzen 303.
Bazaine 500. 515 ff. 521 ff. 530 ff. 558 ff. 587.
Bazeilles 535 f.
Beaumont 532.
Beaune la Rolande 567.
Beeskow 52. 66.

Belfort 578 ff. 605 f.
Belgien 478.
Belle-Alliance 341 f.
Belleville 332 f.
Bellevue 543.
Benedek 432. 434 f. 442. 446. 449. 453 ff.
Benedetti 477 f. 482 f. 486.
Benedict Pfennig I. 101.
Benningsen 268. 270.
Bereſina 292.
Berlin 22. 30. 53. 83. 174. 186. 201 ff. 268. 275. 283. 299. 308. 313. 335 f. 363. 380. 384 ff. 396. 416. 450. 486. 513. 545. 606.
Bernhard I. II. 7.
Bernhard II. 11.
Bernhard von Zinnenberg I. 119.
Beſançon 574.
Bethmann-Hollweg 403.
Beuſt 438. 461.
Bevern, Herzog von, 166, 168. 173. 176 f.
Beyer 440. 465 f. 576.
Bierziese 58.
Bieſe 21.
Biſchofswerder 253.
v. Bismarck, Nicolaus, 36.
Bismarck, Otto v., 418 ff 432. 451. 458. 470. 473. 475. 477. 480. 484. 491 f. 521. 527. 539. 541 ff. 586. 596. 603. 606.
Blankenfelde 308.
Blind, Carl, 432.
Blücher 266. 273. 295. 300 ff. 318 ff. 325 ff. 338 ff.
Blume, Bartholomäus, I. 116. 119 f.
Blumenau 460.
Bluſſo 12.
Bog 3.
Bonin 393. 446 f.
Bordeaux 589. 593. 605.
Borſtell 314.
Boſe 502. 508.
Bourbaki 520. 526. 568 ff. 574. 578. 580 ff. 603 f.
Brandenburg 7 f. 10 f. 15 f. 30. 43. 45. 54. 63. 172. 386.
Brandenburg, Graf, 391.
Braunau 446.
Braunſchweig 17.
Braunſchweig, Ferdinand v., 169. 181. 190. 197. 211.
Braunſchweig, Karl Wilhelm Ferdinand v., 237. 242. 264 ff.
Bredow 520.
Breitenfeld 83.
Bremen 299.
Breslau 148. 153. 177. 181. 283. 295. 304. 363.
Brie 591.
Brieg 112. 147. 148 f. 151.
Bronzell 391.
Brown 148. 166. 168 f.
Brienne 326.
Brühl 158. 163. 191. 212.
Brüſſel 362.
Bruno von Querfurt I. 18.
Bruteno I. 17.
Brzesc I. 17. 108.
Buch 24.
Buddenbrock 520. 526.
Budritzki 585 f.
Bülow 300. 307 f. 314. 324. 329. 339. 373.
Bunzelwitz 206.
Burkersdorf 210.
Bütow 93.
Buzancy 532.
Cambriels 575 f.
Campo Formio 247. 256.
Canrobert 519.
Cavour 405.
Chalons 494. 514 f. 519. 522 f. 530 f.
Champeaubert 327.
Champigny 591.
Chanzy 568 ff.
Chateaudun 565.
Chateauneuf 566.
Chatillon 576.
Chevilly 553.
Chotuſitz 153.
Chriſtian von Oliva I. 20. 26. 29. 33.
Clam-Gallas 445.
St. Cloud 550.
Coccji 138. 160. 219. 222.
Colombey 518 f.
Compiegne 415.
Corbie 572.
Coulmiers 566. 590.
Crimee I. 11. 25. 29.
Cujavien I. 29.
Culm I. 15. 19. 36. 48. 71. 99. 105. 122.
Culmerland I. 15. 19 f. 26. 28 f. 30.
Culmiſche Handfeſte I. 30.
Cuſtozza 459.

Czaslau 153.
Czernitschef 209 f. 299.
Czirwenka, Ulrich, I. 118.
Dach, Simon, 117.
Daigny 536 f.
Dankelmann 122.
Danzig I. 20 f. 58. 77. 95. 101. 107. 108. 123 ff. 137 III. 133. 249. 268. 270. 272. 294. 323. 347.
Daun 170. 183 f. 185. 187 ff. 192. 198 ff. 210.
Davouſt 265.
St. Denis 550.
Dennewitz 314.
Derfflinger 106 f.
Dermbach 464.
Deutſcher Bund 346. 357. 366. 385. 389. 397. 421. 433. 437.
Deutſche Burſchenſchaft 353. 366.
Deutſcher Fürſtenbund 218.
Deutſche Geſellſchaft 223.
Deutſche Nationalverſammlung 385. 387.
Deutſcher Orden I. 23 ff. 50. 141.
Deutſche Union 388.
Deutſchland, Junges, 367.
St. Dié 574.
Dieppe 572.
Dietrich von Altenburg I. 61 f.
Dietrich von Haldensleben 10.
Diezmann von Meißen 25.
Dijon 576 f. 581.
Dinter 370.
Dirſchau I. 58. 101 III. 396.
Diſpoſitio Achillea 57.
Ditmar 7.
Diwan I. 44 f.
Dörnberg 286. 288. 299.
Dohna 185. 191. 280.
Dole 576.
Dorothea I. 84.
Douay, Abel, 502. 505 f.
Douay, Felix, 533.
Dreikönigs-Bündniß 388.
Dreißigjähriger Krieg 77 ff.
Dresden 159. 165. 167. 189. 195. 198. 303. 308. 311. 323. 363. 437. 475.
Dreyſe 443.
Dreux 566.
Droſte v. Viſchering 374.
Ducrot 538. 550. 582. 585. 590 ff.
Düppel 393. 424.
Dumouriez 242.
Eberbach 506 f. 508.
Eckertsberge I. 66.
Eidechſengeſellſchaft I. 106. 110. 113.
Elba 335. 337 f.
Elbing I. 32. 36. 109. 111. 137.
Eliſabeth von Rußland 163. 209.
Elſaß 335. 346. 551. 605.
Elſaßhauſen 596 ff.
Ems 480. 482 f.
Engelsburg I. 103.
Enghien 259.
Erfurt 300. 324. 388. 419.
Ermland I. 16. 33. 36. 71. 121. 129.
Eugen, Vicekönig von Italien 298 f.
Eugen von Würtemberg 267.
Eulenburg 411.
Evangeliſcher Bund 77.
Eylau 269.
Faidherbe 572 f.
Failly 500. 506. 532.
Favre, Jules, 485. 545 f. 551. 592. 603 f.
Favre, General, 571.
La Fère 332. 561. 572.
Fehrbellin 107.
Fermor 172. 182. 185 ff.
Ferrières 551.
Fiſchhauſen I. 18. 54.
Fleurus 339.
Flies 441. 466.
Floing 537.
Flourens 588. 603.
Fontainebleau 334. 569.
Forbach 510. 512.
Fouqué 169. 181. 197. 222.
François 540 f.
Franke 129.
Frankfurt a. M. 346. 385 f. 464 f. 468. 473 ff. 605.
Frankfurt a. d. O. I. 149 II. 22. 58 ff. 64. 192. 283.
Franſecky 455. 460.
Franz II. (I.) 261 f. 307. 358.
Franz Joſeph I. 404. 421.
Franzöſiſche Revolution 233 ff. 256. Zweite 362. Dritte 382.
Freiberg 211.
Friedericia 425.
Friedland 271.
Friedrich I. (Kaiſer) 17.
Friedrich II. (Kaiſer) I. 26.
Friedrich III. (Kaiſer) 51.
Friedrich VI. von Nürnberg 41 ff. 45 ff. 351.
Friedrich II. der Eiſerne 19. 51 ff. 377.

Friedrich III. (I.) König von Preußen 120 ff. 352.
Friedrich II. (König) I. 124. III. 128. 142. 145 ff. 260. 352. 378.
Friedrich VIII. 433.
Friedrich August 300. 303.
Friedrich mit der gebissenen Wange 26.
Friedrich Franz von Mecklenburg 552. 566 ff.
Friedrich Karl, Prinz, 437. 442 ff. 452 ff. 457. 460. 496. 513. 521. 529. 562. 566 ff. 583. 586.
Friedrich von Meißen I. 130.
Friedrich von der Pfalz 77.
Friedrich der Streitbare 49.
Friedrich der Weise I. 136.
Friedrich-Werder'sches Gymnasium 117.
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst 85 ff. 352. 378.
Friedrich Wilhelm I. 129. 130 ff. 352.
Friedrich Wilhelm II. 231 ff. 352.
Friedrich Wilhelm III. 253 ff. 263 ff. 352. 370 ff.
Friedrich Wilhelm IV. 377 ff. 410. 595. 606.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz, 442. 444 ff. 448. 452 ff. 496. 501. 513. 516. 539. 543. 585. 601. 606.
Froben 107.
Frose 24.
Fröschwiller 506 ff.
Froissard 500 f. 519.
Funk I. 145.
Gablenz 423. 433. 446 f. 458 f.
Gabebusch 306.
Galinden I. 16.
Gambetta 485. 546. 563. 578. 582 ff. 593 f. 598. 604.
Garenne 536.
Garibaldi 405. 432. 459. 575 ff. 580 f.
Gastein 421. 430. 433.
Geißberg 502. 504 f.
Gemappes 344.
Georg II. von England 163. 208.
Georg Friedrich von Ansbach I. 156. II. 68.
Georg von Hannover 434. 438. 441. 474.
Georg von Podiebrad 52.
Georg von Polenz I. 137.
Georg, Prinz von Sachsen, 591.
Georg Sabinus I. 149.
Georg Wilhelm I. 158. II. 75 ff.
Geraer Hausvertrag 68.
Gerhard von Hirzberg I. 39.
Gero 7 ff.
Gilgenburg I. 89.
Gitschin 444 f. 452.
Giulay 317.
Givonne 536 f.
Glappo I. 44 f.
Glatz 152 f. 197 f.
Gleim 225.
Glogau 148. 195. 324.
Glümer 577.
Gneisenau 273. 275. 280. 283. 295. 308. 344.
Göben 438. 464 ff. 572 f.
Goldene Bulle 35.
Goltz 518. 524.
Gothen I. 11.
Gotskowsky 201.
Gottschalk 11.
Gramont 481. 485.
Graudenz 218. 268. 271.
Graues Kloster 66. 116.
Gravelotte 521. 523 ff.
Groß-Beeren 308 f. 313.
Groß-Friedrichsburg 116.
Groß-Görschen 301.
Groß-Jägersdorf 173.
Günther von Schwarzburg 34 f.
Gustav Adolf 78 ff.
Guttenberg I. 146.
Häbler 370.
Hagenau 503. 510.
Halberstadt 21. 64. 88.
Hallue 572. 597.
Hamann 226.
Hamburg 209. 289. 299. 304. 324.
Hamm 561.
Hammer 426.
Hanau 323.
Hannover 261. 273. 363. 396. 436. 438 f. 462. 468. 473.
Hans von Sagan I. 70.
Hardenberg 281.
Hartmann 502. 507. 582.
Hartmut von Grumbach I. 39.
Hassenpflug 390.
von Haugwitz 261.
Havana 590.
Hecht I. 102.
Hedwig von Polen I. 81. II. 49.
Heiliger Bund 346 f.
Heiliger Rock 381.

Heinrich I. (König) 6.
Heinrich VI. (Kaiser) 19.
Heinrich Dusmer von Arfberg I. 61 f.
Heinrich, Gottschalks S., 12.
Heinrich der Löwe 14. 17. 19.
Heinrich, Markgraf, 27 f.
Heinrich von Meißen 21.
Heinrich von Plauen I. 95 ff 99. 103 f. 113
Heinrich, Prinz v. Preußen, 175. 185. 187. 189. 191. 196, 206. 211.
Heinrich Reffle v. Richtenberg I. 127 f.
Heinrich Reuß von Plauen I. 117. 126 f.
Heinrich der Stolze 14.
Helena 345.
Helgoland 425. 589.
Hennersdorf 157.
Hennig Schindekopf I. 66 ff. 70.
Hercus Monte I. 42. 44 f.
Herder 226.
Hermann von Salza I. 24 f. 28. 32 f.
Herwarth von Bittenfeld 437. 442. 444. 452 ff.
Heshusius I. 155.
Hessen-Darmstadt 462. 468.
Heveller 7. 8.
Hiddensee 589.
Hiller 457.
Hinterpommern 88.
Hippel 226.
Hoche 243.
Hochkirch 188. 303.
Hofer 288.
Hohenfriedberg 156.
von Hohenlohe 264 ff.
Hohenzollern 42.
Hohenzollern, Anton von, 403.
Holstein 386 f. 391 ff. 406. 422 ff. 426 ff. 461. 473.
Horn 109. 315. 455.
Horst I. 145.
Hubertsburg 212.
Hülsen 191. 201. 204.
Hünerwasser 444.
Humboldt 401.
Hussiten I. 107.
Hussitenkrieg 47 ff.
Jachmann 424.
Jaczo 15.
Jagow, Mathias von, 62.
Jägerndorf 112. 147.
Jagjel I. 80 ff. 85. 88 ff. 93 f. 96 ff. II. 49.
Jahdebusen 395.
Jahn 283. 354. 358.
Jassen 315.
Jellachich 384. 386.
Jena 264 f. 273.
Jerusalem I. 21. 23.
Illy 537.
Joachim I., Nestor 58.
Joachim II., Hector, 62 ff. 378.
Joachim Friedrich 156. (I.) II. 68.
Joachimsthalsches Gymnasium 69 116.
Jobst von Mähren 39 ff.
Johann der Alchymist 50.
Johann v. Baisen I. 113 f. 116. 119.
Johann von Böhmen 30 ff.
Johann Cicero 57.
Johann von Endorf I. 60.
Johann, Erzherzog 387.
Johann Georg 66.
Johann Huß 44 f. 47.
Johann, Karls IV. S., 38 f.
Johann Kasimir 89 f.
Johann von Sachsen 434. 438. 468.
Johann Sigismund 157. (I.) II. 69.
Johann von Tiefen I. 129 f.
Johann Wilhelm I. 155.
Jülich-Kleve 70. 104. 261 f.
Kaiserslautern 243 f.
Kalkreuth 270 f. 273.
von Kalkstein 99 ff.
Kameke 510.
Kammergericht 59.
Kant 225 f.
Kantigerde I. 47.
Kapellenberg 446.
Kappeln 423.
Karl von Baiern 464.
Karl der Große 5.
Karl IV. 32 f 35. 36 f. 44.
Karl V. I. 135. 140 f. II. 62. 481.
Karl VI. 147.
Karl VII. 152 f. 155.
Karl X. von Frankreich 361.
Karl X. von Schweden 89. 92 f.
Karl XII. 127 f. 132 f.
Karl Beffart von Trier I. 59.
Karl, Erzherzog, 256. 285.
Karl Johann 307 f.
Karl v. Lothringen 154. 156 f. 168. 178.
Karl von Neapel 39.
Karlsbad 357.
Karmer 219. 252.
Karweiß, Jacob, I. 147.
Kasimir der Gerechte I. 19.

Kasimir IV. 113. 116. 119. 128. II. 52.
Katharina II. von Rußland 210. 248.
Katzbach 199. 309. 313.
Kauen I. 67. 83.
Kauernik I. 89. 96.
Keith 185. 188. 222.
Keratry 566. 599.
Kesselsdorf 158.
Kirchbach 502. 507.
Kissingen 465.
Kitzen 306.
Klein-Bautzen 304.
Kleist, Ewald von, 194.
Kleist, General von, 300. 303 f. 312. 317 f. 329. 373.
Knut von Schleswig 12.
Koburg, Fürst v., 242.
Koburg-Gotha, Ernst von, 407. 413. 434.
Kökeritz, Leopold von, I. 92.
Köln 22. 30. 53.
König von Weizau, Ludolf, I. 61 f.
Königgrätz 453 ff. 503. 509.
Königingrätz 156. 184.
Königinhof 447. 452.
Königsberg I. 38. 44. 70. 77. 83. 120. 127. 137. 143 ff. III. 124. 133. 183. 254. 268. 270 f. 294. 378. 396. 415.
Königstein 437. 468.
Köpnick 21.
Körner 306.
Kolberg 190. 200. 208 f. 272. 274.
Kolding 394.
Kollin 170.
Konoweidit I. 54.
Konrad III. (Kaiser) 14.
Konrad von Erlichshausen I. 110.
Konrad von Jungingen I. 85.
Konrad Lezkau I. 95. 102. 109.
Konrad von Masovien I. 19. 20. 25 f. 27 f.
Konrat von Plötzke 11.
Konrad von Thierberg I. 52.
Konrad von Wallenrod I. 83.
Konrad Zöllner von Rothenstein I. 80.
Kopernicus I. 148.
Kosciusko 249 f.
Kostnitz 44.
Kottbus 52.
Kotzebue 356.
Kourbière 273.
Krakau I. 81. 138.
Kremmer Damm 43.
Krimkrieg 396.
Krossen 57.
Kruko 12.
Küchmeister von Sternberg, Michael, I. 103. 105 f. 114.
Küstrin 185. 195. 324.
Kulm 312.
von Kumberland, Herzog, 173.
Kummer 559.
Kunersdorf 192 f.
Kurhessen 390. 437 f. 440. 462. 468. 474.
Kuttenberg 153.
Kynstut I. 66 ff. 69. 80 f.
Labiau I. 63. II. 92.
Landau 242.
Landsberg 25.
Landshut 184. 197.
Langensalza 441.
Laon 329. 548.
Laudon 192 f. 195. 197. 199 f. 207.
Lauenburg 93. 426. 431.
Laufach 465.
Lausitz 9. 11. 27. 51.
Leboeuf 479. 485. 502.
Le Bourget 585. 593 f.
Lebus 22. 63.
Lehwald 168. 173. 201.
Leipzig 205. 300. 317 ff. 363. 477. 523.
Lenzen 7.
Le Mans 566. 570 f. 589. 603.
Lenzenberg I. 40.
Leo X. I. 135.
Leopold von Dessau 127. 137. 148. 155. 158.
Leopold von Hohenzollern 480 ff.
Leßko I. 19.
Lestocq 268. 270. 273.
Leuthen 179.
Lichtenau, Gräfin von, 252.
Liebenau 444.
Liegnitz 112. 147. 181. 199. 309.
Ligny 340.
Ligue, katholische, 77.
Lisaine 579.
Lissa 179. 181.
Lithauen I. 11. 15. 17. III. 217.
Lithauer I. 39 f. 49. 53. 59 f. 66 ff. 81 ff. 89. 96.
Litwo I. 17.
Livland I. 20. 32.
Löbau I. 15. 25.

Longwy 561.
Lothar 12.
Loucadou 274.
Lothringen 335. 346. 551. 605.
Lowositz 166.
Lucas David I. 58. 147.
Ludwig von Baiern 29.
Ludwig II. von Baiern 488. 595.
Ludwig I. von Brandenburg 31.
Ludwig von Erlichshausen I. 112. 116. 119. 126.
Ludwig von Liebenzell I. 46.
Ludwig Philipp 362.
Ludwig, Prinz von Preußen, 265.
Ludwig der Römer (II.) 34.
Ludwig XIV. 103 ff. 114. 121. 231. 476. 600.
Ludwig XVI. 232. 236. 240.
Ludwig XVIII. 335. 337. 345 ff. 349. 361.
Lübeck 299.
Lüneville 258.
Lützelstein 517. 561.
Lützen 83. 300.
Lützow 305 f.
Luise 254. 264. 289.
Lundenburg 460.
Luther von Braunschweig I. 61.
Luther, Martin, I. 132 ff. 141. II. 60.
Lutizen 2.
Lutter am Barenberge 78.
Luxemburg 477 f.
Lyon 588 f.
Macdonald 308 f.
Maciejowice 250.
Mac Mahon 494. 502. 506 f. 510. 513. 515 f. 530. 533. 538. 558.
Madalinski 249.
Magdeburg I. 42. II. 6. 8. 18. 20. 24. 30. 43. 53. 64. 82. 88. 264. 324.
Magenta 404.
Malmoe 393.
Manstein 568.
Manteuffel, General, 433. 439. 466. 518. 562. 571. 573. 578. 580 f. 597.
Manteuffel, Minister, 391.
Marengo 257.
Margarethe Maultasch 31.
Maria Theresia 133. 147 f. 151 ff. 208. 211.
St. Marie aux Chenes 523 f.
Marie Eleonore I. 155. II. 69.
Marienburg I. 52. 57. 62. 66. 77. 95 ff. 103. 108. 113. 115 ff. 122. 147. III. 374. 396.
Marienwerder I. 35. 84. 109. II. 109.
Marmont 317 f. 332.
Marsal 517.
Marseille 588.
Mars la Tour 519. 521.
Martin Golin I. 47 f.
Masovien I. 19. 21. 26. 29.
Masovier I. 18.
Masuren I. 17.
Matern, Gregor und Simon, I. 123.
Mathias, Thomas, 65. 67.
Maxen 196.
Maximilian I. 131 f.
Mecklenburg 46 f. 53.
Meinhard von Querfurt I. 54.
Meißen, Mark 9.
Melno I. 107.
Mervelbt 319.
Mestwin I. 58.
Metternich 383.
Metz 494. 500. 514 f. 517 ff. 523 ff. 530. 553. 558 ff. 586. 605.
Mezières 538. 561.
Missunde 423.
Mistewoi 11.
Möckern 300. 317.
Mittenwalde 21.
Möllendorf 243 ff.
Mollwitz 149.
Moltke 452. 456. 465. 480. 487. 495 f. 517. 527. 535. 539. 542 f. 579. 583. 586. 592. 599. 606.
Moncelle 536 f.
Mongolen I. 34. 39.
Montbeliard 579.
Montmartre 332 f.
Montmedy 561.
Morand 298.
Moreau 244. 258.
Moritz von Dessau 168. 174. 180.
Moritz von Sachsen I. 141. II. 63. 66.
Mortier 332.
Moskau 291. 528.
Moskwa 291.
Mühlberg 63.
Müllroser-Kanal 116.
Münchengrätz 444.
Muhamed I. 21.
Nachod 446. 448.
Nadrauen I. 11. 16. 46.
Nako 8 f.

Nalubo I. 43.
Nancy 494.
Napoleon I. 246. 257 ff. 263 ff. 292 ff. 298 ff. 308 ff. 322. 334. 338. 345. 476.
Napoleon II. 345.
Napoleon III. 399. 404 ff. 459 f. 485. 493. 500. 514. 534. 538 ff. 545.
Napoleon IV. 479. 500. 547.
Natangen I. 16. 33. 36.
Navarino 360.
Neehwiller 506 f.
Neerwinden 242.
Neiße 189. 207. 272.
Neipperg 149.
Ney 303. 313. 320.
Nettelbeck 274.
Netzdistrict 217.
Neubreisach 558.
Neuchatel 261. 398.
Neumark 22. 41. 48 f. 50. 61. 67. 185.
Neu-Ostpreußen 250. 268. 272.
Niklaswalde I. 86.
Nicolaus I. 360. 365. 397.
Nikolsburg 461. 466.
Nimwegen 108.
Nizza 405.
Noisseville 558 f.
Nollendorf 312.
Norddeutsche Bund 461. 462. 470. 472 f.
Nordmark 9 f. 13.
Nouart 532.
Nouilly 518 f.
Nymphenburg 151.
Oberlausitz 22.
Oches 533.
Oesterreich 93. 123.
Oignon 576.
Olgierd I. 69.
Oliva I. 20. 31. II. 94.
Ollivier 479.
Olmütz 391. 460.
Oranische Erbschaft 129.
Orleans 562 ff. 593.
Ostermann 312.
Ostfriesland 129.
Ostmark 9. 13.
Ostpreußen I. 121. 138. 143. 156. III. 80. 92. 172. 182. 268 ff. 293. 364. 368. 385.
Otto I. (Kaiser) 7.
Otto II. (Kaiser) 10.
Otto I. (Markgraf) 16 f.
Otto II. (Markgraf) 18.
Otto III. der Fromme (Markgraf) 20.
Otto IV. mit dem Pfeile 23 ff.
Otto V. 23.
Otto der Faule 36.
Otto I. von Griechenland 360.
Ottokar von Böhmen I. 38. II. 22.
Oudinot 308. 330.
Oversee 423.
Palikao 529. 545.
Pallieres 568.
Palm 262.
Paris 233 ff. 325. 328. 332 f. 345. 362. 397. 433. 496. 513 ff. 545 ff. 582 ff.
Patow 403.
Paul I. 257.
Paul von Rußdorf I. 107 ff.
Pauluzzi 294.
Pepiniere 251.
St. Peravy 566.
Perkunos I. 11. 4.
Peronne 561. 573.
Pestel 499.
Peter III. 209 f.
Peter von Amiens I. 22.
Peter von Dusburg I. 3.
Pfalzburg 561.
Pichegru 243.
Pikollos I. 12.
Pillau 80. 271.
Pipin I. 29.
Pirch 321.
Pirna 164 ff.
Pius IX. 405.
Pleß 490.
Pocarben I. 41.
Podol 444.
Pogesanien I. 16. 31.
Polaben 2.
Polen I. 17. 19. 34. 51. 58 f. 61. 89 ff. 103. 107. 113 f. 132. 144. II. 38 ff. 52. 78. 93. 100. 132 ff. 191. 216 ff. 247 ff. 363 ff.
Pomesanien I. 15. 29. 31. 71.
Pommerellen I. 17. 20. 31. 58. 95. 122. II. 24. 26. 50.
Pommern 30. 46. 53 ff. 57. 61. 82. 84. 172. 191. 200. 213.
Poniatowski 216. 320 f.
Pontarlier 580 f.
Posen 347. 364. 372.

Potrimpus I. 12.
Pourtales 398.
Prag 84. 168 f. 300. 307. 383. 459. 467.
Prerau 460.
Preßburg 261.
Preußischer Bund I. 109. 112 ff.
Preußische National = Versammlung 385 f.
Pribislaw 14.
Priegnitz 14. 29. 43. 46 f.
Prittwitz 193.
Pritzlawa 11.
Pritzwalk 47.
St. Privat 523 ff.
Probstheida 320.
Procop von Mähren 39.
Pruzze I. 4. 6.
Pufendorf 117.
Putzlitz 43.
Pytheas I. 3.
Quatre-Bras 340.
St. Quentin 573. 603.
v. Quitzow 40. 43 f.
Radegast 4.
Radetzky 383. 386. 404.
Ramler 213. 225.
Ramming 446.
Raon l'Etappé 574.
Rapp 294. 323.
Rastatt 464.
Rathenau 106.
Rauch 373.
Raxa 9.
Rebarier 7.
Reichenbach 307.
St. Remy 560.
Rezonville 519 f.
Rheinbund 262.
Rhode, Hieronymus, 96 f.
Ritterbrüder von Dobrin I. 26.
Rochefort 551.
v. Rochow 43. 201.
Rocroy 561.
Romove I. 11.
Ronge 382.
Roon 417. 480. 527.
Roßbach 174.
Rother Berg 510 f.
Rothière, la, 326.
Rudau I. 68 ff.
Rudolf II. 77.
Rüchel 264.
Rügen 108. 347.
Russen I. 68. 89 ff.
Saalfeld 264 f.
Saarbrücken 498 ff. 506. 510.
Sachsen 5. 14. 17. 35. 83 f. 128. 132 f. 154. 163 ff. 264. 272. 300. 347. 363. 437. 462. 468.
Sadowa 453 ff.
Salzburger 135.
Salzwedel 23. 37.
Samaiten I. 17. 85. 89. 107.
Samen (Samländer) I. 37 f. 127.
Samland I. 4. 16. 17 ff. 37 f. 58. 71. 137. 142.
Sand, Karl 356.
Savigny 434.
Savoyen 405.
Sbigneus I. 93.
Schafbusch 505.
Schalauen I. 16. 46.
Scharnhorst 280. 282. 295. 302. 307. 373.
Scheel-Plessen 433.
Schill 273. 275. 285 f. 287.
Schinkel 373.
Schleinitz 403.
Schlesien 65. 112. 147. 153 ff. 177. 212 f. 304.
Schlesische Erbvertrüderung 65. 112. 129.
Schleswig 386 f. 391 ff. 406. 422 ff. 426 ff. 461. 473.
Schlettstadt 558.
Schmettau 189. 195.
Schnell I. 145.
Schön 280. 282. 294. 366. 374.
Schöning 121.
Schwarzenberg, Adam von, 76 f. 86 f.
Schwarzenberg, Fürst v., 317 f. 322. 325. 328. 330. 339.
Schwarzenberg, Minister, 391.
Schwedisch-Pommern 88. 108. 131 f. 347.
Schweidnitz 156. 176. 181. 183. 207. 209. 211.
Schweinfurt 465.
Schweinschädel 449.
Schwerin 306.
Schwerin, General v., 150. 168 f. 222.
Schwertbrüder I. 20. 26.
Schwetz I. 58.
Schwiebuser Kreis 112, 129.
Sebastopol 397.
Sedan 534 ff.
Seehandlung 215.

Seidlitz 174 f. 180 f. 186 f. 193. 201. 222.
Semnonen 1.
Servigny 559.
Siegfried von Dahenfeld I. 66.
Siegfried von Feuchtwangen I. 56 f.
Sigismund 38 f. 41. 45. 47 ff.
Sirgune (Sorge) I. 31.
Siwa 4.
Skalitz 449.
Skirgal I. 82. 84.
Sklodo I. 39.
Skomand I. 46 f.
Slaven 1 f. 5.
Slawine 12.
Smolensk 291.
Solferino 404.
Soltikow 195. 199.
Soor 157. 446.
Sophie Charlotte 123. 129.
Sorben (Serben) 2. 5. 7.
Soubise 173 f.
Soult 304.
Spandau 54. 60. 83.
Spanischer Erbfolgekrieg 123. 127.
Spichern 500. 510 ff.
Soissons 558.
Staatsrath, Geheimer, 69.
Stade, Graf von, 11. 14. 439.
Stargard 22. 46.
Stein 281. 294 f.
Steinbach I. 145.
Steinmetz 448 f. 496. 562.
Stellmeiser 35.
Stendal 23. 59.
Stenzel von Bentheim I. 42.
Sternberg 46.
Stettin 28. 30. 49. 54. 88. 267. 323.
Stiring-Wendel 510. 512.
Stoinef 8 f.
Stolberg 449. 452.
Storkow 52. 66.
Stralsund 109. 132. 287.
Straßburg 476. 506. 551. 553 ff. 574.
Striegau 156. 171.
Stülpnagel 520 f.
Stuhm I. 35. 115.
Stuhmsdorf 81.
Subislav I. 20.
Sudauen I. 16. 46 f. 107.
Sudauischer Winkel I. 47.
Südpreußen 249. 268. 272.
Suwaroff 250. 257.
Swantewit 5. 18.
Swantopolk I. 21. 31. 33. 35 f. 58.
Tabaks-Collegium 139.
Tanger 10.
Tangermünde 37.
Tann 509. 535. 537. 563 ff.
Tannenberg I. 90. 102. 116.
Tataren I. 39. 68. 89 ff. 96. 129. III. 208.
Tauenzien 307 f. 314. 324.
Tauroggen 293.
Tecklenburg 129.
Teltow 22.
Tenkitten I. 18.
Teplitz 312 f.
Teschen 218.
Tettenborn 299.
Tetzel I. 134. II. 60.
Thiers 485. 546. 586 f. 605.
Thionville 561.
Thorn I. 15. 28. 30. 79. 100. 111. 115. 121. 137. III. 139 ff. 249.
Thornsches Trauerspiel 139.
Thüringische Mark 6.
Tilly 78. 82 f.
Tilsit 271 f.
Tobitschau 460.
Toleranzedict 71.
Torgau 203. 323.
Tottleben 201. 202.
Toul 530. 552.
Toulouse 588 f.
Tours 593.
Trautenau 446 f.
Tresckow 566. 569. 578.
Treuenbrietzen 33.
Triglaff 4.
Trochu 530. 545 f. 569. 582. 590. 592. 600–602.
Troyes 327. 330.
Truchseß von Waldburg I. 154.
Truchseß von Wetzhausen, Martin, I. 128 f.
Tschech 388.
Tugendbund 279.
Tümpling 445.
Tugumir 7 f.
Turnau 444.
Twangste I. 38.
Tyrol 261. 374.
Uckermarck 22. 30. 46 f. 49.
Uhrich 554 f.
Ukrer 7.
Ulm 260.
Ulrich von Jungingen I. 88 ff. 94.

Union 359.
Usedom 88. 132.
Valerien 550. 602. 605.
Vandamme 311 f.
Venedig I. 25. 56.
Verdun 519. 522 f. 530. 553. 561.
Versailles 549. 584 f. 604.
Vesoul 574.
Victor Emanuel 405 f. 461.
Vierbrüdersäule I. 54.
Villa Franca 404.
Villepion 568.
Villersexel 578.
Villiers 591.
Vinoy 550. 591. 602.
Vionville 519 ff.
Vitalienbrüder I. 86.
Vitry 553.
Vogel von Falkenstein 438 ff. 462 ff. 466. 497.
Voigts-Rhetz 453. 520. 567. 570.
Voltaire 162.
Vorpommern 88. 132.
Wahlstatt 199. 310.
Waidelotten I. 12.
Walbeck, Graf von, 11.
Waldemar 25 ff. 32 ff.
Wallenstein 78.
Wallrad Wunderlich I. 40.
Warschau 91. 249 f. 272. 363. 390.
Wartburg 355.
Wartenberg 122. 129.
Wartenburg 315.
Wartensleben 266.
Waterloo 341 476.
Wedell 192. 567.
Wehlau 93. [illegible]
Weißer [illegible]
[illegible] ff.
[illegible]penburger Linien 242.
Welfenlegion 474.
Wellington 284. 313. 332. 339 ff.
Wenden I. 6. II. 2 f. 5 f. 7 ff. 12. 14.
Wenzel 36 f. 40. 48.
Wenzeslaw von Böhmen I. 89.
Werder 444. 502. 553. 557. 574 ff. 578 ff.
Werner von Orseln I. 60.
Werther 481.
Westfälischer Frieden 87 f.
Westpreußen I. 122ff. III. 80. 90. 217. 268. 293. 364. 368.
Widewuto 17.
Wien 261. 335. 337. 383. 426. 450. 460.
Wilhelm I. 400. 403. 408 ff. 434 ff. 452 ff. 468. 480 ff. 497 f. 503. 507 ff. 515 ff. 522. 538 ff. 583 ff. 595 ff. 600.
Wilhelmshöhe 440. 543.
Wilzen 2.
Wimpffen 538. 541 f.
Winrich von Kniprode I. 52. 61. 63 ff. 76 ff.
Winterfeld 176. 222.
Winzingerode 331.
Witland I. 15.
Witowd I. 80 ff. 85. 88 f. 91.
Wittgenstein 300. 317. 328.
Wittich 564. 566.
Wittstock 84.
Wladislaus von Polen I. 82.
Wladislaw, Posthumus 51.
Wöllner 252. 254.
Wörth 505 ff.
Wohlau 112. 147.
Wollin 88. 108, 132.
Wrangel 386.
Wrede 32[illegible]
Wür[illegible]
[illegible]
Wurmser 242 f.
Wurschen 303.
Xanthen 70.
York 291. 293. 300. 308. 315. 329.
Ypsilanti 360.
Zastrow 512.
Zeppelin 499.
Ziethen 156 f. 169. 170–178. 180 f. 188. 199. 203 ff.
Zollverein 373. 396. 475.
Zorndorf 185 f. 202.
Zossen 58.

Geschichte Preußens.

Erster Theil.

Von der Ankunft des deutschen Ritterordens in Preußen bis zur Umstaltung des Landes in ein weltliches Herzogthum.
(1230–1525.)

Erster Abschnitt.

Von der Eroberung Preußens durch die Ritter bis zur Verlegung des hochmeisterlichen Sitzes nach Marienburg. 1230—1309.

Erstes Kapitel.

Kurze Schilderung der Sitten, Gebräuche, Religion und Landeseintheilung der alten Preußen vor der Ankunft des deutschen Ordens.

Die älteste Geschichte Preußens ist wie die eines jeden Landes in tiefes Dunkel gehüllt, und eine einigermaßen sichere und zusammenhängende Erzählung läßt sich nicht weiter als bis auf den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zurück führen. Die erste Quelle, aus der wir hauptsächlich die Kenntniß der Vorzeit schöpfen, ist die in lateinischer Sprache geschriebene Chronik des Peter von Dusburg, der die Geschichte Preußens mit der Ankunft des deutschen Ordens begann und bis zum Jahre 1326 fortführte. Ihm verdanken wir auch die wichtigsten Nachrichten über das heidnische Preußen, bevor die deutschen Ritter dorthin kamen.

Zwar fehlt es nicht ganz an Nachrichten über die Beschaffenheit Preußens und seiner Bewohner, die einer noch früheren Zeit angehören, aber diese sind nur spärlich und rühren von fremden Völkern her. Früher nahm man an, daß bereits Pytheas aus Massalia, dem heutigen Marseille, bis zur Ostseeküste vorgedrungen sei, und unter dem Lande, das in seinem Reisebericht genannt wird, Preußen gemeint sei. Dann würden die Angaben für dasselbe bis in das vierte Jahrhundert vor Christi zurückreichen, in die Zeit, als Alexander der Große seine Eroberungs- und Entdeckungszüge in Asien ausführte. Aber das Meer, in dem Pytheas den Bernstein fand, war das deutsche Meer, und in ihm ist auch die Insel zu suchen, von der er den übertriebenen Bericht giebt, daß die Einwohner aus Mangel an Holz Bernstein zur Feuerung benutzten. Zu seiner Zeit ferner war weder der Name „Ger-

manen" noch „Preußen" gebräuchlich, die Völker westlich vom Rhein hießen Kelten, die östlich davon Skythen.

Weit ergiebiger an Bernstein als die Küste des deutschen Meeres ist die der Ostsee und namentlich bei Samland, doch läßt sich mit großer Sicherheit annehmen, daß der samländische Bernstein erst um die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christi Gegenstand eines directen Handelsverkehrs zwischen Mittelmeer und Ostsee wurde. Die Straße führte längs der Weichsel und durch Ungarn nach dem adriatischen Meer. Viele Jahrhunderte älter ist dagegen der Tauschhandel, der jenes köstliche Gestein, das den alten Griechen bereits bekannt war und heute noch in der ganzen Welt, vorzüglich im Orient, in hohem Ansehen steht, von den Küsten des deutschen Meeres über Frankreich nach Marseille führte, von wo es die Phönicier, die herrschenden Seefahrer des Mittelmeers nach Italien, Griechenland und dem fernen Osten brachten.

Hiernach also reicht die älteste Nachricht über das Preußenland nur bis in das erste Jahrhundert nach Christi zurück.

Die großen Völkerbewegungen des fünften Jahrhunderts nach Christi, welche in ganz Europa Veränderung der Wohnsitze hervorriefen, mögen auch für die Küstenländer der Ostsee nicht ohne Einfluß geblieben sein. In welcher Weise sie aber umgestaltend einwirkten, darüber fehlen uns die Nachrichten. —

Vier Jahrhundert darauf schrieb über Preußen ein Seefahrer aus Schleswig, Wulfstan mit Namen, der vor dem Ende des neunten Jahrhunderts eine Fahrt auf der Ostsee unternahm, um die daran liegenden Länder zu erkunden. Die heutige Provinz Preußen nennt er einen Theil des Estenlandes, welches sehr groß war und viele „Städte" hatte, in deren jeder ein König herrschte. Dies Land war reich an Honig und Fischen. Der König und die reichsten Leute tranken Pferdemilch, die Unvermögenden Meth. Unter den Esten herrschte viel Krieg. Die Todten wurden verbrannt, und so lange sie unbestattet waren, wurden Feste gefeiert, wurde gegessen und getrunken. Die Leichen lagen da ohne zu verwesen, denn die Esten verstanden die Kunst, Kälte hervorzubringen und selbst im Sommer Gefäße mit Wasser überfrieren zu lassen.

Die nächsten Angaben erhalten wir aus dänischen Chroniken. Sie reichen vom Ende des achten Jahrhunderts bis 1210 und erzählen von Plünderungszügen, hauptsächlich gegen Samland und die Nachbarländer Curland und Estland. Es waren Einfälle, die auf Beute und Tribut abgesehen waren und den Dänen kein bleibendes Ansehen im Lande verschafften. Der Name Preußen wird das erste Mal in der Form „Pruzze" in einer päpstlichen Urkunde aus dem

Ende des zehnten Jahrhunderts erwähnt. Pruzze, verkürzt aus Poruzze, in lateinischer Form Poruſſia, Boruſſia heißt das an Rußland grenzende Land. Po heißt so viel als „nahe, bei.“

Mit der Eroberung des Preußenlandes durch den deutschen Orden gewinnt die Geschichtserzählung einen sichern Boden. Ordens- und Landeschroniken geben nicht nur ein klares Bild von den blutigen Kämpfen mit den Heiden, von der herrlichen Blüthe und den traurigen Verfall des deutschen Ritterordens, sondern sie enthalten auch zahlreiche Angaben über den Zustand des Landes bei Beginn des dreizehnten Jahrhunderts.

In Folgendem soll daher, was sich über seine damalige Beschaffenheit und die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner als ziemlich unbestrittene Wahrheit ermittelt hat, der Hauptsache nach kurz zusammengestellt werden.

Die äußere Gestalt des Landes hat seit jenen Tagen so bedeutende Veränderungen erlitten, daß es der heutige Bewohner schwerlich wieder erkennen dürfte, wenn es ihm vergönnt wäre, dasselbe in seiner damaligen Beschaffenheit zu betrachten. Dichte Wälder, in denen oft tausendjährige Eichen, die des Volkes Aberglaube für heilig hielt, ihre blätterreichen Kronen stolz emporhoben, bedeckten einen großen Theil Preußens und dienten dem zahlreichen Wilde zum Aufenthalte. Der wilde, mächtige Auerochs, der Bär und das Elenthier, von denen jetzt in unserm Vaterlande keine Spur mehr gefunden wird, gehörten damals hauptsächlich mit zu den gefürchteten Bewohnern jener weitläufigen Waldungen. Auch war zu jener Zeit das Land noch viel wasserreicher, als jetzt, wo theils der Fleiß der Einwohner, theils die Zeit manchen Sumpf ausgetrocknet und manchem Landsee engere Grenzen angewiesen hat. So soll unter andern der Drausensee bei Elbing von weit größerem Umfange und so tief und wasserreich gewesen sein, daß er bedeutende Schiffe tragen konnte. Auch die Werder und Niederungen des Landes, jetzt die reichsten und fruchtbarsten Gegenden, waren damals nichts, als große Sümpfe mit Schilf und Waldung bewachsen und vielleicht nur hin und wieder mit einzelnen Hütten bebaut. Dagegen boten andere Landstriche einen fruchtbaren Boden dar, die jetzt in öde Sandwüsten verwandelt sind. Von der kurischen Nehrung und einem Theile der samländischen Küste wenigstens ist dieses unbestritten gewiß. Der Boden aber, den Wald und Gewässer frei ließen, soll, nach der Meldung der alten Geschichtsschreiber sehr wohl angebaut und stark bevölkert gewesen sein. Städte, wie wir sie haben, gab es damals nicht im Lande, wohl aber große und zahlreiche Dörfer, und von den Gipfeln der Hügel herab drohten feste Wehrburgen zur Vertheidigung des Landes, die sich freilich mit unsern

heutigen Festungen nicht vergleichen lassen, da sie nur aus Holz erbaut waren, aber doch für jene Zeiten hinreichenden Schutz gewährten. Und so bot das Preußenland, in seiner mannigfaltigen Abwechselung von waldumkränzten Hügeln und fruchtbaren, wasserreichen Ebenen, von dunkelschattenden Hainen und reichen Getreidefeldern, von Burgen und Dörfern, einen so anmuthigen Anblick dar, daß es wie ein großer schöner Garten anzuschauen gewesen sein soll.

Das Volk, welches zu jener Zeit hier wohnte, gehörte der lettischen Völkerfamilie an, die von der Weichsel ab östlich den ganzen Bogen der Südostküste des baltischen Meeres einnahmen. Ueber die Weichsel hinaus nach Westen waren unsere lettischen Vorfahren, die Pruzzen oder Preußen, nicht vorgedrungen, denn dort hatten sich slavisch-wendische *) Völker bis zur Seeküste vorgelagert, und auch im Süden hemmten Slaven weitere Ausdehnung.

Die alten Preußen waren von hohem, schlankem Körperbau mit langen blonden Haaren und blauen Augen, ein ungeschwächtes kräftiges Naturvolk, das die Verfeinerung unserer Lebensart und die damit verbundenen erkünstelten Genüsse und Bedürfnisse nicht kannte, und sich eben darum einer festen Gesundheit, riesenhafter Körperkräfte und eines hohen Lebensalters erfreute. So einfach und ungekünstelt aber auch ihre Lebensweise sein mochte, so fehlte es ihnen doch nicht an den Geschicklichkeiten und Beschäftigungen, die den Menschen aus dem Zustande roher Wildheit zu einer gewissen Stufe der Gesittung emporheben. Der Ackerbau, eine der hauptsächlichsten Bedingungen zu einem geordneteren und fester begründeten geselligen Leben, war ihnen seit uralten Zeiten bekannt und wurde mit fleißiger Sorgfalt von ihnen betrieben. Sie bauten aber nicht bloß Getreide und Hirse zu ihrer Nahrung, sondern auch Flachs, dessen Verarbeitung zu Kleidungsstücken sie wohl verstanden. Eben so wenig war ihnen die Kunst unbekannt, aus der Wolle des Schafes sich wärmende Gewänder zuzubereiten. Selbst die Schmiedekunst scheint ihnen nicht ganz fremd gewesen zu sein, da die

*) Die Wenden (Veneder) waren ein Zweig des großen Slavenstammes, der von Asien kommend, im östlichen Europa feste Sitze errang. Sie hatten sich hauptsächlich in dem heutigen Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, in der Lausitz und Sachsen bis zur Elbe hin niedergelassen. Am reinsten haben sich die Wenden in dem Spreewald erhalten, der zwischen Berlin und Cottbus liegt. Hier herrschen noch bis auf den heutigen Tag wendische Sprache, Tracht und Gebräuche; der Reisende glaubt sich in eine fremde Welt versetzt. Die Abschließung gegen die ringsum sie umgebende deutsche Kultur erklärt sich aus der eigenthümlichen Lage ihrer Wohnsitze auf Inseln zwischen Sumpfwald, Wiesen und Canälen. Auch die Altenburger sind Wenden.

eigenthümliche Gestalt einiger ihrer Waffen und Geräthschaften, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, wohl mit Recht schließen läßt, daß sie im Lande selbst verfertigt worden seien. Auch verstanden sie es, Gefäße aus Thon zu bereiten, und die Ueberbleibsel, die sich davon erhalten haben, zeugen von Geschmack und Zierlichkeit. Ob sie aber den Gebrauch der Buchstaben kannten, ist sehr zweifelhaft. Wenigstens müßte die Kunst zu schreiben nur äußerst selten unter ihnen gewesen sein, da uns durchaus kein Denkmal davon geblieben ist. Um ihrem Gedächtnisse beim Zählen der Tage oder für die Erinnerung an merkwürdige Begebenheiten zu Hilfe zu kommen, bedienten sie sich eines Kerbestockes, in welchem sie Merkzeichen einschnitten, auch wohl eines Riemens oder Strickes, worin sie Knoten knüpften. Denn die Zeit in Wochen einzutheilen, verstanden sie nicht. Sie rechneten nur nach Monaten, Jahren und wichtigen Begebenheiten. Ihre Monatsnamen waren, nach den verschiedenen Erscheinungen, welche die Natur in jedem derselben darbietet, sehr passend gewählt. Der Monat, wenn die Tauben zuerst wieder in die Wälder flogen, hieß Taubenmonat, wenn die Linden blühten, Lindenmonat, wenn das Laub von den Bäumen fiel, Laubfallmonat u. s. w. — Die Hauptbeschäftigungen der alten Preußen bestanden in Acker- und Gartenbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd, und in der Anfertigung der hiezu erforderlichen Geräthschaften. Die Jagd aber betrieben sie nicht nur, um die heimgebrachte Beute als Speise zu benutzten, sondern auch, um mit dem kostbaren Pelzwerke welches das zahlreiche Wild ihrer heimathlichen Wälder ihnen lieferte, Tauschhandel zu treiben. Zu gleichem Zwecke sammelten sie den Bernstein auf, der durch die Meereswellen mit einem grünen Kraut, das man Seetang nennt, an die Küste gespielt wurde. Jetzt gewinnt man ihn auch durch das sogenannte Stechen, indem man bei ganz ruhiger See mit einem Käscher in das Wasser hinein geht und ihn vom Meeresgrunde auffischt, durch Taucher, und auf bergmännischer Weise durch Graben. Für Bernstein tauschten sie metallene Geräthschaften und Zierathen ein, auch wohl Gold- und Silbermünzen, die sie aber wahrscheinlich nur ihres Glanzes wegen als Schmuck und Kostbarkeit schätzten. Das Getreide, welches ihre Aecker ihnen zollten, verstanden sie nicht bloß zu Brod und Kuchen zu verbacken, sondern sie wußten auch schon Bier daraus zu bereiten. Ihre Hauptgetränke aber waren Meth und gegorene Stutenmilch, die sie aus hölzernen Schalen oder aus den zu diesem Zwecke bearbeiteten Hörnern des mächtigen Auerochsen sehr gerne und reichlich genossen. Denn sie waren große Freunde von lustigen Trinkgelagen und ergötzten sich dabei bis zum Uebermaße. Ueberhaupt scheint Frohsinn und Heiterkeit ein hervorstechendes Merkmal in der Sinnesart jenes Volkes gewesen zu sein, und ohne Zweifel

waren sie auch Freunde des Gesanges und wußten ihre Gefühle in Liedern auszudrücken, die sie unvorbereitet dichteten und sangen. Der heutige Lithauer wenigstens erfreut sich noch fortwährend an Gesängen aus dem Stegreife, die er Dainos nennt, und die Hochzeit- und Begräbnißgebräuche der alten Preußen, wie sie uns beschrieben werden, enthalten Beweise genug, daß auch sie die Freude wie die Trauer des Lebens, durch Gesang zu erhöhen und zu mildern wußten.

Zu ihren vorzüglichsten Ergötzlichkeiten aber gehörte die Jagd, und es galt für eine große Ehre, die Hörner eines selbsterlegten Auerochsen aufweisen zu können, wie denn auch in der That der Kampf mit diesem gewaltigen und starken Thiere, Muth und Gewandheit genug erforderte.

Die Männer ließen Haar und Bart lang wachsen. Ein eng anschließender kurzer Rock, gewöhnlich von weißer Farbe, der Brust und Hals offen ließ und nur bis an das Knie reichte, war ihre Kleidung. Die Vornehmen trugen ihn aus Wollenzeug, die Geringeren aus Leinen, welches beides, wie schon erwähnt, im Lande selbst gewonnen und bearbeitet wurde. Um den Leib schmiegte sich ein Gürtel, der das Gewand mittelst einer metallenen Schnalle zusammenhielt. Des Gürtels Schmuck waren blanke Metallplatten oder bunte Zierathen aus Bernstein und Thon. Auch Halsketten und Spangen, oft sogar aus edelem Metalle, dienten den Vornehmern zur Zierde. Die Beine waren mit langen Beinkleidern bedeckt, und die Füße bis zur Wade hinauf mit breiten wollenen Bändern zierlich umflochten. Auch sollen Schuhe aus Leder und Bast üblich gewesen sein. Eine spitze Mütze von Pelzwerk oder Wollenzeug vollendete den Anzug. In den frühesten Zeiten soll eine mächtige Streitkeule, die unten mit Blei ausgefüllt war, um ihre Wucht zu vermehren, die Hauptwaffe des Volkes gewesen sein. Außer ihr führte jeder Krieger auch noch kleinere Wurfkeulen in seinem Gürtel, die sie so geschickt zu brauchen wußten, daß sie selbst einen Vogel im Fluge damit treffen und tödten konnten. Auch der steinernen Streitaxt bedienten sie sich schon frühe als Waffe und hatten endlich noch eine Steinschleuder, aus welcher spitzgeschärfte Wurfsteine geworfen wurden. Als aber das friedliche Volk mit seinen Nachbarn in häufige Kriege verwickelt wurde, lernte es von diesen den Gebrauch des Schwertes und Spießes, des Schildes und der Pfeile kennen und mit ihnen wahrscheinlich auch die Kunst, diese Eisenwaffen selbst zu bereiten. Doch scheint auch in den spätesten Zeiten die Streitkeule nicht ganz ungewöhnlich gewesen zu sein.

Die Weiber trugen lange Gewänder aus farbigem Leinenzeuge. Eine Art von Mantel hing ihnen von der Schulter herab, wo er durch eine Spange oder Schnalle zusammengehalten wurde. Arm- und Halsbänder aus Metall, Thon und Bernstein, kleine Kettchen

und Ringe waren ihr Putz. Auch Ohrgehänge trugen sie, aber freilich von etwas plumperer Art, als die, womit heute zu Tage die Frauen sich schmücken. Die Mädchen durchflochten ihr Haar mit Blumenkränzen, die Frauen bedeckten es mit einer Art Haube. Ihnen lag die Besorgung der häuslichen Wirthschaft, die Pflege der Männer und Kinder ob. Dem Hausherrn und seinen Gästen mußten sie die Füße waschen: denn das Fußbad galt für eine ehrende Erquickung des Gastes und wurde sehr häufig genommen. Ihre Stellung war eine untergeordnete.

Die Landessitte verstattete dem Manne drei Frauen, von denen jedoch die zuerst geheirathete in größerem Ansehen stand, als die übrigen. Die Braut wurde dem Vater vom Bräutigam abgekauft. Am Tage der Hochzeit sandte dieser einen Wagen, um sie in seine Wohnung heimzuholen. Dann erhob die verlobte Jungfrau einen rührenden Abschiedsgesang, in den ihre versammelten Gespielinnen einstimmten. Allem, was ihr lieb und theuer gewesen war, rief sie ein Lebewohl zu. „Wer wird euch, ihr geliebten Eltern, künftig pflegen und die Füße waschen? wer wird dich unterhalten, du heiliges Feuer des Herdes, daß du nicht verlöschest? ich muß von euch ziehn, ich kann's nicht mehr!“ so rief sie unter Thränen, während ihre Freundinnen sie umarmten und ihr Trost zusprachen. War die Abschiedsklage beendet und hatte der Wagen des Bräutigams die Braut bis in die Nähe seiner Wohnung geführt, so sprengte ein Reiter dem Zuge entgegen, einen lodernden Feuerbrand in der einen, einen gefüllten Krug in der andern Hand schwingend. Dreimal umritt er den Wagen, und indem er der Jungfrau den Trunk darreichte, rief er: „Wie du in deines Vaters Hause das Feuer des Herdes gehütet, so thue jetzt im Hause deines Gatten!“ War die Braut unter manchem fröhlichen Gebrauche endlich in das Hochzeitshaus eingetreten, so ward sie an den Herd, den Ehrenplatz der sorgsamen Hausfrau, geführt, wo ihr zum Willkommen abermals ein Trunk dargeboten und dann ein Fußbad bereitet wurde. Darauf ward ihr der Mund mit Honig bestrichen, und mit verbundenen Augen führte man sie an alle Thüren des Hauses und forderte sie auf, mit dem Fuße daran zu stoßen, während man Sämereien aller Art auf ihr Haupt streute — vielleicht um anzudeuten, daß eine ordentliche Hausfrau auch im Dunkeln in ihrem Hause Bescheid wissen müsse, und daß Ordnung und Fleiß des Wohlstands Fülle nach sich ziehe. — Dann folgte ein fröhliches Mahl und lustiger Tanz, wobei der Braut das lange Haar, die Zierde der Jungfrauen, abgeschnitten und ihr Haupt mit einer umkränzten Haube bedeckt ward.

Obwohl die meisten Nachrichten über die Sitten und Sinnesart

des preußischen Volks nur von den Feinden desselben herrühren, so erfahren wir dennoch dadurch des Rühmlichen und Schönen genug. Vor allen Tugenden des Volkes leuchtet aber seine unbegrenzte Gastfreundschaft herrlich hervor. Jeder Fremdling, der einer preußischen Hütte sich nahte, fand darin Obdach und Schutz, und sein Wirth beeiferte sich, ihn so hoch aufzunehmen und so sorgsam zu verpflegen, als es irgend in seiner Macht stand. „Den Gast senden die Götter", das war der Preußen Meinung und darum straften sie eine jede Beleidigung, die dem Gaste zugefügt ward, mit dem Tode. Und wie sie den einsprechenden Fremdling mit Freuden beherbergten, so leisteten sie auch jedem Nothleidenden gerne ihren Beistand und waren insbesondere bereit, verunglückte Seefahrer zu retten, welche die stürmischen Wogen an ihre Küste verschlugen. Und dies ist für sie um so ruhmvoller, da rings um die Ostsee auf allen Küsten das Strandrecht in der grausamsten Weise ausgeübt wurde. Bettler gab es nicht unter ihnen, denn Arbeitscheu und Trägheit kannten sie nicht, und wen Alter oder Krankheit zur Arbeit untüchtig machte, der ward gewöhnlich von Haus zu Hause freiwillig und gerne verpflegt. Diebstahl und Ehebruch wurden mit dem Tode bestraft, und das gegebene Wort stand fest. Von ihrer Dankbarkeit gegen Wohlthäter und ihrer Tapferkeit und Verschlagenheit im Kriege, wird der Verlauf der Erzählung den Beweis führen. Freilich treffen wir auch bei ihnen manche rohe Sitte, manchen grausamen Gebrauch an. Sie besaßen Neigung zur Trunksucht. Das Trinken um die Wette war bei Männern und Frauen Sitte, und der Wirth glaubte, seinen Gast nicht gut auf genommen zu haben, wenn er ihn nicht berauschte.

Es erlaubte das Recht des Mannes, der mit kranken Frauen, Kindern, Brüdern, Schwestern oder Dienstboten beladen oder auch selbst krank war, die siechende Person oder auch sich selbst zu verbrennen, „denn, fügt es hinzu, unserer Götter Diener sollen nicht stöhnen sondern lachen, und wenn Jemand bei gesundem Leibe sich selbst, sein Gesinde oder Kind den Göttern opfern und verbrennen will, so soll ihm solches unverwehrt sein, denn solche werden durchs Feuer geheiligt, selig und würdig mit den Göttern zu lachen und wohl zu leben". Kranke Personen wurden getödtet, „weil das Elend der Menschen Göttern und Menschen eine Trauer ist". Ja, viele Töchter des Hauses tödtete man bis auf eine, welche bestimmt war, das Geschlecht fortzupflanzen, auch verkaufte man sie mitunter an Fremde. Es gab aber ein Gesetz den Söhnen auch das Recht, kranke, kraftlose Eltern den Leiden und Mühen des Lebens durch den Tod zu entziehen.

Sonst ward jeder eigentliche Mord mit Blutrache bestraft. Ein Wehrgeld als Schadenersatz fand nicht statt, bevor nicht der Mörder

oder einer seiner Verwandten von den Verwandten des Ermordeten getödtet war.

Die alten Preußen zeichneten sich aus durch Frömmigkeit und standhafte Treue in ihrem Glauben. Sie feierten kein Fest, unternahmen kein Geschäft von irgend einer Wichtigkeit, begannen keinen Krieg und schlossen keinen Frieden, ohne zuvor ihrer Götter, die sie sich als die wohlwollenden Lenker der menschlichen Schicksale vorstellten, gedacht und ihren angeblichen Willen durch den Mund der Priester erfahren zu haben.

Die älteste Religion der heidnischen Preußen war ein Naturdienst. Sie verehrten Sonne, Mond, Sterne und Thiere und hielten gewisse Haine, Felder, Seen und Quellen für heilig. Im Blitz und Donner erkannten sie das Walten der Gottheit, Bildnisse der Götter hatten sie nicht.

Im sechsten Jahrhundert nach Christi fand nach Preußen eine Einwanderung der Gothen aus Skandinavien statt, die nicht ohne Einfluß geblieben sein kann, aber keineswegs den Bewohnern die alte Religion nahm und an ihre Stelle eine ganz neue setzte.

In der weitern Entwicklung finden wir als obersten der Götter Perkunos, der ein gemeinsamer Gott des lettischen Stammes ist und noch heute in den Volksgesängen Lithauens fortlebt. Zu seiner Verehrung brannte vor der heiligen Eiche ein ewiges Feuer aus geheiligtem Eichenholz, bei dessen Verlöschen die Priester, die es unterhalten mußten, mit dem Leben büßten.

Der Hauptort seines Cultus war Romove, gelegen in Nadrauen, vielleicht unweit des Flüßchens Romene; der Priester, der ihm hier vorstand, hieß Criwe, er war das geistliche Oberhaupt nicht nur der Preußen, sondern auch der Lithauer und Livländer. Das Wort wie die Person des Criwen ward für heilig und unverletzlich gehalten, er allein durfte mit Perkunos verkehren und vermittelte zwischen ihm und dem Volke.

Der Donner war die Sprache, in der Perkunos zu den Menschen redete, und alles Volk fiel, wenn er sich vernehmen ließ, voll Furcht auf die Erde nieder und rief: „Diewas Perkunos abgehle uns.“ (Gott P. erbarme dich unser).

Hatte der Criwe aus dem Donner Glückliches verkündet, so erfolgten fröhliche Gelage und reichliche Opfer.

Als solche wurden ihm nicht nur Rosse und Thiere der Heerden, sondern auch Gefangene dargebracht. Wen der Blitzstrahl traf, den hatte Perkunos in die Gemeinschaft der Götter gerufen. Darum war es der Criwen höchster Wunsch, ihren Tod durch die himmlische Flamme zu finden.

Ob Perkunos im Bilde verehrt wurde, ist fraglich; einen Tempel hatte er nicht, eben so wenig wie die andern Götter, sie alle wurden in der freien Natur, gewöhnlich unter Bäumen, die sich durch ihre Größe auszeichneten, angebetet.

Neben Perkunos wurden viele andere Götter verehrt, von denen Curche das größte Ansehen genossen zu haben scheint. Er war ein allgemeiner Landesgott, dem alljährlich bei wiederkehrender Erntezeit an den ihm geweihten Orten geopfert wurde. Während die Priester dem Gotte auf einem Steine die Gaben darbrachten, tanzte das freudige Volk um den aufgestellten Altar. Man brachte Curche die Erstlinge der Früchte, Fische, Fleisch, Mehl, Honig, Meth und Bier.

Pikollos*), der ebenso wie Perkunos noch im Munde des Volkes lebt, war der Gott des Todes, dessen Zorn man durch Thieropfer abzuwenden suchte. Vorzugsweise war es Gebrauch ihm die Häupter der Opfer darzubringen.

Potrimpus war der Gott des fließenden Wassers und des Glücks und jenen an Ansehen nicht gleich.

Zu den niedern Gottheiten gehörten auch der Schutzgott der Fischer und Seefahrer, der Heerden und der Gesundheit, der Gott des Sturmwindes und der Wellen, des Handels, des Reichthums in Haus und Scheune, des Waldes und der Feldfrüchte.

Auch weibliche göttliche Wesen wurden verehrt,die einen verschönten das Leben mit ihren Gaben und leisteten freundliche Hilfe, andere erregten Schrecken und Angst.

Daneben bestand der Glaube an Waldmännchen, Elfen und Nachtgeister des Hauses (Unterirdschen, Heinzelmännchen), deren Gunst man durch gutes Wesen und Opferspeisen gewinnen konnte.

Der Dienst der Götter wurde durch eine zahlreiche Priesterschaft versehen, welche den gemeinsamen Namen Waidelotten, d h. wissende

---

*) Die Götterdreiheit von Perkunos, Potrimpos und Pikollos und die Beschreibung ihrer Bilder ist, wie Töppen überzeugend nachgewiesen hat, die gelehrte Fiction des Chronisten Simon Grunau aus Tolkemit, der am Anfang des 16. Jahrhunderts schrieb. Er kannte die Götter der Schweden Thor, Wodan, Fricco und wußte, daß eine Einwanderung von dort nach Preußen stattgefunden hat. Er zog daraus den Schluß, daß die Ankömmlinge auch ihre Götter in Preußen eingeführt haben müssen. Daher kommt die auffallende Uebereinstimmung zwischen der schwedischen Götterlehre und der preußischen nach Simon Grunau, der Adam von Bremen benutzte. Die Namen für die Götterdreiheit nahm er aus der nicht unbedeutenden Zahl der heidnischen Götter, die im 16. Jahrhundert noch im Andenken des Volkes lebten. Die ältesten und glaubwürdigen Quellen berichten von jener Götterdreiheit, die bis auf die verdienstvollen Schriften Töppens allgemeinen Glauben fand, nichts.

Männer, Seher führten. Ihr Oberhaupt war der Criwe zu Romowe in Nadrauen, neben dem es noch andere Orte gleichen Namens gab. Er wurde auf Lebenszeit aus der Zahl derer gewählt, welche um das Heiligthum herum wohnten und den Rath des Kriwe bildeten.

Zu den Priestern, die durch Rang und Verrichtungen unterschieden waren, gehörten auch die Wahrsager. Die einen verkündeten die Zukunft aus dem Schaume des Wassers, andere aus den Winden, noch andere aus geworfenen Loosen oder aus der Flamme und dem Rauch des Lichtes. Die Gabe der Weissagung war auch den Frauen verliehen, welche, wie die Waidelotten, über das ganze Land zerstreut, in Wäldern wohnten, und in den Zeiten der Noth vom Volke befragt wurden. Sie pflegten daneben des Götterdienstes, so z. B. ernährten Waidelottinnen heilige Schlangen mit Milch in einem Topfe vor geheiligten Eichen, den sie mit Getreidegarben bedeckt hielten.

Mit dem Leben auf dieser Welt hörte das Dasein nach dem Glauben der alten Preußen nicht auf. Die Seelen der Guten — so meinten sie — wurden nach dem Tode an einen Ort der Freude und des immerwährenden Genusses, den sie Rogus nannten, versammelt, wo sie alles wiederfinden sollten, was ihnen in diesem Leben lieb und theuer gewesen, während den Bösen ein Ort der Qual und der Marter, Pella geheißen, zum finstern, entsetzlichen Wohnsitze angewiesen war.

Dem Gestorbenen zu Ehren ward von seinen Angehörigen und Freunden ein feierliches Trauermahl veranstaltet, wobei man dem Todten zum letzten Male einen Platz in der Versammlung der Lebenden anwies. Denn in aufrechter Stellung und mit seinem besten Schmucke angethan, saß der Abgeschiedene, als ob er noch lebte, im Kreise der Gäste. Auch trug man ihm Speise und Trank reichlich zu, und da das erloschene Auge sich nicht mehr öffnete und die erstarrte Hand sich nicht mehr ausstreckte, um die dargebotenen Gaben zu empfangen, so stimmte die Versammlung ihre Todtenklage an. „Warum bist du von uns gegangen?“ — so tönte der Klagegesang — „dich liebten deine Frauen, deine Kinder waren gut und wacker, du hattest treue Freunde genug! ach, warum hast du uns verlassen? Waren deine Hunde nicht rasch und klug? deine Jagdfalken nicht gelehrig und folgsam? deine Rosse nicht schön und schnell? war des Wildes nicht genug in den Wäldern, an der Jagdlust dich zu ergötzen? ach, warum denn bist du gestorben? Jetzt aber, da du nach Rogus, in das Land ewiger Freuden ziehst, grüße alle unsere gestorbenen Lieben von uns, und melde ihnen, wie es hienieden uns geht und daß wir ihrer noch liebend gedenken!“ — War die Todtenklage verhallt und das Trauermahl beendet, so führte man den Leichnam zum Begräbnißplatze. Alle anwesenden Männer folgten zu Pferde dem Zuge, und hieben mit

ihren Waffen in die Lüfte, um die bösen Geister zu vertreiben, die ihrer Meinung nach die Bahre umschwebten und der Seele des Todten Schaden zuzufügen drohten. Der Begräbnißplatz selbst bestand in einem hoch aufgeschütteten Erdhügel, der mit kreisförmig gelegten Steinen künstlich ausgefüllt war. Am nördlichen Ende desselben befand sich ein viereckiges Grab von großen platten Feldsteinen, oft mit bunten Seekieseln zierlich ausgepflastert. Am südlichen Ende war ein Scheiterhaufen errichtet, auf den die Leiche gelegt ward. Des Verstorbenen bestes Roß, sein treuester Hund, seine Waffen und Kostbarkeiten, und und was ihm sonst im Leben angenehm und lieb gewesen war, stellte man ihm zur Seite, um mit ihm verbrannt zu werden. Denn dies Alles, meinte man, würde er in Rogus wieder gebrauchen können. Priester, denen die Bestattung der Todten oblag, welche Tulissonen oder Ligaschonen genannt wurden, zündeten darauf den Holzstoß an, und während die Flammen hoch emporloderten, priesen sie mit beredeter Zunge des Verstorbenen Tugenden, und indem sie ihre Blicke gen Himmel richteten, erzählten sie, wie sie ihn, im funkelnden Schmucke der Waffen, den Jagdfalken auf der Hand, auf stattlichem Rosse durch die Wolken sprengen sähen. — War die Flamme verloschen und die Kohlen verglüht, so sammelte man die Asche des Todten und seine metallenen Waffen und Zierathen in ein thönernes Gefäß, und setzte es in das vorherbeschriebene Grab, welches dann mit Steinen zugedeckt und mit Erde überschüttet ward. Die Todtentöpfe der Aermeren fanden auch wohl in einem bloßen Erdhügel ihre Bestattung. — Auf diese Weise hat der Schooß der Erde, in den sogenannten Hünengräbern, die in Ostpreußen und namentlich im Samland vielfach zu finden sind, viele Jahrhunderte lang, bis zu unsern Tagen, die Aschenkrüge des untergegangenen Volkes uns aufbewahrt, und in ihnen seine Waffen und Zierathen. Eine reiche Sammlung derselben befindet sich im Besitze der Gesellschaft Prussia im königlichen Schloß zu Königsberg.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die bürgerliche Ordnung und Verfassung des alten Preußens, so finden wir das Volk in elf verschiedene Stämme getheilt, deren jeder einen besonderen Landesbezirk oder Gau inne hatte und mit den übrigen nur durch das Band der gemeinsamen Religion zusammengehalten wurde, da ein gemeinsames, weltliches Oberhaupt ihnen fehlte. Selbst die Bewohner eines und desselben Gaues scheinen nicht einmal immer einem einzigen weltlichen Oberhaupte gehorcht zu haben; denn es werden uns fast in einem jeden der elf größeren Landestheile noch eine Menge kleinere Gebiete genannt, deren jedes seinen besondern, von den übrigen wahrscheinlich ganz unabhängigen Herrn hatte. Diese kleinen Fürsten wur-

den in der altpreußischen Sprache: Rikys oder Reiks genannt. Um indessen in die Angelegenheiten eines jeden Gaues Einheit und Zusammenhang zu bringen, diente höchst wahrscheinlich der Criwe — und seinem oberrichterlichen Ansehen unterwarfen sich auch die Reiks, deren Stellung in dem öffentlichen Leben der Preußen keine besonders hervorragende war. In Kriegszeiten wählten die Landschaften ihre eigenen Führer, welche nach Beendigung des Krieges den Oberbefehl wieder niederlegten. In wichtigen Angelegenheiten, die das Wohl eines ganzen Gaues oder gar des ganzen Landes betrafen, versammelten sich die Edeln, auch wohl der ganze Stamm, in heiligen Hainen zu gemeinsamer Berathung, bei denen die Priester und die besten des Volkes das Wort führten. Uebrigens bewirkte auch bei den alten Preußen, wie fast allenthalben, der größere Besitz und Reichthum, den Unterschied zwischen Vornehmen und Geringeren. Schöne und schnelle Pferde, deren man sich nicht bloß zur Jagd, sondern auch im Kriege bediente, Jagdhunde und zur Jagd abgerichtete Falken, machten den geschätztesten Bestandtheil des Reichthums aus.

Die alten Preußen wohnten in geschlossenen Dörfern dicht neben einander, nicht wie die deutschen Völkerschaften in einzelnen zerstreuten Höfen. Ihre Sprache war die nächste Verwandtin der lithauischen, und selbst noch das 16. Jahrhundert, aus dem wir ein Denkmal desselben in der Uebersetzung des kleinen Lutherschen Katechismus (1561) besitzen, zeigt keine größere Verschiedenheit zwischen beiden Sprachen, als die eines benachbarten Dialects, sodaß Preußen und Lithauer ursprünglich wahrscheinlich ein Volk gebildet haben.

Ihr Land zerfiel in folgende elf Landschaften oder Gaue:

1. Culmerland*) im W. von der Weichsel, im N. von der Ossa, im O. und S. von der Drewenz eingeschlossen, mit den heutigen Städten Gollub, Thorn (1232), Culm (1232), Graudenz, Rheden (1234) Neumark. Zu ihm gehören östlich von der Drewenz zwei Gebiete, die beinahe ebenso groß wie jenes sind, die Löbau mit Löbau und Straßburg, und Sassen im N. vom Drewenz- und Schillingsee begrenzt, im O. von dem Lanskersee, der Allequelle und der Neide, die auch im S. Sassen einschließt, mit Osterode, Hohenstein, Gilgenburg, (1326), Neidenburg und Soldau.

2. Pomesanien im S. vom Culmerland, im W. von der Weichsel, im O. von der Linie zwischen Drausen- und Schillingsee eingeschlossen. Wahrscheinlich gehörte auch das Witland oder die frische Nehrung

*) Die gesperrt gedruckten Namen stammen aus heidnischer Zeit, die eingeklammerten Zahlen geben das Gründungsjahr durch den Orden an.

dazu. Darin liegen jetzt die Städte Marienwerder (1233), Mewe, Stuhm, Marienburg (1274), Saalfeld, Liebemühl, Riesenburg (1276), Rosenberg, Dt. Eylau (1328).

3. Pogesanien, östlich von Pomesanien, nördlich von Sassen, südlich vom Esten-Meer oder frischem Haff, westlich von der Passarge, heute mit Elbing (1237), Preußisch Holland, Mohrungen, Liebstadt, Mühlhausen, Tolkemit. Der Name „Hockerland," mit dem oft Pomesanien bezeichnet wird, bedeutet in der Volkssprache des 15. und 16. Jahrhunderts nichts anders als der heute üblich gewordene Ausdruck „die Höhe", im Gegensatz zu den Niederungen bei Elbing und Marienburg.

4. Ermland (Warmia), östlich von Pogesanien, südlich vom frischem Haff, westlich vom Frisching, nördlich von der Alle, mit Frauenburg, Braunsburg (Brusebergue), Heiligenbeil, Balga, Brandenburg, Zinten, Heilsberg, Glottau, Wormditt, Mehlsack.

5. Natangen, östlich von Ermland, südlich vom Pregel, nördlich von der Alle, die auch annähernd die Grenze im O. bildet, mit Kreuzburg (1253), Domnau (Tumpne), Preußisch Eylau. Dazu gehörte noch der Bezirk von Wohnsdorf, östlich von der untern Alle, mit Allenberg und Friedland.

6. Samland, eine Halbinsel, zwischen Pregel, frischem Haff, Ostsee, kurischem Haff und der Deime, mit Königsberg (1255), Medenau, Fischhausen, Pillau, Pobethen, Rudau, Labiau, Tapiau.

7. Barten, durch die Alle im N. von Natangen, im W. von Ermeland und Pogesanien getrennt, nördlich gelegen von Galinden, südwestlich von Nadrauen, mit Gerdauen (1312), Barten, Drengfurt, Rastenburg (1329), Rössel, Seeburg, Guttstadt, Schippenbeil.

8. Nadrauen, östlich vom kurischen Haff, von Samland und Barten, nördlich vom Flusse Goldapp, westlich von der Scheschuppe und dem Wißtyter-See, das Gebiet von Pregel, Inster, Pissa, Rominte, Angerapp, mit Wehlau, Insterburg, Gumbinnen, Stallupöhnen, Goldapp, Darkehmen. In Nadrauen lag auch das berühmte Heiligthum Romove (wahrscheinlich Rómaue zu sprechen).

9. Schalauen, im S. von Nadrauen, im O. u. N. von Samaiten begrenzt, zu beiden Seiten der Memel mit Ragnit, Tilsit, Memel.

10. Galinden, südlich von Barten und dem Goldapp, östlich von der Alle, nördlich von Polen, westlich von Sudauen, mit Angerburg Lötzen, Johannisburg, Ortelsburg, Willenberg, Passenheim, Wartenburg, Sensburg, Rhein.

11. Sudauen, die größte der elf Landschaften, im N. und O. vom Memelstrom, im W. von Nadrauen und Galinden, im S. vom Narew begrenzt, dehnte sich weit über die Grenzen des heutigen Ost-

preußens aus. Der Orden verlor im Frieden zu Brzesc 1435 den bei weiten größten Theil davon. In dem dem Orden gebliebenen Theil liegen Oletzko und Lyck (1273). Die Bewohner von Schalauen, Nadrauen, Sudauen gehörten der lithauischen Nationalität an. Ethnographisch reicht das Land der echten Preußen nicht über die Grenzen von Samland, Natangen, Barten und Galinden hinaus, politisch werden die Landschaften dazu gerechnet, die der Orden wirklich in seine Gewalt gebracht hat. Nadrauen und Schalauen bildeten das jetzige preußische Lithauen, Sudauen und Galinden das sogenannte Masuren. —

Derselbe Chronist, der im 16. Jahrhundert zum ersten Mal die schon erwähnte Fabel von der Götterdreiheit erfand, leitet eine jede der elf Landschaften von einem Sohne Widewutos ab. Das lag nahe, ist aber ebenso zu verwerfen wie die theatralisch ausgeschmückte Beschreibung des freiwilligen Todes auf dem Scheiterhaufen, den die Brüder Widewuto und Bruteno starben, nachdem sie ihre Söhne, deren ältester von den Zwölfen, Litwo, Lithauen erhielt, zu Erben des Landes eingesetzt und zur Eintracht ermahnt hatten. Aber Litwo trennte sich doch.

Nach Lithauens Absonderung grenzte Preußen im Osten an Lithauen, im Südenan Polen, im Westen an Polen und Pommerellen, von dem es durch die Weichsel geschieden ward, im Norden gegen das Meer und Samaiten.

Zweites Kapitel.

Adalbert und Bruno. — Preußens Kriege mit Polen. — Christian, Bischof von Preußen. — Herzog Konrad von Masovien sucht gegen die Preußen Hilfe. — Der deutsche Orden.

Schon mehr als zweihundert Jahre vor der Ankunft des deutschen Ordens hatten einige Missionäre den Versuch gemacht, die heidnischen Preußen zum Christenthume zu bekehren. Adalbert, ein Bischof von Prag, zog, von heiligem Eifer für seinen Glauben getrieben, in das Land, um den Heiden das Evangelium zu verkündiden (997). Aber die Offenheit, womit der begeisterte Mann, gleich als er mit zwei Gefährten das samländische Ufer betrat, seine Absicht aussprach, schadete seinem Unternehmen. Er wurde von dem ersten Landungsorte vertrieben und wandte sich zu einem zweiten. So lange hier die Preußen nicht recht begriffen, was er wollte, begegneten sie

ihm freundlich und wohlwollend. Als sie aber sehr bald auf die Frage nach dem Zwecke seiner Ankunft vernahmen, daß er auf ihre Götter schmähte und von dem einigen, wahren Gotte sprach, den sie verehren müßten, da ergrimmten sie gegen ihn und vertrieben ihn aus ihren Hütten. Dennoch konnte er in einem dritten Dorfe Samlands — ein rühmlicher Beweis preußischer Gastfreiheit — einige Tage verweilen. Arglos zog er weiter, als plötzlich bewaffnete Preußen herbeieilten und ihn tödteten. Ihr Führer, ein Priester, versetzte ihm mit einem Speer die erste Wunde. Adalbert erlitt den Tod mit der Ergebenheit und Freudigkeit, die ihm sein inniger Glaube einflößte. Wahrscheinlich hätten die Preußen sich mit seiner Vertreibung begnügt, hätte er nicht zufällig auf seiner Wanderung einen ihrer heiligen Haine betreten, denen kein ungeweihter Fuß nahen durfte, ohne den Zorn der Götter zu erregen. Der Ort an der Küste, wo noch jetzt die Trümmer der Kirche von St. Adalbert liegen, bei Tenkitten, in der Nähe des Städtchens Fischhausen, wurde nachmals für die Stelle gehalten, wo Adalbert den Tod erlitten, und die ebengenannte Kirche seinem Andenken zu Ehren erbaut. Jetzt ist der Platz durch ein Denkmal bezeichnet. Seine Leiche erkaufte der König Boleslaw von Polen für Gold von den Preußen und setzte sie in der Kirche zu Gnesen bei.

Ganz ähnlich erging es einem zweiten Bekehrungsprediger, Bruno von Querfurt, der bald nach Adalbert's Tode den Preußen das Christenthum zu bringen bemüht war. Auch er wurde anfangs gastfrei aufgenommen, und scheint sich sogar eines günstigen Beginnes seiner Bemühungen erfreut zu haben, wurde zuletzt aber, gleich Adalbert, erschlagen (1008).

Diese Vorfälle benutzten die Polen, die nur vor Kurzem erst ihr Heidenthum mit dem Christenthume vertauscht hatten (966), um Preußen mit Krieg zu beziehen, mit dem sie, und unter ihnen besonders die Masovier, auch früher schon gekämpft hatten.

Sie erklärten jetzt, den Tod der erschlagenen Missionäre in Heidenblut rächen und das preußische Volk mit dem Schwerte in der Hand zur Annahme der Lehre Jesu zwingen zu wollen.

Von allen Nachbaren Preußens waren die Polen damals die mächtigsten. Kriegerisch und wild, war ihnen der Kampf eine Lieblingsbeschäftigung, und obgleich ihr Land öfters unter viele Fürsten vertheilt war und nicht selten durch die blutigsten Bürgerkriege zerrüttet wurde, so erkannten sie doch gewöhnlich einen dieser Fürsten als ihren obersten Gebieter an und wußten sich durch ihre Tapferkeit bei den angrenzenden Völkern in Macht und Ansehen zu setzen. So brachen sie denn jetzt gegen Preußens Grenzen los und machten den Anfang von Kriegen, die, mit öfteren Unterbrechungen, über zweihundert Jahre

kung geführt wurden. Daß es indessen bei weitem mehr Eroberungssucht als Religionseifer war, der ihnen das Schwert in die Hand gab, geht schon daraus hervor, daß sie jedesmal, wenn sie einige Vortheile errungen hatten, damit zufrieden waren, sich die Anerkennung der Oberhoheit Polens von den Preußen versprechen und einen jährlichen Tribut von ihnen zahlen zu lassen, ohne jemals auf Annahme des Christenthums ernstlich zu dringen. Je mehr nämlich Polen zu einer gewissen innern staatlichen Einheit gelangte, um so mehr mußte es ihm darum zu thun sein, seine Grenzen bis an die Ostsee vorzuschieben, um auf solche Weise die große Handelsstraße zwischen Nord- und Südeuropa zu gewinnen. Es fehlt uns an unparteiischen und glaubwürdigen Nachrichten über diese Kriege. Denn wenn die polnischen Geschichtschreiber fast nur beständig von den Siegen ihres Volkes sprechen und uns erzählen, daß die Preußen, trotz häufiger Empörungen, dennoch immer wieder zur Zinsbarkeit und zum Gehorsam unter Polens Herrschaft zurück gezwungen sind, so verdient diese Prahlerei schon darum keinen Glauben, weil wir Preußens Bewohner, nach dem Verlaufe von zweihundert blutigen Jahren, noch in unbezwungener Freiheit, ihren alten Landesgöttern treu, und in furchtbarerer Kriegsstärke als je feindlich an Polens Grenzen stehen sehen. Mit einem Wort: die Preußen blieben immer frei und unabhängig; über das Küstenland zwischen Weichsel und Memel sind die Polen in jenen Jahrhunderten nie Herren gewesen. Die einzige Eroberung, deren die Polen sich endlich in Wahrheit auf preußischem Boden rühmen konnten, war die des Kulmerlandes, des südwestlichen der elf preußischen Gauen, das unmittelbar an Masovien grenzte. Doch bleibt es ungewiß, ob Kulms Bewohner sich den polnischen Waffen unterwarfen, oder vielleicht das Land freiwillig verlassen haben, weil es dem ersten Kriegsanfalle der Polen immer unmittelbar ausgesetzt war und deßhalb einen höchst unsichern Wohnsitz gewährte. Auch blieb das Kulmerland beständig nur eine sehr ungewisse und fortwährend bestrittene Besitzung Polens. Uebrigens fochten die Preußen bald allein, bald als Bundesgenossen der benachbarten Pommern gegen Polen.

Der letzte der polnischen Fürsten, der die Preußen auf solche Weise zum Frieden zwang, war Kasimir der Gerechte. Als dieser aber gestorben war (1194) und, nach langem bürgerlichen Kriege, seine beiden Söhne, Leßko und Konrad, sich endlich in die Herrschaft des polnischen Landes getheilt hatten (1206), da erhoben sich auch bald wieder die Preußen und fielen raubend und verheerend in das benachbarte Masovien ein. Herzog Konrad — denn eben diesem war die Herrschaft über Masovien zugefallen — ein schwacher Fürst, war nicht im Stande, die lästigen Feinde mit Waffengewalt zur Ruhe zu bringen,

und erkaufte nun seinerseits den Frieden von ihnen durch kostbare Geschenke an schönen Rossen und bunten Kleidern.

Von den übrigen Nachbaren Preußens hatte Pommerellen oder Ostpommern schon seit geraumer Zeit das Christenthum angenommen. Früher durch das Schwert zur Abhängigkeit von Polen gezwungen, wurde das Land jetzt von mehreren eigenen und unabhängigen Fürsten beherrscht. Danzig, damals schon längst eine Stadt, war, neben andern, ein fürstlicher Herrschersitz, und schon um das Jahr 1170 hatte der Pommernherzog Subislav, in der Nähe dieser Stadt das Kloster Oliva zu einer Pflanzschule des christlichen Glaubens gestiftet. — Und wie das Christenthum bereits an der westlichen Grenze Preußens einheimisch geworden war, so hatte es auch schon nahe an der nördlichen Grenze des Landes, in Livland, festen Fuß gefaßt, wo damals der Ritterorden der Schwertbrüder, die sich auch Brüder des Ritterdienstes Christi nannten, die Lehre Jesu mit Waffengewalt unter den Heiden verbreitete.

Auch für Preußen fand sich jetzt abermals ein Mann, der es im frommen, begeisterten Sinne unternahm, den Heiden das Evangelium zu predigen. Es war dies der Mönch Christian aus dem oben genannten Kloster Oliva. Er war durch Charakter und geistige Anlagen von der Natur zu einem so schweren Unternehmen trefflich ausgestattet und mit der Landessitte des preußischen Volkes durch langgewohnte Nachbarschaft und Erlernung ihrer Sprache bekannt. Freigebig unterstützt von Konrad, dem Herzoge Masoviens, der sich schmeichelte, vor den Preußen Ruhe zu gewinnen, sobald sie das Christenthum bekennen würden, begann Christian, von Masovien und dem Kulmerlande aus mit vieler Weisheit seine Bekehrungsversuche. Seine Bemühungen wurden auch anfänglich von einem so glücklichen Erfolge gekrönt, daß von der Macht seiner Rede überzeugt, sehr viele Heiden, und unter ihnen selbst einige Reiks, dem einen wahren Gotte sich zuwandten und der Papst, über diesen Zuwachs der Gläubigen erfreut, Christian zum Bischof über Preußen ernannte (1215). Aber dieses Glück war nur von kurzer Dauer. Das Preußenvolk in dem Glauben, daß es mit den alten Göttern auch Freiheit und Grundbesitz verlieren würde, fiel mit Mord und Brand in das Kulmerland und wüthete so schrecklich, daß viele der Neubekehrten von ihrem Glauben abfielen. Es half wenig, daß der Papst, auf Bitten des Bischofs Christian, durch die Verheißung vollkommener Sündenvergebung eine Menge christlicher Fürsten und Kämpfer bewog, nach Preußen zum Kampfe gegen die Heiden zu ziehen (1217—23). Denn diese hielten sich in ihren Wäldern verborgen und hüteten sich sorgsam vor Kämpfen, so lange ein mächtiges Heer an ihren Grenzen und im ihrem Lande ver-

weilte; doch nach Entfernung desselben brachen sie mit verdoppelter Wuth hervor, verheerten den Kulmgau auf das Entsetzlichste, fielen in Masovien ein, erstürmten Konrads Hauptstadt, Plozk, und opferten sie den Flammen, bis der Herzog wieder mit theuren Geschenken ihren Rückzug erkaufte. Auch an Swantopolk, dem Herzoge Ostpommerns (Pommerellens), der zu Danzig seine Hofburg hatte, nahmen sie Rache, weil er ihren Feinden Beistand geleistet, indem sie in sein Gebiet einbrachen und das Land ringsum verwüsteten (1224).

Um aus dieser traurigen Lage für immer befreit zu werden, schlug der Bischof dem verzweifelnden Fürsten ein Rettungsmittel vor, das er mit Freuden ergriff, und das ihm endlich vor seinen kühnen Feinden Ruhe verschaffte. Um aber zu erzählen, worin dieser Rath bestand, muß hier nothwendig einer Begebenheit Erwähnung geschehen, die zu den wichtigsten gehört, wovon die Weltgeschichte uns Kunde giebt.

Schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums erachteten es die Bekenner desselben als sehr ersprießlich für das Heil ihrer Seele, die Stadt Jerusalem und alle die Oerter des jüdischen Landes, wo Jesus Christus einst zur Beglückung der Menschheit gelebt, gelehrt und gelitten hatte, zu besuchen. Wie beschwerlich und wie weit auch solche Reise oftmals sein mochte, man achtete jede Mühe und Gefahr des Weges für gering, um das Land zu sehen, das Christus einst durch seine Gegenwart geheiligt hatte. Vorzüglich drängte es die meisten zu dem Grabe hin, wo der Leib des Erlösers drei Tage geruht. Dort hoffte der Leidende Trost, der reuige Sünder Vergebung und Gnade zu finden. Seit dem Jahre 637 aber befand sich das jüdische Land in der Gewalt der Bekenner Muhameds *), und immer gefährlicher und beschwerlicher wurden die Wallfahrten zum heiligen Grabe für die christlichen Pilger, die anfangs freundliche Aufnahme gefunden hatten. Viele von ihnen wurden jetzt von muhamedanischen Räubern ausgeplündert und erschlagen, andere in harte Sklaverei geschleppt. Wem es aber gelang, nach unendlichen Mühseligkeiten sein europäisches Vaterland wiederzusehn, der machte die lebhaftesten Schilderungen von der Noth nnd den Dragsalen, unter welchen die dortigen Christen und Wallfahrer seufzen müßten, so lange das heilige Grab sich in den Händen der Feinde Christi befände. So ward die Sehnsucht rege, das gelobte Land wieder zu befreien aus

*) Muhamet, ein Kaufmann in der Stadt Mekka, in Arabien, stiftete um das Jahr 622 eine eigne Religionspartei, deren Glauben aus den Lehren des Judenthums und des Christenthums zusammengesetzt ist. Seine Anhänger vermehrten sich bald sehr stark und entrissen dem Christenthume viele Bekenner und viele Besitzungen, besonders in Asien und Afrika. Zur Zeit sind die Türken die mächtigsten unter den Muhamedanern.

der Ungläubigen Gewalt, bis diese Sehnsucht endlich zur glühenden Begeisterung aufloderte. Es war im Jahre 1095, als viele Tausende von europäischen Christen, erregt durch die begeisterten Predigten Peters von Amiens, eines schwärmerischen Einsiedlers, und aufgerufen vom Pabste Urban II., die Waffen ergriffen, um das heilige Land zurück zu erobern. „Gott will es!" das war der Wahlspruch, mit welchem Fürsten, Ritter und Knechte ihre Schwerter umgürteten und ihrer Heimath Lebewohl sagten, um mit ihrem Blute den Boden zu erkaufen, auf dem der Heiland gewandelt. Die Absicht des Kriegszuges sinnbildlich darzustellen, hatte jeder ein kleines Kreuz auf seine Kleidung geheftet, und dies gab der ganzen Unternehmung den Namen der Kreuzzüge. Der Papst unterließ nicht, einem jeden, der daran Theil nehmen würde, die vollkommenste Vergebung für alle seine Sünden zu versprechen, ihrer mochten noch so viele und so große sein. Was der Papst aber sagte, wurde damals für untrügliche Wahrheit und Gottes Wort gehalten, und so strömten, zwei Jahrhundete lang, unzählbare Schaaren von Christen nach Asien. Anfangs begleitete das Glück ihre Waffen. Jerusalem ward erobert und ein christliches Königreich dort errichtet (1099). Doch nach siebenundachtzigjährigem Besitze ging das schwer errungene Kleinod wieder an den Feind verloren (1187). Allmälig auch erlosch der Eifer der Christen. Nur ungern und fast gezwungen von den Päpsten, entschlossen sich noch die Fürsten zu neuen Kreuzzügen, bis dieselben im Jahre 1291, nach dem Verluste der letzten Besitzung Accon im gelobten Lande, gänzlich aufhörten.

Da nun die Kreuzzüge blutige Kämpfe für eine heilig gehaltene Sache waren, so erforderten sie von ihren Theilnehmern hauptsächlich Frömmigkeit und Tapferkeit. Für das, was man als heilig erkannt, mußte man zu siegen und zu sterben bereit sein. Darum wurden auch zu jener Zeit Frömmigkeit und Tapferkeit für die höchsten Christentugenden gehalten, und während das, was man damals für Frömmigkeit hielt, in dem Einsiedler- und Mönchswesen die höchste Höhe seiner Erscheinung erreichte, fand die Tapferkeit im Ritterthume eine Gestaltung, deren zauberischer Glanz noch jetzt jedes Auge unwillkührlich auf sich zieht. Einsiedler, Mönche und Nonnen suchten durch Entsagung aller weltlichen Genüsse, durch Selbstpeinigung und Gebete den Himmel zu erringen. Der Ritter vermeinte, seinen Weg in das Paradies sich mit dem Schwerte in der Hand zu bahnen, indem er mit starkem Arm das Heiligthum des Glaubens schützte, der Schwachen und Bedrängten sich annahm und allem, was er für böse hielt, mit unerbittlicher Strenge entgegentrat. „Gottes Freund und aller Welt Feind" schrieb einer von ihnen als Wahlspruch auf seinen Schild. Uebrigens verschmähten die Ritter die Freuden des Lebens nicht, sondern hießen sie in jeder

Gestalt willkommenen. Wer ihrer Genossenschaft theilhaftig werden wollte, mußte durch irgend eine ruhmvolle That sich dieser Ehre würdig gemacht haben. Dann ward er durch drei leichte Schwertstreiche, die er knieend aus der Hand eines älteren Ritters, gewöhnlich eines Fürsten, empfing, geweiht und aufgenommen. War der Weihende Lehensherr oder Landesfürst des Aufgenommenen, so mußte der neue Ritter ihm zugleich Treue schwören. Das Gelübde, die Schwachen und Unterdrückten zu schützen, die Bösen zu bekämpfen und sich nie durch Feigheit zu entehren, ward von jedem Ritter gefordert. Ursprünglich durfte jeder tapfere, freie Mann auf die Ritterwürde Anspruch erheben. Späterhin nahm man in der Regel nur solche auf, deren Vater schon Ritter gewesen, oder die selbst ein Lehnsgut oder ein größeres freies Grundeigenthum besaßen. Meistens wohnten die Ritter in festen Burgen, wo sie fast unabhängig schalteten und walteten. Sie sind die Stammväter der meisten Adelsgeschlechter. Die Unabhängigkeit, in der sie lebten, veranlaßte aber bald die Ausartung des Ritterstandes, die sich darin kund gab, daß sie sich unter einander befehdeten und räuberisch über die Kaufleute der Nachbarstädte herfielen, welche der Weg durch ihr Gebiet führte. Dann trotzten sie in ihren Felsenburgen selbst den mächtigsten Fürsten. — Die schönste Blüthezeit des Ritterwesens fällt in den Anfang der Kreuzzüge, die dem abenteuerlichen Drang nach tapferen Thaten so vielfache Gelegenheit boten.

Aber der schwärmerische Glaubenseifer jener Zeiten wollte zu der Ehre des Ritterstandes auch das Lob der höchsten Frömmigkeit gesellen, das bisher vorzugsweise nur den Mönchen angehört hatte. Alles sollte in dem Ritternamen vereinigt werden, was die damalige Zeit Großes und Ehrwürdiges kannte. Darum kam man während der Kreuzzüge auf den Gedanken, geistliche Rittervereine oder Orden zu stiften, deren Mitglieder alle Pflichten des Mönchslebens mit allen Pflichten der Ritterschaft vereinigen sollten. Zuerst ward dieser Gedanke von den Franzosen ausgeführt, die auf diese Weise die Ritterorden der Johanniter und der Tempelherren stifteten. Doch die Deutschen gründeten auch einen geistlichen Ritterbund (1190), in den nur Deutsche aufgenommen werden sollten, und der eben darum der deutsche Orden heißt. Seine Mitglieder aber verehrten die Jungfrau Maria als die besondere Beschützerin (Schutzheilige) ihres Vereines und nannten sich: „Brüder des deutschen Hauses unsrer lieben Frauen zu Jerusalem.“ In spätern Zeiten, als der Orden an Macht und Reichthum sehr gewachsen war, wurden sie auch Kreuzherren genannt. Der Orden war aber dazu gestiftet, um christliche Wallfahrer auf ihrer frommen Reise zu beschützen, kranke und verwundete Kreuzfahrer und Pilger zu verpflegen, und hauptsächlich, um beständig das Schwert zu führen gegen alle Ungläubigen zum Schutze der Christenheit. Mit diesem

Hauptzwecke verband sich bald der Gedanke und das Bestreben, durch Waffengewalt auch für Ausbreitung des christlichen Glaubens zu wirken.

Des Ordens Gesetze waren streng und forderten ein Leben voll Entsagung und Mühe von seinen Mitgliedern. Wer aufgenommen werden wollte, dem ward nichts versprochen, als „Brot und Wasser und ein demüthiges Kleid", wohl aber ihm vorher gesagt, daß er viele Mühen und Beschwerden zu übernehmen hätte. Dann mußte er, knieend vor dem Hochaltar, schwören, fortan ohne Eigenthum zu leben, nie zu heirathen und stets keusch und züchtig zu sein, und endlich Gott, der heiligen Jungfrau und seinen Vorgesetzten unverbrüchlichen Gehorsam zu leisten. Ihm ward verboten, seines Hauses Wappen zu führen, zu herbergen bei den Weltlichen, zu verkehren in den üppigen Städten, allein auszureiten, Briefe zu lesen und zu schreiben. Unter feierlichen Gebeten ward er hierauf mit einem durch des Priesters Segen geweihten Schwerte umgürtet und mit der Ordenstracht bekleidet.

Ein schwarzes Kleid, ohne allen Schmuck und Zierath, und darüber ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze war der Ordensritter Tracht, ein Strohsack nebst einer wollenen Decke ihr Nachtlager, ihre Schlafkammer ungeheizt im Winter, ihre Speise höchst einfach, oft schlecht und kärglich. Ihre Zeit war eingetheilt zwischen den Uebungen des Krieges und der Religion. Viermal in der Nacht wurden die Brüder, wenn sie halb bekleidet mit dem Schwert zur Seite schliefen, von der Glocke zu den „Gezeiten" gerufen, viermal zu den Gebeten des Tag-Amts; an jedem Freitag unterlagen sie der mönchischen Kasteiung. Selbst die Nacht über durften sie nicht ungestört der Ruhe sich hingeben. Niemand that es dem deutschen Orden an Enthaltsamkeit und Frömmigkeit zuvor.

An des Ordens Spitze stand ein selbsterwähltes Oberhaupt, das anfangs den einfachen Titel „Meister" führte, der aber in späteren Zeiten, als es in den größeren Ordensgebieten sogenannte Landmeister gab, mit dem stolzeren Namen „Hochmeister" vertauscht wurde. Ihm zunächst an Rang und Würden standen des Ordens Beamte oder Gebietiger, wie sie sich nannten. Zu diesen gehörte: der Marschall oder Ordensfeldherr, der Spittler oder Krankenhausaufseher, der Treßler oder Schatzmeister, der Trappier oder Kleidermeister, die Comthure, denen der Oberbefehl über einzelne Ordensburgen anvertraut war, und späterhin, da die Besitzungen des Vereins immer größer und seine Mitglieder immer zahlreicher wurden, noch mehrere andere.

Ein und zwanzig Jahre lang hatte der Orden bestanden, als Hermann von Salza zum Meister erwählt ward (1211). Diesen ausgezeichneten Mann zierte jede Eigenschaft und jede Tugend, die

einen Menschen groß und zum Gegenstande allgemeiner Hochachtung machen kann. Tapfer im Felde, klug im Rathe, mildthätig gegen Arme, großmüthig gegen Feinde und bescheiden gegen jedermann, erwarb er sich allgemeine Liebe und seinem Orden ein so großes Ansehn, daß selbst Fürsten es für eine Ehre hielten, sich darin aufnehmen zu lassen. Er war es auch, der in der spätern Zeit seiner Regierung sich Hochmeister nannte, ein Titel, der seinen Nachfolgern blieb. Deutschlands Kaiser und der Papst, die damaligen Oberhäupter der ganzen Christenheit, von denen der eine durch seine weltliche, der andre durch geistliche Macht herrschte, wetteiferten in Beweisen des Wohlwollens und der Freundschaft gegen ihn und seinen Orden. Dieses Beispiel reizte zur Nachahmung und bewirkte, daß dem Orden ansehnliche Landstriche in Italien, Ungarn und Deutschland geschenkt wurden. Der Kaiser erhob den Hochmeister und alle Nachfolger in seiner Würde in den deutschen Reichsfürstenstand und erlaubte ihnen, den deutschen Reichsadler in ihrem Wappen zu führen. Dies war keine geringe Vergünstigung. Denn dem Orden ward dadurch die sichere Anwartschaft auf den Schutz der Kaiser und die Unterstützung des deutschen Reiches. Deutschland war damals, wie jetzt, unter viele Fürsten vertheilt, aber alle verehrten n dem Kaiser ihren gemeinsamen Oberherrn und sahen sich als. Brüder und Kinder eines gemeinsamen Vaterlandes an. Der Kaiser durfte hinwiederum nichts ohne den Beirath der Reichsfürsten unter= nehmen. So war es denn keine kleine Ehre, ein deutscher Reichsfürst zu sein.

Auf solche Weise ward der Orden der Jungfrau Maria durch seinen klugen Hochmeister zu einem vorher kaum geahnten Glanze erhoben. Kaum zehn Ritter vermochten seine Vorgänger in die Schlacht zu führen, und bald wuchs unter ihm der Bund auf zweitausend Mit= glieder an, und der Ruhm der Tapferkeit und der Frömmigkeit erscholl in allen Landen.

Bei diesem hochberühmten Ritterorden Hilfe zu suchen, das war es nun, was dem bedrängten Herzoge Masoviens gerathen ward, und mit Freuden ergriff er dies Rettungsmittel, das einzige, was sich ihm in seiner Noth noch zeigte. Deshalb fertigte er 1226 an den Hoch= meister Hermann von Salza, der damals seinen Sitz in Venedig auf= geschlagen hatte, eine feierliche Gesandtschaft ab, die ihn um Beistand gegen die Ungläubigen bitten mußte. Hermann von Salza fühlte sich durch die Aufforderung, die an ihn erging, freudig überrascht, zumal da im Jahre vorher der deutsche Orden seine Besitzungen in Ungarn durch die Treulosigkeit des Ungarnkönigs verloren hatte, allein der Umfang des angebotenen Landes, die wichtigsten Punkte des Kulmerlandes und die Löbau, war ihm zu gering und seltsam erschien ihm die Zumuthung,

für jenen geringen Preis ganz Preußen unter voraussichtlich blutigen Kämpfen mit den Heiden für den Herzog zu erobern. Er war anderer Ansicht als Conrad, er meinte, Preußen müsse ein deutsches Fürstenthum, ein deutscher Ordensstaat werden. Er entließ daher die Gesandten zunächst mit dem unbestimmt gehaltenen Bescheid, daß die Angelegenheit bald verhandelt werden sollte und wandte sich an den deutschen Kaiser Friedrich II., dessen vertrauter Rathgeber er war, mit der Bitte, erstens die Schenkung des Herzogs Conrad von Masovien an den Orden zu bestätigen. Zweitens dem Orden das Land Preußen selbst zu übertragen. Friedrich II., der schon 1224 in einer kaiserlichen Bulle alle weltlichen Fürsten und Großen von jeder Vergewaltigung derer, die in Preußen zum Christenthum übergetreten waren, abgemahnt hatte, erfüllte den Wunsch Hermanns im März 1226, aber erst am Anfang des Jahres 1228 konnte Hermann einige Ordensritter als Gesandte nach Preußen schicken, welche von Conrad und dem Bischof Christian die erste Schenkung urkundlich zugesichert erhielten. Doch noch in demselben Jahre überfielen die Preußen Masovien und hausten so fürchterlich, daß eine dauernde und wirksame Hilfe unerläßlich wurde. Die Kreuzfahrer, und ihrer waren dabei noch wenige, blieben nur immer kurze Zeit und kehrten nach Erfüllung ihres Gelübde heim. Von ihnen war die Rettung daher nicht zu erwarten, kamen sie einmal nicht, so stand das ganze Land den Feinden offen. In dieser Noth machte Bischof Christian dem Herzog den Vorschlag, nach dem Muster des Schwertbruderordens*) in Livland einen neuen Orden zu stiften. Herzog Conrad, der durch ihn die Sicherung seiner Landesgrenzen zu erreichen hoffte, ging bereitwillig darauf ein und schenkte ihm das Gebiet von Dobrin an der Drewenz. Dies war der Orden der Ritterbrüder von Dobrin aus dem Jahre 1228. Zu einer Bedeutung ist er nie gelangt und hat sich nach kurzer Zeit, ohne Spuren seiner Thätigkeit hinterlassen zu haben, wieder aufgelöst. Es mußte daher dem Herzog Conrad sehr angenehm sein, als im darauf folgenden Jahre eine größere Schaar von Ordensrittern zum Kampf gegen die Heiden bei ihm anlangte. Trotzdem ging er aber jetzt noch nicht auf die ganze Forderung Hermanns ein. Zuerst wurden die Verhältnisse mit dem Bischof Christian geregelt, welcher im Januar 1230 zu Gunsten des deutschen Ordens auf allen Landbesitz verzichtete, den er im Kulmerland auf irgend welchen Rechtstitel hin sein nennen durfte. Der Bischof erhielt dafür vom Orden 600 Hufen, die er sich nach Belieben

*) Gestiftet 1200. Die Ordenstracht war ein weißer Mantel, auf welchem ein rothes Kreuz und unter diesem ein rothes Schwert gezeichnet war. Die Schwertbrüder standen unter der Oberhoheit des Bischofs von Riga.

auswählen konnte und als Landesherr besitzen sollte, und außerdem noch von jeder Hufe überhaupt jährliche Abgaben. Der Abschluß mit Conrad verzögerte sich bis zum Juni; es wurde allerdings von ihm ein schweres Opfer verlangt. Der Orden wollte aber unter keiner andern Bedingung seine Hilfe gewähren, und so verstand sich endlich Conrad dazu, alle Hoheitsrechte im Kulmerland aufzugeben und jedes Anrecht auf einen Antheil an der Eroberung des Preußenlandes fahren zu lassen. Kaiser und Papst bestätigten diese Verträge und letzterer ermahnte die Ritter, daß sie gewappnet mit der Rüstung Gottes ausziehen möchten, um das Preußenland den Händen der Heiden zu entreißen. — So war der Orden durch Schenkung auf rechtmäßige Weise in den Besitz der genannten Länder gekommen. So wunderbar es auch klingen mag, ein Land zu verschenken, das man gar nicht besitzt und worauf man auch nicht das geringste Recht hat, so war dies doch zu jener Zeit ganz und gar nicht auffallend, da der Kaiser als weltlicher Oberherr der ganzen Christenheit angesehen, die Heiden aber gar nicht recht als Menschen betrachtet wurden, und also ein von ihnen bewohntes Land für herrenlos galt. Den Papst dagegen verehrte man als Gottes Statthalter auf Erden, der sich, als solcher, natürlich auch die oberherrliche Gewalt über alle Reiche der Welt, ja selbst ein gewisses Hoheitsrecht über den Kaiser selbst beilegte. Unter seiner unmittelbaren und besondern Obhut standen aber hauptsächlich alle geistlichen Verbrüderungen und Vereine, und ohne seine ausdrückliche Genehmigung durfte keine solche Verbindung gestiftet, auch mit den bereits vorhandenen keine Veränderung vorgenommen werden. Er war das Oberhaupt aller geistlichen Stiftungen, und eben darum auch der höchste Oberherr des deutschen Ordens. Dieser bedurfte demnach zu einer rechtmäßigen Besitznahme des Preußenlandes auch der Einwilligung des Papstes. Der Papst aber ertheilte die Genehmigung nicht nur sehr bereitwillig, sondern erklärte auch späterhin das ganze Preußenland für ein Eigenthum des heiligen Petrus, um dadurch den Orden gegen alle Ansprüche sicher zu stellen, die etwa von weltlichen Fürsten auf Preußens Besitz erhoben werden möchten (1234).

Drittes Kapitel.

Anfang der Eroberung Preußens durch den deutschen Orden. Landmeister Hermann Balk. — Die schon getauften Preußen fallen vom Christenthume und dem Orden ab. Herzog Swantopolk von Pomerellen ihr Anführer.

Nachdem Hermann von Salza von Kaiser und Papst die Zustimmung zur Unterwerfung Preußens unter den deutschen Orden erlangt hatte, ernannte er einen Ordensbruder, Hermann Balk mit Namen, zum Landmeister oder obersten Gebietiger in Preußen und schickte ihn im Jahre 1230 an der Spitze eines wohl ausgerüsteten Heeres dem Masuren-Herzoge zu Hilfe.

Es galt, ein Land zu erobern, zu dessen Besiegung bisher die ganze Macht des großen Polenreichs nicht hinlänglich gewesen war. Aber die hohe Kriegskunst, die sich die Ritter im Kampfe mit den Muhamedanern erworben hatten, und ihre besseren Waffen verschafften ihnen über die Preußen ein Uebergewicht, das zu jener Zeit, da des einzelnen Mannes Muth und Kraft in der Schlacht noch unendlich viel vermochten, bedeutend genug werden konnte.

Hermann Balks erste Sorge mußte es sein, das Kulmerland von den Kriegshaufen der heidnischen Preußen zu befreien, die sich dort zu Raub und Plünderung in drei feste Burgen gelagert hatten und die Umgegend mit Angst und Schrecken erfüllten. Nicht weit von da, wo jetzt die Stadt Thorn sich erhebt, führte (Frühling 1231) der Landmeister seine Kriegsschaar, durch den Beistand der Masovier beträchtlich verstärkt, über den scheidenden Grenzfluß der Weichsel, und betrat zum ersten Mal mit dem Schwerte der Eroberung in der Hand den preußischen Boden. Hier gründete er in großer Eile sogleich eine Wehrburg, die er nach dem Namen eines daneben belegenen Dorfes Thorn*) nannte, zu einem sichern Rückhalte für seine Streitmacht. Während der eine Theil mit dem Aufbau der Burg beschäftigt war, zog der andere unter Hermann Balk im Lande umher, theils um es von den Feinden zu säubern, theils um es kennen zu lernen und den Plan zu seiner Befestigung zu berathen. Kaum hatte er Thorn verlassen, um vor allem die erste Vertheidigungslinie des Landes, das rechte Weichselufer zu untersuchen, als er auf mehrere pomesanische Heerhaufen stieß. Von den Rittern überrascht, versuchten sie, sich in ihren Burgen zu vertheidigen, aber sie wurden, obgleich nicht gering an Zahl, durch den frischen Kampfesmuth der Ritter überwältigt und sämmtlich nieder

---

*) Der Name ist nicht deutschen Ursprunges, sondern slavisch.

gehauen. Ihr tapferer Häuptling Pipin kam durch Verrath in die Hände der Ordensritter und entgalt die verübten Frevel durch ein schauriges Ende.

Die Bewohner von Pomesanien erfaßte nicht geringe Furcht vor den eisernen Kriegern, welche der Bischof in seine Dienste genommen hatte, und sie dachten nicht anders, als daß sie sofort in ihr Land eindringen würden, um des Volkes Glauben und Freiheit zu vernichten. Deshalb faßten sie den Plan, sich dem Bischof zum Schein zu unterwerfen und die Taufe zu begehren, dann aber, wenn er sorglos ins Land gekommen wäre, die Stammgenossen unversehens herbeizurufen, mit ihnen vereint über den Bischof herzufallen und das verhaßte Christenthum dann, soweit nur möglich, auszurotten. Auf diese Weise dachten sie ihre Freiheit für immer zu retten.

Rasch schickten sie daher an Christian Gesandte mit der Botschaft, daß die Bewohner Pomesaniens bereit seien, sich ihm zu unterwerfen und christlichen Glauben und Taufe anzunehmen. Freudig und beseelt von einem reinen Glaubenseifer eilte er von einigen Rittern und mehreren Predigerbrüdern begleitet zu ihnen, um die günstige Stimmung zu benutzen. Viele ließen sich taufen, und der Papst, veranlaßt durch die Bitten Christians, die Erfolge zu sichern, verkündete einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen. Die Ordensritter hatten, Pomesaniens wegen außer Sorge, den Blick auf das andere heidnische Preußen gerichtet und rüsteten zum weitern Angriff. Sie erkannten jedoch zu wohl, daß sie es allein nicht wagen dürften, das tapfere mächtige Volk zum Kampfe der Verzweiflung herauszufordern, sondern die Ankunft der Pilgerheere abwarten müßten, um dann siegreich vorzudringen. Bevor dies aber noch geschehen konnte, hatten die Preußen ihre Schaaren bereits gesammelt. Arglos predigte der Bischof in dem scheinbar friedlichen Lande, nur wenige Bewaffnete waren um ihn, da plötzlich stürzte ein Haufe Samländer über seine Begleiter her und erschlug sie; ihn selbst aber, den mächtigen Criwen der Christen, führten sie als Beute und als Unterpfand ihrer Freiheit gefangen in ihre Heimath. Die preußischen Kriegsschaaren begnügten sich jedoch nicht mit der Hinwegführung des Bischofs. Sie hatten gehofft, die ganze christliche Streitmacht zu überfallen; als sie diese nicht fanden, durchzogen sie das Kulmerland, Masovien, Cujavien und Pommern und hausten so entsetzlich, daß der Papst bewogen durch die Klagen und das Elend der Christen abermals dringend zur Kreuzfahrt aufrief (Januar 1232).

Aber nur langsam und allmälig kam ein Kreuzheer zusammen.

Die Gefangennahme des Bischofs war für die Ausbreitung der christlichen Lehre ein unersetzlicher Verlust, für die politische Stellung

des deutschen Ordens von Vortheil, und während die deutschen Ordensritter immer festeren Fuß im Kulmerland faßten, fand sich auch Zuzug aus Dentschland ein. Denn der Papst verhieß allen denen, welche die heidnischen Preußen bekämpfen würden, denselben Ablaß der Sünden und eine ebenso große Seeligkeit, als denen, die für das heilige Grab fochten. Da sammelten sich denn, besonders in Deutschland, zahlreiche Schaaren von Kreuzfahrern, die den kürzern und bequemern Weg nach Preußen dem weitern und beschwerlichern nach Palästina vorzogen, und eilten, von Fürsten und Rittern geführt, zum Beistande des Ordens heran. Nicht selten entschloß sich dann ein Theil der Kreuzfahrer, die in ihrer Heimath vielleicht wenig oder nichts zu verlieren hatten, als Ansiedler in Preußen zu bleiben und bildete so die erste Grundlage zu der deutschen Bevölkerung des Landes. So geschah es, daß Hermann Balk schon ein Jahr danach, als die Burg Thorn erbaut war, in der Nähe derselben die gleich benannte Stadt anlegen und sie mit deutschen Einwanderern bevölkern konnte (1232). Fast gleichzeitig mit Thorn ward die Burg und Stadt Kulm*) durch Neugründung erweitert, und die bürgerliche Ordnung, die Freiheiten und Rechte beider Städte, durch die Verleihung der sogenannten kulmischen**) Handfeste (1233), welche den neuen Ansiedlern die Freiheit des Magdeburger Rechts gewährte, für die Folgezeit sicher gestellt. Diese Handfeste gestand den Bürgern das Recht zu, sich ihre Obrigkeiten selbst zu wählen, sie bestimmte die Verpflichtungen und Abgaben, die sie dem Orden zu leisten hatten, und setzte ihre Gerichtsverfassung und ihr Eigenthumsrecht fest. Sie ist darum so wichtig, weil sie zur Grundlage der bürgerlichen Ordnung in den meisten Städten und in vielen ländlichen Besitzungen Preußens gedient hat.

Das Kulmerland mochten die Preußen längst nicht mehr als ihr Eigenthum betrachtet haben und ließen daher ruhig geschehen, was die Deutschen darin begannen. Jetzt aber rüstete sich der Landmeister zur Eroberung Pomesaniens, der Nachbarlandschaft des Kulmgaus, das von einem tapfern streitbaren Volke bewohnt wurde, und nun erst er-

---

*) Kulm, polnisch Chelmo, war bereits ein großes Dorf oder Marktflecken, als die Ritter ankamen. Entweder führte der Ort nach dem Lande, oder das Land nach ihm seinen Namen. Auch der Orden scheint Kulm als die Hauptstadt des Landes betrachtet zu haben, deren Rechte u. s. w. späterhin für das ganze Preußenland maßgebend wurden.

**) Es ist daher sehr falsch, wenn man von „kölmischen Rechten“ und von „Kölmern“ und „Freikölmern“ spricht. Es giebt nur ein „kulmisches Recht“ und die damit belehnten, können niemals Kölmer, sondern höchstens Külmer, müssen aber viel richtiger „Kulmer“ genannt werden.

hob sich der furchtbar blutige Kampf, der über die Freiheit und den Glauben der Preußen entscheiden sollte. Und wäre das Volk aus allen Gauen des Landes gleich anfangs zum gemeinsamen Bunde zusammen getreten, um mit vereinter Macht seine heimathlichen Grenzen zu vertheidigen — wer weiß, ob es den Rittern jemals geglückt wäre, das Kreuz an den Gestaden der Ostsee siegend aufzupflanzen! Jetzt aber scheint eine Landschaft sich wenig um die andere bekümmert und jede einzeln sich für stark genug gehalten zu haben, um den Kampf mit den Fremden auch allein bestehen zu können. Und in der That war auch jeglicher Gau so zahlreich bevölkert und so wohl mit starken Burgen bewehrt, daß die Entscheidung des Kampfes noch immer zweifelhaft scheinen durfte, obgleich die Ordensritter sich vielfacher Unterstützungen erfreuten. Denn außer den Schaaren der Kreuzfahrer, die zu ihrer Hilfe herbei gekommen waren, leisteten ihnen auch Polens und Pommerns Fürsten mit ihrer Kriegsmacht thätigen Beistand. Doch mehr als alles dieses erfüllte die fromme Begeisterung, die das Herz der Ritter durchglühte, sie mit freudiger Siegeshoffnung. Ihr Schwert war zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau erhoben, und für das Höchste und Heiligste, das sie kannten, für des Christenthums Ausbreitung, waren sie bereit ihr Blut zu vergießen. Aber auch die Preußen fochten ja für ihr Höchstes und Heiligstes, für ihren alten Götterglauben, für ihre volksthümliche Sitte, für Freiheit und Eigenthum. Daher war der Kampf so hartnäckig und so blutig. — Wie tapfer auch Pomesaniens Krieger in der wilden Schlacht am Sirgune-Flusse (Sorge) Ende 1233 den Waffen des Ordens widerstanden: so mußten sie doch zuletzt einer Kriegslist des Pommernherzogs Swantopolk unterliegen und den Rittern den hartbestrittenen Sieg überlassen. Zwar konnten die Deutschen, durch den blutigen Sieg allzusehr geschwächt, ihren Vortheil nicht verfolgen, und die Kraft der Pomesanier war durch ihren Verlust so wenig gebrochen, daß sie noch daran denken durften, an Swantopolk Rache zu üben, wie sie schon einmal gethan. Verheerend drangen sie in Pomerellen ein, stürmten bis Oliva hin und opferten das Kloster den Flammen. Aber der Muth schien ihnen wenigstens entsunken zu sein, in offener Feldschlacht es wieder gegen den Orden zu wagen, und als dieser, in einem neuen Feldzuge, Pomesaniens Grenzen überschritten und drei der festesten Landesburgen erobert hatte, da kam das Volk aus seinen Wäldern, wo es im Hinterhalte gelegen, Frieden verlangend hervor und unterwarf sich der deutschen Herrschaft, wie der christlichen Taufe. — Von hier wandte Hermann Balk, verstärkt durch den Dobriner Orden, dessen Mitglieder 1235 deutsche Ordensritter geworden waren, sein siegreiches Schwert gegen den zunächst an Pomesanien grenzenden Gau der Pogesanier.

Auch diese Landschaft ward nach männlichem Widerstande der Eingebornen, zur Unterwerfung gezwungen (1237), und in ihr die Burg und Stadt Elbing gegründet. Ueberhaupt suchte der Orden seine Eroberungen in Preußen dadurch zu sichern, daß er die neuerrungenen Gebiete beständig mit festen Burgen bewehrte, in deren schützender Nähe sich gewöhnlich auch bald Städte erhoben. Fand er zu diesem Zwecke die eroberten Landesburgen geeignet, so wurden diese erweitert und stärker befestigt und behielten dann nicht selten ihren alten Namen auch ferner noch bei. So war es mit Graudenz und Stuhm und späterhin mit Balga und einigen andern der Fall.

Mit menschlicher Schonung und Freundlichkeit behandelte der kluge und wackere Landmeister die Besiegten und suchte ihnen ihre neue Lage so wenig drückend als möglich zu machen. Ja, er ließ ihnen sogar noch einen Theil ihrer alten heidnischen Feste, weil er es wohl einsah, daß sie auf diese Art sich zwar nur allmälig, aber auch desto sicherer, an die neue Religion und die neue Herrschaft gewöhnen würden. Sie blieben übrigens in dem ruhigen Besitze ihres Eigenthums, nnd fast das einzige, was sie daran erinnerte, daß sie nicht mehr ganz freie Leute waren, bestand darin, daß sie dem Orden eine jährliche Abgabe entrichten und ihm, beim Aufbau neuer Burgen, Dienste leisten mußten.

Kaum war Pogesaniens Eroberung vollendet, als ein wichtiger Auftrag den Landmeister Hermann Balk nach Livland rief. Durch mancherlei ungünstige Verhältnisse bewogen, hatte nämlich der dortige Ritterorden der Schwertbrüder längst den Wunsch gehegt, mit dem deutschen Orden zu einem einzigen vereinigt zu werden. Hermann von Salza, der kluge Hochmeister, für welchen durch eine solche Vereinigung die Hoffnung erwuchs, der Stifter eines mächtigen Staates an den Küsten der Ostsee zu werden, hatte alle Hindernisse, die dem Begehren der livländischen Ritter noch im Wege standen, glücklich zu beseitigen gewußt und die gewünschte Vereinigung wirklich zu Stande gebracht (1237). Jetzt ernannte er den erprobten und wackern Hermann Balk auch zum Landmeister über Livland, und sandte ihn dorthin, um hier die neuen Verhältnisse zu ordnen. Aber wie bald war des Landmeisters Anwesenheit in Preußen wieder dringend nothwendig! — Denn der Stellvertreter, den er hier statt seiner zurückgelassen, war nicht von jenem sanften Geiste freundlicher Schonung gegen die Besiegten belebt, der Balks edle Brust hob. Eine Pest suchte das Land heim, und die Neubekehrten, dieses Unglück für eine Strafe ihrer zürnenden Götter haltend, fingen hin und wieder an, diese mit Opfergaben versöhnen zu wollen. Da ließ des Landmeisters Stellvertreter, nachdem bereits an

Einzelnen die Todesstrafe vollzogen war, ohne die übrigen abzuschrecken, einst ein ganzes Dorf, worin eben das Volk seinen Göttern opferte, umzingeln und mitallen Bewohnern verbrennen. Diese Grausamkeit erbitterte die Herzen der Preußen, und lauter ward täglich das Murren der Unzufriedenheit. Was aber die Gefahr, welche aus einer solchen Stimmung des Volkes für den Orden erwuchs, noch erhöhte, war die feindselige Gesinnung, die auch Herzog Swantopolk um diese Zeit schon gegen die Deutschen zu äußern anfing. Des Landmeisters Rückkehr aus Livland besänftigte noch einmal die empörten Gemüther und seine Milde erstickte glücklich den aufglimmenden Funken der Empörung. Aber der edle Mann starb für des Landes Wohlfahrt leider viel zu früh, schon im nächsten Jahre (1239), nachdem sein großer Ordensmeister, Hermann von Salza, ihm kurz zuvor in die Ewigkeit vorangegangen war.

Inzwischen war auch die nächste Landschaft Preußens, Ermeland (Warmien), nicht ohne den heftigsten Widerstand, bezwungen worden. Besonders blutig war der Kampf um Balga gewesen, das von den Preußen auf das heldenmüthigste vertheidigt und, als es endlich doch von den Rittern erstürmt war, mit der hartnäckigsten Ausdauer belagert wurde, bis die Belagerer endlich, durch die List eines Verräthers bethört, dem Schwerte der Deutschen erlagen (1239). Von hier aus wurde Natangen und ein Theil von Barten unterworfen (1240 od. 41).

Im Jahre 1240 kehrte auch, nach neunjähriger Gefangenschaft bei den Samländern, Christian zurück. Christliche Kaufleute hatten das Lösegeld für ihn bezahlt. Aber kaum war er daheim, als Streitigkeiten über die Vertheilung des eroberten Heidenlandes Unfrieden zwischen dem Bischof und dem Orden hervorriefen. Christian trat mit seiner Klage vor den Legaten des römischen Stuhls, der damals gerade in Preußen anwesend war, und da dieser ihn abwies, so wandte er sich an den Papst. Aber Innocenz IV., der 1241 auf den greisen Gregor IX. gefolgt war, bestätigte die Anordnungen des Legaten. Das Land verblieb ein Lehn des Papstes, davon sollte der Orden zwei Drittheil, der Bischof ein Drittheil erhalten, ganz Preußen in vier Diözesen zerfallen (1243). Eine der Diözesen durfte Christian sich zu seinem Besitz wählen, doch ging er auf die Anerbietung nicht ein, er verwarf auch die Entscheidung des Papstes und starb, mit Absetzung bedroht, im Jahre 1245.

Während der Orden sich in seiner Stellung durch Christian bedroht sah, drängte auch äußere Gefahr von den heidnischen Preußen auf ihn ein.

Fast die Hälfte des Preußenlandes war nun erobert, und es kam jetzt darauf an, das Erworbene zu sichern. Die größte Sicherheit für

seinen Besitz hätte der Orden in der Liebe und Zuneigung des bezwungenen Volkes gefunden. Aber die sanfte Güte und schonende Nachsicht, wodurch Hermann Balk sich die Herzen der Besiegten gewonnen hatte, fehlte seinen Nachfolgern. Die Ritter fingen an, das Volk fühlen zu lassen, daß sie nun des Landes Herren wären. Dazu kam noch, daß der Orden sich genöthigt sah, auf das allerschleunigste eine Menge fester Burgen in Preußen aufzubauen, weil er einen Angriff der wilden, heidnischen Mongolen fürchtete, die über Rußland und Polen bis nach Schlesien vordrangen und alles mit Feuer und Schwert verwüsteten. Zu diesem Zwecke aber wurde das Volk zu so harten Frohndiensten und Scharwerken zusammengetrieben und ohne Rast und Ruhe zu schwerer Arbeit gezwungen, daß es darüber in Verzweiflung gerieth und allgemein gegen die Herren, die sich ihm mit Gewalt aufgedrungeu hatten, die Waffen ergriff (1242).

Daß die Preußen bei dieser Gelegenheit auch wieder vom Christenthume abfielen und sich zu ihrem alten Götterdienste zurückwendeten — das darf wohl kein Befremden erregen. Denn der rohe und ungebildete Mensch haßt mit seinem Feinde auch den Glauben seines Feindes. Ueberdies aber konnte das Volk auch der neuen Religion kaum von Herzen ergeben sein, da es nicht vielmehr als einige äußere Gebräuche derselben kennen gelernt, von ihrem tiefen, innern Werth aber, von dem Troste und dem Heile, die sie dem Menschen gewährt, wenig genug erfahren hatte. Es stand überhaupt zu jener Zeit mit dem Unterrichte in der Religion herzlich schlecht, da Gebete und Predigten in lateinischer Sprache gehalten wurden, die fast niemand verstand, am allerwenigsten aber die Preußen. Die Religionsbegriffe der Ritter selbst waren mangelhaft und unvollständig genug. Aber auch wenn sie im Stande gewesen wären, den Preußen den allerbesten Unterricht in den Lehren Jesu zu ertheilen, so hätten doch die große Menge der Neubekehrten, bei denen ja immer erst der alte heidnische Aberglaube von Grunde aus vertilgt werden mußte, wenn die Lehren des Evangeliums in ihren Herzen feste Wurzel schlagen sollten, und die beständigen Kriegsunruhen ihr Geschäft außerordentlich erschwert und verzögert. In zehn Jahren wäre wenigstens an eine gründliche Bekehrung noch nicht zu denken gewesen. Nun aber benutzten die alten Heidenpriester, die sich noch hin und wieder versteckt unter dem Volke aufhielten, die harte Behandlung der Ritter, unter welcher die Preußen seufzten, und stellten diese als eine Strafe ihrer Götter vor, die darüber erzürnt wären, daß das Volk sie verlassen hätte. Und diese Vorstellungen konnten denn wohl ihre Wirkung bei dem abergläubischen Volke nicht verfehlen. Wuthschnaubend erhob sich das Volk zum Kampf. Von Gau zu Gau erscholl der Kriegesruf, und mit Feuer und Schwert verwüsteten die

Abgefallenen Kirchen und Heiligthümer und zerstörten Burgen und Städte.

Dies gewahrte mit heimlicher Freude der Pommernherzog Swantopolk, der längst mit neidischen Blicken die wachsende Größe des Ordens betrachtet hatte, der ihm als Grenznachbar allzumächtig zu werden schien. Es mochte ihn schon bitter gereut haben, daß er selbst dem Orden bei der Eroberung des Preußenlandes hilfreiche Hand geleistet. Darum hatte er im Geheimen des Volkes Unzufriedenheit genährt und es zum Aufstande ermuntert, und jetzt, da die Empörung offen losbrach, ergriff er begierig die Gelegenheit, der Ritter Macht zu schwächen, und die schon früher begonnenen Feindseligkeiten gegen sie mit größerem Nachdruck fortzusetzen. Er stellte sich, selbst ein Christ, an die Spitze der Preußen, die das Christenthum verfolgten. Zur Beschönigung für dieses Betragen, das den Tadel und Unwillen der ganzen Christenheit erregte, wandte er vor, er habe bei dem ersten Frieden, den die Ritter mit den Preußen geschlossen, sich bei den letzteren dafür verbürgt, daß sie von den Siegern gelinde und menschlich behandelt werden sollten. Die Bedingung sei jetzt gebrochen, und darum greife er zum Schwerte. Wie viel Blut wäre erspart worden, wenn er das Volk zu besänftigen gesucht hätte, anstatt es aufzuwiegeln!

Die Ritter hatten einen schweren Stand mit diesem neuen Feinde, der den rohen Muth der erbitterten Preußen mit vieler Klugheit und Kriegskunst zum Verderben des Ordens zu leiten wußte. Von einem Ende zum andern durchzog er verheerend das Ordensgebiet, und Blut und Brand bezeichneten seine Spur. Marienwerder, Stuhm, Graudenz und andere Burgen wurden zerstört und viele tausend Christen erschlagen. Kein Mittel ließ er unversucht, um wo möglich die Ritter wieder aus Preußen zu vertreiben. So hatte er bemerkt, daß die geharnischten Ritter in ihrer schweren Eisenrüstung nur so lange unüberwindlich seien, als sie noch Herren ihres Rosses waren, zu Fuß aber durch das Gewicht ihrer eigenen Waffen am Kampfe verhindert würden. Darum gebot er seinen Kriegern, zu Fuß, fest an einandergeschlossen, mit vorgehaltenen Spießen und gedeckt von ihren Schildern, den Angriff der Ritter, die im vollen Rosseslauf auf sie einsprengten, zu erwarten. So stürmten die Pferde blind in die Speere hinein und durchbohrten sich durch ihre eigene Gewalt. Dann aber fielen die wüthenden Preußen über die unbehilflichen Eisenmänner her und hieben sie mit ihren Keulen nieder. Aber alle seine Unternehmungen scheiterten doch zuletzt immer an der ausdauernden Tapferkeit der deutschen Ritter, die zwar geschlagen, aber nie ganz besiegt werden konnten. Die Verluste, die sie in den Schlachten erlitten, wurden fort und fort durch die Hilfe, die ihnen aus Deutschland herbeizog, ersetzt. So fehlte es ihnen

nie an tapfern Armen zum Kampfe. Swantopolk suchte jedesmal, wenn er wahrnahm, daß sich das Glück der Waffen entscheidend auf die Seite des Ordens neigte, den Frieden, den er dann auch leicht erhielt, da die Ritter nur ungern gegen ihn kämpften und ihn lieber zum Freunde als zum Feinde haben wollten. Aber sobald er sich von seinen Niederlagen erholt hatte, merkte er sich eine günstige Gelegenheit ab, und aller geleisteten Eide treulos vergessend, brach er dann den Frieden und führte des Krieges Unglück von Neuem über das Land. Viermal hatte er auf diese Art Frieden geschlossen und gebrochen, bis endlich, nach sieben blutigen Jahren zum fünften Male und jetzt ein dauerhafterer Friede zu Stande kam (1248). Der Herzog war alt geworden und sehnte sich nach Ruhe, auch trachtete er danach, durch Werke der Frömmigkeit den Himmel zu versöhnen, den er durch das viele Blutvergießen und durch den Beistand, den er den Heiden gegen die Christen geleistet hatte, erzürnt zu haben glaubte.

Ehe wir aber von dieser Kriegsgeschichte scheiden, müssen wir noch eine That der Tapferkeit an den Weibern von Kulm und Elbing bewundern. Swantopolk hatte ein bedeutendes Ordensheer in der Nähe von Kulm zu Grunde gerichtet (1244) und erfuhr von einem Gefangenen, daß die Stadt von Vertheidigern entblößt sei. Da dachte er sie leichten Kaufs zu gewinnen und rückte rasch mit seiner Schaar vor die Mauern. Allerdings waren auch keine oder nur wenige Männer in der Stadt. Die meisten waren in der Schlacht gefallen. Doch ein kühner Heldenmuth beseelte die zurückgebliebenen Weiber. Sie wollten lieber sterben, als dem grausamen Feinde sich ergeben. Rasch ergriffen sie Helm und Schild und Schwert und zogen kampfbereit auf die Mauern. Den Herzog täuschte ihre Rüstung. Er hielt sie für Männer und zog unmuthig an der Stadt vorüber.

Ganz ähnlich ist das Beispiel, das die Geschichtschreiber von der Tapferkeit der Frauen Elbings erzählen. Auch sie retteten ihre Vaterstadt vor der Gewalt des Pommernherzogs, indem sie, gerüstet in männlichem Waffenschmucke, sich bereit zeigten, ihre heimathlichen Mauern zu vertheidigen.

Nachdem der Friede mit Swantopolk geschlossen war, legten die Preußen die Waffen keineswegs nieder. Eine beträchtliche Ordensschaar wurde sogar bei ihrer Heimkehr nach Balga von den Natangern und Ermeländern eingeschlossen und niedergehauen. Aber dieser Verlust reizte die Thatenlust der neu angekommenen Krieger nur noch mehr. In wenigen Wochen wurde ganz Ermeland, Barten und Natangen überwältigt, und ein härteres Loos schien den wieder unterworfenen Landschaften zur Strafe für so häufigen Abfall bestimmt, als der päpstliche Gesandte zur rechten Zeit einschritt und zwischen dem Orden

und den Preußen einen dauerhaften Frieden vermittelte (1249). Zunächst allerdings nur mit einem Theile, dem drei Jahre darauf auch die noch Uebrigen folgten. Die Ritter hatten der alten Preußen Heldenkraft in vollem Maße kennen und fürchten gelernt. Darum versprachen und gelobten sie ihnen, sie hinfort als freie Männer zu achten und sie zu keinem Frohndienste mehr zu zwingen. Auch wurde ihnen erlaubt mit ihrem Eigenthume nach Gutdünken schalten und walten zu können und alle Rechte freier Männer auszuüben — ein Beweis, daß dies Verhältniß jetzt noch einer besondern Feststellung bedurfte Ferner durften sie nach eigener Wahl sich ein Recht aussuchen, nach welchem sie gerichtet und behandelt zu werden wünschten, und sie wählten das polnische Recht, weil ihnen dieses am meisten bekannt war. Dagegen verpflichteten sich die Preußen, dem Heidenthum und allen seinen abscheulichen Gebräuchen für immer zu entsagen, keine Menschen mehr zu opfern, nur eine Frau zu heirathen, sowie dem Kauf der Bräute und Verkauf der Töchter zu entsagen, ihre Todten auf christliche Art zu begraben und nur den einigen und wahren Gott zu verehren. Auch erneuten sie den Vertrag, kraft dessen sie dem Orden einige Abgaben zu zahlen versprachen, gelobten ihm treu zu sein und ihm beizustehen in Kampf und Fehde.

So kehrte wieder Ruhe und Friede in das Land zurück — aber leider nur auf wenige Jahre.

Viertes Kapitel.

Eroberung Samlands. Königsberg erbaut. — Neuer Aufstand der Preußen. Ihre Feldherren: Herkus Monte, Glappo, Diwan. — Unterwerfung von Nadrauen und Schalauen.

Noch war ja bei weitem nicht das ganze Land erobert und bekehrt. Eine der mächtigsten unter den preußischen Völkerschaften waren die Samen, deren rings von Wasser umschlossenes Gebiet, gegen Westen und Norden die Ostsee und das kurische Haff, gegen Süden und Osten das frische Haff, der Pregel und die Deime begrenzt.

Schon einmal hatten die Ritter den Versuch gemacht, Samland zu überwältigen (1252). Aber nur ein kleiner Theil des Ordensheeres war lebend davon zurückgekehrt, um von dem Untergange ihrer Brüder und der kühnen Tapferkeit der Samen Kunde zu bringen. Doch auch

Samland sollte dem allgemeinen Loose Preußens nicht entgehen. Denn Ottokar, König von Böhmen, führte im Anfange des Jahres 1255 ein stattliches Heer von Kreuzfahrern herbei, das, mit des Ordens Streitmacht vereint, 60,000 Krieger gezählt haben soll. An der Spitze dieser furchtbaren Macht drang der König, ohne Widerstand zu finden, in das Gebiet der Samen ein und durchzog das Land weit und breit mit Feuer und Schwert. Endlich stellten sich des Landes Wehrmänner zur Schlacht. Aber sie erlagen der höhern Kriegskunst und der größeren Zahl der Feinde. Da flehte das Volk um Frieden und eilte schaarenweise herbei, die Taufe zu empfangen. In wenigen Wochen war Samlands Eroberung vollendet. Was aber das Volk zu so schneller Unterwerfung geneigt machte, war nicht sowohl die Waffenmacht der Feinde, als vielmehr die überlegte Klugheit des Ordens, der durch Versprechungen und Geschenke viele der Vornehmen und Edlen des Landes auf seine Seite zu bringen wußte. Denn durch dieses Verfahren wurde das Volk nicht blos seiner Anführer und Rathgeber beraubt, sondern das Beispiel der Oberhäupter reizte auch die Untergebenen zur Nachahmung. Ehe nun aber der Böhmenkönig das Land verließ, rieth er dem Orden, in dem neu eroberten Samlande eine Burg zu bauen, und unterstützte ihn zu diesem Zwecke mit allen erforderlichen Bedürfnissen. Demnach erhob sich bald an den Ufern des Pregelflusses, auf einem Bergwalde, den die alten Preußen Twangste nannten, ein festes stattliches Schloß, dem die Ritter, seinem königlichen Gründer zu Ehren, den Namen Königsberg beilegten. Nicht lange darauf wurde auch eine gleichbenannte Stadt neben der Burg gegründet. Das ist der Ursprung der jetzigen Hauptstadt des Preußenlandes.

Doch nur Furcht und Schrecken, nicht aber Ueberzeugung hatte das Volk, wie in den übrigen Gauen, so auch hier, zur Taufe geführt und seinen starken Nacken unter das Joch der Fremden gebeugt, und leider geschah auch hier nur äußerst wenig, oder gar nichts, um die bessere Ueberzeugung durch zweckmäßige Belehrung hervorzurufen. Das Volk blieb ohne Unterricht; und wenn es sich dennoch an die fremde Herrschaft bald zu gewöhnen schien, so zeugt dies einerseits allerdings von der schonenden und freundlichen Behandlung, die ihm anfänglich von seinen Siegern zu Theil ward, andererseits aber auch von seinem leichtzugewinnenden, friedfertigen Sinne. Hätten nur die Ordensritter es immer verstanden, durch Leutseligkeit und freundliche Gefälligkeit die Herzen der großen Menge so zu gewinnen, wie sie viele der Vornehmen gewonnen hatten, gewiß wäre ihnen das Volk mit fester Treue stets ergeben geblieben. Denn Undankbarkeit gehörte nicht unter die Fehler der Preußen, und die Geschichte hat uns davon viele Beispiele erhalten, von denen hier nur eins seine Stelle finden mag. In einer Schlacht,

wo die Kurländer, von den Lithauern unterstützt, dem Heere des Ordens gänzlichen Untergang drohten, wo schon überall die Fahnen der Christen wankten und sich alles zur Flucht wandte, trat ein edler Same — Sklodo war sein Name — von Heldenmuth und Dankbarkeit begeistert, hervor und hielt mit ernsten Worten seinen Landsleuten ihre Feigheit vor. „Erinnert euch, rief er, der vielen Wohlthaten, die wir unsern Herren zu danken haben, und seid nicht so schlecht, sie jetzt, in der Stunde der Noth, treulos und feige zu verlassen! — Auf! mit ihnen wollen wir siegen oder sterben!“ So sprechend stürmte er von neuem kühn auf den Feind. Ihm folgten muthig die wackern Samen, und alle starben hier den schönen Tod der Treue.

Wie leicht hätte es, bei solcher Gesinnung der Besiegten, dem Orden werden mögen, das Land weniger durch Blut, als durch Milde zu erobern, und sich die Treue und Ergebenheit des Volkes, in unerschütterlicher Festigkeit zu gewinnen! In der That benutzte auch der edle Gerhard von Hirzberg, der jetzt (1257) als Landmeister an der Spitze des Ordens in Preußen stand, die nun in den westlichen Theilen des Landes herrschende Ruhe, um dort die Spuren der blutigen Kriege so bald als möglich zu vernichten, und die Neubekehrten durch Wohlthaten und gelinde Behandlung recht eng an sich zu fesseln. Man vertheilte schöne bunte Kleider, Lebensmittel und allerhand Geräthschaften unter das Volk, lud die Vornehmeren zu Gelagen und Schmausereien ein, und setzte sie durchaus den deutschen Eingewanderten in keinem Stücke nach. So gewannen die Preußen ihre Herren lieb, vergaßen, was sie verloren und gelitten, und das Land fing an wieder fröhlich aufzublühn. Aber die unkluge Härte einiger Gebietiger bereitete dem Orden noch einen Kampf, der furchtbarer als alle vorhergehenden, fast mit seinem Untergange geendigt hätte.

Dem weisen und sanften Gerhard von Hirzberg folgte 1259 in der Landmeisterwürde Hartmut von Grumbach, ein Mann, der die üble Bedeutung seines Vornamens durch die That rechtfertigte Hart und strenge benahm er sich sogar gegen seine eigenen Ordensbrüder: — noch viel weniger schonte er die armen Preußen. Zudem war eine Menge junger Ritter in den Orden aufgenommen und von dem damaligen Hochmeister nach Preußen geschickt worden, die, feurig und stolz wie sie waren, die Neubekehrten wie Sklaven behandelten und ihre Dienstleistungen nicht mehr, wie sonst geschehen war, erbitten, sondern mit Gewalt erzwingen wollten. Ferner sah sich der Orden abermals genöthigt, in großer Eile eine Menge Burgen aufzuführen, da von Neuem das wilde Volk der Tartaren und Mongolen Gefahr drohend an Preußens Grenzen vorüberstürmte. Zu diesem Burgenbau, der verhaßtesten Arbeit für das besiegte Volk, wurden nun die Preu-

ßen, und oft mit vieler Härte, gezwungen. Mit einem Worte, die alte Härte und Strenge der Ritter, mit allen ihren Uebeln nnd unheilbringenden Folgen, wie sie vor dem Friedensschlusse 1249 gewesen war, kehrte wieder zurück.

Mit jedem Tage wuchs die Erbitterung der geknechteten Preußen, und sie mochten vielleicht schon heimlich beschlossen haben, bei der ersten günstigen Gelegenheit das neuauferlegte Joch durch die Gewalt der Waffen abzuwerfen. Diese gelegene Zeit schien ihnen gekommen zu sein, als der Orden, durch eine Niederlage, die er von den Lithauern erlitt, an Kräften und Streiterzahl geschwächt worden war (1260). Doch es hätte vielleicht noch der glimmende Funke des Krieges sich glücklich ersticken lassen: — aber eine übereilte und unmenschliche That des Vogtes (Landverwesers) von Natangen und Ermeland, Walrad Wunderlichs (in den Ordensurkunden lateinisch Mirabilis genannt), fachte den Funken plötzlich zur furchtbaren Flamme an.

Auf dem Schlosse Lenzenberg bewirthete der Vogt eine ansehnliche Versammlung edler Preußen, die hingekommen waren, ihn um Ermäßigung einer Abgabe zu bitten. Lustig klangen die Becher, und alles war froh und guter Dinge. Plötzlich aber verlöschten die Lichter im Saal, und als endlich, auf des Wirthes Rufen, die Kerzen von Neuem angezündet werden, da beschuldigt der Vogt seine Gäste, ihm nach dem Leben getrachtet zu haben, und zeigt zum Beweise sein Gewand, das von Dolchstichen durchbohrt und zerrissen war. Auch auf dem Harnisch, den er unter dem Kleide trug, waren die abgegleiteten Stöße zu erkennen. Ihn selbst aber hatten sie nicht verwundet. Erstaunt sehen die Preußen sich einander an, deren keiner solches Bubenstückes sich schuldig bekennen will. „Welche Strafe", ruft der Vogt, „hat der von euch verdient, der also schändlich das Gastrecht an mir verletzen wollte?" „Den Feuertod" entgegnen einmüthig die Preußen. — Bald darauf berief der Vogt abermals eine Menge edler Preußeu auf seine Burg zum Schmause. Während des Gelages — hat er nun recht oder falsch gehört? wer vermag, bei der Mangelhaftigkeit der Ueberlieferung, diese Frage zu entscheiden! — genug, er erzählte, gehört zu haben, daß seine Gäste darüber Rath pflogen, ihn zu ermorden. Sogleich verläßt er den Versammlungssaal, den er von außen wohl verriegelt und verschließt. Dann ruft er seine Knechte zusammen und gebietet ihnen, die Burg in Brand zu stecken. Bald lodert sie in hellen Flammen auf, und die unglücklichen Gäste, durch die Gluth und das Sausen des Brandes aufgeschreckt, suchen vergebens einen Ausweg aus der ringsverschlossenen Burg. Sie alle mußten den gräßlichen Tod des Feuers sterben. Diese That war ein blutiges Feuerzeichen zum Aufruhr für das ganze Land. Zu den Waffen griff das ver-

zweifelnde Volk, den Tod der verbrannten Landsleute und die eigne Schmach zu rächen, ob es vielleicht gelänge, die alte Freiheit wieder zu erringen.

Durch das ganze Preußenland ward heimlich der Bund geschlossen, der auf einmal die Herrschaft der Deutschen vernichten sollte. In einsamen Wäldern versammelte sich das Volk, und rief von Neuem seine alten Götter um Schutz und Beistand an. Jeglicher Gau wählte den besten Mann zu seinem Feldherren, und bei dem Scheine der hochauflodernden Opfergluth, schwuren Volk und Feldherren, den blutigen Kampf zu führen bis in den Tod. Nachdem alles heimlich und still wohl vorbereitet war, sollte am Matthäustag des Jahres 1260 der Aufstand mit dem Morde aller Christen beginnen.

An der Spitze der Bewegung standen preußische Edle, gebildet in deutschen Klosterschulen, deutscher Manneszucht gewohnt und bereit, den Herrn mit seinen eignen Waffen zu schlagen. Nichts scheinen die Ritter von dem blutigen Vorhaben geahnt zu haben, und ganz plötzlich brach der Matthäustag mit seinem schreckensvollen Verhängnisse über die Ungewarnten herein. Die Gluth brennender Städte und Burgen verdunkelte das Morgenroth und spiegelte sich in Strömen Blutes, das das mordende Schwert der Preußen schonungslos vergoß. Alles, was Christ hieß, wurde ohne Erbarmen gewürgt oder in harte Sklaverei geschleppt. Nicht das zarte Alter der Kindheit, noch die Schwäche des Greisenalters, kein Geschlecht fand Mitleid oder Rettung. Wer sich nicht rasch in eine feste Stadt oder Burg flüchten konnte, die im Stande war, dem ersten Sturme der Preußen zu trotzen, war verloren. Am meisten aber suchte das empörte Volk seinen Rachedurst an den gefangenen Ordensrittern und christlichen Priestern zu stillen, für die es ganz neue Martern ersann, um sie recht qualvoll hinzurichten. Es war noch nicht die größte Grausamkeit, die von den Preußen in der ersten Hitze ihrer Erbitterung verübt wurde, als sie einen gefangenen Priester zwischen zwei Balken legten und ihn langsam zerquetschten, indem sie dabei höhnend riefen, daß sie ja keinen Tropfen seines heiligen und geweihten Blutes vergießen wollten.

Gleich der Fluth eines ungeheuern Stromes, der seine Dämme zerrissen hat und nun Acker und Wiesen unter sich begräbt — nur noch einzelne Hügelspitzen ragen aus der weiten Wasserfläche hervor: — so verwüsteten die Preußen mit rascher Wuth ihr ganzes Vaterland; nur einzelne feste Burgen trotzten noch ihrer Macht.

Indeß erscholl des Ordens Unglück im Auslande, und sogleich eilten neue Schaaren von Deutschen und Böhmen, angeführt von vielen Fürsten und Rittern, zu seiner Hilfe herbei (1261). Im natangischen Lande bei Pocarben, unfern Brandenburg, griffen die Preußen das

christliche Heer an. Herkus*) oder Heinrich Monte führte sie, der Natanger Feldherr, dessen Heldennamen, vom höchsten Ruhme der Tapferkeit umstrahlt, die Geschichte der spätesten Nachwelt aufbehalten hat. Er war von edler Geburt und noch als Knabe dem Orden, als Bürge für den Frieden, überliefert worden. Die Ritter schickten ihn nebst vielen andern preußischen Jünglingen nach Magdeburg, damit er dort der heidnischen Sitte vergessen und die deutsche Herrschaft lieb gewinnen lernen möchte. In allen Künsten, die damals für die Zierde eines Edelmannes und Ritters gehalten wurden, ward er hier geübt. Im schweren Eisenharnische lernte er fechten, Schwert und Lanze gewandt und tapfer führen und die wildesten Roße bändigen. So geübt kehrte er in sein Vaterland zurück. Aber jetzt, da das Volk noch einmal für seine alte Freiheit in den Kampf trat, wollte er den waffengeübten Arm dem Vaterlande nicht entziehen, und die Natanger erkoren ihn zu ihrem Feldherrn.

Die Schlacht begann. Wunder der Tapferkeit geschahen auf beiden Seiten. Für den Ruhm ihres Glaubens fochten die Christen, um den köstlichen Besitz der Freiheit rangen die Preußen. Doch selbst der beispiellose Heldenmuth, mit welchem ein deutscher Ritter Stenzel von Bentheim sich in die dichtesten Schaaren der Heiden stürzte und mitten durch ihre Reihen eine blutige Bahn sich brach, während sein Schwert, wie die Sichel eines Schnitters, alles niedermähte, was sich ihm in den Weg stellte — vermochte nicht das Glück der Schlacht dem Orden zuzuwenden. Aus vielen Wunden blutend sank er zu den Leichen. Viele Hunderte von Christen lagen todt neben ihm, und Montes Heldenarm errang den schweren Sieg. Die Heiden aber schändeten ihr Siegesfest durch den Greuel der Menschenopfer. Einer der gefangenen Christen ward dazu bestimmt, den Göttern zu Ehren verbrannt zu werden. Das gräßliche Todesloos traf diesmal einen edeln Ritter, Hirzhals mit Namen. Sein Schloß lag in der Gegend von Magdeburg, und da Monte gerade in diese Stadt zur Erziehung geschickt worden war, so hatte der Ritter oftmals Gelegenheit gefunden, dem jungen Preußen wohlzuthun, und sich seiner auf eine edle Weise anzunehmen. Mit heftigem Schmerze sah nun der preußische Feldherr das Leben seines Freundes und Wohlthäters in Gefahr, und rasch beschloß er, ihn zu retten. Aber wie war dies möglich zu machen? Mit offener Gewalt konnte und durfte er seinen Landsleuten das Todesopfer nicht entreißen! denn gar zu fest hingen sie an ihrem blutigen Aberglauben und hielten die Entscheidung des Looses für einen un-

*) Herkus ist nur eine Verstümmelung oder Abkürzung des Namen Henricus d. h. Heinrich.

mittelbaren Ausspruch ihrer Götter. Und wäre es ihm auch gelungen, mit Gewalt des gefangenen Ritters Leben zu beschützen, würde er dadurch nicht das Zutrauen seines Volkes verloren und sich unfähig gemacht haben, für die Befreiung seines Vaterlandes noch ferner zu wirken? — Das einzige Mittel also, das ihm übrig blieb, war, die Preußen im Guten dahin zu bewegen, daß sie das Loos noch einmal würfen. Dies geschah. Es geschah zum zweiten und dritten Male, aber immer traf es den edeln Hirzhals wieder. Noch wollte ihn Monte retten, entschlossen jetzt das Aeußerste zu wagen für des Freundes Leben. Aber der Ritter hielt ihn zurück. „Du hast gethan, was du konntest', sprach er, „Du darfst nichts weiter thun: es ist umsonst! Gott selbst ruft mich zum Tode für den Glauben, und freudig will ich sterben. Nimm meinen Dank für deine Lieb' und Treue, und lebe wohl!" So sprechend umarmte er den preußischen Feldherrn, der sich weinend von ihm abwandte, und im frommen Gebete erwartete er den qualvollen Tod des Feuers. Die Heiden umgürteten den Helden darauf mit dreier Männer Rüstungen, hoben ihn dann auf sein Roß, und umgaben Pferd und Mann mit dem Holzstoße. Jetzt loderten hoch die Flammen empor und umhüllten das Todesopfer.

Es ist ein wohlthuender Anblick, selbst mitten unter den grausamen Schaaren des erbitterten Volkes einem Manne zu begegnen, wie Monte es war, der das edle Gefühl der Dankbarkeit nicht aus seiner Brust verloren hatte, und der selbst in seinem Feinde noch den Wohlthäter liebte und ehrte. Solche Züge reiner Menschlichkeit hat die Geschichte noch mehrere von ihm aufbewahrt. Seine Krieger hatten einst ein Marienbild aus einer Kirche gerissen und ließen ihren frechen Spott daran aus, indem sie es statt eines Zieles brauchten, um sich im Pfeilschießen zu üben. Dies sah der Feldherr, und voll hohen Ernstes gebot er ihnen, abzustehen von so frevelhaftem Beginnen und den Christen ihr Heiligenbild zurückzugeben.

Ein schönes Beispiel von Dankbarkeit und Menschlichkeit wird uns auch von den Ordensrittern erzählt: Nálubo, des edeln Sklodo Sohn, war auf die Seite der empörten Preußen getreten. Er befehligte in Quednau, einem samländischen Dorfe und Gebiete nahe bei Königsberg. Als nun die Ritter mit einem wohlgerüsteten Heere diese Gegend überfallen wollten, gedachten sie der oben erzählten Verdienste Sklodo's, und beschlossen edelmüthig, den Sohn des wackern Helden zu retten. Sie ließen ihn daher heimlich warnen und ihm wohlmeinend zur Flucht rathen, damit er noch bei Zeiten der drohenden Gefahr entrinnen könnte. Nalubo entfloh. Doch bald kehrte er, von der Ritter unverdientem Großmuth gerührt, zu ihnen zurück, empfing von

Neuem die heilige Taufe, und ward nun aus einem Feinde der treuste und eifrigste Freund des Ordens.

Von Sieg zu Sieg führte indeß Held Monte seine Preußen, mit denen auch lithauische Schaaren sich verbanden. Auch die andern preußischen Feldherren, unter denen sich hauptsächlich Diwan, der Barter, und Glappo, der Warmier Feldherr auszeichneten, fochten tapfer und siegreich. So ward die Lage des Ordens fast mit jedem Tage gefährlicher. Trotz seiner ausdauernden Tapferkeit gelang ihm kein Unternehmen mehr. Schon viele seiner festesten Burgen waren gefallen, und die andern wurden durch Hunger und der Feinde Waffen hart bedrängt.

Vorzüglich hatten die Preußen ihr Augenmerk auf Königsberg gerichtet, wohin eine große Menge ihrer christlichen und dem Orden treu gebliebenen Landsleute sich geflüchtet hatte. Sie begannen den Sturm. Aber die starke Burg und die wohl befestigte Stadt, auf das Tapferste vertheidigt, trotzte der Gewalt ihrer Waffen. Da beschlossen sie, die Belagerten durch Hunger zu zwingen und hielten mit einer Menge von Schiffen den Pregel gesperrt, um auf diese Weise jede Zufuhr an Lebensmitteln zu verhindern. Doch in Königsberg befand sich ein geschickter Schwimmer und Taucher, ein Bootsmann aus Lübeck. Der schwamm des Nachts heimlich unter dem Wasser zu den preußischen Schiffen, und es gelang ihm, den Boden der Schiffe mit einem spitzen Eisen dermaßen zu durchbohren, daß sie versanken, und nun ungehindert der Stadt und dem Schlosse Lebensmittel zugeführt werden konnten. Jetzt verfielen die Preußen auf ein neues Mittel, die Feste zu überwältigen. Sie erbauten eine Brücke, wohl versehen mit festen Thürmen, über den Strom und verhinderten dadurch die Zufuhr noch mehr, als vorher durch die Schiffe. Da wurden die Ordensritter auf der Burg Eines Sinnes, lieber im Kampfe rühmlich zu fallen, als dem Tode des Hungers zu erliegen. Denn den Preußen sich ergeben: — der Gedanke kam nicht in ihr tapferes Herz. Die unheilbringende Brücke zu zerstören, war ihr nächstes Trachten. Darum bestiegen sie, mit Schwert und Schild bewaffnet, einen Kahn. Der heftige Wind trieb sie gegen die Brücke. Hier stiegen sie aus und gleich bereit zu Sieg und Tod, schlossen sie sich fest an einander, die entblößten Schwerter dem Feinde muthig entgegenhaltend. Ihre Zahl war nur gering, aber sie waren Helden, und das unglaubliche Werk ihrer Tapferkeit gelang. Sie verjagten die Heiden, zerstörten die Brücke und kehrten siegreich heim in die Burg. — Jetzt stellte sich Monte an die Spitze der Stürmenden. Und was vorher unmöglich war, errang sein unerschütterlicher Heldenmuth. Die Stadt ward erstiegen und verbrannt. Nur das feste Schloß trotzte fort und fort den feindlichen Waffen.

Was aber konnten den Preußen ihre Siege frommen? Denn zwar Zucht und Waffengewandtheit hatten die gelehrigen Barbaren von dem überlegenen Sieger gelernt, doch nicht das Eine, Entscheidende — die einheitliche Leitung des Krieges in allen Gauen. Ihre Feinde erstanden aus jeder Niederlage immer gewaltiger wieder, da die beständigen Unterstützungen aus fremden Ländern ihnen immer neue und kräftige Mannschaft zuführten: sie selbst aber wurden mit jedem Siege weniger, denn jede Schlacht raubte dem Vaterlande eine große Menge tapferer Streiter, und selbst durch die lithauischen Hilfsschaaren nur wüster und ärmer. Doch alle Preußen waren von dem Entschlusse beseelt, lieber als freie Männer mit dem Schwerte in der Hand zu sterben, als sich lebend noch einmal unter die fremde Herrschaft zu beugen. Daß der Muth und die Kriegserfahrung der erwähnten Feldherren sehr viel zu des Volkes ausdauernder Tapferkeit beigetragen, ist wohl unbestritten. Darum konnte der Orden auch nur da erst siegen, als der Tod die preußischen Heerführer ereilt hatte. Sie erlebten die Unterwerfung ihres Vaterlandes nicht mehr. Diwan starb von einem Pfeilschusse durchbohrt, als er eben, an der Spitze seiner siegreichen Schaar, die Mauern der Burg Schönsee erstieg. Glappo fiel durch den Verrath eines Preußen in die Hände der Feinde und ward zu Königsberg, dem Volke zur Schau, öffentlich hingerichtet. Monte, der nach einer verlorenen Schlacht, mit wenigen Gefährten in dem dichten Schatten eines Waldes sich verborgen hielt, neue Entwürfe zu des Vaterlandes Rettung in seiner tapfern Brust, ward hier von seinen Feinden unvermuthet überfallen, als er eben einsam schlummerte. Der Comthur von Christburg, Hermann von Schönenberg, war es, der mit zwanzig Gewappneten durch den Wald reitend, den schlafenden Helden gewahrte, der ihm oft in der Schlacht furchtbar gegenüber gestanden haben mochte. Froh des glücklichen Zufalls, der ihm so leichten Kaufs den gefährlichen Feind in die Hände lieferte, ergriff er Montes Schwert, das neben dem Schlummernden lag, und stieß es in des Helden offene Brust, die so warm für Vaterland und Freiheit glühte. Dann knüpften sie ihn an die Eiche auf, die mit ihrem Schatten seinen Schlummer beschützt hatte. — So endigte Herkus Monte durch Meuchelmord und mit ihm der blutige Krieg, der zwölf Jahre lang gewüthet hatte. Die Ueberreste des preußischen Volkes, ihrer tapfern Feldherren beraubt und von allen Seiten in die Enge getrieben, unterwarfen sich dem Orden aufs Neue und jetzt — für immer. Denn alle Versuche, die noch späterhin von einzelnen Bezirken gemacht wurden, um die Ordensherrschaft zu erschüttern, waren und blieben fruchtlos und glichen nur dem letzten Zucken eines Sterbenden. Die Ruhe kehrte für die wiederunterworfenen Gaue nach 15jährigem

Kampfe durch den Frieden vom Jahre 1274 zurück. Aber kaum glaubte der Orden sich ihres Besitzes sicher, so begann er die Unterwerfung von Nadrauen und Schalauen und vollendete sie in wenigen Jahren. Die alte heidnische Burg Ragnit wurde zerstört. Ein Theil der Einwohner entfloh zu den stammverwandten Lithauern, um dem alten Götterdienst treu zu bleiben, ein anderer Theil wurde absichtlich in ein von der Grenze entferntes Ordensgebiet versetzt (1274—76).

Fünftes Kapitel.

Eroberung Sudauens, worin Skomand befehligt. Ritter Liebenzell. — Golin. — Ende des Eroberungskrieges. — Marienburg erbaut.

Nur ein einziger Gau hatte sich noch nie unterworfen und trotzte fort und fort den mächtigen Waffen der Ritter. Das war der Sudauer streitbares Volk, dessen Gebiet den südöstlichen Theil unsres Vaterlandes einnimmt und sich an Lithauens und Polens Grenze schließt. Im letzten Kampfe hatten sie ihren Landsleuten kräftigen Beistand geleistet, und jetzt rüstete sich der Orden, um (1277) auch sie zu überwältigen. Mit gleicher Tapferkeit von beiden Seiten geführt, dauerte der Kampf sechs Jahre lang, bis er sich endlich zum Vortheile der Ritter entschied. Die stärkere Bevölkerung, die größere Waffenkunde und die höhere Einheit machte hier den Kampf so langwierig und so schwer. Als Haupthelden dieses Kampfes nennt uns die Geschichte, von Seiten des Ordens, einen Ritter Ludwig von Liebenzell, und von Seiten der Sudauer ihren Feldherrn Skomand. Liebenzell wird als ein Mann geschildert, den jede ritterliche Tugend zierte. Mit einer glühenden Begeisterung für seinen Glauben verband er die kühnste und entschlossenste Tapferkeit und verstand es fast noch besser, die Heiden durch lehrreiche, freundliche Unterweisung, als mit dem Schwerte in der Hand, zum Christenthume herüberzuführen. Skomand, der Sudauer Heerführer, erscheint nicht weniger liebenswürdig, er war tapfer und kühn, aber auch edel und milde. Einst wollte es das wechselnde Kriegsglück, daß Liebenzell gefangen in die Hände Skomands fiel. Doch der edle Sudauer behandelte seinen edlen Feind nicht als Gefangenen, sondern als Gast und beeiferte sich, ihm die größte Aufmerksamkeit und Achtung zu beweisen. Wie ein freier Mann lebte der Christ in des Heiden Burg, der gern in seiner Gesellschaft war und ihm zu Ehren mancherlei Feste anstellte. Da begab es sich einst, bei Gelegenheit eines

lustigen Schmauses, daß einer der Preußen den Ritter mit bösen Worten tief kränkte und beleidigte. Von der Ehre aber hatten die Ritter ihre eigenen Begriffe; es gehörte mit zu den Ritterpflichten, seine Ehre von Niemanden ungestraft beschimpfen zu lassen, ja, man glaubte, daß eine solche Kränkung nur durch Blut abgewaschen werden könnte. Darum sprang auch Liebenzell zornig empor und forderte seinen Beleidiger zum Zweikampfe. Die Schwerter werden gezogen, und nach einem kurzen Gefechte sinkt der Preuße, zum Tode verwundet, in sein Blut. Das empört alle Gäste, mit racheverlangenden Blicken greifen sie zu ihren Waffen und immer lauter wird ihr Geschrei: „Man solle es nicht dulden, daß der Gefangene ungestraft das Gastrecht verletze. Leben um Leben! er müsse sterben!“ Aber Skomand, dem der Ritter zuvor erklärt, daß der Zweikampf bei den Deutschen üblich sei, um Genugthuung für eine Beleidigung zu nehmen, und daß er also nach der Sitte seines Volkes recht gehandelt habe, stellt sich selbst als Schild vor seinen Gefangenen und besänftigt, so gut er kann, die Wuth seiner Landsleute. So rettet er ihn von dem plötzlichen Tode; doch hält er ihn noch nicht sicher vor der spätern Rache. Darum läßt er ihn zur Zeit der Nacht durch seinen treusten Diener heimlich und unbemerkt in das Ordensgebiet geleiten; auch nahm er kein Lösegeld, wie es sonst üblich war, wenn man einem Gefangenen die Freiheit wieder gab. Auf ihn aber hatte das Zusammenleben mit dem christlichen Ritter einen tiefen Eindruck gemacht. Denn bald darauf ließ er sich selbst taufen, mit allen den Seinigen.

Nicht minder glücklich war Ritter Liebenzell in einer zweiten Gefangenschaft. Mit Wunden bedeckt, war der Held nach einer heißen Schlacht für todt auf dem Wahlplatze liegen geblieben. So fanden ihn die Sudauer und mochten in dem blutüberströmten Manne noch einige Zeichen des Lebens wahrnehmen. Deshalb legten sie ihn quer über ein Pferd und nahmen ihn mit sich. Wohlthätig wirkte die Erschütterung auf den Scheintodten. Die Wunden fingen aufs Neue an zu bluten, und Leben uud Bewußtsein kehrte ihm zurück. So ward er einem vornehmen Sudauer, Kantigerde, überliefert, der ihn sorgsam heilen ließ. Aus Dankbarkeit machte der Gerettete es sich zur Pflicht, die Heiden, so gut er es vermochte, in den Lehren des Christenthums zu unterrichten. Und dies Bestreben gelang ihm so vollkommen wohl, daß sich Kantigerde mit 1600 der Seinen taufen ließ und in das Gebiet des Ordens zog. Ihm ward eine durch den Krieg entvölkerte Gegend Samlands zum Wohnplatz angewiesen, die von jetzt ab der sudauische Winkel hieß.

Doch noch ein Mann verdient, seiner kühnen Thaten wegen, hier einer ehrenvollen Erwähnung. Martin Golin, ein Bürger von

Kulm, gerieth bei einem Ueberfalle der Preußen in ihre Gefangenschaft. Hier mußte er mit gebundenen Händen und unfähig helfen zu können, mit eigenen Augen es ansehen, wie die Heiden seiner Schwester den Bauch aufhieben, und wie die Unglückliche sich jämmerlich zu Tode quälte. Solche Greuelthat empörte sein ganzes Gefühl. Heimlich wußte er sich seiner Bande zu entledigen, entkam glücklich zum christlichen Heere und that hier das feierliche Gelübde, den Tod seiner Schwester fort und fort an den Heiden zu rächen. Denn die Rache wurde zu jener Zeit in gewissen Fällen nicht nur erlaubt, sondern sogar für eine Pflicht gehalten. Von jetzt ab begleitete er den Orden auf allen seinen kriegerischen Zügen und erhielt bald vom Landmeister die Erlaubniß, nach seinem Gutdünken gegen die Heiden auszuziehen, wann er wollte. So versammelte er denn eine Schaar tapferer Männer um sich, an deren Spitze er manchen kühnen Streifzug in das Gebiet der Heiden unternahm. Mit zweien seiner Kampfgefährten war er einst auf Kundschaft ausgezogen. Plötzlich brachen fünf heidnische Preußen auf die nichts argwöhnenden Helden los, und ehe diese sich noch zum Kampfe bereiten konnten, wurden sie im heftigen Angriffe von ihren Pferden gestürzt und gebunden. Die herrenlose Rosse sprengten wild und flüchtig in das Feld, und drei der Heiden eilten ihnen nach, um sich die schöne Beute nicht entgehen zu lassen. Die anderen beiden machten sich indeß bereit, die Gefangenen zu tödten. Schon erhebt der eine von ihnen sein Schwert gegen Golin, um ihm den Kopf zu spalten. Golin sah ihm mit scheinbarer Gelassenheit zu und rief, spottend: „Heide, wie einfältig bist du! wenn du mich jetzt tödtest, so wird mein Blut die schönen Kleider, die ich trage, besudeln und unbrauchbar machen. Wärest du klug, so würdest du mir erst die Kleider ausziehen, und dann mein Blut vergießen!“ Das leuchtete dem Heiden ein, und um den Gefangenen desto bequemer entkleiden zu können, löste er seine Bande. Das hatte Golin erwartet, und mit kräftiger Faust entriß er dem Feinde die Waffe und streckte ihn mit einem Schlage zu Boden. Darauf griff er den andern, der noch bewaffnet war, muthig an, und erlegte auch diesen. Jetzt befreite er seine beiden Gefährten. Jeder nahm seine Waffe wieder, und rasch bestiegen sie die Rosse der Erschlagenen, sprengten muthig den drei andern Heiden nach, holten sie ein und erschlugen auch diese. Mit den Waffen und den Pferden der fünf Gefallenen zogen die Sieger darauf wohlgemuth nach Kulm.

Ein andermal verfolgte er, mit siebenzehn seiner Genossen, zwanzig flüchtige Heiden. Ermüdet vom langen Reiten, beschlossen sie endlich, eine kurze Rast zu halten. Sie stiegen ab, und nachdem Golin zwei Wächter zur Hut ausgestellt, überließ er sich mit den Seinen der

Ruhe. Doch auch den beiden Wächtern fielen die müden Augen zu. Dies bemerkten die verfolgten Preußen. Leise schlichen sie heran, ermordeten den einen Wächter und banden den andern an einen Baum. So ward Golin mit den Seinen überfallen. Doch erweckt von dem Waffengetöse sprangen die Helden empor und griffen zu den Schwertern. Jetzt begann ein gar seltsamer Kampf. Gleiche Tapferkeit beseelte beide Parteien, und keiner wollte es gelingen, die andere zu überwältigen oder in die Flucht zu schlagen. So kam es denn, daß die Kämpfenden, wenn ihnen ihre erschöpften Glieder den Dienst versagten, sich gegenseitig eine kurze Erholung erlaubten. Mit den Waffen in der Hand lagerten sie sich einander gegenüber und schlossen für einige Minuten Friede. Kaum aber fühlten sie sich hinreichend stark, so begann das blutige Gefecht aufs Neue. So, oftmals wechselnd zwischen Kampf und Ruhe, endete der Streit nicht eher, als bis alle Christen und Heiden leblos auf der Wahlstatt lagen. — Der gebundene Wächter bemerkte indeß, daß der Kämpfenden Schlachtruf und das Klirren der Waffen immer schwächer wurde und am Ende ganz verstummte. Es gelang ihm, seiner Bande sich zu entledigen, er eilte zum Kampfplatze und sah hier mit Staunen, Freund und Feind blutig und kalt liegen. In dem einzigen Golin bemerkte er noch eine Spur von Leben und brachte ihn nach Rheden, wo er, sorgsam gepflegt, von seinen Wunden genas. Dies sei für jetzt genug von Golins Thaten. Die Erzählung wird uns noch einmal auf ihn zurückführen.

Nach sechsjährigem Kampfe wurden auch endlich die tapfern Sudauer besiegt. Ihr ehemals so volkreiches Land und das ganze südöstliche Preußen, wo der Sturm des Krieges zuletzt gewüthet hatte, war fast zur Einöde geworden. Auch die übrigen Gaue waren sehr entvölkert, denn es läßt sich leicht erachten, wie vieles Blut, hauptsächlich von Seiten der Preußen, die vielen Schlachten gekostet hatten. Zudem war eine nicht unbedeutende Zahl der Ureinwohner des Landes zu den befreundeten Lithauern geflohen, die an Sprache und Religion mit ihnen verwandt waren, und ihnen einen Zufluchtsort vor den Waffen der Ritter gewährten.

Nach 53jährigem blutigen Kampfe standen nun die Ritter als Sieger auf dem weiten Boden, der mit dem Blute seiner Bewohner zum Ueberflusse getränkt war (1283). Ihren Zweck hatten sie erreicht. Verdrängt und zerstört war das Heidenthum, und hoch prangte das Kreuz der Erlösung, wo sonst die Göttereichen gestanden: — aber auf die Grabhügel von vielen tausend Erschlagenen war es aufgepflanzt. Doch das Loos der Gefallenen war beneidenswerth gegen die traurige Lage derjenigen, die den Fall ihrer Freiheit und den vollständigen Sieg der fremden Herrschaft überlebt hatten. Zwar gab es sehr viele, und

namentlich unter den Vornehmeren, die sich fest an den Orden angeschlossen und ihre Treue gegen denselben in allen Kämpfen bewahrt hatten, und ihr Schicksal verschlimmerte sich keineswegs. Schon ihre größere Bildung und ihr inniges Anschmiegen an die Deutschen verschaffte dem christlichen Glauben und deutscher Art und Sitte einen leichteren Eingang in ihre Gemüther. Aber der bei weitem größere Theil des übrig gebliebenen Volkes hatte ja im Empörungskriege gegen die Ritter gestanden, und die natürliche Folge davon war eine strengere und härtere Behandlung von Seiten der Sieger, die sich jetzt aller frühern Versprechungen gegen die Abtrünnigen entledigt hielten. Des Volkes Selbstständigkeit war vernichtet, seine Volksthümlichkeit sollte nicht mehr gelten, seine Sprache wurde verachtet und aus seiner Brust sollte der alte, tief gewurzelte Glaube gerissen werden. Ganze Dorfschaften versetzte der Orden in Gegenden, wo sie minder gefährlich erschienen; es war kein Friedensschluß mehr wie sonst mit dem Besiegten, sondern Unterwerfung und Begnadigung, deren Bedingungen nach dem Grade der Schuld und nach militärischen Gesichtspunkten bestimmt wurden. Der deutsche Orden betrachtete sich als den alleinigen Eigenthümer des Landes in Folge jener Schenkung des Papstes und legte nicht nur bäuerliche Lasten auf, sondern zwang auch, was drückender war, die Unterworfenen, dem Orden zur Vertheidigung des Landes und zu Kriegszügen Dienste zu leisten. Nicht minder herrisch stellte er sich zu der Macht der Kirche; überall sonst zu jener Zeit war sie die Herrin oder die feindliche Nachbarin, in Preußen allein ein Glied des Staates, ein Drittheil des Landes gehörte den vier Bisthümern als Eigenthum, doch auch für dieses galten nicht die Gesetze des Bischofs, sondern die Landesgesetze und die allgemeine Landwehrpflicht. Das Erzbisthum der Ordenslande blieb in Riga, und man that klug, diese gefährliche Macht, die noch Herrschaftsrechte beanspruchte, weislich aus Preußen fern zu halten. Das Wichtigste aber war, daß der Orden außer in Ermeland alle Bisthümer und Domcapitel mit seinen geistlichen Brüdern selbst besetzte und dadurch eine Machtfülle gewann, wie sie kein anderer Staat besaß, aber nöthig war, um das heidnische Land zu germanisiren, denn das war die eigentliche Aufgabe des Ordens geworden. Die Einführung des Christenthums war damit verbunden, stand aber in zweiter Linie, und so erklärt es sich, daß die deutsche Cultur raschen Eingang gewann in Folge der zahlreichen Einwanderung deutscher Bauern und die äußern Lebensverhältnisse schnell umgestaltete, während die Umwandlung des religiösen Lebens erstaunlich langsam vor sich ging und die Wurzel des Heidenthums, die zwar durchhauen aber nicht ertödtet war, immer wieder von neuem Schößlinge emportrieb. Das war aber die

Schuld des Ordens, denn er sorgte nicht für die richtige christliche Unterweisung und Belehrung der Unterworfenen, die von der neuen Religion nichts als ihnen unverständliche Formen kennen gelernt hatten und dem Muttergottesbild eben so mißtrauisch gegenübertraten, wie die deutschen Ritter der Wunderkraft der heiligen Eiche zu Romove. Um sie in das wahre Christenthum, das Evangelium der Liebe und Duldung, einzuführen, wäre es nöthig gewesen, daß die Verkünder der neuen Lehre in der Sprache des zu Bekehrenden redeten und andererseits die Unterworfenen Unterweisung in der Sprache des Eroberers erhielten. Es vollzog sich daher nicht eine Vermischung zwischen Deutschen und Preußen, sondern in der Fülle des ringsum aufsprießenden deutschen Lebens erstickten die letzten Triebe preußischer Sprache und Sitte. Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts herrschte die Sprache des Eroberers, dem Deutschen ward verboten mit seinem Gesinde preußisch zu reden. Aber die alten Preußen hielten an ihrer einheimischen Sprache fest, und noch im sechszehnten Jahrhundert mußten in einzelnen Kirchen Tolken (Dolmetscher) der Gemeinde die deutsche Predigt erklären; ja in tiefgeheimer nächtlicher Versammlung schlachtete da und dort noch im Samland ein Heidenpriester den Bock zu Ehren der alten Götter, doch seit Luthers Tagen verhallten allmälig die letzten Laute der preußischen Sprache. Nur das zähere Volksthum der Lithauer in Schalauen und Nadrauen hat noch heute sein heimisches Wesen bewahrt: noch heute lebt die schöne liederreiche Sprache in den „Dainos", die Männer tragen noch den Bastschuh, die Mädchen die reichgeschmückte Kasawaika.

Vielleicht möchte mancher im Hinblick auf das in Strömen geflossene Blut und die vielen Greuel der Verwüstung und Plünderung die Unterwerfung der Preußen durch den deutschen Orden beklagen; aber er thäte Unrecht. Denn es stellt sich dem Betrachter hier eine zwiefache Möglichkeit dar. Bei den fortwährenden Feindseligkeiten zwischen Polen und Preußen hätte es doch endlich einmal dahin kommen müssen, daß entweder die Preußen das polnische, oder die Polen das preußische Volk unterjocht haben würden. In beiden Fällen aber wäre die Selbstständigkeit des einen Volkes untergegangen und vor der Entscheidung mindestens eben so viel Blut vergossen worden, als jetzt im Kampfe mit den Rittern. Wäre nun der erste Fall eingetreten: — welche Gefahr hätte dann dem Christenthume in Polen und den angrenzenden Ländern gedroht, da die Preußen so fest an ihrem heidnischen Aberglauben hingen? Würde aber, was bei der Uebermacht Polens bei weitem wahrscheinlicher ist, der zweite Fall stattgefunden haben, so würde polnische Sprache, polnische Bildung und polnische Sitte im Preußenlande herrschend geworden sein.

Wie weit aber stehen die Polen den Deutschen nach in wahrer Bildung des Geistes, an echter Aufklärung, Wissenschaftlichkeit und Kunstsinn! Die Eroberung Preußens durch die Ritter hingegen eröffnete deutschem Fleiße, deutscher Bildung und deutscher Denkart ein neues Feld. Die Stelle der im Kampfe gefallenen oder ausgewanderten Ureinwohner füllten deutsche Einwanderer aus, und bald blühte das Land nach den Erschütterungen des Krieges, wie eine Frühlingsflur nach einem fruchtbaren Gewitter, nur um so schöner und herrlicher auf. So wurde Preußen schon damals zu einem echt deutschen Lande von der Vorsehung eingeweiht, das an Geistesbildung, vielseitigem Gewerbefleiße und innerer Kraft keinem andern nachstand, und — Gott Lob! — wir dürfen es mit freudigem Stolze bekennen, auch noch heute keinem nachsteht.

Mit Bewunderung muß es uns übrigens erfüllen, wenn wir sehen, wie der Orden es möglich machte, selbst noch mitten unter dem blutigen Toben des Krieges, so Vieles zu des Landes Wiederaufblühen und dem künftigen Schutze desselben zu unternehmen. Einwanderer wurden aufgenommen, ihnen Land angewiesen und Rechte verliehen, Burgen wurden gebaut und Städte gegründet. So legte der Landmeister Konrad von Thierberg im Jahr 1274 auch den Grund zu der hochprangenden Marienburg und der gleichbenannten, daneben-liegenden Stadt. Anfangs bestand die Marienburg, wie alle andern Ordenshäuser, natürlich nur aus einem mit Pallisaden besetzten Erdwalle mit einem hölzernen Hause. Allmälig wurde sie erweitert und ausgebaut. Erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts, als der Besitz des Landes an der Weichsel schon hinreichend gesichert war, dachte man an die Herstellung eines massiven Burgbaues. Doch wurde in dieser Zeit noch lange nicht der ganze Bau vollendet; nach und nach wurde das großartige Werk immer mehr erweitert und erhielt seine Vollendung erst unter Winrich von Kniprode, dem größten Hochmeister des Ordens. Er unternahm mehrere Erweiterungen des Mittelschlosses mit der Vorburg, sowie der Festungswerke — denn die Vertheidigung war ja der Hauptzweck der Marienburg — und ließ das kolossale Marienbild in der Ostnische der Schloßkirche durch italienische Künstler ganz und gar mit Glasmosaik überziehen. Am bedeutendsten aber war der Anbau an die Hochmeisterwohnung, der in seinem obersten Geschoß die beiden Prachträume des kleinen und großen Remters enthält. Letzterer war der fürstliche Audienzsaal des Hochmeisters, dessen Gewölbe gleich einer Fontaine von einem einzigen dünnen Pfeiler mächtig emporsteigen, und steht an Großartigkeit ohne Gleichen in der Welt da. Als die Polen in den Besitz der Marienburg gelangt waren, begann der Verfall, aus dem das edle Denkmal vergangener Größe,

nachdem es mit Unverstand zum Theil zerstört war, sich wieder im Beginn unseres Jahrhunderts erhoben hat.

Sechstes Kapitel.

Anfang der Kriege mit Lithauen. — Golins Tod. — Die Werder werden urbar gemacht.

Indeß durften die Ritter ihr tapferes Schwert nicht aus der Hand legen. Denn wenn nun gleich im Preußenlande selbst kein Kampf mehr war, so drohte doch Gefahr an den Grenzen. Es ließ sich nämlich leicht voraussehen, daß die Lithauer, dieses streitbare und kräftige Volk, die Unterjochung der mit ihnen so enge verbrüderten Preußen nicht gleichgiltig ertragen würden. Sie hatten schon in den letzten Kriegen ihnen beigestanden, und es ist leicht denkbar, daß die zu ihnen geflüchteten Preußen, von Rachedurst gegen den Orden glühend, keine Ueberredungen und Versprechungen gespart haben werden, um sie zur Bekämpfung der Ritter zu bewegen. Darum war es wohl klug vom Orden gehandelt, daß er jetzt seine kriegerischen Waffen gegen die Lithauer wendete, um ihrem Angriffe zuvor zu kommen. Ueberdieß herrschte ja auch in Lithauen noch der alte Götzendienst, und die Ritter glaubten sich ja zur Bekämpfung und Bekehrung der Heiden berufen und verpflichtet. So entspann sich denn wieder von Neuem ein blutiger Krieg, der mit häufigen, aber immer nur kurzen Unterbrechungen, über zweihundert Jahre dauerte. Dieser Kampf aber entschied sich am Ende nicht so vortheilhaft für den Orden, als der mit den Preußen. Der Grund davon liegt ziemlich klar in der bei weitem geordneteren und besseren Staatsverfassung Lithauens. Denn dieses nicht unbedeutende Land, das jetzt zu Rußland gehört, wurde gemeinhin von mehreren Fürsten oder Herzogen beherrscht, unter denen aber gewöhnlich einer als der erste anerkannt ward. Zwar befehdeten diese Fürsten sich wohl auch unter einander, und der Orden benutzte jedesmal staatsklug solche Uneinigkeiten, um dem einen Theile gegen den andern Beistand zu leisten und auf diese Weise die Lithauer durch innerliche Kriege zu erschöpfen — auch gelang es ihm hin und wieder einen Fürsten sich ganz geneigt zu machen und sogar zur Annahme des Christenthums zu bewegen —; aber die Lithauer waren in ihrer Freundschaft, wie in ihren Religionsmeinungen fast jedesmal treulos und unbeständig, und wenn ihnen die Ritter zu mächtig zu werden schienen, so söhnten sie sich schnell mit einander aus und kehrten gemeinschaft-

lich die Waffen gegen ihre vorigen Bundesgenoſſen, ſo daß die Ritter oftmals von ihnen verrathen und betrogen wurden.

Langweilig und ermüdend würde es ſein, die ganze Kriegsgeſchichte, von ihrem erſten Beginnen an, ausführlich zu erzählen. Denn wer mag es ertragen, ſeinen Blick lange und ausſchließlich auf Mord und Krieg zu wenden? Und doch ſind blutige Schlachten, verheerende Streifereien, eroberte Städte und zerſtörte Burgen das ewige Einerlei, das jene Kriegsgeſchichte darbietet. Nur eines Helden, der uns ſchon aus der vorigen Erzählung bekannt geworden, wollen wir jetzt noch einmal gedenken, ich meine den tapfern Martin Golin. Manche kühne That hatte er noch gegen die Lithauer ausgeführt, als auch ihn der Tod um das Jahr 1295 dahinraffte.

In der Nähe des Städtchens Fiſchhauſen im Samlande liegt eine Waldung die kaporniſche Haide genannt. Hier ſoll, der Sage nach, Martin Golins Burg, Konoweidit, geſtanden haben. Mit vier ſeiner treueſten Gefährten feierte er vor dieſer Burg ein frohes Mahl. Aber die ſorglos Schmauſenden wurden plötzlich von einer Ueberzahl bewaffneter Heiden angefallen, und Golin mußte den Schmerz erleben, ſeine vielgeliebten Streitgenoſſen von den Feinden erſchlagen zu ſehen. Wohl vergalt er ihren Mord reichlich mit Heidenblut; aber der Tod ſeiner treuen Freunde, an deren Seite er ſo manches kühne Abenteuer beſtanden, erſchütterte heftig das ſtarke Herz des rauhen Kriegers. Er grub ihnen ein Grab auf dem Platze, wo ſie gefallen waren, und pflanzte an den Hügel ein ſchwarzes Kreuz, als Denkmal ſeiner Trauer und ſeiner Liebe. Fortan wollte ihm nichts mehr behagen. Düſtere Schwermuth ergriff ſein Herz, ſeine Kraft war gebrochen, und bald darauf tödtete ihn der tiefe Gram. Der Landmeiſter Meinhard von Querfurt aber ließ den tapfern Männern zu Ehren auf der Stelle, wo ſie geblutet hatten, eine hölzerne Säule errichten, an deren oberem Ende vier behelmte Häupter zu ſchauen waren. Von Zeit zu Zeit erneuert ſteht dieſes Denkmal noch heute, bekannt unter dem Namen der Vierbrüderſäule.

Aber wir wenden unſere Aufmerkſamkeit mit Freuden von dem Getümmel des Krieges auf ein herrliches Werk des Friedens, das der edle Landmeiſter Graf Meinhard von Querfurt mitten unter dem Klange der Waffen begann. Dieſer große Mann nämlich faßte einen Gedanken, der ſeiner würdig war, indem er beſchloß, diejenigen Landſtriche, die heute das große und das kleine Werder genannt werden, den Fluten der ſie umgebenden Ströme abzugewinnen. So wurde [illegible]m auf ſeinen Befehl im Jahre 1288 der Anfang gemacht, die Nogat, Weichſel und den Elbingfluß durch Dämme einzuſchließen, die ſtark

genug wären, den anschwellenden Wogen und dem Drange des Eisganges Trotz zu bieten. Sechs Jahre wurde an dem großen Werke ununterbrochen fortgearbeitet, bis es endlich im Jahre 1294 seine Vollendung erhielt.

Jetzt zeigte sich bald der große Gewinn, der durch dieses Unternehmen dem Lande zugeführt worden. Denn der den Strömen abgewonnene Boden übertraf an Fruchtbarkeit alle übrigen Gegenden Preußens. Ueberdies verhieß der Landmeister Jedem, der sich in den Werdern niederlassen wollte, gänzliche Freiheit von allen Abgaben auf fünf Jahre. Da strömte eine große Menge thätiger Arbeiter, mehrentheils Deutsche, herbei, und bald prangte das Land, welches noch vor kurzem ein fauler Sumpf gewesen war, der mit seinen Ausdünstungen die Luft vergiftet hatte, vom schönsten Segen Gottes. Ueppige Getreidefelder neigten ihre goldenen Halme im Winde, wo sonst nur Sumpfgras und Schilf, oder wildes Gesträuch und Wälder wucherten. Freundliche Dörfer erhoben sich einladend allenthalben, die bald von der Wohlhabenheit und dem Wohlbefinden ihrer Bewohner ein erfreuliches Zeugniß ablegten, und noch heute müssen wir das Andenken des edlen Grafen von Querfurt dankbar ehren, für ein solches Werk des Friedens, das von unendlich segensreichen Folgen für Tausende von Menschen geworden ist.

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit der höchsten Blüthe des Ordensstaates, oder von der Verlegung des hochmeisterlichen Sitzes nach Marienburg bis auf die Schlacht bei Tannenberg. 1309—1410.

Siebentes Kapitel.

Der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen kommt nach Marienburg. — Seine Verordnungen. — Pommerellen wird gekauft.

Von der höchsten Wichtigkeit für das ganze Land wurde das neunte Jahr des folgenden Jahrhunderts. Denn im Herbst des Jahres 1309 war es, wo der Hochmeister*) Siegfried von Feuchtwangen sich durch wichtige Gründe bewogen fühlte, den hochmeisterlichen Sitz von Venedig nach Preußen zu verlegen. Im Jahre 1291 war Accon, die letzte Feste der Christen in Palästina, vornehmlich durch die Zuchtlosigkeit der Johanniter und Templer in die Hände der Aegypter gefallen, mit ihm das Ordenshaus. Seitdem hatten die Hochmeister zu Venedig Hof gehalten, aber dieser Ort war nicht glücklich gewählt. Dazu kam, daß der Papst auf die Klage des auffässigen Erzbischofs von Riga den Bann wider die deutschen Herrn schleuderte und „die Dornen des Lasters aus dem Weinberge des Herrn auszureuten" drohte. Außer in Preußen hatte der deutsche Orden noch in Schwaben und Oesterreich Besitzungen, aber hier war er weiter nichts als ein reicher Grundbesitzer und der Volkswitz verspottete das träge Ceremonienwesen am Hofe des Deutschmeisters mit den Worten: „Kleider aus, Kleider an,

*Wem daran liegt, die Namen der Hochmeister kennen zu lernen, die von des Ordens Stiftung bis hieher, die Häupter des Ritterbundes gewesen waren, für den ist das Verzeichniß derselben hier abgedruckt:

1) Heinrich Walpot von Bassenheim, 1191—1200; 2) Otto von Kerpen, 1200—1206; 3) Hermann Bart, 1206—1210; 4) Hermann von Salza, 1210—1239; 5) Konrad, Landgraf von Thüringen, 1239—1241; 6) Gerhard von Malberg, 1241—1244; 7) Heinrich von Hohenlohe, 1244—1252; 8) Gunther, 1252—1253; 9) Poppo von Osterna, 1253—1258; 10) Hanno von Sangershausen, 1258—1274; 11) Hartmann von Heldrungen, 1274—1283; 12) Burchard von Schwanden, 1283—1290; 13) Konrad von Feuchtwangen, 1290—1297; 14) Gottfried von Hohenlohe, 1297—1303; 15) Siegfried von Feuchtwangen seit 1303.

Essen, Trinken, Schlafen gahn ist die Arbeit, so die deutschen Herrn han.“ Der Landmeister von Livland endlich, dessen Orden seit dem Jahre 1237 mit dem deutschen vereinigt war, theilte seine Macht mit der Kirche, nur in Preußen besaß der Orden unumschränkte Staatsgewalt. Dorthin wandte Siegfried sein Auge. Vor allen Schlössern des Landes aber ward die Marienburg der Ehre gewürdigt, zum Wohnsitze des Fürsten erkoren zu werden.

Feuchtwangen bezeichnete seine Ankunft durch eine Reihe der weisesten Gesetze und Verordnungen, die alle auf Ordnung, Mäßigkeit und Frömmigkeit der Einwohner des Landes abzweckten, und wodurch eine Menge von eingeschlichenen Mißbräuchen und übeln Gewohnheiten abgestellt wurde. So verbot er unter anderm jedes Spiel um Geld, weil dieses leicht Veranlassung zu einem unordentlichen, verschwenderischen und faulen Leben werden kann. Er befahl, den Sonntag in heiliger Stille zu feiern und ihn nicht durch lärmende Gastereien und Tänze zu entweihen. Jeder Handwerker mußte seiner Waare ein Merkzeichen aufdrücken, damit ein Jeder, der mit schlechter Waare betrügen wollte, leicht herauszufinden und zu bestrafen wäre. Höchst störend für das Aufblühen eines volksthümlichen Gemeinsinnes in Preußen, und selbst beschwerlich für die Verwaltung und Gerechtigkeitspflege, war das verschiedene Völker- und Sprachgemisch, das hier Statt fand. Denn außer den deutschen Eingewanderten, welche hauptsächlich die Städte bevölkerten und nächst des Landes Ureinwohnern den zahlreichsten Theil der ganzen Bevölkerung bildeten, hatten sich auch Polen und Pommern in Preußen angesiedelt, und an den östlichen Grenzen ward auch die lithauische Sprache gehört. Darum gebot der Hochmeister, daß jede Herrschaft ihre Dienstboten zur Erlernung der deutschen Sprache fleißig anhalten sollte, um in solcher Art die Bewohner des Landes schneller zu Einem Volke zu verschmelzen. Unter allen diesen vortrefflichen Gesetzen aber befindet sich auch eins, das mit Trauer erfüllt. Es war nämlich auch geboten und verordnet, daß kein Preuße, d. h. kein Ureinwohner des Landes, irgend ein obrigkeitliches Amt, weder in einer Stadt, noch in einem Dorfe bekleiden sollte. Ja, nicht einmal eine Gastwirthschaft halten, durften die beklagenswerthen Ueberreste des Volkes, das einst der freie Herr des ganzen Landes gewesen war. So ungerecht aber auch diese Verordnung immer erscheinen mag, so läßt sie sich doch einigermaßen entschuldigen. Denn die früher so liebenswürdige Gemüths- und Sinnesart der Preußen hatte sich seit der Beendigung des langen Eroberungskrieges gar sehr verschlimmert. Sie waren heimtückisch, verrätherisch und treulos geworden — und dies war kein Wunder. Denn gar zu lange und zu schrecklich war der Kampf mit den Deutschen gewesen, als daß sie denselben aufrichtig gewogen

sein konnten. Sie konnten ihrer alten Freiheit nicht vergessen, betrachteten sich als ein unrechtmäßig unterdrücktes Volk und gehorchten nur aus Zwang und Furcht. Wie wenig sie aber noch immer vom Christenthume wußten, geht aus der Erzählung eines alten Geschichtschreibers (Lucas David) hervor, der uns meldet, daß noch im 16. Jahrhundert in Samland heimliche Heiden gewesen seien. Daher kam es denn, daß sie fort und fort sich gegen die Herrschaft des Ordens durch Meutereien und Empörungen, die aber jedesmal schnell unterdrückt und nie gefährlich wurden, auflehnten. Auch hatten sie die abscheuliche Kunst der Giftmischerei gelernt und waren damit so vertraut, daß der Hochmeister gebieten mußte: „es solle ein jeder Preuße, der zuletzt aus einem Becher getrunken, bevor er denselben von Neuem gefüllt einem andern darreichte, auch wieder den ersten Trunk daraus thun, zum Beweise, daß kein Gift hineingeschüttet." — Bei solchen Umständen war es dem Hochmeister wohl nicht zu verargen, wenn er keine obrigkeitliche Würde den Händen solcher Verräther, und keine Gastwirthschaft solchen Giftmischern anvertrauen wollte, wenn er sich sogar weigerte, sie als Bürger in die Städte aufzunehmen. Denn wie viel wäre nicht von ihrer Heimtücke und Verrätherei für die deutschen Einwohner und die Sicherheit der Städte zu fürchten gewesen! — Nicht aber, daß geradehin alle noch übrigen Preußen so schlecht gewesen wären: es gab auch, wie schon früher beiläufig bemerkt worden, viele die dem Orden in allen Kämpfen treu geblieben waren und längst ihrer alten vaterländischen Sitte entsagend, deutsche Sprache und Bildung angenommen hatten. Diese wurden auch den Deutschen in jeder Hinsicht gleichgestellt. Die Würde eines Landmeisters von Preußen ging ein, da Siegfried nach seiner Uebersiedelung dieses Amt selbst übernommen hatte. Der letzte Landmeister erhielt den Titel Großcomthur, der an Ansehen dem Hochmeister zunächst stand und stets am hochmeisterlichen Sitz verblieb.

Aber der vortreffliche Hochmeister ließ sich nicht weniger, als die innere Wohlfahrt des Landes, auch die äußere Vermehrung des Ordensgebietes angelegen sein. Nach dem Tode des letzten pommerellischen Herzogs Mestwin, des Sohnes Swantopolks, gelangte nämlich das Land, in Folge einer Bestimmung des letzten Landesherrn, unter die Herrschaft der Markgrafen von Brandenburg. Von diesen nun kaufte der Hochmeister die Städte Danzig, Dirschau und Schwetz, nebst den dazu gehörigen Gebieten für eine bedeutende Summe 1310. Aber auch die Polen glaubten Ansprüche auf Pommerellen zu haben und wollten in den Kauf nicht willigen. Daher sah sich der Orden gezwungen, sein bezahltes Eigenthum mit den Waffen in der Hand in Besitz zu nehmen, und auf diese Weise wurde jener Strich Landes für

immer mit Preußen vereinigt. Danzig, das zu der Zeit, als es unter die Herrschaft des Ordens kam, nur eine unbedeutende und schwach-befestigte Stadt war, erhob sich bald unter der wohlthätigen deutschen Regierung zu einer der wichtigsten Händelsstädte des damaligen Europas. Aber so segensreich auch in vielfacher Hinsicht die neue Besitzung für ganz Preußen und besonders für das erkaufte Land wurde, so nachtheilig ward sie doch für den Orden. Denn er erhielt dadurch an Polen einen neuen, unversöhnlichen Feind, dem er auch zuletzt erliegen mußte.

Nur zwei Jahre lang vermochte Feuchtwangen von Marienburg aus für des Landes Wohl zu sorgen. Denn er starb schon im Anfange des Jahres 1311. Unter allen Verdiensten aber, die der treffliche Hochmeister sich um das Land erwarb, steht die Verlegung des Herrscherſitzes nach Preußen obenan. Denn eben dadurch wurde Preußen ein selbstständiger Staat. Zudem verhinderte die Gegenwart des Fürsten die Willkür der Beamten und verschaffte dem Volke Recht.

Achtes Kapitel.

Preußen unter den sechs folgenden Hochmeistern 1311—1351.

Karl Beffart von Trier, der neuerwählte Hochmeister, war gleichfalls mit allem Eifer auf die Wohlfahrt des Landes bedacht. Aber schwer und drückend waren die Zeiten seiner Amtsführung. Immer blutiger und gefährlicher ward der Kampf mit den kriegerischen Lithauern, die fast jährlich in Preußens Grenzen fielen, mit Feuer und Schwert, verheerend und mordend; und wenn auch der Ritter tapferer Arm mit Wucher den zugefügten Schaden vergalt, so gelang es doch nicht, die unruhigen Feinde gänzlich zu entkräften. Ansteckende Seuchen, die traurigen Begleiter blutiger Kriege, suchten das Land heim, und eine Spaltung im Orden selbst vermehrte noch das Unglück. Zudem verklagten die Polen den Orden beim Papste, als habe er Pommerellen auf unrechtmäßige Weise an sich gebracht. Aber der einsichtsvolle Hochmeister reiste nach Rom und vertheidigte selbst die Rechte seines Ordens mit so günstigem Erfolge, daß der Papst die Polen mit ihrer Klage zurückwies. Als Karl Beffart mit dem Urtheilsspruche nach Preußen zurückkehren wollte, übereilte ihn plötzlich der Tod auf der Reise in seiner Vaterstadt Trier (1324).

Sein Amt ging über auf Werner von Orseln, der schon während der langen Abwesenheit seines Vorgängers als Großcomthur das Land verwaltet hatte. Er war ein frommer, biederer Mann, der sich um des Landes Wohlfahrt die ausgezeichnetsten Verdienste erwarb. Eine Menge von Städten und Dörfern sind durch ihn gegründet worden, und viele sogar unter den traurigen Ereignissen der vorigen Regierung. Die erste Sorge, welcher der treffliche Meister seinen Eifer widmete, war die durch Erweiterung der Ordensgesetze dem überall sich eindrängenden Luxus entgegenzutreten. Das fromme und einfache Leben der Ordensbrüder wieder herzustellen und sorgsam darauf zu wachen, daß Jeder die angelobten Pflichten auch strenge beobachtete. Ein deutlicher Beweis, daß schon um diese Zeit sich manche böse Gewohnheit in einzelne Ordensburgen eingeschlichen haben mußte. Seine zweite Sorge war auf den Krieg mit Lithauen gerichtet. Eine große Menge von Fürsten und Herren zog dem Orden gegen diese Ungläubigen zur Hilfe herbei, und so wurden denn auch größere Siege über sie erfochten, als bisher. Man rechnet, daß während dieser Zeit an 70,000 gefangene Lithauer nach Preußen geführt worden, die bei dem Aufbau von neuen Städten und Burgen arbeiten, oder bei der stärkeren Befestigung der schon vorhandenen Dienste leisten mußten. Auf diese Weise entstanden: Mohrungen, Deutsch Eylau, Preußisch Mark, Saalfeld, Preußisch Holland u. a. m.

Aber jetzt brach auch der langgenährte Groll Polens in blutige Fehde gegen die Ritter aus. Es war ein Glück für Preußen, daß die ewigen Uneinigkeiten und die schlechte Staatsverfassung der Polen diesen neuen Feind wenigstens jetzt noch nicht gefährlich machten, und daß es dem Orden damals gelang, den Krieg nicht weit über die Grenzen des preußischen Gebietes kommen zu lassen. Aber schlimm genug war es immer, daß die Ritter ihre Streitkräfte jetzt theilen mußten, da sie mit Lithauen und Polen zugleich im Kampfe lagen.

Doch dem edeln Werner von Orseln ward ein Ende bereitet, wie er es weder durch seine Gesinnung, noch durch das, was er für das Land und den Orden gethan, verdient hatte. Ein Ordensritter aus Memel war es, der durch eine greuliche Mordthat dem Lande seinen trefflichen Fürsten raubte und seinen Namen mit unaustilgbarer Schande befleckte. Johann von Endorf hieß der Unglückliche. Er hatte früher ein wüstes und lasterhaftes Leben geführt und war in den Orden getreten, entweder, weil er hoffte, seine Thorheiten und Ausschweifungen hier ungehindert noch fortsetzen zu können, oder weil er nach dem Glauben seiner Zeit, durch den Kampf gegen die Ungläubigen Vergebung für seine Sünden zu erlangen vermeinte. Aber der Hochmeister hielt ihn jedesmal von den Kriegzügen gegen die Lithauer

zurück, indem er ihm sanft und freundlich vorstellte, daß er sein Herz erst reinigen und sich bessern müsse, bevor er sein Leben der Todesgefahr in den Schlachten Preis geben wolle. Unwürdig sei der, das Schwert für das Christenthum zu führen, der selbst wie ein Heide in tiefen Lastern und Sünden lebe. — Doch auf das verstockte Herz des Wüstlings verfehlten alle diese Ermahnungen ihres Eindrucks, und hartnäckig bestand er auf seinen Willen, in den Kampf zu ziehen. Da wandte der Hochmeister vor, er habe kein Pferd für ihn, und sogleich schrieb Endorf an seine Verwandten nach Deutschland, die ihm zwei Rosse überschickten. Aber den Ordensgesetzen gemäß durfte ja kein Ritter Eigenthum besitzen. Darum ließ auch Orseln dem Endorf die Pferde wieder abnehmen. Das empörte des wilden Mannes Herz zu blutiger Rache. Die Sage erzählt, er habe in der Stadt ein Messer gekauft, und als der Krämer ihm auch die Scheide reichen wollte, soll er ausgerufen haben: „ich brauche sie nicht! dem Messer will ich die köstlichste Scheide aussuchen, die im Lande zu finden!“ — Es war am 18. November im Jahre 1330. Trübe war der frühe Abend hereingebrochen und freundlich strahlte der heiligen Lampe Schein aus des Meisters Hauskapelle, wo in frommer Andacht, nur von einem treuen Hündlein begleitet, der ehrwürdige Greis sein Abendgebet verrichtete. Da schlich Johann von Endorf, die entsetzliche That, die er beschlossen, auszuführen, in die Vorhalle der Kapelle, und kaum trat der Hochmeister aus des Kirchleins Thür, so stieß der Mörder ihm wüthend das Messer in die Brust. „Das vergeb' dir Jesus Christ!“ rief mit schwacher Stimme der Schwergetroffene und sank in sein Blut. Aber der fühllose Bösewicht bohrte ihm noch einmal das blutige Messer ins Herz, und nach einer Stunde verschied der Hochmeister.

Der Zeitraum von zwanzig Jahren, worin die vier nachfolgenden Hochmeister, Luderus oder Luther, Herzog zu Braunschweig (1331—35), Dietrich, Graf von Altenburg (1335—42), Ludolf König von Weizau (1342—45) und Heinrich Dusmer von Arfberg (1345—51) des Landes Herrschaft verwalteten, läßt sich um so eher mit Kürze behandeln, da ihr großer Nachfolger Winrich von Knipprode durch seine Thaten ihren Ruhm verdunkelt hat, indem er in sich alles das vereinigte, was jene an Vorzügen getrennt besessen hatten. Keinem dieser Hochmeister fehlte es übrigens an rühmlichen Verdiensten um die Wohlfahrt des Landes. Unter dem Hochmeister Luderus erneuerte der polnische Hof seine heftigen Klagen gegen den deutschen Orden beim Papste und die großen Summen polnischen Geldes bewirkten, daß Johann XXII. gegen den Orden den Bann schleuderte (März 1331). Aber dieser für die meisten Staaten Europas damaliger Zeit so gefährliche Blitzstrahl zündete in Preußen nicht und blieb vom Orden unbeachtet, da es im Lande an Mönchen und Klöstern fehlte,

die die Kraft der Bulle hätten furchtbar machen können, und auch die Bischöfe im Interesse des Ordens standen. Allerdings gelang es dem Papste die kirchliche Eintracht zu stören. Besonders gebührt dem edlen Dietrich von Altenburg eine ehrenvolle Erwähnung. — Er sorgte mit väterlicher Weisheit für die Verbesserung der Schulen, für Handel und Gewerbe. So richtete er unter andern die Handwerksinnungen und Zünfte ein, die für die größere Ausbildung des Gewerbfleißes von den segensreichsten Folgen waren. Auch darf es wohl nicht unerwähnt bleiben, daß während seiner Herrschaft die Ritter sich zuerst des Schießpulvers im Kriege zu bedienen anfingen, und daß bald darauf in Marienburg Feuerbüchsen (Kanonen) gegossen wurden. — Auch ließ Dietrich von Aldenburg die Ordenskirche zu Marienburg erweitern und verschönern und die äußere Mauer der Ordenskirche mit dem riesengroßen Bildnisse der Schutzherrin des Ordens, der Jungfrau Maria verzieren. Ein bewundernswürdiges Kunstwerk, das zwar nicht durch Schönheit, aber durch ernste Erhabenheit Staunen erregt. Das Bild ist in halberhabener Arbeit aus Stuck verfertigt, in welchen farbige und goldglänzende Glasstücke so eingesetzt sind, daß der Betrachter, der es aus der Ferne ansieht, glauben muß, es sei aus einer einzigen, vielfarbig strahlenden und leuchtenden Masse geformt. Die Heilige steht, mit der Krone auf dem Haupte, einen Lilienstengel statt des Herrscherstabes tragend, auf dem Arme das Jesuskind, in einer dunkelblauen Nische, die von goldnen Sternen schimmert. — Eben so führte Dietrich von Aldenburg den Gedanken aus, unter dieser Kirche eine Begräbnißkapelle für die Hochmeister anzulegen, welche der heil. Anna geweiht wurde. Nicht ohne frommen Schauer vermag man heute noch dieses ernste Heiligthum zu betreten, wo die Asche der frühern Herrscher dieses Landes in stillem Frieden ruht. Von ihren Särgen und Gebeinen ist keine Spur mehr zu finden, und nur Leichensteine mit halberloschener Umschrift nennen noch die Namen der dort Schlummernden. Noch deutlich genug vermag man auf dem einen derselben die Worte zu erkennen: „Hier sind die Meister begraben; der von Altenburg hat angehaben."

Unter Ludolf von Weizau kam endlich ein Friede mit Polen zu Stande, der vorerst der blutigen Fehde mit diesem Volke ein Ende machte.

Groß als Feldherr und Staatsmann zugleich wirkte der edle Dusmer von Arfberg für des Landes Heil und Gedeihen, und zwar unter Umständen, die wahrlich zu den unglücklichsten gerechnet werden können, die einem Herrscher, der seinem Lande wohl will, begegnen können. Denn außerdem, daß der Krieg mit den kühnen Lithauern immer blutiger und gefährlicher wurde, so raffte auch eine

furchtbare Pest fünf Jahre lang viele Tausende von Menschen dahin. Aber Arfberg war ein Mann, der einem solchen Unheil die Stirn zu bieten vermochte. Bei Labiau erfocht er im Jahre 1347 einen so entscheidenden Sieg über die Lithauer, daß diese sich von dem harten Verluste lange nicht erholen konnten und nun einige Jahre hindurch Ruhe hielten. Achtzehntausend Heiden und viertausend Christen sollen auf dem Wahlplatze geblieben sein. Hatten nun schon Pest und Krieg das Land entvölkert, so wurde es noch leerer als der Papst ein Jubeljahr*) ankündigen (1350) und alle Christen auffordern ließ, nach Rom zu kommen, um sich von dort Vergebung für alle ihre Sünden zu holen. Diesem Rufe gehorchten auch viele tausend Preußen, so daß manche Städte die Hälfte ihrer Bewohner verloren und manches Dorf ganz menschenleer wurde. Es fehlte sogar an Händen, um den Segen der Felder einzuernten, und das Vieh mußte ohne Hirten auf der Weide umherirren.

Mitten unter diesen Drangsalen gedieh das Land dennoch zu bedeutender Wohlhabenheit unter Arfbergs weiser Herrschaft, der Ackerbau, Handel und Gewerbe thätig unterstützte, die Wittwen und Waisen der in den Schlachten Gefallenen versorgte und überhaupt ein wahrer Vater seiner Unterthanen war. Von Krankheit und der Last der Jahre schwer gebeugt, legte der verdienstvolle Mann sein Amt nieder und starb sehr bald darauf (1351).

Neuntes Kapitel.

Die Zeit Winrichs von Kniprode 1351—1382.

In derselben Versammlung, in welcher Heinrich Dusmer der Meisterwürde entsagte, wurde Winrich von Kniprode einstimmig zum neuen Oberhaupte gewählt. Denn allen Wahlherren im Kapitel galt er für den edelsten, tüchtigsten und unter allen Gebietigern für den würdigsten, an der Spitze des Ordens zu stehn. Winrich war

---

*) Das erste Jubeljahr wurde vom Papste Bonifacius dem achten, im Jahre 1300 ausgeschrieben. Die Jubeljahre sind kirchliche Festlichkeiten, dem Beginne eines neuen Jahrhunderts gewidmet. Später schrieben die Päpste aber auch alle 50 Jahre und noch später sogar alle 25 Jahre ein Jubeljahr aus. Denn der große Zufluß von Fremden in Rom brachte vieles Geld in ihre Schatzkammer.

vom Niederrhein gebürtig, ein freudiger Rittersmann von Grund aus und doch ein kalt erwägender Staatsmann, eine jener frohen prachtliebenden, siegreichen Fürstengestalten, an deren Namen die Völker die Erinnerung ihrer goldenen Zeiten zu knüpfen pflegen. Unter ihm ward der Ordensstaat in Wahrheit eine Großmacht und bildete den Mittelpunkt der gesammten Ritterschaft der Welt. „In Preußen da ward er zu Ritter", war lange der beste Ruhm, den ein christlicher Edler sich erwerben konnte, und stolz trug der Preußenfahrer sein Lebtag das schwarze Kreuz. Selbst Könige rechneten es sich zur Ehre, wenn der Orden sie unter seine Halbbrüder aufnahm. Einmal weilten zwei Könige zu gleicher Zeit am Hofe des Hochmeisters.

Als Winrich Hochmeister wurde, hatte er als Großcomthur schon 5 Jahre lang die erste Ehrenstelle nach dem Meisteramt bekleidet und sich bereits um das Land große Verdienste erworben. Mit den größten Hoffnungen wurde daher sein Antritt begrüßt. Aber eines solchen Mannes, wie Winrich war, bedurfte es auch, um die Stürme zu beschwichtigen, die dem Ordensstaat drohten, um die Wunden wieder zu heilen, welche die unglücklichen Kämpfe gegen die Lithauer dem Volke geschlagen hatten, um dem Orden in seiner Verfassung feste Dauer und durch die Tüchtigkeit seiner Mitglieder die Achtung vor der Welt zu bewahren, im gemeinen Volke regsame Thätigkeit und Vertrauen zur Obrigkeit, im vornehmeren Bürgerstande angemessene Bildung und vor allem tüchtigen Bürgersinn zu verbreiten und zu fördern. Dies waren die Ziele, welche Winrich sich als Landesfürst für sein Wirken gesteckt hatte. Durch Eroberungen ist seine Regierung nicht geschmückt, aber er hatte die gefährlichen Kämpfe gegen die immer von neuem andrängenden Großfürsten von Lithauen zu bestehen, die eine Macht und Kriegführung entwickelten, wie sie der Orden bis dahin an seinen Feinden noch nicht kennen gelernt hatte. Die hohe Bedeutung Winrichs liegt in der friedlichen Thätigkeit als Ordner der Verhältnisse der Ritter, Bürger und Bauern.

Der Anfang seiner Regierung war von bösen Zeichen begleitet. Ein Komet, ein gewaltiger Orkan und die furchtbare Pest setzten die Menschen in Schrecken und erfüllten die Gemüther mit dem Glauben, daß dies Aeußerungen des göttlichen Zornes seien. Der Himmel schien Werke der Versöhnung zu fordern. Wie anderwärts die Menschen in trostloser Verzweiflung durch wunderliche Andachtsübungen, durch Judenmord und Wallfahrten an heilige Orte die vermeintliche Strafe Gottes abzuwenden suchten, so fand man hier nach dem Glauben damaliger Zeit eine Sühne in der Erneuerung des Kampfes wider die Heiden, welcher einige Jahre geruht hatte, weil der Großfürst von Lithauen in Krieg mit Polen verwickelt war. Aber ehe noch Winrich

die Rüstungen beendet hatte, stand der alte Feind schon an der Landesgrenze zum Einfall bereit. Winrich eilte, um ihm zuvorzukommen und verwüstete Samaiten, doch plötzlich eintretendes Thauwetter und starke Regengüsse zwangen ihn zum Rückzug auf Ragnit. Bei der Eile des Marsches mußten Gefangene und Beute zurückgelassen werden. Ein Theil der Streitrosse fiel aus Mangel an Futter, ein anderer ging auf dem morschen Eise der Ströme unter, manche Krieger starben aus Hunger, andere ertranken. Tief betrübt über den traurigen Ausgang des Unternehmens kehrte Winrich mit dem Reste des Heeres nach Preußen zurück (Februar 1352). Die Lithauer frohlockten über die Verluste des Ordens und hielten die Gelegenheit für günstig, unmittelbar darauf noch in demselben Monat einen neuen Einfall auszuführen. In mehreren Heerhaufen getheilt brachen sie gegen Samland vor.

An der Spitze stand der Großfürst Kynstut oder Keistut, ein Held wie wenige, eben derselbe, der auch schon unter des vorigen Hochmeisters Regierung die Lithauer zum Kampfe geführt hatte. Ihm fehlte es weder an Tapferkeit und Muth, noch an Feldherrnblick und Klugheit, so daß er, trotz der Ordensritter überlegener Kriegskunst, doch manchen blutigen Sieg errang. Jetzt führte dieser gefürchtete Held seine wilden Schaaren aufs Neue gegen Preußen und drang furchtbar plündernd und verheerend bis tief in Samland ein. Einem der Haufen stellte sich der tapfere Comthur von Labiau, Hennig Schindekopf, mit einem zwar kleinen, aber muthigen Heere entgegen. An dem Flüßchen Deime kam es zur Schlacht. Heiß und blutig war das Gefecht; denn der Heiden Ueberzahl drohte dem christlichen Heerhaufen Vernichtung. Aber männliche Tapferkeit machte das, was unmöglich schien, möglich. Schindekopf errang einen schweren aber glänzenden Sieg; es entging beinahe keiner dem Tode. Die andern Haufen, mittlerweile wieder in eine Heerschaar vereinigt, waren mit großem Raube und zahlreichen Gefangenen ungehindert in ihre Heimath zurückgekehrt.

Hennig Schindekopf war ein Mann von mittler Größe, mit breiter Brust und starken Knochen. Ganz Krieger, vermochte er Tag und Nacht im Panzer zu bleiben, und oft war die bloße Erde sein Nachtlager. Hunger und Wachen ertrug er wie gewohnte Dinge. Strenge gegen sich selbst, war er auch strenge gegen andere und verzieh so leicht keinen Fehler gegen den Kriegsdienst. Immer theilte er die Beschwerden des gemeinsten Kriegsknechtes, und in der Schlacht war er Feldherr und Kämpfer zugleich. Sein Schlachtroß war von ausgezeichneter und seltener Schnelligkeit, daher auch sein Wahlspruch: „schnell wie mein Roß, und brav wie ein Ordensbruder!“

Doch Schindekopfs Sieg verschaffte dem Orden nur auf kurze Zeit Ruhe. Denn schon im folgenden Jahre fielen die Lithauer abermals in Preußen ein. Vor ihnen her ging der Schrecken, und ihre Bahn bezeichnete Verwüstung. Dörfer und Städte brannten auf und viele Hunderte von Menschen wurden in harte Sklaverei geschleppt.

Tief schmerzte den edeln Hochmeister die Nachricht von des östlichen Landes Verheerung und den Greueln, die der Heiden Uebermuth dort verübt, und er beschloß nicht eher zu ruhen, als bis er Lithauens Macht für immer gebrochen. Durch das ganze Land erscholl der Aufruf: „zu den Waffen!“ und Alles, was das Schwert nur führen konnte, gürtete sich. Auch aus Deutschland und Frankreich war ein stattliches Kriegsheer dem Orden zu Hilfe gezogen. Oeffentliche Gebete wurden angeordnet, um den Himmel zu bitten, daß er Sieg verleihe den Waffen der Christen. Aber — die großen Anstalten hatten wenig Erfolg. Ungünstige Witterung vereitelte den Beginn des Feldzuges. Erst zwei Jahre darauf, als abermals viele edle deutsche Ritter und einige französische Fürsten dem Orden ein bedeutendes Heer herbeiführten, ward der Feind mit Nachdruck angegriffen. Der tapfere Ordensmarschall Siegfried von Dahenfeld führte die Kriegerschaar in das feindliche Land (1357). Reichlich wurde den Lithauern vergolten, was sie an Preußen verschuldet, aber ihre Macht und ihre Kampflust nicht gebrochen. Und als der Marschall mit Beute beladen aus dem Lande ziehen wollte, da griff Kynstut ihn ungestüm an, und erschlug mehr als 1600 Christen. Siegfried von Dahenfeld selbst entging dem Tode nicht.

Nach ihm ward Hennig Schindekopf Ordensmarschall, und wenn es einer vermochte, die wilden Lithauer zu bändigen, so war er es. Aber auch ihm gewann der tapfere Kynstut manche Schlacht ab. Oft übernahm der Hochmeister selbst des Heeres Anführung, wenn seine Regierungsgeschäfte es ihm verstatteten. So führte er und Schindekopf gemeinsam das Heer an, das im Jahre 1361 einen Einfall in Lithauen that. Denn der Herzog hatte den kühnen Gedanken gefaßt, diesmal geradezu auf Marienburg loszugehen. Das hatte Winrich erfahren und eilte ihm zuvorzukommen. In der Nähe der Burg Eckertsberge, unfern des Spirdingsees, kam es zu einer furchtbaren Schlacht. Winrich siegte, und was die Siegesfreude noch vermehrte, war, daß — Kynstut selbst gefangen ward. Andere Nachrichten melden, Kynstut sei auf der Jagd gefangen worden. Der Hochmeister führte den fürstlichen Gefangenen mit sich nach Marienburg, und so hatte denn der Lithauerfürst seinen Zweck erreicht. In die stolze Hauptburg des Ordens zog er ein, — aber freilich — nicht als siegender Eroberer. Mit edler Großmuth behandelte Winrich den Gede-

müthigten und erlaubte ihm selbst das Schwert, die Ehrenzierde freier Männer, an seiner Seite behalten zu dürfen. In einem Gemache der Marienburg ward er des Tages von zwei Rittern bewacht, zur Nachtzeit aber war sein Zimmer verschlossen. So ließ dieses Kriegsglück die Hoffnung fassen, daß dem ewigen Blutvergießen jetzt vielleicht durch einen dauernden Frieden ein Ende gemacht werden dürfte. Aber unvorhergesehene Verrätherei vereitelte diese schöne Aussicht. Der Hochmeister hatte einen Diener, Namens Alf (Adolf), dem er viel vertraute. Dieser war von Geburt ein Lithauer, aber längst hatte er das Christenthum bekannt. Weil Alf der einzige in der Burg war, der Kynstuts Sprache verstand, so befahl ihm Winrich, den gefangenen Fürsten zu bedienen. Aber der treulose Lithauer mißbrauchte das Vertrauen seines Herrn. Mit ihm verabredete der Herzog einen Plan zur Flucht. Es gelang dem Gefangenen, mit Hilfe seines Schwertes die Mauer seines Gemaches hinter einem Wandschranke zu durchbrechen. Durch diese Oeffnung, die Niemand zuvor bemerkt, entschlüpfte er zur Zeit der Nacht, als in der sichern Burg Alles schlief, und ließ sich in den Schloßgraben hinab. Hier wartete Alf seiner mit zwei Rossen, die er seinem rechtmäßigen Herrn entwendet und mit zwei Ordensmänteln. Diese Tracht schützte die Flüchtlinge vor jeder Entdeckung und Verfolgung. Unbesorgt öffnete der Wächter, der sie für Ritterbrüder hielt, die Thorflügel, und mit Sturmeseile trugen die angespornten Rosse die Fliehenden weit aus dem Umkreise der starken Burg. Schrecken und Staunen ergriff die Ritter, als sie ihren Gefangenen entwischt sahen. Der aber war nach Masovien hingeflohen, dessen Herzog ihm verschwägert war, und schrieb von dort aus dem Hochmeister einen spöttischen Brief. „Für Eure gute Aufnahme", so schrieb er, „danke ich Euch! Aber sollte ich einmal das Glück haben, Euch auf ähnliche Weise bewirthen zu können, ich würde euch besser zu verwahren wissen!"

Neue blutige Einfälle der Lithauer in das Preußenland waren die unmittelbare Folge von Kynstuts Befreiung. Auch im folgenden Jahre führte Winrich selbst das Ordensheer an, das tief in Lithauen eindrang und nach einer siegreichen Schlacht eine feste Burg der Feinde, Kauen (Kowno) genannt, hart belagerte. Ringsum hatte der kriegskundige Hochmeister das Schloß mit hohen Wällen umgeben, um es von dort aus mit seinem Wurfgeschütze desto sicherer erreichen zu können. Denn das Ordensheer führte schon dreißig Kanonen mit sich, die aber statt der Kugeln nur Steine schossen. Kynstut wollte gern seine hartbedrängte Feste retten; aber mit Waffengewalt vermochte er es nicht: so schlug er den Weg eines gütlichen Vergleiches ein. Er ließ den Hochmeister um freies Geleit zu einer Unterredung bitten. Sein Wunsch ward erfüllt. Aber Winrich konnte des Lithauers Vorschläge nicht ge-

nehmigen. Da äußerte der Herzog: „darum hoffet ihr so sicher die Burg zu bezwingen, weil ich nicht darin befehlige!“ „Wohlan“, entgegnete der Hochmeister, „nehmet aus Eurem Heere so viele mit, als es Euch beliebt, und ziehet hinein in die Feste! — ich hoffe sie dennoch zu überwältigen.“ Kynstut aber spürte keine Lust, dies Anerbieten anzunehmen. Vielmehr ließ er sich jetzt dahin vernehmen, daß wohl der Christen muthige Zuversicht auf den hohen Wall sich gründe, der rings um die Burg gezogen sei. „Unsere Zuversicht“, antwortete der Hochmeister, „ist unser Gott und unser Schwert. Ich will den Wall niederreißen, und Kauen soll mir doch erliegen.“ Da ergriff Staunen und Bewunderung das Herz des Heiden. Er eilte davon und überließ die Burg ihrem Schicksale.

Am meistem aber machte Schindekopf dem Lithauerfürsten zu schaffen, indem er Jahr für Jahr seine verheerenden Angriffe zurückwies und blutig erwiderte. Einst hatte er in Lithauen selbst dem Herzoge bedeutende Vortheile abgewonnen und beide Helden hielten eine Zusammenkunft, um die Gefangenen auszuwechseln. Da sagte Kynstut scherzend: „meldet dem Hochmeister, Eurem Herrn, daß ich gesonnen bin, ihn im künftigen Jahre zu besuchen.“ „Ihr sollt nach Würden empfangen werden!“ antwortete, den Scherz erwidernd, Schindekopf.

Der Herzog hielt Wort. Es war mitten im Winter des Jahres 1370, als die Schreckensbotschaft im Lande erscholl, die Lithauer seien, in Verbindung mit Russen und Tataren, mit einem ungeheuern Kriegsheere über das Eis des kurischen Haffs in Samland eingefallen. Ein großer Theil des Landes ward von diesen wilden Horden auf das schrecklichste verheert und verwüstet. Wohl hatte der Hochmeister sich vorbereitet auf den versprochenen Besuch, und rasch eilte er mit den bereitgehaltenen Schaaren dem verwegenen Feinde entgegen. Aber den edeln Schindekopf, der mit seinem Kriegsvolke in der Nähe des Feindes stand, jammerte die Noth des geängsteten Landes. Darum beschloß er des Hochmeisters Ankunft, die sich noch einige Tage verzögert haben würde, nicht erst abzuwarten, um so bald als möglich des Landes Drangsal zu endigen, und heldenherzig wie er war, ging er muthig dem Feinde entgegen.*) Ueberall auf seinem Wege begegneten ihm die

*) Der ganze Verlauf dieser Begebenheit wird in seinen Einzelheiten sehr verschieden berichtet. Nach einigen Schriftstellern nahm Winrich an der Schlacht persönlich Theil. Die ursprünglichen und ältesten Quellen sahen in der Schlacht bei Rudau nicht mehr als einen gewöhnlichen Einfall der Lithauer in Preußen, der durch die zeitige Hilfe des Hochmeisters und Schindekopfs vereitelt den Lithauern zwar einige Tausend Mann kostete, auf den weitern Gang dieser Verheerungskriege aber. keinen wesentlichen Einfluß hatte. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts haben jedoch sowohl die auf

Spuren gräßlicher Verwüstung und entflammten seines Heeres Muth. Denn das Heer bestand großentheils aus Landeskindern, die des Hochmeisters Aufgebot zu den Waffen gerufen hatte. — Zwischen den Dörfern Rudau, Laptau und Tranzau, drei Meilen nördlich von Königsberg, breitet sich eine große anmuthige Ebene aus. Hier war es, wo am Morgen des 17. Februars der Ordensmarschall die wilden Horden der schwärmenden Feinde ereilte. So groß auch ihre Menge und so furchterregend ihr Anblick war, so blieb doch des Helden kühner Entschluß fest. Die Schlacht sollte gewagt werden. Bevor aber der biedere Held sein Schwert zog, kniete er in frommer Demuth nieder und bat den Herrn der Heerschaaren um den Sieg für die Seinigen, und dann führte er sein Volk in Gottes Namen zum Gefechte. Heiß und blutig entbrannte die Schlacht. Auf ihre Uebermacht trotzend fochten die Heiden, der allmächtigen Hilfe Gottes vertrauend kämpften die Christen. Schon stand die Sonne hoch am Mittage, und noch war der Ausgang des blutigen Schauspiels unentschieden. Denn tapfere Streiter waren auf beiden Seiten. Der Großfürst Olgjerd, Kynstuts Bruder, befehligte des Lithauerheeres linken Flügel. Neben sich hatte er zwei fürstliche Jünglinge, Jagjel (oder Jagello,) seinen eigenen, und Witowd, Kynstuts Sohn. Für das Leben dieser jungen Fürsten soll ihm, wie die Sage geht, bange gewesen sein, und als das Kampfgewühl immer wilder und mordender wurde, soll er ihnen geboten haben, das Schlachtfeld zu verlassen. Die Lithauer sahen die beiden Jünglinge fliehen und hielten deshalb ihre Sache für verloren; ihr Muth sank und nur furchtsam kämpften sie noch. Als es aber einem Ordensritter gelang, ihre Fahne zu erobern, — da hielten sie sich nicht länger. Sie warfen die Waffen weg und heulend wandten sie sich zur Flucht. Der Ungestüm, womit sie flohen, riß auch den rechten Flügel fort, den Kynstut befehligte. Die Christen errangen den vollkommensten Sieg, und viele hundert Heiden, die ihrem Schwerte entrannen, fanden den Tod in den Wellen des kurischen Haffes, dessen Eis unter ihnen zusammenbrach. Mit Mühe nur retteten die Fürsten Leben und Freiheit. Doch theuer genug hatten die Ritter den Sieg erkaufen müssen. 226 Ordensbrüder und viele Hunderte von tapfern

---

den Schlachtfeldern von Rudau und Laptau den Gefallenen zu Ehren errichteten Kapellen und die in ihnen geschriebenen Denkverse, als auch der Umstand, daß bei Rudau das samländische Volk, insbesondere die Königsberger, besondern Antheil nahm, dieser Begebenheit ein dauernderes Andenken als manche weit wichtigere Thaten des deutschen Ordens im Munde des Volkes gegründet. Die Volkssage aber hat da, wo der Bericht der Zeitgenossen unvollständig war, namentlich in der Angabe der Zahl der Kämpfer und Gefallenen und in der genaueren Localisierung der Ereignisse sichtlich demselben nachgeholfen.

Streitern lagen todt auf dem blutigen Felde. Auch der edle Schindekopf mußte hier seinen Heldenruhm mit dem Leben bezahlen. Das Schwert in der Hand und mit geöffnetem Helmsturz (Visir) stand er auf einem Hügel, um das Schlachtfeld zu übersehen, als ein lithauischer Edelmann ihm seinen Spieß tief in den Mund bohrte. Der Marschall fühlte die Todeswunde wohl, doch sein Arm war noch unerschlafft, und wie Wetterschlag schmetterte sein Schwert den verwegenen Lithauer zu Boden. Erst nachdem der Sieg errungen war, starb der Held auf dem Rückwege nach Königsberg. Tief und schmerzlich fühlte Winrich den Verlust seines tapfern Feldherrn und gab auch dem Todten noch Beweise seiner Achtung.

Eine Sage, die sich lange im Munde des Volkes erhalten hat, deren Wahrheit aber nicht verbürgt werden kann, mag hier auch ihren Platz finden. Im Anfange der Schlacht sollen einige Ordensvölker schon gewankt und sich zur Flucht gewendet haben. Da trat, so erzählt man, ein kühner Schustergesell aus Königsberg, Hans von Sagau genannt, muthig hervor, entriß dem Bannerträger die Fahne und drang auf den Feind. Sein Beispiel belebte die Wankenden mit neuem Muthe, und so verdankte man seiner Heldenthat einen Theil des Sieges. Noch heute zeigt man auf einem Brunnen der Vorstadt in Königsberg das Standbild eines Mannes mit Federhut und Schwert, die Fahne in der Hand, das für das Bild des tapfern Gesellen gehalten wird. Der Hochmeister aber soll ihm zur Belohnung versprochen haben, die Bürger des Kneiphofes alljährlich einmal auf der Burg zu bewirthen, und dieses Fest hat erst in späteren Zeiten aufgehört.

Auf dem Felde zwischen Rudau und Tranzau steht eine Säule aus Granit. Ihr oberer Theil ist beschädigt, sonst aber ist sie noch ziemlich unverletzt. Das ist die im ganzen Preußenlande berühmte „Rudauer Säule." Sie soll als Gedächtnißmal der blutigen Schlacht dort aufgestellt worden sein. In jüngster Zeit erneuert, ist sie jetzt wieder durch frevelnde Hände zur Ruine geworden.

Wir verlassen hier die blutigen Auftritte des Krieges, die sich im folgenden Jahr schon wieder erneuerten, und nehmen uns Zeit, die wohlthätigen Einrichtungen kennen zu lernen, die Winrich seinem Lande gab. Doch scheint es nicht unpassend, eine kurze Uebersicht des Zustandes, worin sich das Preußenland und seine Bewohner während dieses Zeitraumes befanden, vorauszuschicken.

Die oberste Herrschaft des Landes lag in den Händen des Ordens. Der Hochmeister war Landesfürst und die Ordensgebieter die ersten Staatsbeamten. Aber der Hochmeister, den die mächtigsten Könige der Christenheit lieber Bruder nannten, durfte nur über das Kleinste und Alltägliche frei verfügen. Zu jedem wichtigen Beschlusse mußten die fünf

obersten Gebietiger, der Großcomthur, der Oberstmarschall, der Oberstspittler, der Obersttrappier, der Obersttreßler ihre Zustimmung geben, ja es geschah sogar, wie wir später wiederholt sehn werden, daß das Ordenskapitel die Absetzung eines Hochmeisters verfügte. Mit dem Beirathe der Fünf beschloß er Krieg und Frieden, gab Gesetze und leitete die ganze Verwaltung des Landes. Wie der Hochmeister dem genannten Orden, so stand der Comthur in jeder größeren Ordensburg den zwölf Brüdern gegenüber, die nach dem Vorbilde der Apostel seinen Convent ausmachten. Doch nicht das ganze Land war der unmittelbaren Herrschaft des Ordens unterworfen. Ihm zur Seite standen die vier preußischen Bischöfe mit ihren Domkapiteln, nämlich der Bischof von Kulm, von Pomesanien, von Ermeland und von Samland. Jedem dieser vier hohen Geistlichen gehörte ein bestimmter Landesbezirk, worin er und sein Domkapitel anfänglich ziemlich unumschränkter Fürst und Gebieter war, der nur in dem Orden seinen Schirm- und Schutzherrn erkannte. Natürlich leisteten die Bischöfe dafür den Rittern in dringenden Fällen mit ihrer Kriegsmannschaft Beistand. Nach und nach aber gelang es dem Orden, die Bischofstellen fortwährend mit Priesterbrüdern aus seiner Mitte zu besetzen und dadurch auch in den Bisthümern seine Herrschaft zu erweitern. Nur das einzige Bisthum Ermeland wußte sich Unabhängigkeit zu erringen. Indessen waren die Verhältnisse und die Lage der bischöflichen Unterthanen von denen der Ordensunterthanen im Wesentlichen durchaus nicht verschieden. Als die Macht des Ordens reißend anschwoll und der persönliche Verkehr des Hochmeisters mit fremden Fürsten sich vermehrte, befreite sich der Hochmeister allmälig von den kleinlichen Regeln mönchischer Zucht und bildete sich einen glänzenden Hofstaat. Aber selbst dann noch erhielt er, so oft er an den Mahlzeiten des Ordens Theil nahm, seine vier Portionen zugetheilt, damit er davon an die Armen und Büßenden spendete. Neben dem Ordenshaus erhoben sich einige große Siechenhäuser, in denen man der Kranken pflegte, und jedes zehnte Brot ward aus den Ordensvorräthen den Armen geschenkt. Wenn Mittags an der schweigenden Tafelrunde der Priesterbruder ein Kapitel der Bibel vorlas, wählte man gern die kriegerischen Erzählungen von den „Rittern zu Josuas und Moses' Zeiten." Immer wieder ward den jungen Brüdern das Macabäerwort eingeschärft: „Darum, liebe Söhne, eifert um das Gesetz und waget euer Leben für den Bund eurer Väter." So lange der Kampf gegen die Heiden fortdauerte mußte jeder Ordensbruder in jedem Augenblick bereit sein, auszuziehen und sein Leben einzusetzen. Tag und Nacht standen die Briefschweiken im Stalle gesattelt, um die Boten mit den Befehlen des Meisters oder mit dem Sterbebriefe, der den Tod eines Bruders kündete, von Burg zu Burg zu

tragen. Alltäglich konnte ein Visitirer des Ordens erscheinen, alle Schlüssel und Rechnungen der Burg abfordern und sämmtliche Brüder waren verpflichtet, ihm anzuzeigen, ob das Gesetz verletzt sei. Ueber alle Ausgaben wurden peinlich genaue Rechnungen geführt, wie nirgend anderswo zu jener Zeit, und bis zum 15. Jahrhundert kam auch nicht der geringste Unterschleif vor. Ist einer in Schuld verfallen, so tagt das geheime Kapitel, das mit einer Messe beginnt und mit Gebet endigt, und verweist den Schuldigen an den Tisch der Knechte oder läßt ihm „nach seiner Schuld die Schläge messen." Doch darf der Hochmeister Milde üben, nur die allerschwerste Schuld, Fahnenflucht, Verkehr mit den Heiden und die groben Sünden des Fleisches kann auch des Meisters Gnade nicht sühnen. Selbst über das Grab hinaus verfolgt der Orden die ungetreuen Brüder. Wird in dem Nachlasse eines deutschen Herrn mehr gefunden als jene kümmerliche Habe, die das Gesetz erlaubt, so verscharrt man die Leiche auf dem Felde.

Derselben mönchischen Zucht unterlagen auch die zahlreichen nichtritterlichen Ordensbrüder, die das schwarze Kreuz auf grauem Mantel trugen und in mannigfachen Berufen, namentlich in der leichten Reiterei des Ordens Verwendung fanden. Außerdem umgab den Hochmeister eine mit der Macht des Staates wachsende Schaar von weltlichen Dienern und Hofleuten, Gelehrten und Künstlern.

Noch aber hatten die Bewohner Preußens sich nicht zu Einem Volke vermischt. Sprache, Bildung und Sitte begründeten noch immerwährend einen sehr merklichen Unterschied zwischen den Ureingebornen und den fremden Ansiedlern und ihren Nachkommen. Und dieser Unterschied wurde dadurch noch fühlbarer, daß die deutschen Landesbewohner sich vieler Begünstigung vor den Nachkommen der bezwungenen Preußen zu erfreuen hatten. Besonders hervorstechend zeigte sich dies in den Verhältnissen des Bauernstandes. Der Bauer von preußischer Abkunft war sowohl dem Edelmann, auf dessen Gut er ansässig war, als auch dem Orden zu Scharwerken und Frohnarbeiten verpflichtet, und mußte Kriegsdienste leisten, so oft dies gefordert wurde, während die deutschen Bauern von Kriegsdienst außerhalb des Landes, von den sogenannten „Reisen," Frohnarbeit und Scharwerk befreit blieben. Die preußischen Bauern standen in allen Fällen unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit des Ordens oder ihres Gutsherrn, während die deutschen Dorfbewohner das schätzbare Vorrecht genossen, einen Schultheißen (Schulzen) ihres Standes an ihrer Spitze zu haben, der ihre Angelegenheiten leitete und in geringen Fällen ihre Händel schlichtete. Diese Begünstigung der Deutschen war dem Orden anfänglich durch die Klugheit zur Pflicht gemacht, um nur recht viele fleißige Arbeiter in das entvölkerte Preußen herbei zu ziehen und deutscher Sinnesart

und Sitte einen schnelleren Sieg in dem bezwungenen Lande zu verschaffen. Unzuverlässig war die oft wankende Treue des unterworfenen Volks, das Schicksal und der Vortheil der Deutschen dagegen auf das Innigste mit dem des Ordens verbunden. So war es denn natürlich, daß die Ritter die unvermeidlichen und doch beschwerlichen Lasten der Frohnarbeit und des Kriegsdienstes von den Deutschen entfernt zu halten suchten. Der Bauer von urpreußischer Abkunft war aber dessenungeachtet kein Sklave. Sein Leben und sein Eigenthum stand eben so gut unter dem Schutze des Gesetzes und einer strengen Gerechtigkeit, als Leben und Eigenthum eines jeden andern Unterthans. Er war noch immer viel glücklicher, als seine Standesgenossen in andern Ländern, zumal in Polen, die von ihren Gutsherren mit der größten Willkür und oft mit empörender Grausamkeit behandelt wurden.

Ueberhaupt erfreuten sich die Unterthanen des Ordens einer höheren bürgerlichen Freiheit, als dies in den meisten andern Ländern zu jener Zeit der Fall war. Denn mit vieler Weisheit sorgte er dafür, daß die Macht der Edelleute, die selbst in Deutschland der Freiheit des Bürger- und Bauernstandes oft so gefährlich ward, nicht zu weit um sich greifen konnte, und daß ein jeglicher bei seinen Rechten geschützt wurde. Während in Deutschland und andern Ländern die kleineren Herren und Ritter sowohl unter sich selbst als mit einzelnen Städten oftmals in blutiger Fehde lagen und dadurch nicht nur ihre Gebietsunterthanen von der friedlichen Beschäftigung des Ackerbaues zurückhielten, sondern auch Handel und Gewerbe störten und eine Menge von Unordnungen herbeiführten, so war innere Ruhe und Sicherheit die wohlthätige Folge der weisen und unparteiischen Gerechtigkeitspflege, die der Orden in Preußen handhabte. Zwar verlangte auch hier das Gesetz von jedem Edelmanne und größeren Gutsbesitzer eben so, wie von den Bürgern der Städte, Kriegsdienste. Sobald der Ruf des Krieges durch das Land erscholl, mußte jeder, der dazu aufgefordert ward, sich gerüstet zu den Fahnen des Ordens stellen, um das Vaterland vertheidigen zu helfen. In voller, ritterlicher Waffenrüstung und zu Roß erschienen die Besitzer größerer Landgüter, während den andern leichtere Waffen vorgeschrieben waren. Alle, auch die fremden Gäste, standen unter den Befehlen der Ordensritter, die noch den altritterlichen Schmuck des Vollbartes und des langen würdigen Mantels bewahrten. Alle Fahnen mußten sich senken, wenn die große Ordensfahne mit dem Bilde der gnadenreichen Jungfrau dem Ordensmarschall vorangetragen ward. Unbedingt — wenn nicht der Hochmeister selber das Commando führte — mußte den Befehlen des Ordensmarschalls Folge geleistet werden, der in friedlicher Zeit in dem gefährdeten Osten zu Königsberg wohnte. Der harte Spruch des Reise-

gerichtes traf die Widersetzlichen, Gäste, Preußen und deutsche Herrn, vornehmlich Jeden, der die strenge Marschordnung störte. Auch im Lager mahnte der Altar, der inmitten des Heeres von den Fahnen umweht sich erhob, an den geistlichen Ernst des Kampfes.

Die kriegerischen Verhältnisse der Zeit hatten es nothwendig gemacht, daß fast eine jede Stadt mit Thürmen, Mauern und Gräben mit festen Thoren und Zugbrücken wohl bewehrt wurde, um gegen feindlichen Ueberfall zu Schutz und Trutz gerüstet zu sein. Diese ganze Veranstaltung gab dem Bürgerwesen jener Zeit einen ernsten, kriegerischen Anstrich. In der Werkstatt des Handwerkmannes hing jederzeit neben den friedlichen Werkzeugen seines Berufs auch sein Schwert und sein Spieß. Der ritterliche Geist der Tapferkeit, der des Ordens Brüder beseelte, war auch auf seine Unterthanen übergegangen, und der Bürger achtete es für Pflicht und Ehre, seinen heimathlichen Herd selbst vertheidigen zu dürfen. Aber nur in den dringendsten Fällen der Noth rief der Orden durch ein allgemeines Kriegsaufgebot seine Unterthanen zu den Waffen. Anfänglich boten die häufig herbeiziehenden Kreuzfahrer dem Orden zur Führung seiner Kriege kampfbereite Arme genug dar; späterhin aber, als jener schwärmerische Glaubenseifer allmälig erlosch, miethete er Söldner, um das Blut seiner Unterthanen zu schonen und sie nicht beständig von den Beschäftigungen des Friedens abzurufen. Obgleich die Waffen der Ritter selten vor ihren Feinden Ruhe hatten, so erstreckte sich doch das Kriegsgetümmel niemals weit über die Grenzen des Landes, und während dort blutige Schlachten mit den wilden Lithauern gefochten wurden herrschte im Innern des Landes beglückender Friede. Außerdem that der Orden sein Möglichstes, um Handel und bürgerliche Gewerbe in jeder Weise emporzubringen. Die Abgaben der Unterthanen waren so höchst unbedeutend, daß sie keinem drückend werden konnten, da der Orden von seinen Landgütern (Domainen) und seinen Herrenrechten (Regalien) ein ganz genügendes Auskommen zog, das bei seiner Sparsamkeit noch zur Begründung eines beträchtlichen Staatsschatzes hinreichte. Zudem genossen die größeren Städte, zumal in dem westlichen Preußen, einer sehr ausgedehnten Handelsfreiheit, und Danzig, Elbing und Thorn waren sogar Mitglieder jenes berühmten Schutz- und Trutzbundes der mächtigen Handelsstädte Europas, welcher unter dem Namen der Hansa bekannt ist. Die meisten Städte genossen nicht nur das Recht, ihre eigenen obrigkeitlichen Beamten selbst zu erwählen, sondern sie hatten auch ihre eigene Gerichtsbarkeit, selbst über Leben und Tod, wobei sich der Orden nur das schöne Recht der Begnadigung vorbehielt. Auch stand es ihnen frei, für ihr Gemeinwesen eigene Gesetze, „Willküren" genannt, abzufassen, die aber des Landesherrn

Genehmigung erhalten mußten, und den bestehenden Landesgesetzen nicht zuwider laufen durften.

Die Handwerksinnungen oder Zünfte suchten eine Ehre darin, fleißige und tüchtige Mitglieder zu zählen, und indem sie nicht mehr sein wollten, als sie wirklich waren, verleugneten sie doch nicht jenes Selbstgefühl, das, stolz auf den erwählten Beruf, den Werth fühlt welchen nützliche Thätigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft für sich in Anspruch nimmt. Sie hielten ihre regelmäßigen Versammlungen, unter dem Namen „der Morgensprache" bekannt, und wachten mit Eifersucht über ihre Ehre und ihre Freiheiten.

War dieses Alles schon im höchsten Grade geeignet, den Wohlstand und das Gedeihen des Landes zu befördern, so kam noch dazu, daß die Ritter mit weiser Sorgfalt darauf achteten, manche argen Mißbräuche, die damals fast allenthalben im Schwunge waren, in Preußen nicht aufkommen zu lassen. Hiezu rechnen wir hauptsächlich die unglaubliche Gewalt, welche Priester und Mönche, durch den Aberglauben jener Zeit begünstigt, in den meisten andern Ländern erlangt hatten, und wodurch häufig genug Unheil gestiftet wurde. In Preußen gab es keine blutigen Ketzergerichte, die jeden freieren Aufschwung des Geistes hemmten und jedem, der sich unterstand in irgend einem Stücke anders zu denken, als der Papst es befohlen, mit dem Feuertode drohten. Der Orden selbst zeichnete sich durch freie Ansichten aus und versagte dem helleren Lichte, das in England und dem nördlichen Italien schon um diese Zeit aufzudämmern begann, keineswegs den Eingang in seinen Staat. Daher war auch Preußen eines der ersten Länder, worin in spätern Zeiten die Kirchenverbesserung eine willkommene Aufnahme fand. Auch gab es hier keine übertriebene Anzahl von Mönchen und Nonnen, die, anstatt dem Unterrichte, der Wissenschaft und Kunst obzuliegen oder Gutes anzuregen, — wie es der ursprüngliche Zweck der Klöster mit sich brachte, und wie es namentlich in den Niederlanden im vierzehnten Jahrhunderte auch noch hin und wieder geschah, — fast allenthalben in dünkelhafter Schwärmerei und heiliger Faulheit des Landes Wohlstand verzehrten und von dem Fleiße anderer sich mästeten. Zwar konnte der Orden dem Glaubenseifer jener Zeit nicht wehren, in den Städten hin und wieder Klöster anzulegen; doch sorgte er dafür, daß ihre Anzahl beschränkt blieb und ihre Besitzungen keine allzugroße Ausdehnung erhielten. — Eben so hatte er die Einführung eines andern höchst abergläubigen und schädlichen Gebrauches zu verhindern gewußt, der damals fast in allen übrigen Ländern üblich war. Ich meine die sogenannten Gottesurtheile. Wenn nämlich einem Beklagten sein Verbrechen nicht bewiesen werden konnte, so mußte er, zur Behauptung seiner Unschuld, entweder mit

seinem Ankläger auf Tod nnd Leben fechten, oder durch einen brennenden Scheiterhaufen durchgehen, glühendes Eisen anfassen, und was dergleichen lebensgefährliche Dinge mehr waren. Gelang es ihm, seinen Gegner zu überwältigen, oder seine Hand unversehrt von dem glühenden Eisen, seinen Leib unverbrannt aus den Flammen zu retten, so betrachtete man dies als ein unmittelbares Urtheil Gottes für seine Unschuld. Wo nicht — so mußte er sterben. Das Widersinnige dieses Verfahrens bedarf keiner näheren Erörterung. In Preußen fand dägegen eine gerechte und weise Handhabung zweckmäßiger Gesetze statt, wodurch jedermann bei seinen Gerechtsamen hinreichend geschirmt wurde. Dies Alles wirkte dahin, das Land zu blühendem Wohlstande und Reichthum emporzuheben. Und dahin erhob es sich wirklich. Reich und mächtig wurden seine Handelsstädte, wohlhabend und zufrieden seine Bewohner.

Die geistige Bildung des Volkes in Städten und unter den Nachkommen der deutschen Eingewanderten überhaupt war gewiß nicht geringer als in Deutschland und den meisten Ländern Europas. Freilich sah es damals fast überall noch dunkel genug aus, und das finstre Reich des Aberglaubens beherrschte noch ziemlich unumschränkt die Erde. Schreiben und lesen zu können galt schon für große Gelehrsamkeit, und von einem wissenschaftlichen Treiben in den Schulen des Volkes war keine Ahnung. Selbst der Stand der Gelehrten war, gegen die Bildung unserer Tage gehalten, noch sehr zurück, obwohl die Hochmeister, die sich gewöhnlich durch Bildung und Kenntnisse auszeichneten, keine Mühe sparten, die Wissenschaften in Aufnahme zu bringen. Allerdings begegnet uns noch im fünfzehnten Jahrhundert selbst ein Hochmeister, der kein „Doctor" ist, d. h. der weder lesen noch schreiben kann. Besonders dunkel sah es in den Köpfen der großen Volksmenge aus, bei welcher die abgeschmacktesten Märchen von Wundern, Teufelserscheinungen, Gespenstern, Zauberern und Wahrsagerkünsten den bereitwilligsten Glauben fanden.

So ungefähr waren die Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner in diesem Zeitraume beschaffen, und wir werden jetzt im Stande sein, des edlen Winrich von Kniprode landesväterliche Bemühungen für das Wohl seiner Unterthanen richtiger schätzen zu können.

Vor allen Dingen erkannte er, daß Reichthum und Wohlhabenheit nicht die einzigen Bedingungen des Glückes für ein Volk seien, sondern, daß sie im Gegentheil leicht auch die Quelle der Entartung und Ueppigkeit werden können, wodurch die Kraft des Volkes entnervt, sein höherer Aufschwung gelähmt, und sein Untergang herbeigeführt wird. Darum war er vor allem darauf bedacht, eine weise Sparsam-

keit bei seinem Volke einzuführen. Am meisten war man zu jener Zeit geneigt, sein Geld in prächtigen Kleidern zu verschwenden. Deshalb gab er Gesetze, die dem allzugroßen Aufwande in der Kleidung steuern sollten. Aber gerade diese Gesetze sind Beweise des großen Reichthums, der damals in Preußen zu finden war. Jedem Stande ward seine Tracht vorgeschrieben, und gar stattlich muß ein Bürgermeister oder Rathsherr anzuschauen gewesen sein, der, nach Winrichs Verordnung, über seinem feinen Unterkleide einen langen weiten Mantel tragen durfte, welcher vorne offen war. Den braunen, mit Seide gefütterten Hut zierten drei silberne Knöpfe, und um den Leib schmiegte sich ein Gürtel, den eine silberne Spange zusammen hielt. An dem Gürtel aber hing das Schwert, des freien Mannes Zierde, in silberner Scheide und mit silbernem Griffe. Selbst dem gemeinen Manne wurden silberne Zierathen an seinem tuchenen Wamms erlaubt. Der Bart, der das männliche Antlitz verschönert, sollte von Allen getragen werden. Den Frauen der Vornehmen wurden Hauben aus Sammt oder Goldstoff verstattet, und breite goldne Borten an ihren Ehrenkleidern. Die Jungfrauen durften sich mit Perlenkränzen zieren, und die Aermeren wenigstens mit silbernen Spangen. Wie reich mußte das Land sein, wo eine solche Pracht der Kleidung schon für eine Einschränkung des Aufwandes gehalten wurde!

Aber wahres Glück — das sah Winrich von Kniprode wohl ein — könne auch nur aus wahrer Bildung hervorgehen. Deshalb wandte der große Mann seine Hauptsorgfalt auf die Belehrung und den Unterricht des abergläubigen Volkes. Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmen wollten, zog er hervor und unterstützte sie mit Geld, damit sie auf den damals berühmtesten Hochschulen alles das erlernen konnten, was sie einst zu Lehrern des Volkes oder Richtern und Aerzten tauglich machen sollte. Ueberall, wo ein Dorf aus mehr als sechszig Hufen bestand, legte er eine Landschule an, in den größeren Städten, namentlich zu Marienburg, Danzig und Königsberg errichtete er lateinische Schulen und ermunterte den Fleiß der Jugend dadurch, daß er oft selbst dem Unterrichte beiwohnte und die fleißigen Schüler beschenkte. In gleicher Weise sorgte er für die Belehrung und Bildung seiner Ordensbrüder. Denn diese sollten ja dem Lande als Obrigkeiten in allen Tugenden und Kenntnissen mit leuchtendem Beispiele vorangehen. Darum berief er die gelehrtesten Männer aus Deutschland, Frankreich und Italien in sein Land und hauptsächlich nach Marienburg, damit sie den Rittern förmliche Vorlesungen halten möchten, und der Orden erlangte hiedurch bald einen solchen Ruf der Weisheit und Gelehrsamkeit, daß es zum Sprichwort wurde: „wenn du klug bist, so suche die Ordensherren in Preußen zu hintergehen!“ —

Sogar fremde Fürsten und Herren wandten sich in Streitsachen an den Orden, um von ihm die Entscheidung sich zu erbitten.

Nicht minder begünstigte der alles Schöne und Große liebende Hochmeister die Künste. Baumeister, Maler und Bildhauer zog er an seinen Hof, um Kirchen und Burgen mit ihren Kunstwerken zu schmücken. Denn die Kunst ist die Blüthe des Lebens. Der rohe, ungebildete Mensch trägt kein Verlangen nach ihr. Je mehr sich aber der Geist entwickelt, je vollkommner und weiser der Mensch wird, um so mehr wächst auch sein Sinn für das Schöne und also für die Kunst.

Das edelste weltliche Bauwerk des deutschen Mittelalters ist unter Winrich vollendet, die Marienburg, die nach dem Glauben des Volkes ihre Wurzeln, die mächtigen Kellergeschosse, so tief in die Erde streckt, wie ihre Zinnen hoch in die Lüfte streben. Schon längst stand auf den Nogathöhen hinter den Ställen und Vorrathshäusern der Vorburg, beschützt durch eine Kette von Basteien und Gräben, das Hochschloß mit dem Capitelsaale und der Schloßkirche. Das kolossale 26 Fuß hohe Mosaikbild der heiligen Jungfrau mit dem Lilienstabe verkündete, daß hier des geistlichen Staates Hauptburg rage; auf dem Rundgang um die Burg ruheten des Ordens Todte. Neben diesem düster-feierlichen Bau erstand in Meister Winrichs Tagen das prächtige Mittelschloß, die weltlich heitere Residenz des Fürsten, mit der lichten Fensterfronte von Meisters morgenhellem Gemach und dem wunderbar kühnen Gewölbe in Meisters großem Remter, das gleich dem Gezweige der Palme aus Einem mächtigen Pfeiler emporsteigt. Unterirdische Gänge dienten dazu, im Falle einer Belagerung den Verkehr mit der Außenwelt herzustellen.

Wie nun aber durch solche Veranstaltungen des Volkes Sitten immer milder und gebildeter wurden, so mußte Winrich auch auf der anderen Seite darauf bedacht sein, seinem Lande durch innere Kraft und Waffenkunst, gehörigen Schutz gegen die feindliche Nachbarschaft von Lithauen und Polen zu gewähren. Die Bürger mußten ja im Nothfalle bereit sein, die Mauern ihrer Städte selbst zu vertheidigen, und damit sie dieses um so besser verstehen möchten, ordnete er Waffenübungen für sie an. Aber dem Ernste der kriegerischen Beschäftigung wußte der freundliche Fürst die Heiterkeit des frohen Spieles beizugesellen. So führte er das Königschießen ein, das ja noch bis auf den heutigen Tag in den meisten Städten Preußens üblich ist und ermuthigte die gewandten Schützen durch Staatspreise. Die Bürger schossen mit der Armbrust nach einem vorgesteckten Ziele. Jeder gute Treffer erhielt einen Preis. Wer aber den Meisterschuß that, erhielt nebst dem ersten Preise den Titel „Schützenkönig", den er ein Jahr lang führen durfte. Als Zeichen seiner Würde trug er bei feierlichen Gele-

genheiten eine silberne Halskette mit Wappenschilden, und hatte das Recht, seinen Platz neben den Herren des Rathes einzunehmen. Nicht weniger sorgte der Hochmeister für zweckmäßige Waffenübungen der Ritter.

Was nun die Sorge Winrichs für das Aeußere des Landes betrifft, so verdankt Preußen ihm die Anlegung mehrerer Städte, als Mühlhausen, Tolkemit, Rhein u. a. m. und einer großen Anzahl von Dörfern. Der Ackerbau gedieh unter seiner Herrschaft vorzüglich, so daß nicht selten Ueberfluß an Getreide erzielt wurde. Aber es klingt fast wie ein Märchen, wenn die alten Geschichtsschreiber uns melden, daß auch der Weinbau im Preußenlande unter Winrichs Regierung mit außerordentlich gutem Erfolge betrieben wurde. Und dennoch ist es eine durch Urkunden bewiesene Wahrheit, und die Benennungen einzelner Plätze in der Nähe von Städten, die entweder Weingarten oder Weingrund u. s. w. heißen, erinnern daran. Vorzüglich gut soll der Wein in der Gegend von Thorn und dem Städtchen Rhein gediehen sein, und manches Jahr brachte eine solche Fülle von Trauben hervor, daß der Wein fast wohlfeiler ward, als das Bier. Zu seinem Anbau waren Winzer vom Rheine in das Land gezogen, und jedes Jahr gab der mildgesinnte Fürst, der seine Freude an des Volkes Jubel hatte, dem Landvolke, das bei der Weinlese arbeitete, ein herrliches Freudenfest. Auch lobte man weit und breit die Vortrefflichkeit des preußischen Weines. Denn der Hochmeister verschickte bisweilen ein Faß davon zum Ehrengeschenk an fremde Fürsten. Was den unverdorbenen Kehlen unsere Vorfahren trefflich mundete, würde uns heute jedoch wohl kaum schmecken. Ihm verdankte das Land gleiches Maß und Gewicht; in Thorn wurde die Landesmünze geprägt. Das Recht der Städte wurde durch eine allgemeine Willkür geregelt, die ohne des Meisters Willen nicht geändert werden durfte.

Fröhlich und schön war das Leben, das unter Winrichs von Kniprode gesegneter Herrschaft im Preußenlande gedieh. Und wenn es auch durch Kriegsgetümmel bisweilen gestört und durch ansteckende, verheerende Seuchen, die während seiner Regierung Jahre lang wütheten, traurig unterbrochen wurde, so kehrte es doch immer bald wieder zurück. Darum wird auch die Zeit seiner Hochmeisterschaft das goldene Zeitalter des Ordensstaates in Preußen genannt.

Uebrigens war Winrich von Kniprode ein schöner Mann, der mit allen Vorzügen des Geistes auch alle Vorzüge des Körpers verband. Von feinem, einnehmendem und gefälligem Betragen, wußte er sich leicht aller Herzen geneigt zu machen. Sein viel umfassender Geist ließ keinen Theil der Staatsverwaltung unbeachtet, und wenn er, ermüdet von den Sorgen der Regierung und den Anstrengungen des

Krieges, Erholung suchte, so fand er sie in dem belehrenden Umgange der gelehrten Männer, die er an seinem Hofe versammelt. Ein und dreißig Jahre lang war das Preußenland so glücklich, von ihm beherrscht zu werden, und blühte während dieser Zeit so herrlich auf, wie vorher noch nie. Viel zu früh starb der weise und edle Mann, im Jahre 1382, und das ganze Land weinte seinem Andenken Thränen des Dankes und der Liebe. In der St. Annengruft zu Marienburg wurde seine irdische Hülle bestattet. Der Grabstein, unter welchem sie ruht, ist heute noch zu sehen.

Zehntes Kapitel.

Die Hochmeister Konrad Zöllner von Rothenstein und Konrad von Wallenrod. — Jagiel, Großherzog von Lithauen, wird König von Polen. — Der Ehrentisch.

Die Hochmeisterwürde ging nun über auf Konrad Zöllner von Rothenstein 1382 — 90. Mit Eifer war dieser wackere Fürst bemüht, die Arbeiten seines großen Vorgängers zum Heil und Gedeihen des Landes fortzusetzen. Auch er beschützte die Künste und Gewerbe des Friedens, gab weise Gesetze und sorgte für die Bevölkerung der Landschaften, die der Krieg verheert hatte. Um den Söhnen des Landes das Treiben der Wissenschaften zu erleichtern, ging er mit dem Plan um, eine Universität in Kulm zu errichten, wozu er bereits 1387 die Genehmigungsbulle vom Papst erhielt. Durch den raschen Tod Conrads jedoch wurde die Gründung verschoben und ist auch von seinen Nachfolgern nie zur Ausführung gebracht worden. Staatsklug wußte er die Streitigkeiten der lithauischen Fürsten untereinander zu benutzen, um diese gefährlichen Feinde zu schwächen, und es gelang ihm, den Krieg während seiner Regierung ziemlich außerhalb der Grenzen des Preußenlandes zu erhalten.

Aber schon thürmte sich das Gewitter furchtbar empor, das endlich die Macht des Ordens und den blühenden Zustand Preußens mit blutigen Schlägen vernichtete. Jagjel (Jagello), der Bruderssohn Kynstuts, war der Mann, der diese furchtbaren Schläge führen sollte. Kaum läßt sich das Gewebe von Hinterlist, Falschheit und Heimtücke schildern, womit dieser Mann sich zum unumschränkten Herrn von ganz Lithauen emporgeschwungen hatte. Der Orden, den er durch das Versprechen, mit seinem ganzen Volke die christliche Religion anzunehmen, für sich gewonnen, leistete ihm mit bewaffneter Hand gegen seinen Oheim Kynstut und dessen Sohn Witowd (Witold) Hilfe. Doch feige,

wie er war, fürchtete er sich vor einer Hauptschlacht und heuchelte seinen Gegnern mit gleißnerischen Worten Freundschaft. Sie ließen sich bethören, legten die Waffen aus den Händen und folgten treuherzig seiner Einladung zu einem Versöhnungsmahle. Aber plötzlich wurden die arglosen Gäste auf Jagiels Geheiß überfallen und gefesselt. Mit eisernen Ketten beladen, schmachtete nun der heldenherzige Kynstut, der gefürchtete Lithauerherzog, im dumpfen Kerker, wohin sein eigener Bruderssohn, den er früher mit Wohlthaten überhäuft, ihn schleppen ließ. Aber die beiden Fürsten gefangen zu haben, genügte dem herrschsüchtigen Jagiel nicht. So lange sie noch lebten, hatten sie Ansprüche auf ihre Ländereien, und nach diesen war hauptsächlich sein Trachten gerichtet. Darum faßte er den gräßlichen Entschluß, sie hinrichten zu lassen. Vergeblich bat der Orden mit ehrenwerthem Edelmuthe für das Leben seines tapfern Feindes Kynstut, den er als Mann und Krieger hochachtete. Meuchlings ließ Jagiel den eigenen Oheim im Kerker erwürgen. Aber Witowd entkam mit Hilfe seiner hochherzigen Gemahlin, der es gestattet war, ihn im Kerker zu besuchen, indem sie die Kleider mit ihm tauschte.

Er floh zum Herzog von Masovien und bat von hier aus, nachdem er Christ geworden war, den Orden um seine Vermittelung, die er auch fand (1382). Jagiel hatte mit seinen Eiden, das Christenthum anzunehmen, und mit allen Versprechungen, die er dem Orden geleistet, schändlich gespielt. Aber Witowd war wenig besser, als sein Vetter. Auch er hinterging die Kreuzherren und trat wieder auf Jagiels Seite, als dieser ihn durch vortheilhafte Anerbietungen lockte, uneingedenk der Schmach und Treulosigkeit, die er von ihm erfahren, und vergessend der gastlichen Aufnahme und des Beistandes, den er in Preußen gefunden hatte. —

Inzwischen gelang es dem Großfürsten Jagiel, die Erbin der polnischen Königskrone, die schöne Hedwig, zur Gemahlin zu erhalten und dadurch sich selbst auf Polens Thron zu schwingen. Wohl hatten viele Fürsten und Herren um die Hand der jungen Königstochter geworben, und sie war bereits durch ihren Vater mit einem deutschen Fürsten verlobt. Aber da Jagiel sich verbindlich machte, die Lande Kulm und Pommerellen dem Orden wieder abzugewinnen und sich und sein ganzes Volk taufen zu lassen, wenn er durch die Hand der schönen Fürstin zum Könige Polens erhoben würde, so waren diese Verheißungen den polnischen Großen so lockend, daß sie der widerstrebenden Hedwig den rohen Lithauer zum Gemahl aufdrangen. Sein Volk hatte der schlaue Großfürst durch Geschenke bewogen, sich taufen zu lassen, und nun feierte er mit großer Pracht das Fest seiner Vermählung in der Stadt Krakau (1386). Mit der Taufe nahm er, als Polens König, den Namen

Wladislaus (Wladislaw) an. Auch den Hochmeister hatte er als Hochzeitsgast eingeladen. Der aber kam nicht, sondern dachte mit ernst besorgter Seele darauf, die ungeheure Macht des vereinten Polens und Lithauens, die das Preußenland fast von allen Seiten Verderben drohend umringte, wieder zu theilen.

Denn in der That war die Lage des Ordens jetzt sehr gefahrvoll. Seine beiden Erbfeinde zu Einem Reiche vereint, und an der Spitze dieses Reiches ein Mann, dessen feindliche Gesinnungen er kannte, der mit Eiden spielte, dem nichts heilig und ehrwürdig war, der keine Schandthat verabscheute, wenn sie nur zur Erreichung seiner ehrgeizigen Pläne führte: — was war da nicht alles zu fürchten? — Auch war auf die Hilfe von fremden Kreuzfahrern nicht mehr in dem Maße zu rechnen, als früher; denn der Glaube, durch Heidenmord sich den Weg zum Himmel zu bahnen, hörte allmälig auf, und überdies waren in Lithauen keine Heiden mehr zu bekämpfen. Die Nachbarn des deutschen Ordens waren jetzt sämmtlich christlich; hiemit hatte er seine Aufgabe, „Kampf für das Christenthum gegen die Heiden" erfüllt, und es fiel für ihn jede Ursache fort, ferner auf Eroberungszüge in Lithauen auszugehen und die Hilfe Deutschlands in Anspruch zu nehmen. Aber seine ganze Organisation war für den Krieg eingerichtet, und dieser dauerte fort. Die Lithauer blieben nach wie vor die Feinde des deutschen Ordens, nur mit dem Unterschiede, daß sie aus heidnischen christliche geworden waren. Wollte der Orden Hände für seine Kriege haben so mußte er entweder seine Unterthanen immer unter den Waffen halten und so die Quelle des Wohlstandes in Preußen selbst zerstören, das Blut seines Volkes dem Feinde opfern und Bürger und Bauer von den Beschäftigungen des Friedens in das stete Getümmel des Krieges rufen, oder er mußte durch Sold und Versprechungen fremde Kämpfer in das Land ziehen. Er wählte das letztere. Denn noch war Geld genug vorhanden, um die Söldner zu befriedigen.

Bald aber zeigte sich wieder ein Strahl von Hoffnung. Denn Witowd, der nach Jagiels Verheißungen sicher darauf gerechnet hatte, von diesen mit der lithauischen Großfürstenwürde beehrt zu werden, sah sich in seinen stolzen Erwartungen getäuscht. Seinem Bruder Skirgal gab der Polenkönig die Oberherrschaft Lithauens und überging den betrogenen Vetter. Da wandte sich Witowd abermals an den Orden. Weib und Kind sandte er nach Preußen und begann Unterhandlungen. Die Ritter erkannten wohl, daß er nur ihr Freund sei, wenn er in Noth gerathe; dennoch trauten sie seinen Schwüren und rüsteten sich zum Kriege gegen Lithauen, um dies Land für Witowd zu erobern, der dann den Orden als seinen Oberherrn anerkennen wollte. Gelang dies, so war wohl kaum an

eine Versöhnung Jagiels und Witowds mehr zu denken, und der Orden hatte dann wenigstens vor einem von ihnen Ruhe.

Indessen starb der Hochmeister (1390) und sein Nachfolger Konrad von Wallenrod, ein feuriger, kräftiger Mann, beschloß nun Alles daran zu setzen, um Lithauen von Polen zu trennen. Er erließ ein Rundschreiben an Deutschlands Fürsten und Ritter, entdeckte ihnen die Ränke und bösen Listen Jagiels, schilderte die Noth und Gefahr des Ritterordens und forderte sie auf, zu seinem Schutze und Beistande sich zu waffnen. Auch verhieß er den zwölf berühmtesten Rittern von allen, die da kommen würden, ein prachtvolles Ehrenmahl anzustellen und sie fürstlich zu beschenken. Da zogen im Jahre 1391 so viele und berühmte Fürsten und Ritter mit ihren Heerhaufen in das Preußenland, als ihrer zuvor noch nie darin gesehen waren. Aus Deutschland, Frankreich, England, ja selbst aus Schottland kamen sie, um die Herrlichkeit des weitberühmten Ritterordens und des Ehrenmahles Glanz zu bewundern und ihre tapfern Schwerter zu ziehen gegen der Lithauer kampfmuthige Schaaren. Das große Fest, das gewöhnlich vor dem Auszuge gehalten zu werden pflegte und „Ehrentisch" genannt wurde, weil an ihm die tapfersten und besten Ritter durch Ehren ausgezeichnet wurden, sollte diesmal in Königsberg stattfinden. Aber ein Streit, der unter den englischen und französischen Rittern ausbrach, verhinderte dies Vorhaben, und so konnte das festliche Mahl erst bei Kowno am Memelflusse veranstaltet werden. Hier auf einer Insel mitten im Strome war ein prachtvolles Zelt aufgeschlagen, und darunter befand sich die Tafel, mit Gold- und Silbergeräth fürstlich ausgeschmückt. Daran aber saßen zwölf Ritter, die durch den hohen Ruhm ihrer Thaten diese Ehre am meisten verdienten. Dreißig Gerichte, wie die Sage geht, erlabten die Schmausenden und köstlicher Wein kreiste in goldenen Pokalen. Zu beiden Seiten des Flusses aber standen die Heerhaufen und betrachteten staunend das seltene Schauspiel und hörten auf die Worte verschiedener Herolde, die der schmausenden Ritter Thaten ihnen verkündigten und sie zum Kampfe gegen die Lithauer aufriefen.

Nach geendetem Ehrenmahle brach das große und stattliche Ordensheer gegen den Feind auf. Auch Witowd hatte seine Schaaren gerüstet; denn es galt ja Lithauen für ihn zu erobern. Nachdem auch der Landmeister von Livland angelangt war, schlug man den Weg nach Wilna ein, um diese Stadt zu nehmen. Da kam die Kunde, daß der Feind vier bis fünf Meilen um Wilna alles verheert habe, um die Belagerung unmöglich zu machen. Der Plan mußte aufgegeben werden, und man verwandte alle Kräfte des Heeres, um drei Burgen in der Nähe von Kowno zu erbauen, die nach ihrer Vollendung Wi-

towd übergeben wurden, der sie mit Mannschaft stark besetzte. Da auch eine große Zahl Lithauer von dem flachen Lande Witowd zuströmte, so glaubte der Hochmeister ihm die weitere Eroberung des Landes überlassen zu können und zog mit dem größten Theile des Heeres ab. Witowd dehnte seine Macht mit Hilfe der zurückgelassenen Ordensritter noch weiter aus, er legte neue Burgen an und eroberte sogar Grodno. Der König Jagiel, durch die Fortschritte seines Vetters beunruhigt, schickte daher im geheimen Auftrage einen polnischen Bischof zu Witowd, um ihm an Stelle seines beim Volke verhaßten Bruders Skirgal die Herrschaft über Lithauen anbieten zu lassen. Dafür sollte er jedoch die Truppen des deutschen Ordens vernichten, und Witowd war ehrlos genug, hierauf einzugehen und noch immerwährend den Rittern Freundschaft zu heucheln, um seine bisherigen Bundesgenossen desto sicherer zu verderben. Plötzlich erschien er, anscheinend als Freund vor einer der gemeinsam besetzten Burgen mit einem starken Heerhaufen, bemächtigte sich der Waffen, ließ die Ordensritter gefangen nehmen, ausplündern und die Burg in Brand stecken. Von einer zog er schnell zur andern, überall Mord und Verrath übend, und obgleich sich einzelne tapfer vertheidigten, so fielen sie doch schließlich alle in Witowds Gewalt und wurden von Grund aus zerstört (1392).

Der Hochmeister vernahm die Trauerbotschaft mit tiefem Schmerz und endete sein Leben schon im nächsten Jahr (Juli 1393). Eine schmerzvolle hitzige Krankheit brachte ihm einen raschen Tod. Im Lande herrschte große Betrübniß um ihn, denn er hatte sich die Liebe der Unterthanen durch nützliche Einrichtungen erworben. So hatte er den Handel im eignen Lande von drückenden Fesseln befreit, den preußischen Kaufleuten in England, Flandern und Dänemark Freiheiten ausgewirkt und außer der größeren Münze der „halben Schoter, Schillinge und Vierchen" noch eine kleine Pfennigmünze prägen lassen. Ferner bestimmte er besonders um der armen Leute willen, daß das Brod bei den Bäckern gewogen und die Tonne Bier einen bestimmten Preis gelten solle. Am meisten ist aber sein Gerechtigkeitssinn zu rühmen, mit dem er darüber wachte, daß den gemeinen Landbewohnern, unter denen er die eingeborenen altpreußischen nicht zurücksetzte, von den Comthuren kein Unrecht geschehe. Nur die Geistlichen, deren Anmaßungen er entschieden gegenübertrat, betrauerten seinen Tod nicht. Vielleicht waren sie ihm auch deshalb abgeneigt, weil er nicht viel von der damals weitberühmten heiligen Dorothea gehalten zu haben scheint, welche sich nach dem Tode ihres Mannes zu Marienwerder einmauern ließ und nach ihrem Ende (1394) als Heilige große Wunder verübte.

Elftes Kapitel.

Preußen unter dem Hochmeister Konrad von Jungingen 1393—1407.

Der neue Hochmeister Konrad von Jungingen war ein friedliebender Mann, der mit allem Eifer darauf bedacht war, dem ewigen Blutvergießen in Lithauen Einhalt zu thun. Aber Witowd war nicht der Mann, mit dem ein dauernder Vertrag hätte zu Stande kommen können, und trotz der Mühe, die sich der Hochmeister gab, ihn dem Orden geneigt zu machen, trotz der kostbaren Geschenke, die er ihm von Zeit zu Zeit verehrte, und trotz der fürstlichen Aufnahme, womit er des Herzogs Gemahlin in Marienburg empfing, war jeder Friede mit ihm nur von kurzer Dauer. Die größte Schuld davon trug der Polenkönig, der sich zwar, nachdem er Christ geworden, gar fromm und friedfertig zu stellen wußte, aber dennoch immerwährend Feindschaft gegen den Orden im Busen trug. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er es war, der seinen Vetter zu den öfteren Friedensbrüchen mit den Rittern anreizte, und jedesmal hatte er seine böse Freude daran, wenn er die Fackel der Zwietracht von Neuem entflammt sah. Denn auf diese Art hoffte er die Macht des Ordens allmälig zu schwächen und ihn endlich ganz zu verderben. Ursache des Streites war jetzt oftmals das Land Sgmaiten, nordöstlich von Preußen, das früher zu Lithauen gehört, und wovon die Ritter einen Theil durch Eroberung gewonnen hatten. Denn Witowd wiegelte die Bewohner dieses Landes mehrmals zur Empörung gegen den Orden auf, und dann war der Krieg mit ihm unvermeidlich. Endlich aber kam es im Jahre 1404 zu einem Frieden, von dem man sich längere Dauer versprach. Dem Orden wurde darin nicht nur der Besitz Samaitens bestätigt, sondern Jagiel machte sich auch anheischig, ihm einen Theil der Kriegskosten zu erstatten. Zwei Jahre vorher 1402 hatte der Orden die Neumark von König Sigismund von Ungarn für Geld erworben. Preußen besaß damals einen Umfang von 1200 Quadratmeilen, auf welchen sich 55 ummauerte und stark befestigte Städte, 48 Ordensburgen, 100 adelige zum Theil auch befestigte Schlösser, 740 Kirchdörfer, 2000 freie Landhöfe und 18,368 Dörfer befanden.

Der Hochmeister hatte an den Feldzügen in Lithauen nie persönlichen Antheil genommen, sondern seine Sorgfalt vielmehr auf die innere Wohlfahrt und das Gedeihen des Landes gerichtet. Eine Menge vortrefflicher Gesetze, wodurch der Verschwendung gesteuert, Frömmigkeit vermehrt, Arbeitsamkeit befördert, und die Sicherheit seines Volkes befestigt wurden, sind schöne Beweise seiner landesväterlichen Fürsorge. Auch machte er oftmals Reisen durch das ganze Land, um sich überall

von der Verwaltung und dem Zustande desselben mit eigenen Augen zu überzeugen. Dann beschenkte er Arme und Kranke, und kein Hilfsbedürftiger ging ungetröstet von ihm. Dafür empfing ihn auch überall sein treues Volk mit dem freudigen Jubel begeisterter Liebe. Spielleute holten ihn ein, wenn er in eine Stadt zog, und Jungfrauen flochten ihm Kränze. Auch brachte jeder gerne dem guten Fürsten ein Geschenk, um ihm seine Liebe zu beweisen, und auch das Geringste ward freundlich aufgenommen. Selbst einen Beutel mit ausgesuchten Haselnüssen, den ein armer Mann ihm brachte, verschmähte er nicht. Denn er sah nicht auf die Gabe, sondern auf die Herzen der Geber. In ruhiger Freude konnte das Volk seines großen Wohlstandes genießen, und Heiterkeit und frohes Leben herrschten überall. Denn der ferne Krieg in Lithauen berührte kaum des Landes Grenzen, und während die Ritter dort fochten, genaß hier Alles eines tiefen beglückenden Friedens. Da gedieh denn Handel, Ackerbau und jegliches Gewerbe gar trefflich. Mit jedem Jahre wurden die großen Städte und unter ihnen besonders Danzig, reicher und mächtiger. Auch an einer bewaffneten Seemacht fehlte es dem Orden nicht. Denn als eine Menge von Seeräubern, Vitalienbrüder genannt, die Gewässer der Nord- und Ostsee durchkreuzte und den Handel störte, ließ der Hochmeister eine Flotte rüsten, die gegen die Freibeuter tapfer focht und sie zum Theil vernichtete. „Orlogschiffe" wurden damals die Kriegsschiffe genannt.

Wie groß aber des Landes Wohlstand zu jener Zeit gewesen, geht unter andern aus folgender Sage hervor. Auf der Marienburg bewirthete der Hochmeister einst einige Herren und Ritter, die aus andern Landen hergezogen waren, um das gesegnete Preußenland kennen zu lernen. Als sie nun gegen den Hochmeister den Reichthum rühmten, der ihnen auf ihrem Wege durch Preußen aus den stattlichen Dörfern und den üppigen Feldern und Auen überall entgegengeglänzt hatte, so versprach ihnen der Landesfürst noch mehr zu zeigen, und führte sie zu einem Bauern in Niklaswalde auf der frischen Nehrung. Der Bauer nahm die vornehmen Gäste gar höflich und freundlich auf und lud sie ein, mit einem ländlichen Mahle bei ihm vorlieb zu nehmen. Statt der Sessel aber waren um die Tafel zwölf kleine Tonnen gestellt, mit Brettern überdeckt. Die Gäste konnten an allem, das sie hier sahen, keinen großen Wohlstand wahrnehmen, ja, einer wunderte sich sogar, daß der Wirth ihnen keine besseren Sitze anzubieten hätte. „Ich habe euch keine kostbareren Sessel geben können", entgegnete der Bauer, „beliebet nur nachzusehen, worauf ihr gesessen!" — Da fanden sie, daß elf von den Fässern ganz, das zwölfte zur Hälfte mit Geld angefüllt waren.

Aber ein gar zu ruhiges Wohlleben verleitet die Menschen leicht zu Ueppigkeit und Uebermuth. So ging, es auch damals in Preußen. Besonders wurden die Einsassen von Lichtenau im großen Marienburger Werder durch ihren Uebermuth berüchtigt. Die Sage erzählt davon wunderliche Dinge. Einmal sollen sie in ihrer ausgelassenen Laune einen Bettler am Spieße gebraten haben, ein andermal steckten sie einen Mönch in einen Hopfensack und hingen ihn in den Schornstein auf, damit er dort Eier legen sollte. Selbst an einem Ordensritter haben sie, wie die Sage geht, ihren Muthwillen ausgelassen, indem sie ihn mit dem Barte an ein Thürgerüst nagelten, so daß der Hochmeister sich genöthigt sah, sie zu ernstlicher Strafe zu ziehen.

Aber auch unter den Ordensrittern selbst fing die alte, strenge Zucht und Sitte, trotz allen Gegenbemühungen des Hochmeisters, und trotz dem schönen Beispiele von Enthaltsamkeit und Frömmigkeit, womit er ihnen vorleuchtete, allmälig zu verschwinden an. Viele von ihnen fanden Behagen und Wohlgefallen an den Vergnügungen der Welt, denen sie durch ihr Gelübde entsagt, und die ernsten Ordenshäuser ertönten jetzt oft von dem Jubel lustiger Tanzgelage. Da verdroß es sie nun, wenn der Hochmeister ihre Ausgelassenheit ernstlich schalt und sie ermahnte, anderen Sinnes zu werden. Sie bespöttelten seine Frömmigkeit und seinen friedfertigen Sinn, und meinten, er passe sich besser zu dem Vorsteher eines Klosters, als zu dem Oberhaupte eines ritterlichen Ordens. Auch mußte auf ihr Anstiften des Fürsten Lustigmacher (Hofnarr) ihn mit dem Spottnamen: „gnädige Frau Aebtissin" benennen. Den Ritterbrüdern mochte wohl allerdings die Weile in den einsamen Ordensburgen gar mächtig lang werden. Sie sehnten sich nach rüstigem Kampfgetümmel: denn unter dieses Hochmeisters friedlicher Regierung rosteten ja schon fast ihre tapfern Schwerter in der Scheide. Und das war es, was sie am meisten verdroß. Einige meinten sogar, der Hochmeister ließe sich, um nur dem Lande den schwererrungenen Frieden zu erhalten, von den Polen und Lithauern oftmals gar zu viel gefallen. Sie wußten nicht, wie weise berechnet diese scheinbar zu große Nachgiebigkeit war. Denn nur im Frieden mit seinen übermächtigen Nachbarn konnte dem Ordenslande jetzt Heil und Gedeihen blühen.

Zwölftes Kapitel.

Die Schlacht bei Tannenberg. — Die Marienburg wird von Jagiel vergeblich belagert. Heinrich von Plauen.

Das Jahr 1407 entriß dem Lande seinen weisen Fürsten, und die versammelten Gebietiger erkoren, trotz der Abmahnung des Verstorbenen, seinen Bruder Ulrich von Jungingen zum Hochmeister. Eine Reihe zweckmäßiger Gesetze bezeichnete den Beginn seiner Herrschaft. Aber es war vorauszusehen, daß dem Lande der Frieden jetzt nicht mehr lange bewahrt bleiben könne. Denn mit neidischen und mit mißgünstigen Blicken sah der Polenkönig auf des Preußenlandes wachsenden Wohlstand. Längst mochte er vielleicht die Absicht hegen, das schöne blühende Land mit seinem Königreiche zu vereinigen, das dadurch nicht nur an äußerem Umfange, sondern auch an innerer Macht bedeutend gewinnen mußte, indem es ihm das Meer zur Grenze gab und dadurch die Aussicht auf einen blühenden Seehandel eröffnete. Auch war ihm der deutsche Orden als Grenznachbar verhaßt, weil er die stets zunehmende Macht und die ritterliche Tapferkeit desselben fürchtete. Aber an der unermüdeten Langmuth und beispiellosen Mäßigung des vorigen Hochmeisters, dem die Erhaltung des Friedens über Alles ging, waren manche seiner bösen Ränke zu Schanden geworden. Denn Konrad übersah manches heimliche und öffentliche Unrecht, das Jagiels Heimtücke und Witowds Treulosigkeit dem Lande und dem Orden zufügten, mit Stillschweigen, um nur den schwer errungenen Frieden nicht zu stören. Seinem Bruder und Nachfolger Ulrich fehlte es zwar nicht an Friedensliebe, auch sparte er weder Geschenke noch Freundschaftsbezeigungen, um Jagiel und Witowd bei friedlichen Gesinnungen zu erhalten: aber feuriger und muthiger schlug das Herz in seiner Heldenbrust, und er war fest entschlossen, den Uebermuth und die unleidlichen Anmaßungen seiner bösen Nachbarn nicht länger ruhig zu ertragen, sondern ihnen Kraft und Ernst zu zeigen, damit sie nicht wähnen möchten, es sei Feigheit oder Schwäche gewesen, die den Orden bisher so nachgiebig gemacht hätten. Darum eilte er nun vor allen Dingen, sich auf einen nahen Krieg gefaßt zu machen, um gegen die schlimmen Nachbarn immer wohlgerüstet und kampfbereit zu sein. Die Ordensburgen wurden mit dem nöthigen Vorrathe versehen, jedem wehrhaften Manne befohlen, seine Waffen in Stand zu halten, und die Stückgießerei in Marienburg bekam volle Beschäftigung mit der Anfertigung von grobem Geschütze. Selbst im Auslande ließ der Hochmeister Kriegsvolk werben. Und bald zeigte

sich, wie nöthig alle diese Vorkehrungen gewesen. Denn es war im Jahre 1409, als die Nachricht erscholl, Witowd habe von Neuem das Volk der Samaiten zum Abfall und zur Empörung aufgereizt, und die Aufrührer hätten bereits die Stadt Memel verbrannt, einige Burgen erstürmt und viele Christen erschlagen. Zugleich ward bekannt, daß Witowd auf Jagjels Anstiften gehandelt, und daß beide Fürsten schon einen Plan verabredet hätten, im künftigen Jahre das Preußenland mit vereinigter Kriegsmacht zu überfallen. Da beschloß Ulrich von Jungingen ihrer verderblichen Tücke schnell zuvorzukommen. Sogleich sagte er dem Polenkönige den Frieden auf, und mit drei Heerhaufen zugleich griff er das feindliche Land muthig an. Unerwartet genug mußte diese rasche That dem lauernden Jagjel gekommen sein: denn ehe er noch eine Kriegsmacht sammeln konnte, hatten die tapfern Ordensstreiter schon eine Menge fester Burgen erstürmt. Aber Jungingens schnellen Siegesflug hemmte plötzlich die Nachricht, daß Böhmens König, Wenzeslaw, als Vermittler zwischen den beiden kämpfenden Mächten auftreten wolle. Auch Jagjel, der vor Angst und Schrecken über das Glück der Ordenswaffen bebte, nahm mit Freuden die fremde Vermittelung an, und so ward ein Beifrieden oder Waffenstillstand geschlossen. Dem Böhmenkönige legten nun beide Theile ihre Beschwerden und Klagen vor, gelobten ihn als Schiedsrichter anzuerkennen, und versprachen seinem Urtheilsspruche Folge zu leisten.

Der Ausspruch fiel zum Vortheile des Ordens, aber Jagjel wollte ihm nicht Folge leisten. Inzwischen hatte er Zeit gehabt, eine gewaltige Kriegsmacht zu sammeln. Zu dem Heere, das Polens Adel ausgerüstet, gesellten sich noch viele deutsche und böhmische Söldner. Auch Witowd hatte ihm, außer den kriegerischen Lithauern, große Schwärme von wilden, heidnischen Tataren und Russen zugeführt. Denn so fromm und christlich gesinnt sich auch Jagjel seit seiner Taufe anstellte, so verschmähte er es doch nicht in ein Waffenbündniß mit den Heiden zu treten, um — Christen zu bekriegen. Seine Heeresmacht war jetzt bis zu 163,000 Mann angewachsen, und so hielt er sich stark genug den ernstlichen Kampf mit dem Orden zu beginnen (1410). Der Hochmeister, unterstützt durch Söldnerschaaren aus Böhmen und Deutschland, führte ihm 83,000 Mann entgegen und lagerte bei dem Städtchen Kauernik, am Drewenzflusse, dem Könige gegenüber, um sein Land gegen das weitere Vordringen der feindlichen Macht zu schützen. Jagjel aber wagte nicht den Uebergang über den Fluß mit Gewalt zu erzwingen: rechts wandte er sich im schnellen Marsche, um an einer andern, ungedeckten Stelle das Preußenland anzufallen. Die Stadt Gilgenburg empfand zuerst seinen Grimm. Von Grund aus ward sie zerstört und Jung und Alt ermordet. Am gräßlichsten wütheten die

raub- und mordgierigen Horden der Heiden. Kein Geschlecht noch Alter fand Schonung und Erbarmen vor ihrer unmenschlichen Wuth. Frevelnd trieben sie ihren Spott mit Kirchen und Heiligthümern, die sie entweihten und zerstörten. Da vernahm Ulrich von Jungingen, daß der Feind Willens sei, geradeswegs auf des Ordens Haupthaus loszustürmen, von welchem er nur wenige Tagesreisen noch entfernt stand. Mit gerechtem Zorn erfüllte die Kunde der verübten Gräuelthaten das Heer der Deutschen. Einmüthig verlangten alle den Kampf, um des Landes Drangsal zu enden, und hoch schlug jedem Krieger das Heldenherz, als der Ordensmeister in ungesäumter Eile seine Schaaren abermals dem Feinde entgegenführte. Nicht weit von Gilgenburg, im Osterodischen Gebiete, erstreckt sich südlich von dem Dörfchen Tannenberg eine weite unbebaute Ebene, wo nur Haidekraut uud wildes Gestrüpp wuchert. Ein dunkler Wald begrenzt sie im Süden und hemmt die weitere Aussicht. Hier war es, wo Ulrich von Jungingen am Morgen des fünfzehnten Juli 1410 die feindlichen Fahnen erblickte. Es stand ein schwerer unheilvoller Tag bevor; eine furchtbare Nacht ging ihm voran. Ein schreckliches Ungewitter umwölbte den ganzen Himmel, jeden Augenblick durchbrachen Blitze die Finsterniß, unaufhörlich rollte der Donner, wie in Strömen fiel der Regen. Ein gewaltiger Sturmwind riß in den Lagern beider Heere fast alle Zelte nieder; nicht eine Stunde konnten die Krieger Ruhe genießen. Und als der Morgen des unglückseligen Tages kam, tobte der wilde Sturm noch in gleicher Stärke fort.

Das Ordensheer hatte bereits seit Tagesanbruch von seinem Lager aus drei Meilen zurückgelegt, als die äußersten Vorposten von einer Höhe herab den Vortrab der Feinde erspähten. Jagiel hatte den Wald besetzt, und die unerwartet schnelle Ankunft des deutschen Heeres erschreckte ihn so heftig, daß er nicht wagte auf das freie Feld hervorzukommen. Jetzt, da der Entscheidung furchtbare Stunde so nahe war, fürchtete er die Schlacht, obwohl seine Uebermacht ihn den Sieg hoffen ließ. Indessen gönnte Ulrich seinen Schaaren, die des raschen Weges Eile ermüdet hatte, eine kurze Frist zur Erholung. Er hätte nun den Polenkönig sofort angreifen können, ehe dieser noch Zeit gewann, sein Heer in Schlachtordnung zu stellen; aber so vortheilhaft ein solches Beginnen auch gewesen wäre, so wenig stimmte es mit dem offenen, ritterlichen Sinne des Hochmeisters überein, dem Alles verhaßt war, was auch nur den fernsten Anschein von List oder Ungeradheit hatte. Allein es nahte schon die Mittagszeit und über drei Stunden lang stand bereits das Ordensheer in Schlachtreihe, ohne daß man im polnischen Heere irgend welche Vorbereitung zum Kampfe wahrnahm, denn es hielt sich größtentheils in den Wäldern versteckt. Der König,

obgleich von der Aufstellung des Feindes unterrichtet, zauderte fort und fort, seine Streitmacht aufzustellen und verweilte, hinter frömmelnden Gebeten seinen zaghaften Geist verbergend, in seinem Kriegszelt.

Da sandte der Ordensmarschall — denn also war es in solcher Lage Kriegsgebrauch — zwei Herolde, welche dem Könige und Witowd zwei Schwerter überbringen sollten. Als diese vor ihnen erschienen, sprach der eine: „Es ist Brauch kriegerischer Streiter, wenn ein Kriegsheer zum Kampfe bereit des anderen wartet, so sendet es diesem zwei Schwerter zu, um es zum gerechten Streite auf den Kampfplatz herauszufordern. — Sehet, so reichen auch wir euch jetzt zwei Schwerter entgegen; das eine für euch den König, das andere für euch den Herzog Witowd im Namen des Meisters, des Marschalls und der Ritter des Ordens, auf daß ihr den Kampfplatz erwählet, wo ihr ihn wollet. Nehmet sie euch zu Hilfe, diese Schwerter, zum Beginne des Streites. Wozu versteckt ihr euch in den Wäldern und verberget euch, um dem Kampfe zu entfliehen, dem ihr fürwahr nicht mehr entgehen könnt.“ Der König antwortete: „Wir haben nie von einem Andern Hilfe erbeten als von Gott; in seinem Namen nehmen wir auch diese Schwerter an; doch die Wahlstatt zu wählen geziemt uns nicht; wo sie Gott uns giebt, wollen wir sie nehmen als gegeben und erwählt.“ Also schieden die Herolde von dannen.

Jetzt ward das polnische Heer geordnet. Es war um die Mittagszeit; der Sturm des Morgens hatte sich gelegt und vom heitern Himmel stach eine drückende Sonnenhitze.

Die Schlacht begann. Jagjel hatte die Heiden und Lithauer in den Vorkampf geschickt. Das Ordensheer empfing von der Höhe herab den anrückenden Feind mit dem schweren Geschütze, dessen Donner sich bald auf der ganzen Schlachtlinie ausdehnte. Weil jedoch das Geschoß von der Anhöhe herab gegen die feindlichen Reihen keine besondere Wirkung zeigte, so schwieg es auf des Hochmeisters Befehl, und es stürmten die Schlachtreihen des Ordens von der Anhöhe auf das ebene Blachfeld herab. Furchtbar war der Zusammenstoß; auf beiden Seiten wurde mit unglaublicher Tapferkeit gefochten. Stundenlang stand Mann gegen Mann, Waffe gegen Waffe, jeder wollte für den Sieger gelten. Endlich wankte der rechte Flügel der Polen. Es war umsonst, daß Witowd mit Wort und Beispiel die Seinen zu standhafter Gegenwehr ermahnte; in eiliger Flucht begannen sie das Schlachtfeld zu räumen. Da eilte Witowd, voll banger Besorgniß für den Ausgang des Kampfes, den Polenkönig aufzusuchen. Er fand ihn fern vom Schlachtfelde an einem sichern Orte, voll Zagen und Bangen, und forderte ihn auf, durch seine Gegenwart den sinkenden Muth seines Heeres zu beleben. Jagjel aber wagte sich nicht in das Kampfgewühl.

Auf einem Hügel hielt er, von seiner Leibwache umringt, und übersah mit Furcht und ängstlich pochendem Herzen das blutige Gefilde vor sich. Auch ließ er seine besten und schnellsten Pferde in Bereitschaft halten, denn er dachte ernstlich daran, sich durch die Flucht zu retten, weil er überall die Seinen schon wanken sah. Die polnischen Heerhaufen waren inzwischen den weichenden Lithauern und Tataren zur Hilfe geeilt Aber auch der Hochmeister hatte neue Schaaren auf den Wahlplatz geführt, und mit erneuerter Wuth war das wilde Mordgefecht entbrannt. Groß war die Uebermacht der Feinde; doch der deutsche Heldenmuth des ritterlichen Heeres ward dadurch nicht geschreckt noch gebeugt. Vorwärts drangen die Ordenskrieger auf der blutigen Bahn mit unhemmbarer Gewalt. Es sank der Polen Hauptbanner zu Boden und ihre Schaaren wandten sich zur Flucht. Schon erscholl in freudigem Jubel der Deutschen Siegesgesang: „Christ ist erstanden!“ und der zitternde Jagjel sah sein eigenes Leben von naher Gefahr bedroht. Denn gerade auf den Hügel los, worauf er hielt, sprengte ein deutscher Reiterhaufen mit eingelegten Lanzen, geführt von dem Ritter Leopold von Köketitz. Voran stürmte der muthige Held dem Könige entgegen, und schon flammte sein Schwert über Jagjels Haupt, als er plötzlich schwer getroffen zu Boden sank. Des Königs Geheimschreiber, Sbigneus, so erzählt die Sage, soll seines Herrn Gefahr bemerkt und den Ritter mit einem Lanzenstiche hinterrücks getödtet haben. — Drei Stunden schon dauerte die blutige Schlacht, und der Sieg schien für die Ritter gewonnen, da brachen urplötzlich die Söldnerhaufen des Königs, die hinter dem Walde verborgen gelegen, wie ein Blitz aus heiterm Himmel fällt, auf die kampfmüden Ordenskrieger. Auch die Tataren und Russen hatten sich zum neuen Angriffe gesammelt. Auf drei Seiten von großer Uebermacht eingeschlossen, blieb dem Hochmeister jetzt nur die Wahl, sich entweder durch schleunige Flucht zu retten, oder in verzweiflungsvollem Kampfe der Schlacht ungewissen Ausgang zu erwarten. Schon waren um ihn die ersten Gebietiger und viele Hundert der edlen Ritterbrüder gefallen — denn die feindlichen Führer hatten den Ihrigen geboten, die mordenden Waffen hauptsächlich gegen die Ordensritter zu wenden, die durch den weißen, schwarzbekreuzten Mantel kenntlich waren — schon bedeckten der Ordensmarschall, der Großcomthur, der Treßler und die meisten Comthure mit ihren Leichen das Schlachtfeld: da soll, wie die Sage geht, ein alter Gebietiger dem Hochmeister den Rath gegeben haben, sich selbst und die wenigen, die ihm noch übrig geblieben waren, durch eilige Flucht zu retten. Aber Ulrich antwortete: „das werde ich, will's Gott! nicht thun. So mancher wackere Held ist um mich gefallen; ich will aus dem Kampfe nicht reiten! denn des Ordens

Schmach mag ich nicht überleben!“ Und rasch sammelte er seine Schaaren zum neuen, muthigen Angriffe. Schon hatte sein tapfres Schwert wieder einige Vortheile erkämpft über der Feinde verderbliche Uebermacht, schon neigte der Sieg sich auf die Seite des Ordens — da gab ein jammervolles Mißgeschick plötzlich die Entscheidung der Schlacht. Durch zwei tödtliche Geschosse auf die Stirn und in die Brust getroffen, stürzte der Hochmeister von seinem Streitrosse zu Boden und hauchte auf der Stelle seinen Heldengeist aus. Als die Ordenskrieger nicht mehr ihres tapfern Feldherrn Helmbusch flattern und seine Leibfahne nicht mehr wehen sahen — da entfiel ihnen der Muth. Fast aller ihrer Anführer beraubt, wußten sie nicht mehr, was sie thun und wem sie gehorchen sollten. Matt und von Wunden bedeckt verließen sie immer noch kämpfend das Schlachtfeld. Zu allem Unglücke gesellte sich noch Verrath. „Denn etliche böse Wichte, Ritter und Knechte des Landes Kulm“, so meldet eine alte Chronik, „versteckten die kulmischen und viele andere Banner, so daß die Krieger nun kein Zeichen mehr hatten, dem sie folgen konnten“, und wild und ohne Ordnung ergoß sich die Flucht durch das Gefilde. Nun war aus der Schlacht ein Schlachten geworden; denn die verfolgenden Tataren hieben ohne Erbarmung Alles nieder, was sie erreichen konnten.

So hatte denn Jagiel in dieser furchtbaren Schlacht gesiegt, nicht durch seine Tapferkeit, sondern durch den Willen eines Höheren, der die Loose der Völker wägt und das Glück der Schlachten lenkt. Ein Tag raubte dem deutschen Orden seinen Glanz und seine Herrlichkeit für immer und dem Preußenlande seine Blüthe für lange Zeit. Nie erholte sich der deutsche Ritterbund wieder von dem furchtbaren Schlage, der ihn hier getroffen. Dem schwachen Flämmchen der Lampe gleich, das an dem letzten Tropfen Oel zehrt, schwankte er noch ein Jahrhundert lang zwischen Fortbestehen und Vergehen, bis er endlich erlosch.

Vierzigtausend vom gemeinen Kriegsvolk des Ordens, 600 Ritter und Knechte und fast alle Gebietiger lagen todt auf dem Wahlplatze. Aber auch das Leben von 60,000 Polenstreitern hatte diese Niederlage des Ordens bezahlen müssen. Dem Andenken an den blutigen Schreckenstag ward späterhin vom Orden eine Trauerkapelle auf einem Hügel mitten im Schlachtfelde errichtet, über deren Eingange man in lateinischer Sprache diese Worte las: „Hunderttausend sind hier gefallen.“ Jetzt sieht man von diesem Denkmale nur noch die Mauertrümmer.

Da stand Jagiel als Sieger auf dem blutigen Felde. Kaum konnte er sein wunderbares Glück begreifen, so überraschend war es ihm selbst gekommen, den Sieg über des Ordens tapfre Schaaren davon getragen zu haben. Wenigstens schien der Siegestaumel ihm

die bessere Ueberlegung geraubt zu haben; denn anstatt rasch auf des Ordens Haupthaus, Marienburg, das nur fünfzehn Meilen weit von der Wahlstatt entfernt lag, loszugehen, um durch die Eroberung dieser Feste, die fast von allen Vertheidigern entblößt war, dem Orden den letzten Todesstoß zu versetzen, verweilte er vier Tage auf dem Schlachtfelde, um seinem Heere Zeit zu lassen, die Erschlagenen zu plündern und sich nach der blutigen Arbeit gütlich zu thun. Er selber stellte in heuchlerischer Frömmigkeit eine Menge von Bet- und Dankfesten an, wobei er sich thätiger bewies, als in der Schlacht. — Die Plünderer der Erschlagenen fanden unter den Todten auch die Leiche Ulrichs von Jungingen, verwundet an Stirn und Brust. Da soll der Tatarenhauptmann des Hochmeisters Bart abgestreift haben, für sich zum Siegeszeichen. Der Polenkönig aber ließ den Leichnam des Helden vor sein Zelt schleppen, wo er ihn dem Spotte seiner rohen Krieger und jeder Schmach unedel Preis gab. Endlich sandte er ihn nach Osterode, von wo er am vierten Tage nach dem Streite gen Marienburg gebracht und mit Jammer und Wehklage in der Hochmeister Gruft beigesetzt ward.

Furcht und Entsetzen hatte indeß die Trauernachricht der verlorenen Schlacht im ganzen Preußenlande verbreitet. Jedermann hielt nun die Sache des Ordens für rettungslos verloren, und in banger Verzagtheit wartete man, welches Loos der Sieger dem Lande zuerkennen würde. Der Gedanke an Vertheidigung und Gegenwehr kam um so weniger in irgend Jemandes Seele, als theils die Greuel, welche das polnische Heer an Gilgenburg verübt, Schrecken und Angst vor ähnlichem Schicksal erweckten, theils auch das Land, seines Fürsten beraubt, sich zu schwach hielt, dem übermächtigen Feinde Trotz zu bieten. So geschah es denn, daß fast alle Städte und Burgen ehrlos und zuchtlos dem Könige freiwillig ihre Thore öffneten, als dieser am vierten Tage nach der Schlacht über Osterode, Christburg und Elbing gegen die Marienburg heranzog. Ja, eine so beispiellose Verzagtheit hatte sich Aller bemächtigt, daß ein großer Theil der Unterthanen, seinem rechtmäßigen Herrn entsagend dem Polenkönige den Eid der Treue und des Gehorsams schwur. Die Bischöfe, froh der strengen Aufsicht überhoben zu sein, gingen mit bösem Beispiel voran. Viele Getreue zwar thaten dies nur ungern und gleichsam von der äußersten Noth gezwungen, da ihnen kein anderes Mittel übrig zu sein schien, sich vor der Rache des grausamen Jagiel zu schützen: manche aber auch wurden durch des Königs große Versprechungen zur Untreue verlockt.*) Denn er

*) Dennoch gab es fast keine Stadt, worin dem Orden auch selbst in dieser Zeit der höchsten Bedrängniß nicht einige getreue Anhänger verblieben

verhieß allen denen, die den Orden verlassen und sich zu ihm wenden würden, Belohnungen die Fülle. Da legte nun Alles, um auch in der Kleidung dem Könige sich gefällig zu bezeigen, die Tracht ab, die vom Orden anbefohlen war, und vertauschte sie mit Kleidern nach polnischem Schnitte. Doch diese rasche Wandlung der Unterthanen darf uns nicht befremden, da selbst ein Theil der Ordensbrüder an der eigenen Sache verzweifelte. Einige von ihnen machten sich mit dem Gute, das sie heimlich aus den verlassenen Burgen mitgenommen, still und unbemerkt aus dem Lande, andere aber gingen an die Höfe der deutschen Fürsten und verkündigten dort das Mißgeschick, das ihren Orden betroffen. Dort fanden sie aber keinen Arm bereit, dem gefallenen Ritterbunde wieder aufzuhelfen. Inzwischen erließ Jagiel von Stuhm aus eine Aufforderung an alle Bewohner des Landes ihm zu huldigen und seine Unterthanen zu werden. „Das Land ist mein!“ sprach er, „in offener Feldschlacht habe ich es gewonnen, und wer jetzt meine Gnade verschmäht, den will ich die Schwere meines Zornes fühlen lassen!“ Da wandte sich fast Alles zu ihm, was bisher noch die Sünde gescheut hatte, seinem rechtmäßigen Herrn untreu und meineidig zu werden. Nur von wenigen Ordensburgen wehte noch das Kreuzesbanner einsam herab; auf allen übrigen Burgthürmen und Zinnen flatterte stolz die polnische Fahne. Der Rath von Danzig holte den polnischen Hauptmann mit Pauken und Trompeten in feierlichem Zug ein, und dem Vertheidiger der Marienburg sandte die Ritterschaft des Kulmerlandes wüthende Fehdebriefe.

Verloren und aufgegeben schien jetzt der deutsche Orden — aber er war es nicht Eine Heldenbrust athmete noch zu seiner Rettung, Ein Heldenarm riß ihn noch einmal empor aus dem Abgrunde des nahen Verderbens. Dem Comthur von Schwetz, Heinrich von Plauen, hatte Ulrich von Jungingen, als er zum Kampfe auszog den Schutz Pommerellens übertragen. Aber kaum vernahm der heldenherzige Ritter das Unglück, das bei Tannenberg sich zugetragen: da sammelte er in der Eile eine Schaar von Kriegern, um des Ordens Haupthaus, die hehre Marienburg, vor den Händen der Polen zu retten. Schon am dritten Tage nach der Schlacht zog er mit den Seinen

---

wären. Die Geschichte Danzigs liefert davon ein schönes Beispiel. Conrad Lezkau, der Bürgermeister dieser Stadt, der seine Bildung und seine Amtswürde hauptsächlich den Wohlthaten des Ordens zu verdanken hatte, nahm jetzt die Gelegenheit wahr, sich dankbar zu beweisen. In Bettlertracht schlich er mit Lebensgefahr durch die feindlichen Schaaren der Polen, die das ganze westliche Preußen überströmt hatten, und eilte nach Deutschland, um durch sein Ansehn und seine Bitten für den Orden ein Söldnerheer zu werben, und sein hochherziger Plan gelang ihm vollkommen.

in die Burg ein. Aber er fand sie entblößt von allen Vorräthen. Denn als der Hochmeister bei Kauernik dem Feinde gegenüberstand, hatte er Waffen und Speise aus der Marienburg in sein Lager bringen lassen. Auch fehlte es der Feste an Mannschaft. Denn die wenigen alten Ordensritter, die daheim in der Burg geblieben waren, sammt ihren Knechten und Plauens Schaar noch dazu gerechnet, reichten ja bei weitem nicht aus, um alle Mauern und Thürme der Burg zu vertheidigen. Noch weniger war es möglich, die Stadt gegen den Feind zu halten, da auch sie außer ihren Bürgern keine Besatzung hatte. Doch Plauens rascher Feldherrnblick wußte bald die Mittel zu entdecken, die aus dieser Noth führen konnten. Er ließ die Speicher und Vorrathhäuser der Stadt leeren, und Alles, was zur Nahrung und Nothdurft der Menschen brauchbar war, auf die Burg bringen. Auch ließ er aus der Umgegend so viel Schlachtvieh eintreiben, als es ihm die Eile, womit er handeln mußte, gestattete. Darauf gebot er den Bürgern Marienburgs, aus ihren Häusern die beste Habe zu nehmen und mit Weib und Kind auf das Schloß zu ziehen: — denn die Stadt, die nicht vertheidigt werden konnte, sollte den Flammen Preis gegeben werden, damit sie den Polen nicht etwa zu einem Bollwerke gegen die Burg dienen möchte. Hoch loderten jetzt die Flammen empor, und in wenigen Stunden war die Stadt in einen glühenden Aschenhaufen zusammengesunken, aus dem nur das Rathhaus und die Hauptkirche unversehrt hervorragten. Sie hatten mit ihren kräftigen Mauern dem Feuer Trotz geboten, um noch der späten Nachwelt die Geschichte der blutigen Vergangenheit zu verbürgen.

Inzwischen zogen noch einzelne Heerhaufen, die sich aus der Tannenberger Schlacht gerettet, mit ihren Führern in die Burg ein. Zu ihnen gesellte sich flüchtiges Landvolk, und aus Danzig zogen 400 Matrosen — Schiffskinder wie sie damals hießen — mit Harnisch und Wehre zur Vertheidigung des Schlosses herbei, so daß sich die Besatzung der Feste bis gegen 5000 Mann belief.

Zu allen diesen Vorbereitungen hatte der Polenkönig dem wackern Plauen Zeit gelassen. Denn erst 10 Tage nach der Schlacht sah man die polnischen Fahnen vor der Feste. Des Königs ganze Streitmacht zog sich wie eine Gewitterwolke um die Burg zusammen. Da wimmelte es von Polen, Lithauern und Tataren ringsum, und von allen Seiten drohte das Wurfgeschütz den festen Mauern. Aber Heinrich von Plauen zagte nicht. Mit klugem Feldherrngeiste vertheilte er die Vertheidiger auf alle Posten des belagerten Schlosses und beseelte seine Schaar durch Wort und Beispiel mit dem kühnen unerschütterlichen Heldenmuthe, der in seiner eigenen Brust wohnte. Wohl krachten und dröhnten die Mauern der Burg fast täglich und stündlich

von den großen Wurfsteinen, die das feindliche Geschütz geg
schleuderte, aber sie wankten und fielen nicht, als wären auch s
dem Muthe ihres ritterlichen Vertheidigers belebt gewesen. Fast
brach ein Theil der Mannschaft aus der Burg hervor und s
gegen die Feinde los, und nie kehrten die Helden wieder zurück
Schrecken und Tod im polnischen Lager verbreitet zu haben.
wochenlang dauerte die Belagerung, und noch hatte Jagiel auch
einen einzigen Graben der ganzen Feste gewonnen. Doch Heinri
Plauen sah mit besorgten Blicken wie der Mundvorrath i
Schlosse täglich abnahm und nicht mehr auf lange Zeit hin
konnte, um die Besatzung zu speisen. Und mehr als diese Bes
noch ging dem edeln Ritter des Landes Noth und Drangsal zu H
Denn so weit seine Augen von den Zinnen der Burg reichen k
sah er die Umgegend verheert von den wilden Schwärmen der s
denen Jagiel jeden Frevel an den unglücklichen Landleuten er
Immer war der Himmel von brennenden Dörfern geröthet, un
geängstigte Volk wußte vor dem raub- und mordgierigen Feinde
Freistatt mehr zu finden. Solchen Jammer konnte Plauen nicht
ertragen. Ihm war bald nach seiner Ankunft in der Marienbur
den dortigen Ordensrittern aufgetragen, des Hochmeisters St
vertreten, und darum beschloß er, dem Polenkönige Friedensvor
zu machen. Nachdem ihm sicheres Geleit zugesagt war, begab e
von einigen seiner Ritter begleitet, in das Zelt des feindlichen F
So schwer es seinem edelstolzen Herzen auch fallen mochte, — u
großen Zweckes willen, den er vor hatte, zwang er es zur Demuth
den übermüthigen, heuchlerischen Jagiel und bat um Frieden.
Jagiel, eben so trotzig im Glücke, als verzagt in der Gefahr, ver
auch die vortheilhaftesten Vorschläge des Statthalters. „Das Land ist
sprach er, „erst wenn Ihr Eure Waffen abgelegt und mir die Burg übe
habt, dann kommt und flehet meine Gnade an!“ — Da regte sich in Pl
Brust das tief gekränkte Ehrgefühl, und mit blitzenden Augen r
„Wohlan denn, so kehren wir zurück, da Du unsere billigen A
verschmähst. Versöhnt ist Gottes strenges Gericht, da ich mich r
lich vor Dir gedemüthiget. Alles Blut dieses Krieges komme
Dich! — Aus der Marienburg aber werde ich lebend nimmer w
— eher wollte ich mich unter ihren Trümmern begraben! doch
und die heilige Jungfrau wird uns schützen!“ — Mit diesen W
verließ er den König. Voll Ungeduld sahen seine Mannen de
kunft ihres Feldherrn entgegen — denn sie hofften, er würde
Frieden bringen. Er aber schilderte ihnen des Polenkönigs Sto
Grausamkeit und entflammte sie zu neuem Muthe und neuen A

Und als hätte eine höhere Macht Plauens Worte an Jagi

stätigen wollen, so brachen ansteckende Seuchen unter Menschen und Vieh in dem Belagerungsheere aus, daß viele daran erkrankten und starben. Auch fing an der Mundvorrath zu fehlen, und Unmuth und Verdruß herrschte rings im Lager. Da fochten die Vertheidiger der Burg mit erhöhetem Muthe; denn sie sahen, daß der Himmel sichtbarlich mit ihnen war. Zwar fing auch bei Ihnen an der Hunger zu walten — denn sie hatten nun nichts mehr als gekochtes Getreide, um sich zu sättigen; — aber zwei frohe Botschaften, die ihnen heimlich in die Burg gebracht wurden, erquickten und stärkten sie mehr, als das köstlichste Mahl. Die eine kam von dem Könige aus Ungarland, der sie aufforderte sich wacker und ritterlich zu halten, denn er sei bereits mit einem großen Heere zu ihrer Rettung ausgezogen. Die andere aber war aus Livland und meldete, daß der dortige Ordensmarschall gleichfalls mit einem Hilfsheer im Anzuge sei. Und so frischen Muth und so lauten Jubel erregten diese Nachrichten auf der Burg, daß man deßhalb „posaunen und pfeifen" ließ, wie eine alte Chronik berichtet. Auch empfanden die Polen bald, welch ein neuer Muth unter die Belagerten gekommen; denn mit doppelter Kühnheit fielen diese nun täglich aus „und hatten mit den Heiden und Polen manch ritterlich Spiel vor der Burg," also daß die Feinde sich ihrer kaum erwehren konnten. Da soll der König in seinem Unmuthe ausgerufen haben: „wir meinten, wir hätten sie belagert, und siehe sie haben uns belagert."

Als Jagjel nun sah, daß er mit offener Gewalt nichts schaffen konnte, nahm er zu List und Verrath seine Zuflucht. Es fand sich ein treuloser Bube in der Burg, der sich mit polnischem Gelde zu schnöder Verrätherei erkaufen ließ. In der Marienburg ist ein prächtiger Saal, „des Meisters großer Remter" genannt, dessen kühnes Gewölbe von einem einzigen Granitpfeiler getragen wird. Seine hohen, schön verzierten Fenster schauen weithin über das große Werder und erfreuen das Auge mit der lieblichsten Aussicht. Hier pflegte Plauen sich oft mit seinen Rittern zur Berathung zu versammeln. Nun meinte der Verräther, wenn es dem Feinde gelänge, mit seinem Wurfgeschütze den Pfeiler, auf dem das Gewölbe ruht, zu zertrümmern, so müsse der ganze Saal zusammenstürzen. Darum versprach er, sobald der Statthalter und seine Ritter sich wieder in dem Saale versammelt haben würden, eine rothe polnische Mütze aus dem Fenster zu hängen, gerade dem Pfeiler gegenüber. Dann sollte der Büchsenmeister seine Donnerbüchse nur auf dieses Ziel richten, und sicher würde so der Pfeiler gestürzt und die Versammlung von den Trümmern des einbrechenden Gewölbes erschlagen werden. — Der Verräther hielt, Wort. Die rothe Mütze war als Zeichen ausgesteckt. Genau richtete

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

der Büchsenmeister das Geschoß. Jetzt donnerte der Schuß — aber das Bubenstück mißlang. Hart an dem Granitpfeiler vorbei sauste die mächtige Steinkugel und schlug krachend in die gegenüberstehende Wand des Saales. Dort ist sie, zum ewigen Denkmal der Schande für den Verräther, noch bis auf den heutigen Tag zu sehen.

Inzwischen aber wuchs mit jedem Tage der Unmuth und die Unzufriedenheit im polnischen Lager. Immer mächtiger griff die Krankheit um sich, und immer drückender ward der Mangel an Lebensmitteln. Auch schlug die Nachricht von dem Anzuge der Hilfsheere, die zur Rettung des Ordens herbeizogen, den Muth der Belagerer nieder. Heimlich verließen einzelne Schaaren das Heer, und Witowd, der die jetzige Zeit vielleicht für gelegen achtete, sich zum unumschränkten Herrn von Lithauen zu machen, verlangte laut und dringend mit den Seinigen den Abzug. Da knirschte Jagiel vor Zorn, daß an der einzigen Burg sein stolzes Siegesglück zu scheitern drohte. Denn schon gegen acht Wochen lag er davor, und noch war kein Fuß breit Erde gewonnen. Noch einen Versuch beschloß er zu machen, um nicht ganz mit Schimpf und Schande wieder abziehen zu müssen. — Er sandte auf das Schloß und ließ dem Statthalter Frieden anbieten, unter den Bedingungen, die er früher verschmäht. Doch jetzt hätte Plauen unklug gehandelt in diese Bedingungen zu willigen. Darum schickte er des Königs Boten mit abschlägiger Antwort zurück. In die zehnte Woche dauerte nun die Belagerung; da sah sich Jagiel durch das laute Murren seines Heeres und durch die immer mehr drohende Gefahr aus Ungarn, Deutschland und Livland endlich genöthigt, seinen Rückzug anzutreten. Wie ein Geschlagener zog er von Marienburgs Mauern ab, an denen seine Macht sich gebrochen hatte, wie die Meereswellen an einem Felsen.

Ihm nach zog aber der Marschall von Livland und die Gebietiger des östlichen Preußens mit ihren Mannen und eroberten Burg auf Burg und Stadt auf Stadt wieder aus den Händen der Polen. Und mit freudigem Jubel kehrten die meisten Bewohner des Landes zu ihrem alten Herren zurück und halfen ihnen, die übermüthigen Feinde aus dem Preußenlande verjagen. Nur das kulmische Gebiet zeichnete sich durch Anhänglichkeit an die Polen unvortheilhaft aus. Denn im Geheimen war dort schon seit längerer Zeit von einigen Landesedelleuten der Saame des Verraths und der Empörung gegen den Orden ausgestreut. Doch auch dieses Gebiet ward bald wieder unter die alte Herrschaft zurückgebracht.

Als sich nun bald darauf die Ordensgebietiger zur Hochmeisterwahl in der Marienburg versammelten; da konnte es auch wohl nur eine Stimme sein, mit welcher der edle hochherzige Heinrich von Plauen der Retter des Landes und des Ordens, zum Hochmeister erkoren ward,

Dritter Abschnitt.

Von dem Thorner Frieden bis zur Auflösung des Ordens in Preußen. 1411—1525.

Dreizehntes Kapitel.

Friedensschluß zu Thorn. Heinrich von Plauen wird seines Amtes entsetzt. — Michael Küchmeister von Sternberg wird Hochmeister.

Jagiel konnte den Schimpf nicht verschmerzen, aus dem großen Siege bei Tannenberg keinen andern Preis davon getragen zu haben, als die Schande, die er sich vor Marienburgs Mauern geholt. Darum wollte er lange Zeit nichts wissen von einem Vertrage mit dem Orden und dachte nur auf neue Kriegsrüstungen. Endlich aber kam doch gegen Ende des Jahres 1411 zu Thorn ein Friede zu Stande, der nun für ewige Zeit allen Streit zwischen dem Orden und Polen beilegen sollte. Der König gewann durch den Friedensschluß nichts, als das Land Samaiten, das ihm und dem Lithauerherzoge abgetreten wurde. Er entließ alle Ordensunterthanen des Huldigungseides, den sie ihm geschworen hatten, und gab alle die Burgen, die er noch besetzt hielt, den Rittern wieder. Nur zu einer harten Bedingung mußten sich die Kreuzesherren verpflichten, — nämlich zu der Bezahlung eines ungeheuern Lösegeldes für die in der Tannenberger Schlacht von den Polen gefangenen Rittern. Und gerade diese Bedingung that ihrer Macht fast größern Schaden, als der Verlust bei Tannenberg selbst, und bereitete auch dem edeln Plauen einen Lohn für seine Großthaten, wie er ihn wahrlich nicht um Land und Orden verdient. Denn die Zahlung des gedachten Lösegeldes war nicht die einzige Schuldenlast, die den Orden drückte. Auch die Söldnerführer, die den Rittern zur Hilfe gezogen waren, verlangten mit Ungestüm ihren Sold, auch die Könige von Ungarland und Böhmen forderten in ernsten Mahnbriefen einen großen Gelderſatz für den geleisteten Beistand. Zu dem mußten ja auch die schwerbeschädigten Burgen wieder ausgebessert und alles Waffengeräthe, das in dem unglücklichen Kriege verloren gegangen war, von Neuem angeschafft werden. Wo aber sollte die ungeheure Summe hergenommen werden, um alle diese Kosten zu bestreiten? — Vergeblich bat der wackere Hochmeister die Ordensgebietiger in Deutschland und Livland um Unterstützung und Beisteuer: — nichts erhielt er, als abschlägige Antworten. Aber der große Geist, der die unbewehrte und unversorgte Marienburg zu bemannen und mit Vorrath zu versorgen

wußte, der starke Held, der immer desto mehr Kraft zeigte, je schwerer das Schicksal auf ihn lastete, — er wußte auch in dieser Verlegenheit und Noth einen Ausweg zu finden und verzweifelte nicht. Sein eigenes Silbergeräth ließ er einschmelzen, um Geld daraus zu prägen, und forderte die Ordensgebietiger des Preußenlandes auf, ein Gleiches zu thun. Aber nur Widersetzlichkeit und Eigennutz fand er, wo er bereitwilligen Gehorsam erwartet hatte. Denn trotz dem Gelübde der Armuth, das jeder Ordensbruder ablegen mußte, waren dennoch die meisten bemüht, Reichthümer zu sammeln, von denen sie sich nur ungern trennen wollten. Da zwang den Hochmeister die Noth, mit Ernst und Strenge durchzugreifen, und was nicht freiwillig gegeben wurde, durch gemessenen Befehl zu erlangen. Auch aus den Kirchen ließ er in dieser Zeit der Bedrängniß die entbehrlichen goldenen und silbernen Gefäße nehmen, um sie in Geld zu verwandeln. Aber alle diese Mittel waren noch nicht hinreichend die große Schuldenlast des Ordens zu tilgen. Deshalb legte er auch zwei Mal dem Lande einen Schoß, eine Abgabe, auf, wobei jeder Unterthan ohne Ausnahme, selbst Knechte und Mägde, steuern mußten. Das Land war durch den Krieg sehr verarmt und ein Mißwachs erhöhte noch die Noth; daher fiel diese Besteuerung, obgleich sie eigentlich nur gering war, doch manchem sehr schwer in dieser drückenden Zeit. Auch fühlte der edle Hochmeister das wohl tief in seinem Herzen, welches nur für das Beste des Landes und des Ordens schlug; aber er mußte ja der strenge gebietenden Nothwendigkeit gehorchen. Doch die Mehrzahl der Menschen hat leider für das, was zum allgemeinen Wohle ersprießlich ist, keinen Sinn, wenn sie selbst ein Opfer dafür bringen soll. Die meisten fühlen dann nur die Last, die *sie* dabei übernehmen müssen, und vergessen den großen Zweck, der dadurch erreicht werden soll*). So geschah es denn auch,

---

*) Es scheint nicht unpassend, hier wenigstens beiläufig eine Begebenheit zu erwähnen, die eben sowohl einen Beweis von der ausgedehnten, beinahe an Unabhängigkeit grenzenden Freiheit der großen Handelsstädte Preußens zu jener Zeit, als auch von dem trotzig-kühnen Sinne ihrer stolzen Bürger liefert, und überhaupt höchst bezeichnend für die Verhältnisse jener Tage ist. Aus Geldmangel sah sich der Hochmeister genöthigt, Münzen von geringerem Gehalte prägen zu lassen, als bisher. Auch in Danzig geschah dies unter der Aufsicht eines Rathsherrn, Benedikt Pfennig, der dem Orden treu ergeben war. Aber die Danziger weigerten sich durchaus, die schlechtere Münze anzunehmen und erregten einen Aufstand. Die übrigen Mitglieder des Rathes, voll Erbitterung gegen Pfennig und um den Verdacht von sich zu entfernen, als ob sie mit diesem im Einverständnisse wären, ergriffen ihn auf dem Rathhause und stürzten ihn aus dem Fenster herab, daß er Arme und Beine zerbrach. — Der Hochmeister verzieh nachsichtig die Gewaltthat — aber bald wurde seine Langmuth auf eine härtere Probe gestellt. — Das ganze Land gab willig die Steuer, die er anbefohlen; nur die

daß Plauen durch sein Verfahren große Unzufriedenheit erregte und nicht sowohl bei des Landes Unterthanen, als hauptsächlich bei seinen eigenen Ordensbrüdern. Was aber diese Unzufriedenheit noch bedeutend vermehrte, war, daß er offen gegen den Wortlaut der Bestimmungen des Ordens verfuhr. Er erkannte den hereinbrechenden Verfall desselben und sah, wie auf der andern Seite Adel und Städte an Macht zunahmen. Wollte er den Orden erhalten, so mußte er zunächst darnach trachten, die bei Tannenberg verlorene Waffenehre des deutschen Ritterschwertes wiederherzustellen. Dazu brauchte er die Unterstützung seiner Unterthanen, namentlich ihr Geld. Deshalb errichtete er (1412) den Landesrath von Abgeordneten der Städte und des Landesadels mit dem Rechte der Steuerbewilligung und der Zustimmung in allen wichtigen Landesfragen. Diese Einrichtung war sehr zweckmäßig und den schwierigen Verhältnissen angepaßt, aber in den Augen der Gebietiger und Brüder ein Schritt vermessener Willkür, denn das Gesetz verbot dem Orden strenge den Beirath weltlicher Leute, und trug dazu bei, die Unzufriedenheit und die Spaltung unter den Rittern zu vergrößern. Dazu kam noch, daß Heinrich mit wachsamen Auge auf

---

stolzen Danziger weigerten sich, und um zu zeigen, wie wenig sie zur Nachgiebigkeit bereit wären, vermauerten sie dasjenige Thor ihrer Stadt, welches gegen das Ordenshaus zu Danzig gelegen war, und zeigten sich überhaupt bereit, sich mit Waffengewalt zu widersetzen. Solchen Trotz durfte der Hochmeister nicht dulden. Er nahm den Aufrührern das Stapelrecht, ließ ihnen die Handelsstraße verlegen, so daß weder Waaren noch Zufuhr in die Stadt gelangen konnten, und berichtete den übrigen Hansastädten, wie unerlaubt und gesetzwidrig der Danziger Beginnen wäre. Diese Maßregeln zwangen die Aufsätzigen zum Gehorsam. Sie beugten ihren stolzen Nacken und baten den Hochmeister um Schonung. Heinrich von Plauen ließ sich abermals zur Verzeihung bereit finden, und gab Befehl, die Handelssperre gegen Danzig aufzuheben. Wahrscheinlich aber hatte der Vogt von Dirschau, der gleichfalls damit beauftragt war, den Danzigern die Handelsstraße zu verlegen, diesen Befehl nicht zeitig genug erhalten und fuhr in seinen Feindseligkeiten gegen die Stadt noch fort. Statt nun beim Hochmeister klagbar zu werden und um Gerechtigkeit zu bitten, kündigten die trotzigen Bürger von Danzig dem Vogt von Dirschau offene Fehde an, wofern er sich nicht zum schnellen Ersatze des Schadens, den er zugefügt, bereit zeigen würde. Dies war in der That ein unerhörtes Beginnen, wodurch der Unterthan sich dem Landesherrn gleichstellte und sich anmaßte, sein Recht mit gewaffneter Hand zu suchen. Freilich nahm der Comthur von Danzig, ein Vetter des Hochmeisters, um die Empörer zu strafen, seine Zuflucht zu einem Mittel, das wohl schwerlich entschuldigt werden kann. Er ließ nämlich die beiden Häupter des Rathes der Stadt, Hecht und Lezkau, unter dem Scheine der Gastfreundschaft auf sein Schloß laden und, als sie dorthin gekommen waren, ins Gefängniß werfen und heimlich ermorden. Die Körper der Ermordeten wurden vor das Burgthor geworfen, und ihr Anblick erregte solche Bestürzung und Furcht bei den Bürgern, daß sie demüthig um Gnade baten und sich willig eine Geldstrafe gefallen ließen, die ihnen auferlegt wurde.

strenge Zucht, gute Sitte und strengen Gehorsam sah und bei der Aufnahme neuer Ordensbrüder sehr wählerisch zu Werke ging, um nur Männer von gutem Rufe, die des Ritternamens würdig waren, zuzulassen. Von den Rittern, die nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Tannenberg die Sache des Ordens verrathen hatten, bestrafte er die Schuldigen auf das härteste. So geschah es denn, daß sogar eine Verschwörung gegen sein Leben angezettelt ward, an deren Spitze — schmachvoll ist es zu sagen — ein Ordensritter stand. Doch das heimliche Bubenstück ward entdeckt und die meisten Verräther entgingen der verdienten Strafe nur durch eilige Flucht. In der letzten Zeit war die feindselige Spannung unter den Obersten des Ordens so hoch gestiegen, daß der Hochmeister von vielen sich nicht mehr sprechen, von bewaffneten Dienern bewachen ließ, vor ihnen sein Gemach verschloß und sich nur mit seinem Bruder, dem Comthur von Danzig und einigen Freunden aus den Ordensrittern berieth. Unter solchen Umständen war es nicht wunderbar, wenn der Geist der Verschwörung von Neuem erwachte. An die Spitze der neidischen und unzufriedenen Ordensbrüder trat der Marschall Michael Küchmeister von Sternberg, den selbst nach der hochmeisterlichen Würde gelüstete.

Den nächsten Zug gegen Polen, den der Hochmeister im Jahre 1413 rüstete, weil es die Ehre des Ordens nicht mehr zuließ, die Beleidigungen Polens ruhig hinzunehmen, benutzte der verrätherische Marschall, um das Heer zur Widersetzlichkeit und zum Abfall zu bringen. Er erklärte offen heraus, gegen Polen nicht kämpfen zu wollen. Der Hochmeister berief darauf eine Versammlung nach Marienburg, um die Schuldigen, namentlich Michael, zur Strafe zu ziehen. Doch dazu kam es nicht; denn als die Gebietiger versammelt waren, trat der Marschall mit Anklagen gegen den Hochmeister auf und verlangte seine Absetzung, welcher die Gebietiger beistimmten. Den Tag darauf verließ der ruhmreiche Erretter der Marienburg das Ordenshaupthaus, um, nicht ohne tiefe Betrübniß, seiner einsamen Engelsburg entgegenzuziehen, wo er das damals sehr arme und dürftige Comthuramt übernahm. Von dort kam er noch einmal nach Marienburg, als im folgenden Jahre (1414) die Gebietiger zur neuen Hochmeisterwahl berufen wurden. Hier hörte er zum zweiten Mal mit Gewissensruhe die Anklagepunkte an, die der Haß und der Neid seiner Feinde gegen ihn ersonnen, und die ihrem schlechten Verfahren den Schein des Rechtes geben sollten. Was man ihm hier zu Verbrechen anrechnete, sind glänzende Beweise seiner Verdienste um Land und Orden, die durch bösen Willen absichtlich entstellt wurden. Mit Hoheit und Würde führte er seine Vertheidigung — doch umsonst! Ungerechtigkeit siegte

über Tüchtigkeit und Verdienst. Plauens Absetzung ward bestätigt und Küchmeister mit der hochmeisterlichen Würde bekleidet. Und Plauen, der hartgekränkte, tiefbeleidigte Mann, war der erste, der dem neuen Hochmeister — seinem Feinde und Verfolger — seinen Glückwunsch und seine Ehrenbezeugung darbrachte. Aber in der Einsamkeit der öden Comthurei konnte sich die Seele des Mißhandelten mit seinem Schicksale nicht versöhnen, und es zeigte sich an ihm, wie wahr der Satz ist, daß jeder große Mensch nicht nur zum Schönen und Guten, sondern auch zur Sünde und zum Unrecht reich begabt ist. Er beschloß, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und abermals, wie einst im Lager vor Marienburg, sich vor dem Polenkönig zu beugen, um unter dem Schutze polnischer Waffen in das Schloß zurückzukehren. Das Geschick hat ihm versagt, zu beweisen, wie groß oder gemein er diesen Plan verstand. Sein Verkehr mit Polen wurde entdeckt (1414), er selbst seines Comthuramts entsetzt und in engeres Verwahrsam gebracht, anfangs in Brandenburg, dann in Lochstädt, wo er vielfach Noth leiden mußte. Erst kurz vor seinem Tode ward er gelinder behandelt. Im Jahre 1430 befreite ihn der Tod von aller Verfolgung und allem Neide, und seiner Asche gönnte man denn doch ein Plätzchen in der Hochmeistergruft der Marienburg, die sein tapferer Arm beschützt hatte.

Wir müssen bedauern, daß es ihm nicht vergönnt war, mit kräftiger Hand und starkem Geist seine Laufbahn, die er so glänzend begonnen, als Hochmeister zu beenden. Doch der Lohn ist ihm geblieben, daß die Geschichte ihn als den Retter in der Noth rühmt.

Vierzehntes Kapitel.

Preußen unter den Hochmeistern: Michael Küchmeister von Sternberg, Paul Bellitzer von Rußdorf und Konrad von Erlichshausen. — Zunehmende Unzufriedenheit des Volkes — der preußische Bund. 1414—1449.

Von jetzt ab bietet die Geschichte der Ordensherrschaft in Preußen wenig Erfreuliches mehr. Heillose Zwistigkeiten und Spaltungen im Orden selbst, fortwährende Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit der Unterthanen, die endlich gar in offene Empörung ausbrach und immer wiederkehrende Kriege mit Polen, die das Land fürchterlich verheerten und die Ordensherrn ihre Schwäche kennen lehrten — das ist fast Alles, was jene bejammernswerthen, unheilvollen Zeiten aufzuweisen haben.

Der neue Meister mochte vielleicht bald das Unrecht erkennen, das er seinem Vorgänger zugefügt hatte. Denn immer gefahrvoller wurde die Lage des Ordens, und — Küchmeister mußte es fühlen, daß ihm die unbeugsame Kraft und der unerschütterliche Muth des großen Plauen fehle. Der Krieg mit Polen begann schon im ersten Jahre seines Hochmeisteramtes, und der Polenkönig fiel raubend und plündernd in das Preußenland und drang sogar bis Elbing vor. An Marienburg aber wagte sich der Feind nicht zum zweiten Male. Dagegen brachen die Ordensritter mit Schwert und Feuer in das polnische Gebiet.— Wenn nun gleich diese blutigen Auftritte sehr bald durch einen Waffenstillstand unterbrochen wurden, so war doch damit noch nicht viel gewonnen. Denn der Orden mußte fortwährend gegen Polen gerüstet bleiben und zu diesem Zwecke Söldner halten. Die Söldner aber verlangten Bezahlung, und diese mußte nun, da der Staatsschatz gänzlich erschöpft war, wieder durch abermalige Steuern von den Unterthanen herbeigeschafft werden. Das Volk, in früherer Zeit gewohnt nur geringe Abgaben an den Orden zu entrichten, fing an laut und lauter zu murren und mit der Herrschaft, je länger, desto unzufriedener zu werden. In der That aber war auch die Noth des Landes groß. Von den Drangsalen des Krieges, durch welchen so viele Höfe, Dörfer, Städte und fruchtbare Felder verheert waren, hatte es sich noch nicht erholen können. Dazu kam aber noch häufiger Mißwachs, große Theuerung und anderes Unglück über das hartgeplagte Land. Wie schwer mußte es in so bedrängter Zeit dem Unterthan fallen, von seiner wenigen Habe noch zu steuern! Und doch zwang wieder den Hochmeister die äußerste Noth, solche Steuern zu fordern. Der Meister selbst war oft in solche Bedrängniß, daß es ihm schwer fiel, einige Tausend Gulden Schulden zu bezahlen. Auch die Bischöfe, namentlich der von Kulm, lebten in der kümmerlichsten Lage. Natürlich konnte unter solchen Verhältnissen für das immer mehr verarmende und im Wohlstand sinkende Land wenig oder nichts zur Abhilfe geschehen. Daher die große Unsicherheit der Landstraßen, wo überall Räuber lauerten und den Wanderer überfielen und plünderten. Auch die großen Handelsstädte kamen von ihrer frühern Wohlhabenheit und Blüthe zurück. Das sonst so reiche und regsame Elbing giebt davon ein Beispiel; da war nirgends mehr das frühere Wohlleben, nirgends mehr die glänzenden Festmahle bei Hochzeiten und an Kindtaufen, keine Spur des ehemaligen Kleiderluxus. Ja, was das Schlimmste war, das Volk begann mit der Herrschaft des Ordens unzufrieden zu werden. Der Hauptgrund war unfehlbar der, daß der Orden nicht mehr so ehrwürdig und so reich an ritterlicher und christlicher Tugend dastand, als früherhin. Fortwährende innere Uneinigkeiten und Spaltungen störten die Ein-

tracht und erschwerten dem Hochmeister sein Herrscheramt. Zudem hatte bei einem großen Theile der Ritter Ehrgeiz und Ruhmsucht die alte Demuth, Uebermuth die Milde und Schonung, Genußsucht die Entsagung und Enthaltsamkeit unterdrückt. Auch verbreiteten sich schon zu jener Zeit die helleren und aufgeklärteren Meinungen, welche die Vorläufer der großen Kirchenverbesserung aufstellten, bis nach Preußen. Diese Meinungen aber waren solchen Anstalten wie den Ritterorden nicht besonders günstig. Bei einem großen Theile der Unterthanen mochten auch Jagiels glänzende Verheißungen nach der Schlacht bei Tannenberg, den Keim der Unzufriedenheit mit des Ordens Herrschaft, vielleicht auch schon die Sehnsucht nach einer anderen Staatsverfassung zurückgelassen haben.

Schon diese Gründe wären vielleicht hinreichend gewesen, dem Orden die Liebe des Volkes zu entziehen. Aber zu alle dem kam noch, daß im kulmischen Gebiete schon seit dem Jahre 1397 ein Verein von preußischen Edelleuten bestand, der sich die Eidechsengesellschaft nannte, und, wie es ziemlich klar erwiesen ist, schon bald nach seiner Stiftung die geheime Absicht hegte, das Volk gegen die bestehende Staatsverfassung aufzuwiegeln. Die kulmischen Edelleute, die in der Tannenberger Schlacht einige Banner unterdrückten und so einen bedeutenden Theil der Schuld an dem Unglücke jenes blutigen Tages trugen, waren höchstwahrscheinlich Eidechsenritter. Eidechsenritter waren es ferner, die sich gegen das Leben Heinrichs von Plauen verschworen. Daß diese nun schon seit dem Siege Jagiels bei Tannenberg den Plan hegten, das Preußenland unter polnische Oberhoheit zu bringen, läßt sich um so gewisser annehmen, da jene Verheißungen und Versprechungen, mit welchen der Polenkönig des Ordens Unterthanen zum Abfalle verlockt, ihrem Eigennutze und ihrem Ehrgeize die reizendsten Aussichten eröffneten. Bei einer solchen Gesinnung aber scheint es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß sie das herrschende Mißvergnügen des Volkes eifrig benutzt und den Funken der Unzufriedenheit mehr und mehr zur Flamme angeblasen haben werden.

Doch diese Unzufriedenheit der Unterthanen mit ihrem Landesherrn, die schon allein hinreichend gewesen wäre, des Volkes Wohlfahrt tief zu untergaben, war nicht das einzige Unglück, welches Preußen heimsuchte. Es gesellte sich dazu noch eine schreckliche Pest, die viele Tausende von Menschen hinraffte. Und so war denn die Herrschaft, die sich Küchmeister durch Plauens unredliche Absetzung errungen hatte, wahrhaftig nicht beneidenswerth! In der Mitte eines durch Zwietracht zerspaltenen Ordens, an der Spitze eines unzufriedenen und murrenden Volkes und Herr eines ausgesogenen und verheerten Landes, fühlte er sich nach achtjähriger Verwaltung seines Amtes, da die

Polen von Neuem zum Kriege rüsteten, zu schwach, die lästige Würde länger zu tragen und entsagte ihr (1422).

Sein Nachfolger Paul von Rußdorf, war ein friedliebender Mann von dem besten Willen, der gewiß bei ruhigeren Zeiten das Land glücklich gemacht haben würde. Aber die Lage des Ordens und des Landes erforderte jetzt einen Mann von Muth und Kraft — und an beiden gebrach es ihm gar sehr. Täglich wilder und wilder wurden die Spaltungen im Orden, täglich gefahrdrohender die Unzufriedenheit des Volkes. Nach eigener Willkür und ohne sich an die Befehle des schwachen Hochmeisters zu kehren, schalteten und walteten die meisten Gebietiger.

Inzwischen hatten die Polen von Neuem das arme Preußenland mit ihren wilden, ungezügelten Kriegsschaaren überzogen, und Rußdorf, der bei der großen Erschöpfung und Armuth des Landes und des Ordes sich nicht zu helfen wußte, mußte am See Melno einen so schimpflichen Frieden eingehen, wie ihn vorher noch kein Hochmeister geschlossen hatte. In ihm wurde außer kleinern Gebieten auf dem linken Weichselufer ganz Samaiten und der größte Theil von Sudauen abgetreten (1422). Aber schon acht Jahre darnach brach der Krieg *) abermals los: — denn die Ohnmacht des Ordens gab den Polen

*) In diesem Kriege hatten die Polen zu ihren Verbündeten auch Hussiten. Diese führten ihren Namen von Johann Huß, einem Professor zu Prag, der die christliche Kirche von manchen Mißbräuchen zu reinigen und dem Papste in vielen Stücken zu widersprechen anfing. Deshalb forderte ihn eine Versammlung der vornehmsten Geistlichen, die sich zu Kostnitz am Rheine eingefunden hatte, um über das Wohl der Kirche zu berathen, zur Verantwortung und ließ ihn, da er standhaft bei seiner Meinung blieb, öffentlich verbrennen (1414). Seine sehr zahreichen Anhänger in Böhmen ergriffen darauf die Waffen, um seinen Tod zu rächen und ihre Gewissensfreiheit zu behaupten. Grausamkeiten aller Art schändeten ihren Namen und bezeichneten ihre Züge. Ein Theil von ihnen nun war es, den Polens König gegen den Orden zu Hilfe gerufen hatte. Auch Preußen und besonders die Umgegend der Stadt Danzig, die ihren Waffen den heldenmüthigsten Widerstand leistete, hatte von ihrer Grausamkeit und Blutgier viel zu leiden. Doch suchten die Polen in der entsetzlichsten Wildheit ihnen gleichzukommen, und als Beispiel der unmenschlichen Rohheit, womit man damals Krieg zu führen pflegte, verdient Folgendes hier eine nähere Erwähnung. Die Danziger Schiffskinder — deren in dieser Geschichte schon einmal Erwähnung geschehen (S. 96.) — waren ihrer Tapferkeit wegen den Polen sehr verhaßt. Als daher einige derselben in polnische Gefangenschaft gerathen waren, wurden sie von ihren Feinden in ein hölzernes Gebäude eingesperrt und dieses darauf in Brand gesteckt. Die Unglücklichen sprengten die Thüre. Aber hier starrten ihnen die Lanzen der Polen entgegen und trieben sie in die Flammen zurück. Das ganze polnische Heer aber ergötzte sich an diesem Anblicke, wie an einem köstlichen Schauspiele.

immer die sichere Hoffnung auf Sieg und Gewinn — und wurde, nachdem er vier Jahre gewüthet hatte, eben so schimpflich als der frühere durch den Friedensschluß zu Brzescz (Brsestsch) 1435 beendigt, indem die Abtretungen des Jahres 1422 nochmals bestätigt wurden. Vier Jahre vorher hatte Paul von Rußdorf den von Heinrich von Plauen eingerichteten Landesrath wieder erneuert, denn mit aufrichtigem Herzen wollte er, so viel er vermochte, zur Wiederherstellung der alten Ordnung und Ruhe im Lande wirksam sein. Allein des Volkes Unzufriedenheit, zu dessen Wortführern sich ein Theil des Landesadels und der Städte aufgeworfen, war durchaus nicht zu besänftigen. Laut murrten die Unterthanen über den Druck von Abgaben und Zöllen und verlangten die Aufhebung derselben. Gegen Ende des Jahres 1439 wurden die Städte schlüssig, in Verbindung mit dem Lande, auch gegen den Willen des Hochmeisters ihre angeblich gekränkten Rechte und Freiheiten aufrecht zu erhalten und verhandelten auf ihre eigene Hand unter sich über die einzelnen Forderungen, ohne den Hochmeister zu befragen. In diesem feindlichen Bestreben kam ihnen der traurige innere Zustand des Ordens leider zu Hilfe. Es gab beinahe keine Ordensburg mehr, in der sich nicht zwei Parteien offen feindlich gegenüber standen. Von der frühern strengen Zucht und ehrbarem Wandel war kaum mehr die Rede; die jungen Leute, die eintraten, legten allerdings noch dasselbe Gelübde ab, wie ihre Vorfahren, aber von den Tugenden jener zierte sie keine. Sie hofften unter dem äußern Schein eines guten Zwecks ein vergnügliches, unstetes und zügelloses Leben führen zu können. Die Macht der Comthure scheiterte an dem Ungehorsam der Ritter, ja es war bei dem aufrührerischen Geist des Convents, der sich am meisten in Balga, Brandenburg und Königsberg zeigte, schon so weit gekommen, daß man dem Oberhaupte Gesetze und Maßregeln seines Verhaltens vorzuschreiben versuchte. Der Hochmeister dachte daher zuerst die Streitigkeiten im Orden selbst schichten zu müssen, ehe er mit den Städten verhandelte, und berief deshalb seine Gebietiger nach Marienburg zur Berathung (1440). Aber hier war wohl noch nie eine stürmischere und wildere Rathversammlung gehalten worden. Laut und gewaltig brach der Zwiespalt, der lange den Orden zerrüttet hatte, in Streit und Zank aus, der so ernstlich wurde, daß die Herren sich förmlich in zwei Parteien theilten und gegen einander die Schwerter zogen. Da hielt sich der alte schwache Hochmeister nicht mehr sicher in seiner eigenen Burg und unter seinen eigenen Ordensbrüdern: — heimlich setzte er sich zu Schlitten und floh eilig nach Danzig, um bei den Bürgern dieser stolzen Stadt Hilfe und Schutz zu suchen. Mit nicht geringem Erstaunen sahen die Danziger den Landesherrn in so trauriger Verfassung zu ihren Thoren einzie-

hen; denn sie waren sonst gewohnt, ihn mit festlichem Gepränge vor ihren Mauern einzuholen. Rußdorf eröffnete ihnen indessen seine Verlegenheit und sein Begehren.*) Die stolzen Bürger versprachen ihm sein Ansehn gegen die widersetzlichen Ordensbrüder zu beschützen, und versicherten ihn ihrer Treue und Ergebenheit. Dagegen aber verlangten sie, er möge einen Tag und einen Ort bestimmen, wo die Stellvertreter des Volkes sich mit ihm und seinen Gebietigern über des Landes gemeines Beste, Gerechtigkeit und Ordnung, und über die Abstellung aller Mißbräuche berathen könnten. Den Hochmeister zwang wohl seine Lage nachzugeben, und er bestimmte die Stadt Elbing zum Versammlungsorte.

Der anberaumte Tag erschien, und die Wortführer aus den Städten aller Landschaften, kühn gemacht durch die Schwäche der Herrschaft, und noch mehr dadurch, daß sie gleichsam als die Beschützer des rechtmäßigen Landesfürsten gegen seine eigenen, widerspenstigen Ordensbrüder aufzutreten glaubten, häuften eine solche Menge von Beschwerden und Klagen gegen den Orden, daß an eine Untersuchung und Abstellung derselben gar nicht zu denken war und man zu keinem festen Entschlusse kommen konnte. Deshalb wurde ein neuer Tag zu Marienwerder anberaumt, welcher trotz der Drohungen und Gewaltmittel, die der Hochmeister anwandte, um die Mitglieder von der Theilnahme abzuhalten, zu Stande kam. Es hatten sich eine Menge von Edelleuten des Landes und die Sendboten der vornehmsten Städte eingefunden; der Hochmeister selbst war nicht erschienen. Er ließ sich durch den Großcomthur und seinen Kaplan vertreten. Hier nun wurde am 13. März des Jahres 1440, 14 Tage vor Ostern, ein Schutz- und Trutzbündniß der Städte des Landes und eines Theils der Ritterschaft, genannt der preußische Bund, beschworen und unterstegelt. Der Hochmeister, ohnmächtig den Bund aufzulösen, mußte seiner Verbreitung, welche der polnische Nachbar eifrig unterstützte, ruhig zusehen und gab bald darauf auch seine Zustimmung.

Dem Bunde gemäß sollte nun jährlich ein allgemeiner Gerichtstag gehalten werden, wo es einem Jeden freistünde, vor einem Gerichte von Ordensrittern, Geistlichen und Volksvertretern über erlittenes Unrecht zu klagen und sein Recht zu suchen. Aber nur einmal, Juni 1441, und nicht wieder ward dieser Gerichtstag gehalten. Denn

---

*) Mißtrauisch gemacht durch Lezkaus Schicksal, erschienen die Abgeordneten des Rathes nicht auf dem Schlosse, wohin sie der Hochmeister einladen ließ; sondern der Landesfürst mußte es sich gefallen lassen, die Unterredung mit seinen stolzen Unterthanen in einer Kirche zu halten, die von geharnischten Bürgern bewacht ward.

gar zu deutlich sprach sich auf demselben der Unwille und Haß des Volkes gegen den Orden aus. Kläger auf Kläger traten auf, und es war klar zu sehen, wie man alles Mögliche hervorsuchte, um nur Ursache zur Beschwerde und Klage zu finden. Dinge, die einer längst verflossenen Zeit angehörten, wurden aus ihrer Vergessenheit wieder hervorgeholt und dem Orden zum Vorwurfe gemacht. Es mag immerhin sein, daß einzelne Ordensherren sich mancher Ungerechtigkeit gegen das Volk schuldig gemacht hatten: aber vergleicht man ihre willkürlichen und unrechtmäßigen Handlungen damit, wie es zu jener Zeit in anderu Ländern herging, so muß man doch eingestehen, daß die Bewohner Preußens verhältnißmäßig nur wenig Ursache zu Klagen und zur Unzufriedenheit hatten. Doch es war einmal der Geist der Empörung durch die Eidechsenritter unter das Volk gekommen und sprach sich nun in lautem, unverhehltem Grolle gegen die Landesherrschaft aus. Mit tiefem Unwillen vernahmen die Ordensritter, die bei dem Gerichte saßen, und viele andere von ihnen, die sich als Zuschauer eingefunden hatten, die harten Anklagen des Landes. Endlich brach ihr Zorn in Worte aus. Stürmisch erhoben sie sich von ihren Sitzen und schwuren, daß Land und Städte den Tag nicht mehr erleben sollten, über ihre Herren zu rechten! und mit Ungestüm verließen sie den Gerichtssaal.

Durch ein solches Beginnen schien der Zwiespalt zwischen den Unterthanen und dem Orden unaustilgbar geworden zu sein, und der alte Hochmeister sah alle seine Mühe, Ruhe, Ordnung und Versöhnung wieder herzustellen, vergeblich. Die Verwirrung im Orden wie im Lande ward größer von Tage zu Tage. Da ergriff tiefe Schwermuth des alten Mannes biedres Herz, und er bat, daß man die schwere Last der Hochmeisterwürde von seinen müden Schultern nehmen sollte. Dies geschah; aber schon wenige Tage darauf starb er (1441).

Noch einmal schien das Glück und die alte Ordnung und Ruhe in unser Vaterland zurückkehren zu wollen unter der weisen und landesväterlichen Regierung Konrads von Erlichshausen, der nun durch die Wahl der Ordensherren Hochmeister wurde. Mit einer umsichtigen, alles überschauenden Klugheit verband dieser Mann eine seltene Kraft und Festigkeit, wie sie allein in diesen stürmischen Zeiten von Nutzen sein konnte. Gerne nachgebend allen billigen und gerechten Forderungen seiner Unterthanen, wußte er dennoch mit unerschütterlicher Kraft des Willens alle unverschämten Anmaßungen zurückzuweisen und alle Eingriffe in die Rechte des Landesherrn zu verhindern. Dabei sah er mit einer unermüdeten Wachsamkeit darauf, daß allenthalben in seinem Lande die strengste und gerechteste Rechtspflege beobachtet und den Unterthanen auf diese Art jede gegründete Ursache zur Klage

und Unzufriedenheit genommen wurde. Auch sorgte er mit landesväterlicher Weisheit dafür, daß Handel und Gewerbe, die durch die böse Zeit in Verfall gerathen waren, wieder freudiger aufblühten. Nicht mindere Sorgfalt verwandte er auf einen zweckmäßigen Unterricht des Volkes durch Schulen. Am meisten aber war er bemüht, der grenzenlosen Sittenverderbniß und Ausschweifung, die sich in jener Zeit unter Vornehmen und Geringen eingeschlichen, mit aller möglichen Kraft entgegenzuarbeiten. Er selber ging seinem Volke mit einem schönen Beispiele echter Frömmigkeit voran und suchte auch in den Herzen seiner Unterthanen eine wärmere Liebe zur Religion zu erwecken. Und wohl erwägend, daß der Unterthan sich gewöhnlich nach dem Beispiele seines Herrn richtet, dachte er hauptsächlich daran, die alte Strenge und Zucht im Orden wieder herzustellen und dem üppigen und ausschweifenden Leben, das sich hin und wieder auch in die Ordensburgen eingeschlichen, mit Nachdruck zu steuern, um die Kreuzesritter wieder ebenso durch Sittenreinheit, als durch höhere Bildung ehrwürdig zu machen.

Der Versuch jedoch, den Bund aufzulösen, mißglückte. Er ging von dem Gedanken aus, die Bundessache von der kirchlich-religiösen Seite aus anzugreifen, wozu ihn besonders der Bischof von Ermeland veranlaßt hatte. Letzterer trat daher auf einer Tagfahrt zu Elbing (1446) mit der Behauptung auf: „es sei die Pflicht der Prälaten zu erklären, daß der Bund gegen göttliches und natürliches Recht, gegen päpstliche und kaiserliche Ordnungen und Gesetze sei". Dies empörte die Mitglieder des Bundes gegen den so wie so schon verhaßten Bischof, denn ihre Vereinigung bestand ja zu Recht, und rief eine solche Gährung im Lande hervor, daß der Hochmeister in der nächsten Versammlung selbst erschien, um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen und Abstellung der Beschwerden durch eine neue Verschreibung versprach, wogegen Land und Städte von ihrem Bündniß ablassen sollten. Darauf gingen diese aber nicht ein und beschlossen trotz der Gegenbemühungen der Gebietiger einhellig: „treu am Bunde festzuhalten und ihn zu vertheidigen mit Leib und Gut." Der Hochmeister war klug genug, um nachzugeben und den Beschluß anzuerkennen, und wandte sich zur Wiedergewinnung des erschütterten Vertrauens des Landes der Verbesserung der Geldverhältnisse des Ordens zu, denn die Geldnoth war nach wie vor groß. Der Comthur von Thorn konnte z. B., wie er selbst erklärte, für die Conventsbrüder nicht einmal mehr Salz und Fische bezahlen, weil ihm kein Zins mehr entrichtet wurde, und war gezwungen, Geld bei Juden zu borgen. Durch Hebung des Verkehrs und Handels wurden die Einnahmen des Ordens vielfach verbessert, und da dem Bunde weiter keine Hindernisse in den Weg gelegt wurde und Jeder sein Recht beim Hochmeister fand, so wurde auch die

Stimmung des Volks nach und nach wieder eine gute und wohlwollende. Aber der wackere Hochmeister stand bereits am Abend seines Lebens. Schon lange hatte sein thätiger, reger Geist mit seinem schwachen Körper gekämpft, als ein wiederholter Schlaganfall seinem Leben ein Ende machte (1449). Er wird in den Chroniken mit Recht „ein wahrhafter Friedensfürst" genannt und ist der letzte Hochmeister, der in der St. Annengruft zu Marienburg begraben ward.

Fünfzehntes Kapitel.

Ludwig von Erlichshausen wird Hochmeister, — Hans von Baisen. — Der dreizehnjährige Krieg. — Preußen kommt unter polnische Oberhoheit. 1449—1466.

Vergeblich hatte Konrad von Erlichshausen, als er seinen Tod nahe fühlte, die Oberhäupter des Ordens davor gewarnt, seinen Vetter Ludwig von Erlichshausen zum Hochmeister zu wählen. Denn er kannte hinreichend dieses Mannes schwankende und schwache, bald trotzige, bald verzagte Sinnesart, die in diesen stürmischen Zeiten am allerwenigsten heilbringend sein konnte. Wie oftmals ein Mensch alle vernünftige Warnung verschmähend und nur seiner blinden Leidenschaft folgend, sich geradezu ins Verderben stürzt, so schienen auch die Ordensherren gegen ihres weisen Hochmeisters Warnung taub, und gerade auf den Mann, vor dem sie gewarnt worden, traf ihre unüberlegte Wahl. Und eben diese Wahl war es, die den Argwohn und den Groll der Eidverbündeten gegen den Orden um Vieles erhöhte. Denn es war ihnen wohl bewußt, daß der neue Hochmeister zu ihren erklärtesten Gegnern gehörte. Auch zeigte er bald durch die That, daß sie sich in ihm nicht geirrt hatten. Denn ob er gleich nach einiger Weigerung dem Bunde seine landesherrliche Bestätigung ertheilte, so verklagte er dennoch denselben beim Papste. Da sandte der Oberherr der Christenheit einen vornehmen Geistlichen nach Preußen, der die Verbindung der Unterthanen als gotteslästerlich und abscheulich schalt und mit dem Bannfluche der Kirche drohte, wenn sie den gottlosen Bund nicht abthun würden. Doch seine eifrigen Ermahnungen und seine stolzen Drohungen dienten nur dazu, daß die Verbündeten noch enger und fester zusammentraten. Von größerem Erfolge war ein drohendes Wort, vom Hochmeister selbst ausgesprochen: „daß kein ehrlicher Mann den Bund gut heißen könne, und er selber ihm stets entgegen sein

werde.“ Da traten einige kleine Städte vom Bunde ab und unter ihnen hauptsächlich Marienburg. Bei den andern freilich bewirkte des Landesfürsten offene Drohung nur größeren Haß und höhere Erbitterung und ein noch genaueres Zusammenhalten. Denn sie betrachteten den Bund für das letzte und einzige Mittel, ihre Rechte und Freiheiten zu schützen und zu sichern. So wuchsen Erbitterung und Zwiespalt von Tage zu Tage und wurden noch vermehrt, als der Hochmeister den allgemeinen Gerichtstag beharrlich verweigerte, der dem Bunde gemäß jährlich gehalten werden sollte. Schon war es so weit gekommen, daß beide Theile wohl im Geheimen es erkennen mochten, ihr Zwist könne nur durch die blutige Entscheidung des Schwertes ausgeglichen werden. Doch war man von beiden Seiten noch geneigt, eine friedliche Ausgleichung zu versuchen, und man beschloß, dem Kaiser von Deutschland, als dem weltlichen Oberhaupte der Christenheit, die große Frage vorzulegen: „ob der Bund gesetzmäßig geschlossen und rechtmäßig und giltig anzuerkennen sei oder nicht?“ denn um diese Frage drehte sich ja eigentlich der ganze Streit, — und dem kaiserlichen Ausspruche wollte man sich fügen. So machten sich denn Bevollmächtigte des Ordens und des Bundes auf den Weg zur Kaiserstadt Wien (1453). Aber ein Theil der Bundesgesandten wurde unterwegs von einem Edelmann in Mähren überfallen und gefangen genommen. Da glaubten die Bündner, diese That sei vom Orden angestiftet, und ihre Erbitterung gegen den bisherigen Landesherrn erreichte den höchsten Grad. Immer wilder und lauter äußerten beide ihren wechselseitigen Haß. Man suchte sich durch gegenseitige Verleumdungen, durch Schimpf- und Schmähreden zu kränken. Ein Bürgerkrieg schien jetzt unvermeidlich und man rüstete zum Kampfe. Während der Orden seine Burgen in wehrhaften Zustand setzen ließ und Söldner warb, waffneten sich auch die Verbündeten und dachten sogar darauf, sich fremde Hilfe zu verschaffen. Polen, des Ordens alter Feind, schien den Eidechsenrittern, die nun des preußischen Bundes Wortführer geworden waren, der passendste und vortheilhafteste Bundesgenosse zu sein. Auch ließ König Kasimir IV., Jagjels Sohn, sich gegen ihre Abgesandten so vernehmen, daß diese wohl auf seine Hilfe und Unterstützung in einem offenen Kampfe gegen den Orden hoffen durften.

Inzwischen war ein Mann von weitverbreitetem Ruhme, ausgezeichneter Klugheit und seltener Kraft an die Spitze der Verbündeten getreten. Johann von Baisen war es, dessen Namen in der Geschichte Preußens so berühmt geworden ist. Von Geburt ein preußischer Edelmann, war er früh an den Hof des großen Heinrich von Plauen gekommen, wo er eine ehrenvolle Bedienung bekleidete. Hier war es, wo der erste Keim einer höhern Bildung und jener ritterlichen Tugend

in sein Herz gepflanzt wurde. Nicht lange nach der schnöden Absetzung seines edlen Gebieters verließ er sein Vaterland, um, der Sitte jener Zeit gemäß, in fernen Landen Erfahrung und Ruhm zu gewinnen. Nach Portugal zog er hin, von wo aus er nach Afrika übersetzte, um für die Portugiesen gegen die Muhamedaner zu kämpfen, und hier glänzte er durch Muth und Tapferkeit so außerordentlich, daß man ihm den Ritterschlag ertheilte. Mit Lob und Ehre bedeckt und mit den rühmlichsten Zeugnissen des Königs von Portugal versehen, kehrte er noch unter Küchmeisters Herrschaft nach Preußen zurück. Küchmeister aber nahm den Helden in die Zahl seiner Landesräthe auf, und Baisen widmete mit Freuden dem Heile des Vaterlandes seine Erfahrungen und seine Kraft. In dieser Würde erhielt er sich auch unter den drei folgenden Hochmeistern, und obgleich er dem preußischen Bunde beigetreten war, so schien er dennoch mit ganzer Seele seinem Landesherrn ergeben zu sein und trat mit vielem Eifer überall vermittelnd und versöhnend zwischen den beiden erzürnten Parteien auf. Erst als das unkluge Benehmen Ludwigs von Erlichshausen den Zwiespalt zwischen dem Lande und dem Orden unheilbar machte, und als Johann von Baisen alle seine Bemühungen, den Frieden zu erhalten, vereitelt sah, entsagte er seiner Stelle und trat ganz auf die Seite des Bundes, der ihn jetzt gleichsam als sein Oberhaupt anzuerkennen schien.

Während dessen hatte der Kaiser sein Urtheil gesprochen. Es lautete ganz zu Gunsten des Ordens und erklärte den Bund in Preußen als widerrechtlich geschlossen, „also, daß er ab und vernichtet sein sollte."

Und dieses Urtheil ward nun die Losung zu dem unseligsten und verderblichsten aller Kriege, worunter je das Preußenland geblutet hat. Denn die Verbündeten, durch den kaiserlichen Richterspruch nicht befriedigt, waren jetzt entschlossen, die Rechtmäßigkeit ihres Bundes mit den Waffen in der Hand zu beweisen. Um aber bei dem blutigen Spiele, das nun begonnen werden sollte, auf Polens Hilfe desto sicherer rechnen zu können, faßten sie den beklagenswerthesten und unheilbringendsten aller Entschlüsse, nämlich Preußen, voll deutscher Bewohner und deutscher Sitte, dem polnischen Herrscherstabe zu unterwerfen. Johann von Baisen war es, der im Namen des Bundes das ganze Land durch eine förmliche Urkunde der Krone Polens zusprach. Es geschah aber dieser unüberlegte Schritt am 4. Februar des Jahres 1454 zu Thorn. Daß Johann von Baisen hiebei am meisten gewirkt habe, läßt sich um so weniger bezweifeln, da er bei den Mitgliedern des Bundes und bei dem ganzen Volke in der höchsten Achtung stand, uud man ohne seinen Rath gewiß nichts unternommen hätte. Aber

so groß und ausgezeichnet dieser Mann auch sonst war, diese That gereichte ihm nicht zur Ehre. Denn er hätte es wohl einsehen müssen, daß ein deutsches Land unter polnischer Zucht und Herrschaft nicht gedeihen könne. Er hätte aus der Geschichte früherer Zeiten wohl lernen sollen, daß die Heiligkeit polnischer Eide nicht groß sei, und demnach konnte er leicht den Schluß ziehen, daß die glänzenden Versprechungen, durch welche der Polenkönig alle Rechte und Freiheiten seiner neuen Unterthanen nicht nur bestätigte, sondern auch erweiterte, nicht lange gehalten werden dürften. Endlich aber, war es denn eine Wohlthat für sein Vaterland, daß er dasselbe, da es bisher als selbstständiger Staat unter den übrigen Landen Europas nicht unwürdig dagestanden, zur Abhängigkeit von Polen erniedrigte? — Waren auch die Ordensherren wirklich solche Zwingherren, wofür sie zu jener Zeit von den Anhängern des Bundes ausgegeben wurden, so war es doch wohl besser, von dem rechtmäßigen Landesherrn einiges Unrecht zu erleiden, als sich einem fremden Beherrscher zu unterwerfen, für dessen gelindere und bessere Behandlung kein anderer Bürge war, als einige beschriebene Pergamente. Wahrlich, wenn es nicht Ehrsucht war, die hier die Schritte Johanns von Baisen leitete: — Staatsklugheit und Vaterlandsliebe kann es kaum gewesen sein. Viel edler hätte er gehandelt, wenn er die ganze Kraft seines Willens und seines großen Ansehens aufgeboten hätte, die empörten Gemüther zu beruhigen und den Krieg zu vermeiden. Aber das ist der Fluch aller Empörungen und Staatsumwälzungen, daß sie mehr oder weniger auch das klare Auge des edleren Mannes umnebeln und ihn zu Schritten fortreißen, die eine unparteiische Zeit verdammen muß.

Kaum war nun die Unterwerfung an Polen geschehen, da erschien auch schon in Marienburg ein Bote, den des Bundes Häupter aus Thorn gesandt hatten, um dem Orden einen Absagebrief zu überbringen. Es war am Abende des 6. Februars 1454, als der Bote in des Hochmeisters Burg das Schreiben überbrachte, worin dem bisherigen Herrscher im Namen des Landes Treue und Gehorsam aufgesagt ward. Und ehe noch die Verbündeten des Hochmeisters Antwort abwarteten, begannen sie schon mit bewaffneter Hand den verderbenden Krieg, der von jetzt ab dreizehn Jahre lang das unglückliche Preußenland verwüstete. Mit der glücklichen Eroberung der Ordensburg zu Thorn eröffneten sie das blutige Trauerspiel, und schneller, als der Orden sich von seiner ersten Bestürzung erholen konnte, stürmten sie, von Söldnerhaufen aus Böhmen und polnischen Hilfsvölkern unterstützt, siegreich von Burg zu Burg, so daß im westlichen Preußen nach der kurzen Zeit von noch nicht vier Wochen nur noch des Ordens Haupthaus und die Stadt Marienburg, die Burg Stuhm und die feste Stadt Konitz

in den Händen der Ritter waren. Mit freudigem Jubel und im Rausche einer eingebildeten Freiheit zerstörten die Sieger die meisten von den eroberten Ordensschlössern, um mit ihnen die Denkmäler der verhaßten Herrschaft zu vernichten und zugleich zu verhindern, daß sie je wieder in die Gewalt der Ritter kommen könnten.

Der König Kasimir kam ins Land und widriger wiederholte sich der Abfall des Tannenberger Jahres. Selbst einige der deutschen Herren huldigten, so verlockend war das polnische Privilegium, das freien Handel und Theilnahme an der Königswahl in Polen verhieß und den Baisen zum Statthalter einsetzte. Der Bürgerkrieg tobte gräßlich; die deutschen Herren wütheten wider die „bündischen Hunde," die „das Eidechsengift" verderbt, Polen und Bündische wider die geistlichen Zwingherren und die „meineidigen Schälke" in den Städten, die dem Orden sich zuwandten.

Ludwig von Erlichshausen, jetzt eben so verzagt, als früher trotzig, wußte keinen ehrenvollen Ausweg mehr, sich und seinen Orden zu retten, und erniedrigte sich so weit, eine Gesandtschaft an das Heer der Empörer zu schicken, die ihnen in seinem Namen die volle Bestätigung ihres Bundes und alle ihre Rechte und Freiheiten versprechen sollte, wenn sie nur die Waffen aus den Händen legen und wieder des Ordens Unterthanen sein wollten. Aber jetzt war diese Nachgiebigkeit eben so unzeitig, als der früher allzugroße Starrsinn. Mit dem Siegerschwerte in der Hand, wollten die Empörer von keinem Vertrage mit dem Orden mehr wissen, und verwarfen mit Verachtung ein Anerbieten, das, wäre es ihnen früher gemacht worden, vieles Blut erspart und vieles Unglück verhindert haben würde. Und bald darauf flatterten ihre Fahnen trotzig vor den Mauern des Schlosses und der Stadt Marienburg.

Aber die starke, unbezwingliche Burg, die ja schon einmal den Siegesflug eines Feindes gehemmt, und die feste Stadt, deren Bürger mit heldenmüthiger Treue an ihrem alten Landesherrn hingen, widerstanden muthvoll und kräftig den stürmenden Waffen. Vorzüglich war es der wackere Bürgermeister Bartholomäus Blume, der den Geist der Treue und des Muthes, der in seiner eigenen Brust wohnte, auch der Bürgerschaft mitzutheilen wußte und jede Aufforderung der Verbündeten zur Uebergabe standhaft zurückwies. Tapfer vertheidigte er die Mauern der Stadt und kühn drang er bei manchem blutigen Ausfalle in die Schaaren der Feinde. So erlitten die Belagerer manchen harten Verlust, und da es der Tapferkeit der Belagerten glückte, sich die Verbindung mit dem Werder, der Kornkammer des Landes, frei zu erhalten, da überdies bedeutende Söldnerschaaren aus Deutschland und Böhmen dem bedrängten Orden zu Hilfe zogen und sich zum

i der Stadt und des Schloſſes geſellten, und
gen Ausſichten der Kreuzherren zu vollenden,
edenheit und ſogar Zwieſpalt im Heere der
hätte wohl Niemand ahnen mögen, daß die
des dem Feinde ſich jemals öffnen würde.
walt wohl ſchwerlich gelungen wäre, das
th und Treuloſigkeit im Innern der Burg.
eiſter nämlich hatte den Söldnerhauptleuten,
n halfen, ihre Löhnung ſchon lange ſchuldig
n ſich anfangs mit der Hoffnung vertröſten,
gt werden ſollten; als aber eine Zahlungs-
rſtrich, ohne daß ſie ihr Geld erhielten, da
ſcher und zudringlicher mit ihrer Forderung
ohen. Erlichshauſen, der in ſeiner Bedräng-
ützung aus Livland und Deutſchland mit
jetzt, um das Ungeſtüm der heftig Mahnen-
ittel, das ſich nur mit ſeiner großen Noth
igen läßt. Er fertigte nämlich eine förm-

liche Urkunde aus, kraft deren er die Beſitzthümer des deutſchen Ordens mit allen darinliegenden Burgen und Städten den Söldnerführern als rechtmäßiges Eigenthum zuſprach, wofern er ihnen nicht zu einem gewiſſen Tage, den er ſelbſt anberaumte, volle Zahlung leiſten würde. Aber auch dieſer Tag kam heran, und das Geld, welches der Hochmeiſter mit der höchſten Mühe und Noth zuſammengebracht hatte, reichte bei weitem nicht hin, die Schuld des Ordens zu tilgen. Noch einmal ließen ſich die ſtrengen Gläubiger durch die flehenden Bitten Erlichshauſens beſänftigen und ein neuer Zahlungstag wurde anberaumt.

Während deſſen ging es den Bündnern nicht viel beſſer. Auch ſie hatten fremde Krieger im Solde und auch ihnen fehlte es an Geld, um dieſe zu befriedigen. Sie mußten ihre Zuflucht zu Abgaben und Zöllen nehmen, die ſie dem Lande auferlegten. Da erkannten viele Städte, hauptſächlich im öſtlichen Preußen, daß ihr Abfall vom Orden die Laſten, die ſie vorhin zu tragen hatten, keineswegs vermindert, ſondern noch ſogar vermehrt habe, und reuig kehrten ſie zu dem alten Landesherrn zurück. Auch gewann der tapfere, kluge und gewandte Ordensſpittler Heinrich Reuß von Plauen, der mit ſeiner Heldenkraft faſt noch allein die Sache des Ordens emporhielt, manche Stadt aus den Händen der Feinde wieder zurück und trug manchen Sieg über die Empörer davon. Er war es auch, der mit unermüdeter Thätigkeit, bald durch Bitten, bald durch Drohungen, ſo viel Geld, als nur irgend möglich war, zuſammenbrachte, um die Forderungen der

Söldner zu befriedigen; er war es, der jetzt, da der neue Zahlungstag wieder herankam und alles aufgebrachte Geld doch unzureichend war, die Söldnerführer bei ihrer Ritterehre beschwor, den Orden nicht zu verderben und zu verrathen, zu dessen Rettung sie herbeigezogen waren. „Wenn es uns wieder glücklich geht", so verhieß er ihnen, — „und es muß uns glücklich gehen, wofern Ihr uns nur nicht verlasset — so soll Euch ja Alles reichlich vergolten werden! nur jetzt habt Schonung und Mitleid mit unserer Noth! —"

Doch den feilen Söldlingen war es ja nicht um den Orden, es war ihnen nur um Geld zu thun. Darum achteten sie nicht der Bitten und Beschwörungen des wackern Reuß, sondern nahmen dem Hochmeister die Schlüssel der Marienburg ab, führten nun selbst den Befehl darin und behandelten den unglücklichen Fürsten wie einen Gefangenen. Auch verlangten sie von den Bürgern Marienburgs, daß sie ihnen huldigen und ihnen den Eid der Treue schwören sollten. Aber die wackeren Herzen waren weder durch Ueberredung noch durch Drohung zu einem solchen Treubruche zu vermögen.

Wohl fühlten auch die bessern unter den Söldnerhauptleuten — lauter Deutsche —, daß es schlecht und unehrend für sie sei, die Noth des Ordens also zu mißbrauchen; aber die böhmischen Hauptleute, und unter diesen hauptsächlich der Ritter Ulrich Czirwenka von Ledez, wollten von keiner Schonung und Nachsicht wissen. Und so weit vergaßen sie aller ritterlichen Ehre, daß sie mit dem Polenkönige in Unterhandlung traten und ihm die Marienburg und alle andern Schlösser, die ihrer Vertheidigung und ihrem Schutze anvertraut waren, — für die Summe von 436,000 Gulden zu überliefern versprachen. — Schande über die Verräther! — Auch vernahmen die deutschen Hauptleute mit heftigem Unwillen diese That, die sie schlecht und unritterlich schalten, und sagten sich öffentlich von den Verräthern los. Aber verhindern konnten sie nicht mehr den bösen Handel.

Indessen ward der hartgekränkte Hochmeister von den böhmischen Söldlingen täglich schnöder und schimpflicher behandelt. Kaum gab es noch eine Kränkung, die ihr frecher Uebermuth sich an dem unglücklichen Fürsten und den wenigen Getreuen, die man ihm gelassen, auszuüben gescheut hätte. Selbst nach dem Leben trachteten sie ihm; — doch ward ihre verruchte Absicht noch glücklich verhindert. Aber den alten greisen Rittern, die in der Burg geblieben waren, lauerten sie auf, wenn diese zur Nachtandacht in die Kirche gehen wollten, rissen ihnen die Bärte aus und mißhandelten sie auf das Gemeinste und Abscheulichste. Selbst mit heiligen Dingen trieben sie ihren frechen Spott, indem sie kirchliche Umgänge (Processionen) nachäffend auf dem Burg-

höfe umherzogen und dabei gotteslästerliche und abscheuliche
sangen.

Endlich kam der Tag heran, an welchem das Schloß in die
des Polenkönigs geliefert werden sollte. Man hatte dem Hochm
mit seiner wenigen Habe und seinen Getreuen freien Abzug versp
Aber die polnischen Krieger wurden früher in die Burg gelassen
noch Erlichshausen daraus abgezogen war, und nur mit Müh
Gefahr entrann er der Gefangenschaft. So verließ der bejamm
werthe Mann in der allertraurigsten Lage und mit thränenden
die hohe Marienburg, in welcher seine fürstlichen Vorgänger mel
ein Jahrhundert dem Lande Gesetze schrieben, — und niemals
hat ein Hochmeister des deutschen Ordens in ihr gewaltet.

Es war am 7. Juni, dem Dienstage nach Pfingsten des J
1457, als der Polenkönig seinen stolzen Einzug in die Stadt M
burg und in die Hauptburg des deutschen Ordens hielt, und mi
zog auf viele Jahre polnische Sitte und polnische Zucht in da
glückliche Land. Er aber freute sich des schnöden Verrathes, de
das möglich gemacht, was seines Vaters Waffen, wie seinen ei
unmöglich geblieben war, und belohnte den falschen Böhmen Czir
mit dem Amte „eines obersten Hauptmanns auf Marienk
Johann von Baisen aber zog in das Schloß, als des Königs „ol
Statthalter von Preußen."

Doch in dem Herzen des wackern Bürgermeisters Blume
immer fester und fester der Entschluß, dem Orden die Stadt un
Schloß wiederzugewinnen.

Er theilte seinen Plan ganz heimlich einem der treuesten
tapfersten Söldnerführer, Bernhard von Zinnenberg, mit un
ihn willig zum Beistande. Noch im Herbste desselben Jahres e
Zinnenberg mit 1200 Kriegern bei Nachtzeit vor Marienburgs T
und ward heimlich eingelassen, und rasch stürmte er durch die
gegen die Burg an, um sie durch Ueberfall zu erobern. Doch
Vorhaben vereitelte der Vertheidiger Wachsamkeit. — Aber die
war wenigstens durch Blumes muthigen Entschluß dem alten
zurückgegeben. Die Erbitterung der Bündner und Polen übe
That war groß und mit Macht zogen sie herbei, um die verräth
Stadt, wie sie Marienburg nannten, zu bezwingen.

Drei Jahre lang ertrugen Marienburgs Bürger mit einem
der Bewunderung und mit einer Treue für ihren alten Herrn
Hochachtung verdient, alle Drangsale einer harten Belagerung.
Mangel an Lebensmitteln und Waffen, noch Krankheiten oder
des Eigenthums konnten ihren Heldenmuth beugen. Um den
womit die Straßen, nach dem Ausdruck eines alten Geschichtschre

vom Schloſſe her „überhagelt" wurden, zu entgehen, durchbrachen ſie die Seitenwände der eng aneinandergebauten Häuſer und erfanden ſich auf dieſe Art eine Nothſtraße. Aber das Kriegsglück ließ alle dieſe beiſpielloſen Anſtrengungen und Aufopferungen unbelohnt. Zwar machte der Hochmeiſter manchen Verſuch, die treue Stadt von ihren Belagerern zu befreien: — er war zu ſchwach dazu und ſie mußte endlich doch erliegen.

Ein geborner Marienburger, der als Knecht bei einem Danziger diente, welcher ſich mit unter den Belagerern befand, entdeckte dieſem, daß die Stadtmauer an der Nogatſeite wegen des Sandgrundes, worauf ſie erbaut, leicht zu untergraben ſei, und man vermöge eines unterirdiſchen Ganges bequem in die Stadt gelangen könne. Mit Schrecken ſah die von Hunger und Schwert aufgeriebene und von Wunden und ewiger Anſtrengung abgemattete Bürgerſchaft, wie dieſer Plan anfing in Ausführung gebracht zu werden. Und um der Wuth des Feindes, die, gelang es ihm, die Stadt im Sturme zu erobern, gewiß grenzenlos geweſen ſein würde, zu entgehen, entſchloß man ſich zur Uebergabe. Die Bündner und die Polen ſagten jedem Bürger Leben, Freiheit und Eigenthum zu, und nur an den Verräthern, wie ſie den Bürgermeiſter und ſeine beiden Kompane (Rathgeber) nannten, wollten ſie Strafe nehmen. So ward die Stadt am 6. Auguſt des Jahres 1460 dem Feinde geöffnet und zwei Tage darnach blutete Bartholomäus Blume unter dem Schwerte des Henkers ſein Leben aus. Sein Andenken aber wird nicht untergehen, als ein Beiſpiel ſtandhafter Treue und entſchloſſener Vaterlandsliebe wird es für jeden Preußen fortleben.

Marienburg, Stadt und Schloß, blieb nun dem Orden für alle Zeit verloren. Wie das Spätroth eines Sommerabends erloſch allmälig der Glanz der ſtattlichen Burg und verlor ſich zuletzt in trauriges Dunkel. Königsberg ward jetzt der Herrſcherſitz der Hochmeiſter und die Hauptſtadt des Landes.

Es würde keine belohnende Arbeit ſein, den weiteren Gang des Krieges in ſeinen Einzelheiten zu ſchildern. Zu entſcheidenden Schlachten kam es nie. Man beſchränkte ſich auf Belagerung und Beſtürmung feſter Städte und Burgen, die oft ſchnell genug aus einer Hand in die andere kamen, auf einzelne Streif- und Raubzüge, die das Land entſetzlich verheerten, und auf kleine Gefechte, die aber Blut genug koſteten, weil ſie häufig vorfielen. Preußen fochten gegen Preußen und alle Greuel eines Bürgerkrieges waren über das unglückliche Land gekommen. Wer das Schwert in der Hand hatte, der hatte auch das Recht, und Grauſamkeit und Bedrückungen aller Art waren an der Tagesordnung. Am meiſten hatte das Land von

den raubgierigen Söldnerschaaren zu leiden, die überall nahmen, wo sie etwas fanden. — Beide Theile waren endlich erschöpft und des langen Kampfes müde, und so kam es denn nach dreizehn blutigen Jahren zu einem Frieden, der für den deutschen Orden eben so demüthigend als nachtheilig war. Preußen verlor dadurch seine Selbstständigkeit unter den Staaten Europas. Denn der westliche Theil des Landes nebst dem Bisthume Ermeland ward mit dem Königreiche Polen förmlich vereinigt; der östliche aber zwar dem Orden zurückgegeben, doch nur als Lehen, d. h. unter der Bedingung, daß er den Polenkönig als seinen obersten Landesherrn anerkennen, ihm Treue schwören und im Kriege ihm Beistand leisten mußte.

Es war am 19. October des Jahres 1466, als zu Thorn dieser Friede feierlich beschworen wurde. Knieend leisteten der Hochmeister und seine Gebietiger dem stolzen Polenkönige die Huldigung — so tief war der deutsche Orden gesunken! — und knieend gelobten sie, die Bedingungen des Friedens in allen Stücken zu halten.

Das Schicksal des Ordens, der einst das Kreuz des christlichen Glaubens mit seinem Schwerte in Preußen befestigte, der deutsche Bildung und Sitte in das Land einführte, dem die meisten Bewohner desselben ihr Eigenthum und ihren Wohlstand verdankten, und der jetzt auf dem Boden, den er mit seinem Blute erkauft, nur von polnischer Gnade lebte — das Schicksal dieses Ordens verdient Theilnahme. Zwar hatte er sich überlebt, er paßte nicht mehr in die Zeit hinein, wo das Bedürfniß und der fromme Aberglaube, dem er seine Entstehung und Größe verdankte, allmälig aufhörte, und seine verfallene Sittenzucht machte ihn des Unterganges werth, — früher oder später hätte er wie ein morsches Gebäude in sich selbst zusammenstürzen müssen — aber daß er durch Empörung und Verrath, durch die Hand seiner eigenen Unterthanen fiel, die ihm alles verdankten, — das kann in dem Betrachter nur Unwillen erwecken. Doch bedauernswerther ist noch das Schicksal des Landes, das durch den Ehrgeiz und die Unzufriedenheit einzelner Männer verleitet, sich selbst verheerte und, indem es sich von des Ordens immer noch wohlthuender Herrschaft befreien wollte, in die Knechtschaft Polens gerieth. Der Nachtheil, der hieraus für deutsche Bildung, Kunst und Sitte in Preußen entstand, ist kaum zu beschreiben, und selbst jetzt noch sind seine Spuren nicht ganz vertilgt. Zudem war das Land durch den blutigen Bürgerkrieg auf das Fürchterlichste verheert, und manche Gegenden, besonders in Ostpreußen, waren zur Wüste geworden. Von vielen Dörfern ging sogar die Spur verloren, und selbst manche Städte haben sich nie wieder erholt. —

Sechszehntes Kapitel.

Kurzer Ueberblick des Zustandes Westpreußens.

Der blutige Krieg war nun vorüber. Die Bewohner Westpreußens hatten die Absicht erreicht, sich der verhaßten Ordensherrschaft zu entziehen, und hofften nun, unter dem Schutze des polnischen Herrscherstabes, eine goldene Zeit der Freiheit und des Glückes für sich emporblühen zu sehen. Aber die Vortheile, welche man mit so vielem Blute und mit so theuern Opfern errungen hatte, waren an und für sich betrachtet in der That nur sehr geringe, und außerdem keine Bürgschaft vorhanden, dieselbe gegen Polens herrschsüchtige Eingriffe lange bewahren zu können. Westpreußen sollte, der Uebereinkunft gemäß, gleichsam einen besondern Staat bilden, der mit dem übrigen polnischen Reiche nichts als den König gemein hätte, den er eigentlich nur als seinen Schutz- und Schirmherrn anerkannte. Zwar wurde dem Könige das Recht eingeräumt, die obersten Aemter des Landes nach eigener Wahl zu besetzen, jedoch war diese Vollmacht dadurch beschränkt, daß die Wahl nur auf eingeborne Preußen fallen durfte. Die Stände des Landes (der Adel und die Städte) versammelten sich, um über wichtige öffentliche Angelegenheiten zu berathen, auf besondern preußischen Landtagen, und ohne ihre Einwilligung durfte der König in Preußen weder eine Abgabe erheben, noch sonst eine Anordnung von Wichtigkeit treffen. Nur zum Schutze ihres eigenen Landes sollten Westpreußens Bewohner zum Kriegsdienste verpflichtet sein und sich übrigens nach ihren eigenen und unantastbaren Rechten regieren können. An der Spitze des Landes stand anfangs der Statthalter nebst drei Woiwoden (Herzogen) von Marienburg, Kulm und Pommerellen. Aber wie bald ging diese scheinbare Unabhängigkeit verloren! — Schon bald nach dem Tode des ersten Statthalters in Preußen ließ der König diese Würde für immer eingehen, und es dauerte nicht lange, so ward auch der Versuch gemacht die obersten Aemter des Landes mit eingebornen Polen zu besetzen, und so vielen Widerspruch ein so gewaltiger Eingriff in die zugesicherten Rechte des Landes auch anfangs erregte, so wenig achtete man polnischer Seits darauf, und diese Ungesetzmäßigkeit wurde in spätern Zeiten fast zur Regel. Dadurch aber wurde eine große Menge von Polen in das Land gezogen, die hier nun Grundbesitz erwarben und nicht nur deutsche Sprache und Sitte, sondern auch die Eingebornen selbst verdrängten und sich Willkür und Gesetzlosigkeit erlaubten. Als aber schon nach drei Jahren (1469) der preußische Landtag gezwungen wurde, sich mit dem polnischen Reichstage zu vereinigen, da verschwand

der letzte Schatten von Selbstständigkeit und Freiheit für das westliche Preußen. — So war denn durch den unrechtmäßigen und blutigen Abfall vom Orden am Ende nicht nur allein nichts gewonnen, sondern sogar viel verloren. An die Stelle des Hochmeisters war der König von Polen, an die Stelle der Gebietiger die königlichen Beamten und städtischen Obrigkeiten getreten, und wahrlich, solche offenbare Gewaltthätigkeiten, als die polnischen Großen gegen Westpreußens Bewohner sich auszuüben erlaubten, hätte kein Ordensritter ungestraft begehen dürfen. — An eine unparteiische Rechtspflege war eigentlich nicht mehr zu denken und der Reichere, der sich durch Geld die Gunst der Richter zu erkaufen vermochte, behielt immer Recht gegen den Aermeren. Kein Arm war mehr vorhanden, der die willkürliche Gewalt der reichen Edelleute in wohlthätigen Schranken hielt, und so sank denn der große Haufe des Volks in die traurigste Knechtschaft hinab. Die Last der Abgaben und Zölle aber, die das Volk gegen den Orden empört hatte, ward nicht im Mindesten erleichtert. Denn die schlechte Staatswirthschaft der polnischen Könige, die einen ewigen Geldmangel zur Folge hatte, konnte sich nur durch immer erneute Forderungen an die Unterthanen helfen. Zwar wurde gewöhnlich bei jeder außerordentlichen Geldforderung das königliche Versprechen gegeben, es solle dies die letzte sein, aber schon nach wenigen Jahren wurden neue Geldbewilligungen gefordert, die trotz alles Widerstrebens am Ende doch geleistet werden mußten. Zudem herrschte die größte Unordnung und Zügellosigkeit im Lande, und während man den Diebstahl mit dem Tode zu bestrafen pflegte, ward manche offenbare Mordthat nur durch eine mäßige Geldstrafe abgebüßt. Nicht selten durchzogen große Räuberbanden das Land und verübten ganz offenbar und ungescheut die entsetzlichsten Gewaltthätigkeiten, ohne daß irgend eine ernste Maßregel zu ihrer Bekämpfung angewendet wurde. Am merkwürdigsten ist in dieser Hinsicht das Beispiel der beiden Brüder Gregor und Simon Matern, deren Namen in der Geschichte Westpreußens und besonders Danzigs, mit blutigen Zügen eingegraben ist. In Danzig geboren, führten sie, von Rachsucht bewogen, an der Spitze einer zahlreichen Räuberbande einen förmlichen Krieg gegen ihre Vaterstadt und als der ältere, Gregor, endlich in Schlesien seinen verdienten Lohn auf dem Blutgerüste gefunden und dem jüngern, Simon, auf Vermittelung des Königs von Polen vollkommene Verzeihung in Danzig ausgewirkt war, trat dieser Bösewicht dennoch als Rächer seines Bruders auf und setzte sein Raub- und Mordgewerbe lange Zeit ungehindert fort. —

Am bedauernswerthesten aber erscheint uns die Lage Westpreußens unter polnischer Oberhoheit, wenn wir den Verfall der öffentlichen Bildung betrachten. Mit Sorgfalt hatten die Hochmeister

für die Belehrung des Volkes gesorgt, und jetzt gingen die meisten von den wohlthätigen Anstalten, welche sie zu diesem Zwecke gestiftet, entweder ganz zu Grunde, oder geriethen doch in tiefen Verfall. In den großen Städten allein blieb der einmal angeregte Sinn für höhere Bildung empfänglich, zumal in Danzig, wo ihm der Reichthum der Bürger hinlängliche Pflege angedeihen ließ. Desto trauriger aber sah es in den meisten kleinen Städten und fast allenthalben auf dem Lande aus. Denn die polnische Regierung bekümmerte sich gar nicht um Schulen und Lehranstalten, es war ihr ganz gleichgiltig, wie die Jugend aufwuchs, und so verbreitete sich bald unter einem großen Theile des Volkes grobe Unwissenheit und Rohheit. Mit der polnischen Herrschaft schlich sich auch polnische Sprache, polnische Sitte und polnischer Sklavensinn in viele Gegenden des westlichen Preußens ein, und selbst heut zu Tage hört man die erstere noch an vielen Orten, wo zu des Ordens Zeit nur die deutsche Zunge erklang.

Im Ganzen genommen bietet die Geschichte Westpreußens in den folgenden drei Jahrhunderten nur das traurige Bild eines ohnmächtigen Widerstrebens gegen die gewaltsamen Eingriffe Polens dar. Ewige Streitigkeiten über die vermeintlichen Rechte und Freiheiten, ewige Geldforderungen der polnischen Könige sind die Hauptzüge dieses Bildes. Angekettet an den unbehilflichen und ordnungslosen polnischen Staatskörper, mußte das Land alle die Unglücksfälle, die bald über Polen hereinbrechen sollten, mitertragen und sank an Bildung und Wohlstand immer tiefer, bis endlich Preußens großer König Friedrich II., wie später erzählt werden soll, es wieder mit Ostpreußen und dem deutschen Lande vereinigte.

Am glücklichsten noch gestalteten sich während dieses Zeitraums die Verhältnisse Danzigs. Diese Stadt, unter Pommerns Fürsten nur ein kleiner, schlechtgebauter und wenig befestigter Handelsort, hatte sich unter des Ordens schützender und wohlthuender Herrschaft zu einem Glanze und Reichthum erhoben, der ihr nicht nur den ersten Platz unter Preußens Städten, sondern auch einen bedeutenden Rang unter den Handelsstädten Europas anwies. Die schönsten und wohlgeordnetsten Theile der Stadt verdanken dem Orden ihre Entstehung, und die herrliche Marienkirche, welche der Größe nach die vierte in unserm Erdtheile sein soll, ist eine ehrenvolle Zeugin sowohl der Baukunst jener Zeit und der Wohlhabenheit Danzigs selbst, als auch des rühmlichen Eifers, womit die Kreuzritter für die Verschönerung der Stadt Sorge trugen. Aber der reiche und stolze Handelsbürger, der, zumal in den Tagen der Geldnoth und Bedrängniß des Ordens, das ganze Gewicht und die Macht, welche seine Schätze ihm darboten, bald kennen lernte, vergaß undankbar den Herrn, dem er Alles verdankte,

und nach vollkommener Unabhängigkeit sich sehnend, suchte er auch das sanfte Joch abzuschütteln, daß die Ordensherrschaft ihm auferlegte. Mit Danzigs Gelde wurden hauptsächlich die Kosten des dreizehnjährigen Empörungskrieges bestritten, und die Stadt sparte nichts, um die Gründer ihrer Macht zu Boden zu treten. Dafür belohnten Polens Könige sie nach und nach mit dem bedeutenden Gebiete, in dessen Besitz sie sich bis auf die spätesten Zeiten erhielt, und wodurch ihre Verfassung immer mehr und mehr das Ansehen eines kleinen, ziemlich unabhängigen Freistaates erhielt. Zwar benutzten die machtlosen Könige von Polen die häufigen Zwistigkeiten, welche sich im Innern der Stadt erhoben, sehr gerne, um ihre oberherrlichen Rechte gegen Danzig geltend zu machen, oder wohl gar eine Erweiterung derselben zu suchen; doch solche Aeußerungen der königlichen Gewalt waren immer nur von kurzer Dauer und störten nur augenblicklich die innern Verhältnisse der Stadt, die sich gewöhnlich durch reiche Geldspenden gegen die ferneren Zudringlichkeiten der höchsten Gewalt zu schützen bemühte. So theuer nun auch die Danziger in solcher Weise das Recht bezahlen mußten, sich selbst nach eigenen Gesetzen regieren zu können, so hielten sie doch mit unendlicher Vorliebe und mit großem Stolze darauf, und eine außerordentliche Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt und deren Verfassung war die Folge davon. Der Bürger, schon seit des Ordens Zeiten gewohnt, mit eigener Hand seine heimathlichen Mauern zu vertheidigen, entwickelte den rühmlichsten Heldenmuth, so oft es nöthig wurde, die Unabhängigkeit der Vaterstadt mit dem Schwerte zu beschützen. Und solche Gelegenheiten waren nicht selten in einem schwachen und ordnunglosen Staate, wie der polnische. Die Freiheit Danzigs aber bestand hauptsächlich darin, daß die von der Stadt selbst gewählte Obrigkeit auch das Recht hatte, über Leben und Tod zu entscheiden, eigne Münze prägen und überhaupt alle innern Angelegenheiten nach eigenem Gutdünken ordnen konnte. Daher war der Rath der Stadt, mit seinem Bürgermeister an der Spitze, in der That das Oberhaupt eines kleinen Freistaates. Und als solcher mochte er sich auch gerne angesehen wissen und ließ sich mitunter sogar Ehrenbezeigungen erweisen, die nur Fürsten ziemten. Hieher gehörte insbesondere, daß dem regierenden Bürgermeister, so oft er in der Kirche erschien, das Evangelienbuch vom Priester zum Kusse überreicht werden mußte. Und dieses fürstliche Ansehn ging auch da nicht verloren, als das Volk sich einen bedeutenden Antheil an der Lenkung des Gemeinwesens ertrotzte, die sich früherhin nur in den Händen der Vornehmen befunden hatte. — Zur Ehre der Stadt darf es ferner nicht unerwähnt bleiben, daß sie ihren Reichthum nicht bloß zum sinnlichen Lebensgenusse, sondern vor allen zur Beförderung von

Künsten und Wissenschaften anwandte, und daß die Vornehmern und Reichern sich gewöhnlich durch Kenntnisse und edle Geistesbildung rühmlich auszeichneten. Aber der äußere Glanz ihrer gepriesenen Unabhängigkeit überdeckte in späteren Zeiten nur noch kümmerlich den Verfall des innern Wohlstandes. Die Auffindung des Seeweges nach Ostindien (1486), die Entdeckung Amerikas (1492) und mancherlei andere Verhältnisse wiesen dem Handel, welcher die Hauptquelle der Macht Danzigs gewesen war, endlich andere Wege an und thaten dem ausgebreiteten Verkehre dieser Stadt bedeutenden Abbruch. Der Reichthum der Stadt gewann daher nur noch sparsame Nahrung, und das rüstige Leben, welches sich bisher in jeder Art des bürgerlichen Erwerbes, in Künsten wie in Handwerken, so geschäftig geregt und viele tausend Arme in muntre Bewegung gesetzt hatte, begann zu stocken. Erst unter Preußens Herrscherstab blühte Danzigs Handel — doch leider nur für kurze Zeit — in voller Herrlichkeit wieder auf.

Siebzehntes Kapitel.

Ostpreußens Lage unter den fünf folgenden Hochmeistern 1467—1511.

So war nun der deutsche Orden für alle Zeiten von seiner früheren Größe und seiner fürstlichen Macht herabgesunken und in schmähliche Abhängigkeit von Polen gerathen. Indessen that der tiefgedemüthigte Hochmeister Ludwig von Erlichshausen Alles, um die Liebe seiner Unterthanen zu gewinnen und ihnen nach den vielen Verlusten, die sie in dem langen Kriege erlitten, wieder aufzuhelfen. Aber nur ein halbes Jahr überlebte er den schimpflichen Frieden, denn schon im Frühlinge des Jahres 1467 starb er und ward in der Domkirche zu Königsberg begraben.

Das Wenige, was der deutsche Orden an Gut und Ehre aus dem unheilvollen Kriege gerettet hatte, verdankte er allein dem Heldenmuthe und der Klugheit des tapfern Heinrich Reuß von Plauen. Daher war es wohl natürlich, daß ihm und keinem andern die oberste Leitung des Ordens, zuerst als Statthalter und dann als Hochmeister anvertraut wurde. Er war noch einer von den wenigen Männern, in deren Brust der alte ritterliche Geist und eine ungetheilte Liebe für den Orden lebte, und man könnte ihn mit Recht den letzten Helden des Ritterordens nennen. Er hatte nicht die Hoffnung aufgegeben, daß es durch kräftige Hilfe aus Deutschland vielleicht doch noch ge-

lingen könne, das ehrwürdige Ordenshaus der Marienburg und einen Theil des westlichen Preußens für den Orden wiederzugewinnen. Aber diese Hilfe kam leider nicht, und Plauen mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Nachdem er zunächst die ganz aus den Fugen gegangene Zucht des Ordens wiederhergestellt hatte, wandte er seine ganze Kraft daran, das verarmte und verwüstete Land wieder zu Wohlstand zu bringen und den Orden von der ihn niederdrückenden Schuldenlast zu befreien.

Die Hochmeisterwahl schob er so lange als möglich heraus, um der Erniedrigung zu entgehen, dem polnischen Könige zu huldigen, und sich durch keinen Eid zu binden. Denn als Statthalter fühlte er sich durch keine Rücksicht zur Treue und zum Gehorsam verpflichtet. Doch mußte er schließlich gedrängt vom Polenkönig im October des Jahres 1469 das Wahlkapitel berufen und bald darauf als gewählter Hochmeister dem König knieend den im Frieden vorgeschriebenen Lehnseid schwören. Auf der Heimreise überfiel den Meister eine Krankheit, die ihn zwang in Mohrungen Halt zu machen. Dort starb er vom Schlage gerührt am 2. Januar 1470. Er hat zu kurz regiert, um seine edlen Pläne verwirklichen zu können, aber kaum kennt die Geschichte des Ordens einen Gebietiger, der wie er unter so gewaltigen Stürmen der Zeit, Jahre lang die ganze Kraft seines Willens, die ganze Thätigkeit seines Lebens, den ganzen Muth seiner starken Seele daran setzte, dem Orden, für dessen Rettung er kein Opfer zu groß, keine Mühe zu schwer fand, aus seiner Bedrängniß und Erniedrigung wieder emporzuhelfen. Er steht da als ein Mann von Thatkraft und Klugheit, der stets nur das beste des Landes im Auge hatte. Daß er den Orden nicht rettete, gereicht ihm nicht zum Vorwurf, denn der Sturm der unglücklichen Zeit war auch für seine Kraft zu mächtig, als daß er ihm hätte wehren können, und das Verhängniß des Ordens, das nach der Tannenberger Schlacht in immer schnelleren Schritten dahineilte, bis es ihn erreicht hatte, konnte Niemand mehr, so gewaltig er auch war, abwenden. —

Heinrich Reffle von Richtenberg, der von 1470—1477 die hochmeisterliche Würde bekleidete, suchte das von seinem Vorgänger begonnene Werk der Schuldentilgung und Hebung des innern Wohlstandes fortzusetzen. Er selbst ging dabei mit gutem Beispiel voran, indem er die Ausgaben für seinen Haushalt auf das knappste einschränkte und Alles vermied, was einen Streit mit Polen hätte hervorrufen können. Nur mit dem schlauen geldgieregen und hochmüthigen Bischof von Samland gerieth er in Zwist. Dieser hatte sich nämlich, um seine Einnahmen zu vergrößern, für schweres Geld zwei päpstliche Bullen verschafft. Die eine von ihnen erlaubte den Samländern, Königsbergern und Ordensrittern an ge-

Tagen, an denen nach dem allgemeinen Gesetze gefastet wurde, den Genuß von Butter und Milchspeisen, sofern sie reiche Gaben an die Kirche spendeten; in der zweiten verhieß der Papst Allen, die sich der Kirche mildthätig erweisen würden, Ablaß für jede Sünde und jedes Verbrechen. Durch diese beiden Bullen, abgesehen von der Verwerflichkeit derselben an und für sich, wurden nicht nur die Interessen und Einnahmen des Ordens, sondern auch das Wohl des armen Landes auf das stärkste geschädigt, und der Hochmeister suchte deshalb den Bischof, zuerst auf gütlichem Wege, von der Ankündigung des Ablasses zurückzuhalten. Als der Bischof aber demungeachtet den Ablaß ertheilte, so nahm Heinrich Reffle die Einnahme, die weit größer war, als gehofft wurde, in Beschlag und ihn selbst gefangen (1474). Denn es war ein Brief des Bischofs aufgefangen, in dem er die Absicht aussprach, mit dem Ablaßgeld zu entfliehn. Der Hochmeister bezahlte damit einen Theil der Söldner und warf den Bischof, der außer des eben erzählten Vergehens noch anderer schuldig war, nach einem verunglückten Fluchtversuch in den Kerker, wo er bald darauf starb.

Um sich der Abhängigkeit Polens zu entwinden, schloß der Hochmeister ein Bündniß mit dem König von Ungarn, doch bevor es noch zum Abschluß kam, starb er.

Sein Nachfolger, Martin Truchseß von Wetzhausen (1477 bis 1489), verweigerte standhaft dem Polenkönige den Lehnseid und wagte es sogar in der Hoffnung auf auswärtige Hilfe, einen Krieg gegen ihn zu beginnen. Dadurch gewann er aber nichts, als die traurige Ueberzeugung von der großen Schwäche und Ohnmacht seines Ordens, zog sich noch überdies den Unwillen des Volkes zu und mußte sich am Ende doch bequemen, dem Beherrscher Polens den Eid der Huldigung zu leisten. Ebensowenig gelang es ihm, eine Reformation der Ordenseinrichtungen herbeizuführen. Er hatte mit richtigem Blick erkannt, daß der Orden mit seinen veralteten, zum Theil inhalts- und sinnlosen Formen dem Geiste seiner Zeit entgegenstehe und sich auf die Dauer ohne innere Erneuerung nicht werde halten können. Aber seine gute Absicht scheiterte an dem schlechten Willen der beiden Meister von Deutschland und Livland, deren Zustimmung zu einer allgemeinen Reform durch ein Generalcapitel nothwendig war, und Truchseß sah sich daher auf die Einführung einzelner Verbesserungen, die er selbstständig beschließen konnte, beschränkt.

Das Verhalten zu Polen blieb während seiner ganzen Regierung ein schlechtes, namentlich seit dem Jahre 1485, als der König Kasimir von ihm ein Ordensheer und persönliche Heeresfolge gegen die Türken verlangte. Seine Vorstellungen, daß das Land zu arm, um ein Heer rüsten zu können, und er selbst nicht zur Theilnahme verpflichtet sei,

waren vergeblich, und als nun wirklich ein Heer gerüstet war mit Aufwendung aller Kräfte, wurde es zurückgeschickt, „weil der Türke eben nicht eile, des Königs Land zu beschädigen.“ Dies war für den Hochmeister und den ganzen Orden eine Demüthigung, die Truchseß nie vergessen konnte, denn Jeder erkannte, daß Kasimir nur hatte zeigen wollen, wer der Herr und wer der Vasall sei.

Als Truchseß starb, hatte er allerdings von seinen vielen Plänen für die Ehre des Ordens und das Wohl des Landes nur den einen, Verminderung der Schuldenlast, und auch diesen zum Theil nur durchgeführt. Nichtsdestoweniger verdient er dennoch in hohem Grade unsere Achtung, weil er das Gute wollte und, wie Chronisten von ihm sagen, mit dem Muthe eines Löwen gegen Polen und die innere Verderbtheit des Ordens kämpfte.

Ihm folgte Johann von Tiefen, der, obgleich schon hochbejahrt, dennoch kräftig und ungeschwächt an Leib und Seele war. Durch seines Vorgängers Erfahrungen belehrt, leistete der Meister dem Polenkönig die verlangte Huldigung und erklärte sich auch bereit, im Falle eines Krieges mit den Türken oder Tataren Hilfe zu leisten. Nur mit dem Bischof von Ermeland lebte er in beständiger Feindschaft, weil dieser die alten Ordensprivilegien nicht mehr für giltig erklärte. Ja, der Bischof setzte alles daran, um den König von Polen (seit 1492 Johann Albrecht) gegen den Orden zu hetzen und ihn für seinen Plan zu gewinnen, den Orden, der, statt seiner Bestimmung gemäß gegen die Ungläubigen zu kämpfen, jetzt unthätig dasitze, womöglich nach Podolien zu versetzen, wo er, wie es seine Pflicht heische, gegen die Türken streiten könne. Dieser Gefahr und den Feindseligkeiten des Bischofs begegnete der Meister dadurch, daß er durch den Ordensprocurator in Rom klingende Wirkungsmittel in Anwendung brachte, so daß allmälig der Bischof in die ihm gebührende Schranken zurücktrat.

Der Plan einer durchgreifenden Reform des Ordens gelang ihm ebenso wenig, wie Martin Truchseß, und zwar aus denselben Gründen wie früher, denn Livland und der Deutschmeister achteten schon lange den polnischen Vasallen gering. Aber dadurch ließ er sich nicht abhalten mit ganzer Kraft und warmem Herzen für das Wohl des Landes zu arbeiten. Allerdings sah es traurig genug darin aus. Noch immer zehrte die alte Schuldenlast die besten Kräfte des Landes auf und nagte wie ein Krebsschaden an dem Lebensmark des Volkes. Häufige Seuchen und Mißernten hatten dazu beigetragen, den Wohlstand des Landes zu mindern. Die allgemeine Armuth hatte wie immer auf die Sittlichkeit des niedrigen Volkes höchst nachtheilig eingewirkt; Laster aller Art, Unmäßigkeit im Trinken, Wollust und Spielsucht waren verbreitet, und selbst unter den Geistlichen brach nicht selten eine kaum

glaubliche Rohheit durch. Sogar in Kirchen hörte man auf den Kanzeln wilde Verhetzungen und gemeine Schmähreden. Noch trauriger war der sittliche Zustand des Ordens. Seine innere Auflösung ging unaufhaltsam vorwärts. Oft klagte der Hochmeister über die unter Gebietigern und Brüdern eingerissene Regellosigkeit und Unordnung in ihrer Lebensweise, über Vernachlässigung ihrer Ordenspflichten, über ihre Habsucht und Willkür der Amtsführung. Beinahe jährlich erneuerte er den Versuch, eine Verbesserung der Ordensverfassung ins Leben zu rufen. Allein trotz aller Mühe konnte er dieses Ziel nicht erreichen. In dem letzten Jahre seiner Herrschaft, im Jahre 1497, forderte der Polenkönig ihn als seinen Lehnsmann auf, ihm Beistand gegen die Türken zu leisten. Da gürtete der Greis noch einmal seine Waffen um und stellte sich selbst an die Spitze von 400 Reitern, die er dem Könige zuführen wollte. „Denn," sagte er, „wo die Meinen, will auch ich bleiben!" Er verließ Preußen und kehrte nicht lebend wieder. Eine Krankheit machte in Lemberg seinem wackern Leben ein Ende. Sein Körper aber wurde nach Königsberg gebracht und im Dom begraben.

Der Orden dachte jetzt mit allem Ernste darauf, sich von Polens lästiger Oberherrschaft zu befreien, und da seine Schwäche es unmöglich machte, diesen Zweck durch eigene Mittel zu erreichen, so war er bemüht, durch den Einfluß mächtiger Fürsten, Hilfe und Beistand zu erlangen. So entschlossen sich denn die Ritter, einen Fürstensohn zu ihrem Hochmeister zu wählen, um die hohen Verwandten desselben desto sicherer für ihren Vortheil zu gewinnen, und ihre Wahl fiel auf den Markgrafen Friedrich von Meißen, der als Domherr zu Köln am Rhein lebte. Das erste Beispiel, daß ein Mann zur Hochmeisterwürde berufen ward, der gar kein Mitglied des Ordens war. Man machte ihm aber bei seiner Wahl die Bedingung, daß er dem Polenkönige nie den Lehnseid schwören und die in dem unglücklichen Kriege verlorenen Ländereien dem Orden wiedergewinnen sollte. Beides gelobte der neue Hochmeister, aber nur den ersten Theil des Versprechens konnte er erfüllen. Er stand in dem Rufe hoher Gelehrsamkeit und widmete sich mit großem Eifer und Erfolg der Verwaltung des Landes, wobei er die alten Formen der Ordensregeln unberücksichtigt ließ. Ganze Comthureien zog er ein für den Unterhalt des Hofes, fürstliche Räthe und Kanzler, die nicht des Ordens Glieder waren, leiteten das Land. Die Landesverwaltung war die einzige Sorge der Comthure und kaum war noch die Rede von ihrem geistlichen Berufe. Er entschlug sich auch weit mehr als seine Vorgänger der Abgeschlossenheit des Ordens, um das Leben, wie jeder andere Fürst und soweit es seiner Würde ziemte, in seinen Reizen zu genießen. Häufig hielt er Jagdvergnügungen und Pferderennen ab und richtete

gewöhnlich um Fastnacht alljährlich einigen adeligen Brautpaaren auf dem Schlosse zu Königsberg eine festliche Hochzeit aus, wobei er jedesmal einen Theil des Landadels mit Frauen und Töchtern einlud. Um die Wegelagerer und Raubgesellen zu vertilgen, ließ er sogenannte „Landstreifen" anstellen, bei denen jeder des Straßenraubes Ueberwiesene hingerichtet wurde.

In seinem Widerstande gegen Polen und der beharrlichen Verweigerung des Lehnseides wurde er durch günstige Verhältnisse unterstützt, die außer der Berechnung lagen. Polen war mit der Abwehr der Gefahr, welche ihm die von Osten heranstürmenden Feinde, Tataren und Türken, bereiteten, so sehr beschäftigt, daß es seine Heere zur eigenen Vertheidigung brauchte und zu einem Zug gegen Preußen nicht kam, obgleich wiederholt Rüstungen stattfanden. Hierzu kam noch, daß zweimaliger Thronwechsel im polnischen Königshause während Friedrichs Herrschaft stattfand und der Kaiser Maxmilian in einer offenen Erklärung auf die Seite des Ordens trat.

Als nun gegen das Ende seiner Regierung der Krieg mit Polen unvermeidlich schien, so rüstete er das Land vollständig zu einem nahen Kriege mit Polen und begab sich selbst nach Deutschland, um sich den Beistand der dortigen Fürsten zu verschaffen; doch die Unterhandlungen, die deshalb gepflogen wurden, zogen sich sehr in die Länge, und ehe noch ein ernster Schritt geschehen konnte, starb er in Deutschland (1510) und ward zu Meißen in dem Erbbegräbnisse seiner fürstlichen Ahnen beigesetzt.

Achtzehntes Kapitel.

Markgraf Albert von Brandenburg, letzter Hochmeister des deutschen Ordens und erster Herzog in Preußen. — Anfang der Kirchenverbesserung in Preußen.

Dieselben Gründe, welche die Ordensritter veranlaßt hatten, den Markgrafen von Meißen zu ihrem Oberhaupte zu ernennen, bewogen sie auch jetzt wieder, ihre Wahl auf einen zwanzigjährigen Jüngling aus fürstlichem Geblüte zu lenken. Welch ein Wechsel gegen frühere Zeit, wo die Hochmeisterwürde nur solchen Männern anvertraut wurde, die ihre Verdienste um den Orden dazu berechtigten! und jetzt ward sie einem Jünglinge angetragen, der selbst nicht einmal des Ordens Mitglied war, blos darum, weil er aus einem der edelsten deutschen Fürstengeschlechter abstammte.

Markgraf Albert von Brandenburg befand sich eben bei dem Heere des deutschen Kaisers auf einem Feldzuge in Italien, als die Abgesandten des Ordens ihm die Hochmeisterwürde antrugen. Nachdem er sich zu denselben Bedingungen verpflichtet hatte, die schon seinem Vorgänger im Amte gemacht worden waren, ließ er sich in den deutschen Orden aufnehmen und kam nun von einem stattlichen Gefolge begleitet, im Jahre 1512 als Hochmeister in Königsberg an. Vergeblich forderte ihn nun der Polenkönig zur Leistung des Lehenseides auf. Albert war durch sein Versprechen gebunden, ihn zu verweigern, und Kaiser Maximilian befahl ihm streng, den ewigen Frieden mit Polen aus dem Jahre 1466 nicht zu beschwören, aber wenige Jahre darauf (1515) sollte der Hohenzollerfürst erfahren, was das Kaiserwort eines Habsburgers bedeute. In einem Vertrage, in welchem Polen den Habsburgern das Recht der Nachfolge in den Kronen von Böhmen und Ungarn zusprach, unterwarf dafür Maximilian das Land Preußen der polnischen Lehnsherrlichkeit. So vom Reiche verlassen, wagte der Hochmeister dennoch den ungleichen Kampf (1519), und zum letzten Mal flackerte unter dem deutschen Adel der Geist des alten Ritterthums empor, den die Gewalten der neuen Zeiten alsbald ersticken sollten. Die Auftritte des Mordens und Plünderns aus dem dreizehnjährigen Kriege wurden jetzt erneuert. Dörfer wurden verbrannt und Städte erobert, — aber zu entscheidenden Schlachten kam es nicht. Zwar erhielt der Orden einige Hilfe aus Deutschland, und manches Unternehmen gegen die Polen gelang ihm, — aber dauernd konnte er das Kriegsglück nicht an seine Seite fesseln. Der kaum wieder aufblühende Wohlstand des Landes wurde von Neuem vernichtet und Alles seufzte nach Frieden und Ruhe. So war es denn ein Glück, daß schon im Frühlinge des Jahres 1521 ein Waffenstillstand, der auf vier Jahre abgeschlossen ward, dem Blutvergießen ein Ende machte.

Die Zeit der Ruhe benutzte Albert, um nach der Stadt Nürnberg zu reisen, wo die Fürsten Deutschlands sich zum Reichstage versammelt hatten. Bei diesen wollte er Hilfe und Schutz für seinen Orden suchen.

Inzwischen aber hatte in Deutschland jene große und wichtige Weltbegebenheit ihren Anfang genommen, welche die Kirchenverbesserung genannt wird. Martin Luther, geboren zu Eisleben am 10. November 1483, gest. den 18. Februar 1546 ebendaselbst, der Sohn eines sächsischen Bergmannes, war der Mann, den die Vorsehung dazu bestimmt hatte, die Ketten zu zersprengen, in welchen menschliche Leidenschaften, Herrschsucht und Habgier, die reine Lehre des Evangeliums seit Jahrhunderten gefesselt hielten. Wie wohlthätig und segensreich auch anfänglich die päpstliche Gewalt für die Erhaltung, Einheit

und Ausbreitung der christlichen Kirche gewesen war, so nachtheilig wurde sie späterhin für das Gedeihen eines wahrhaft christlichen Lebens. Tausend Menschensatzungen und ein todtes und tödtendes Formenwesen nahmen die Stelle des Geistes ein, der allein lebendig macht. Opferspenden, Bußübungen, kirchliche Feierlichkeiten und blinder Gehorsam gegen die Lehren einer Kirche, die sich in das Dunkel unbegreiflicher Geheimnisse hüllte, um vor jedem Widerspruche geschützt zu sein, galten statt der innern und lebendigen Ueberzeugung eines erleuchteten Glaubens und statt des ernsten unermüdeten Strebens, stets sittlich vollkommener zu werden. Mit grausamer Strenge suchten die Ketzergerichte, welche die Päpste zur Erhaltung des eigenen Ansehens eingeführt hatten, jedes freiere Forschen zu unterdrücken, und der Feuertod war der blutige Lohn eines jeden Wahrheitsfreundes, der sich nicht zu Lüge und geistiger Knechtschaft erniedrigen wollte. Die heiligen Schriften waren für die Mehrzahl der Menschen ein ganz unbekanntes Buch, da sie in der katholischen Christenheit nur in der lateinischen Uebersetzung vorhanden waren und nur die Gelehrten und höher Gebildeten diese Sprache verstanden Selbst unter den Geistlichen gab es viele, die das Buch aller Bücher nicht einmal gelesen hatten. Der große Haufe erfuhr daraus nur so viel, als die Priester ihm mittheilen wollten, und statt des heiligen Lichtes theilhaftig zu werden, womit Jesus die Welt erleuchtet, hörte die christliche Gemeine Sonntags in der Kirche die seltsamsten Wundergeschichten alter und neuer Heiligen erzählen. Eine der abscheulichsten und schädlichsten Erfindungen habsüchtiger Schlauheit war die „Ablaßkrämerei“. Mit klügelnder Spitzfindigkeit hatte man nämlich eine Lehre in die christliche Kirche eingeschwärzt, welche alle Sittlichkeit zu untergraben drohte, der päpstlichen Schatzkammer dagegen eine unerschöpfliche Quelle des Geldgewinnes eröffnete. Man behauptete, der gewöhnliche Mensch sei viel zu schwach, um die Gebote Gottes in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Daher setzte man an die Stelle der innern Tugend, die unablässig gegen das Böse kämpft, eine äußere Werkheiligkeit, die durch Fasten, Beten, Selbstpeinigung und fromme Spenden den Mangel der Tugend ausfüllen und für begangene Sünden Vergebung erwerben sollte. Doch um den Menschen den Eintritt in den Himmel noch mehr zu erleichtern, erklärte man, daß sowohl unser Heiland, als auch diejenigen Menschen, welche die Kirche Heilige nannte, mehr gethan hätten, als Gott von ihnen verlangen konnte. Man übersah dabei entweder absichtslos oder mit Willen, daß es für die menschliche Tugend keine Grenze gebe und daß der Mensch, durch das Christenthum zu sittlicher Vollkommenheit berufen, niemals mehr als seine Schuldigkeit zu thun vermöge. Dieses überfließende Verdienst der Heiligen

nun, — so bewies man weiter — bilde einen Gnadenschatz, aus welchem derjenige, welcher seine Schuldigkeit nicht gethan, und der sonst verloren und verdammt sein müßte, zur Ergänzung seines mangelnden Verdienstes eine Gnadenspende empfangen könne. — Nun aber sei dieser Gnadenschatz des überfließenden Verdienstes der Verwaltung des Papstes, des Stellvertreters Gottes auf Erden, anvertraut, und es sei billig, daß ein Jeder, der aus diesem Gnadenschatze Etwas erlangen wolle, dem Papste dafür mit baarer Münze bezahle. Ja, der Schatz sei so groß und unerschöpflich, daß dadurch alle Sünden und Verbrechen der Menschen getilgt werden könnten. Für bereits begangene oder noch zu begehende Sünden sei es vergönnt, sich Vergebung aus diesem Schatze mit klingender Münze einzuhandeln, und ein in solcher Weise erkaufter Ablaßzettel sei eine Kassenanweisung, die selbst vor dem Throne des höchsten Richters ihre Giltigkeit behalte. —

Wohin eine solche Lehre führen mußte, ist nicht schwer zu begreifen. Wer nur Geld genug hatte, konnte jetzt trotz aller Sünden dennoch in den Himmel kommen. Daher fehlte es den Ablaßkrämern, die mit päpstlicher Vollmacht versehen, in den Ländern Europas umherreisten und ihre lockende Waare feil boten, nie an gläubigen Käufern. Aber dieses gräßliche, mehr als gottlose Unwesen erbitterte die bessern Männer des deutschen Volkes und vor allen den feurigen, für Recht und Wahrheit glühenden Luther. Die Vorsehung hatte ihn an einen Ort gestellt, wo er sein Licht weithin leuchten lassen konnte. Er war aus dem Dunkel eines Augustinerklosters, wohin seine schwärmerische Frömmigkeit ihn getrieben, und wo er in seiner einsamen Zelle mit unermüdetem Fleiße die Lehren des Christenthums zu durchforschen bemüht gewesen war, als Lehrer der Gottesgelahrtheit auf der neuerrichteten Hochschule in Wittenberg angestellt worden. Da begab es sich, daß einer jener päpstlichen Ablaßkrämer, Namens Tetzel, ganz in seiner Nähe Ablaßzettel feil bot und dadurch manches Beichtkind Luthers verlockte, sich hier die Sündenvergebung lieber um wenige Groschen zu erkaufen, als des eifrigen Seelsorgers ernste Strafpredigt anzuhören. Luther, durchdrungen von der Ueberzeugung, der Papst wisse nichts von dem Unfug, den man mit dem Ablaß triebe, nagelte am Aller-Heiligen-Abende (31. Oct.) d. J. 1517, fünf und neunzig Streitsätze gegen den Ablaßkram an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg, wie es auf den deutschen Hochschulen damals Sitte war, wenn einer von den Gelehrten seine Meinung öffentlich vertheidigen und beweisen wollte. Dies war der Beginn des großen Werkes, dem die Kirche ihre Reinigung verdankt. Aber welche mächtige Feinde hatte sich der kühne Lehrer von Wittenberg durch seine Freimüthigkeit erweckt! Zwar das Volk war meistens dem frommen Manne gewogen, der verständig und

deutsch predigte und es belehrte, daß der Mensch nicht durch erkaufte Ablaßzettel, sondern nur durch Gottes Gnade selig werden könne, die auf keinem andern Wege, als durch einen lebendigen Glauben zu erringen sei. Die äußere Werktheiligkeit helfe nichts, wo der echte Glauben fehle, aus dem jede Tugend und jede gute That, wie aus ihrer Wurzel hervorwachsen müsse. Das war Luthers Meinung. Und weil er so gewaltig und eindringlich predigte, liebte und ehrte ihn das Volk. Auch stimmten ihm viele edle und gebildete Männer Deutschlands bei, und vor allen war es der gelehrte, geistreiche Philipp Melanchthon, der ihm als treuer Freund zur Seite stand. Desto wüthender aber erhob sich das Geschrei der finstern Priesterzunft gegen ihn, die sich von des Volkes Unwissenheit mästete und ihr Ansehn wie ihre Gewalt auf den verjährten Aberglauben gründete. Luther ward beim Papste verklagt. Noch kam es dem Augustinermönche nicht ein, an der göttlichen Vollmacht des heiligen Vaters in Rom zu zweifeln. Als aber Leo X. — so hieß der damalige Papst — statt ihn zu widerlegen, gebieterisch von ihm einen gänzlichen Widerruf verlangte, als Luther sah, wie man sich in Rom nicht auf Gründe einlassen wollte, sondern nur blinden Gehorsam forderte, da widersetzte sich der unscheinbare, machtlose Mann im Gefühle, für Wahrheit und Heiligthum zu streiten, heldenhaft und standhaft den Anmaßungen des römischen Kirchenhauptes. Unfehlbar hätte der Held der Wahrheit enden müssen, wie Johann Huß ein Jahrhundert vor ihm. Aber die Vorsehung hatte alle Umstände und Verhältnisse der Zeit so geordnet, daß Luthers Werk nicht Schaden leiden durfte. Sachsens edler Kurfürst, Friedrich der Weise, war Verehrer und Freund des frommen, freisinnigen Mannes, und als der Kaiser Maximilian im Anfange des Jahres 1519 starb, da legten Deutschlands Fürsten die einstweilige Verwaltung des Reiches in Friedrichs Hände. Als Reichsverweser aber fehlte es diesem nicht an Macht und Mittel, um Luther zu beschützen. So durfte der Lehrer von Wittenberg es wagen, als der Papst ihn und seine Anhänger als Ketzer in den Bann gethan und einundvierzig Sätze aus seinen Schriften als gottlos verdammt hatte, den päpstlichen Bannbrief öffentlich, unter dem Zujauchzen seiner Schüler zu verbrennen. Jetzt forderte der Papst die Auslieferung des verwegenen Mönches. Aber viele von Deutschlands Fürsten und Herren meinten, man müsse des freien, deutschen Mannes Vertheidigung zuvor hören. Da beschied Karl V., der inzwischen den Kaiserthron bestiegen hatte, eine Reichsversammlung nach Worms (1521), vor welche Luther mit dem Versprechen an Leben und Freiheit ungekränkt zu bleiben, geladen wurde. Wie besorgt auch seine Freunde ihm widerriethen, dorthin zu gehen: er zagte nicht und ging. Und mit einer Freimüthigkeit, welche nur das Vertrauen im

Dienste einer heiligen Sache, für die Wahrheit selbst zu sprechen, einflößen kann, vertheidigte er hier seine Meinung vor dem päpstlichen Bevollmächtigten, in Gegenwart des Kaisers und aller Fürsten des Reiches. Er wolle gerne widerrufen, erklärte er, wenn man ihn aus der heiligen Schrift und der Vernunft seines Irrthums überführen könne. Da der päpstliche Bevollmächtigte dies aber nicht vermochte und nur stolz und gebieterisch auf unbedingten Widerruf bestand, so sprach der freie deutsche Mann: „Ich kann nicht anders! hier stehe ich, Gott helfe mir! Amen.“ Viele von den Herren, die dem Reichstage beiwohnten, wurden für Luther gewonnen, andere in der Verehrung für ihn noch mehr bestärkt. Dennoch siegte die päpstliche Partei, an deren Spitze der Kaiser trat, und verurtheilte durch einen Reichstagsbeschluß Luther und seine Anhänger in die Reichsacht, seine Schriften aber zum Feuer. Solches Ende mochte Friedrich der Weise vorausgesehen haben, und um den verehrten Mann gegen die Verfolgungen seiner Feinde zu schützen, ließ er ihn, der sorglos heim gen Wittenberg zog, von vermummten Reitern ergreifen und auf die Wartburg bei Eisenach bringen. Hier arbeitete Luther, in tiefer Verborgenheit, denn Niemand wußte, wo er geblieben war — an seiner Verdeutschung der heiligen Schrift, bis ihn die Nachricht, wie seine Lehre von einigen unverständigen Eifern gemißbraucht werde, um das Volk zu Aufstand und Gewaltthätigkeiten zu verführen, aus seinem sicheren Verstecke mächtig hervortrieb. Ohne an die Gefahr zu denken, die allenthalben auf ihn lauerte, wenn er sich wieder öffentlich zu zeigen wagte, eilte er nach Wittenberg und beschwichtigte durch seine kräftige Predigt die Wogen des Aufruhrs, welche Mißverstand dort erregt hatte. — Gott aber schützte ihn und das Werk, das er begonnen, und fast in allen Landen, zumal aber in Deutschland und in der Schweiz, wo der edle und erleuchtete Ulrich Zwingli, der in vielen Stücken noch heller sah als Luther selbst, das Werk der Kirchenverbesserung begonnen hatte, begrüßte man das neue Licht mit freudigem Jauchzen.

Wie groß aber auch die Güter sind, welche Luthers kühner Kampf errungen, wie wohl sich auch der freie Menschengeist fühlen mag, aus den Ketten einer drückenden niederbeugenden Knechtschaft des Geistes erlöst zu sein: so ist es doch schmerzlich, daß die Kirchenverbesserung zugleich auch Ursache zu einer Kirchentrennung ward, die Jahrhunderte lang den Katholiken vom Protestanten in allen Landen feindlich schied und zu Blutvergießen und Bürgerkrieg Veranlassung gab.

Auch nach Preußen war der Ruf und die Lehre Luthers gedrungen und verbreitete sich in unglaublich kurzer Zeit sowohl im östlichen als im westlichen Theile unseres Vaterlandes, ja, man kann behaupten, daß kaum in einem andern Lande die Kirchenverbesserung so schnellen

Eingang gefunden, als eben hier. Dies war noch eine Frucht der früher so wohlthätigen Herrschaft des Ordens, der von jeher mehr für die Bildung und Aufklärung seiner Unterthanen gesorgt und ihnen eine größere Gewissensfreiheit verstattet hatte, als sie den Bewohnern anderer Länder zu Theil wurde. Schon seit längerer Zeit war die Geistlichkeit in Preußen, da leider eine bedeutende Zahl aus ihrer Mitte durch Untugenden aller Art ihren Stand entwürdigte, ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung und des Gespöttes gewesen. Die Buben auf den Straßen sangen Spottlieder auf die Priester, und Possenreißer machten sie lächerlich. Fast hatte man mit der Achtung vor den Dienern der Kirche auch die Ehrfurcht vor der Religion selbst verloren. Aber ohne Glauben kann der Mensch eben so wenig bestehen und gedeihen, als die Pflanze ohne das belebende Sonnenlicht, und freudig neigte nun fast jeder sein Ohr dem gereinigten Worte, das Luther verkündigte, und um so lieber, da die Geistlichen, die nach seiner Lehre predigten, auch durch bessere Sitten und reineren Lebenswandel sich auszeichneten. So gab es denn bald in Königsberg, Elbing, Thorn und Danzig eine große Menge von eifrigen Anhängern Luthers, und selbst Mönche und Nonnen verließen den Zwang ihrer Klöster und kehrten zur bürgerlichen Gesellschaft zurück. Am meisten aber wirkte Georg von Polenz, der Bischof von Samland, zur Verbreitung der Kirchenverbesserung in Ostpreußen. Am Christtag 1523 verkündete im Dome von Königsberg Georg von Polenz selber der Gemeinde „die große Freude, daß der Herr seinem Volke zum zweiten Mal wiedergeboren sei!“ Er war der erste Kirchenfürst der Christenheit, der die Lehre des Evangeliums bekannte. Ja, als Luther im Jahre 1524 an die Brüder des deutschen Ordens ein Schreiben erließ und sie aufforderte, ihren unnatürlichen Gelübden zu entsagen und sich zu verheirathen, da legten selbst viele von den Rittern ihre Ordenstracht ab und bekannten sich für Luthers Lehre.

Während dies in Preußen vorging, verweilte der Hochmeister auf dem Fürstentage zu Nürnberg, wo er vergeblich Beistand und Hilfe für seinen Orden suchte. Aber hier war es, wo er zuerst einige gelehrte Freunde Luthers kennen lernte, und bald darauf fand er auch Gelegenheit, mit diesem ausgezeichneten Manne selbst bekannt zu werden. Da stellte Luther mit seiner kraftvollen, überzeugenden und zum Herzen dringenden Sprache ihm vor, daß eine Anstalt, wie der deutsche Orden, zumal in einem solchen Zustande, als worin er sich gegenwärtig befinde, unmöglich Gott wohlgefällig sein könne, und daß es viel besser sei, ein naturgemäßes Leben zu führen, als sich durch den Zwang unnatürlicher Gelübde des großen Glückes ehelicher und häuslicher Freuden verlustig zu machen. Darum rieth er ihm an, dem Orden

zu entsagen und Preußen lieber als ein weltlicher Fürst zu beherrschen. Diese Worte verfehlten ihres Eindruckes nicht auf die Seele Alberts, und immer mehr reifte der Entschluß in seinem Herzen, dem Rathe Luthers zu folgen. Sogleich knüpfte er nun Unterhandlungen mit dem Polenkönige an und versprach ihm, den Eid der Huldigung zu leisten, wenn er ihm Preußen als ein weltliches Herzogthum übergeben wolle. Der König, ein Oheim des Hochmeisters, war mit diesem Vorschlage wohl zufrieden, weil er alsdann auf die Ergebenheit und Treue des neuen Herzogs desto sicherer rechnen durfte, und weil er zugleich Gelegenheit fand, sich von der Nachbarschaft des ihm verhaßten deutschen Ordens zu befreien. So erreichten die Unterhandlungen ein erwünschtes Ziel, und die Stadt Krakau wurde zu dem Orte bestimmt, wo sie durch einen feierlichen Friedensschluß bestätigt werden sollten.

Noch in der Hochmeistertracht des deutschen Ordens, mit dem weißen, schwarzbekreuzten Mantel bekleidet, hielt Markgraf Albert seinen feierlichen Einzug in Krakau. Darauf erklärte er dem Polenkönige, daß nur der Orden, nicht aber er die Schuld des letzten Krieges trage, daß er im Gegentheile beständig den Frieden gewünscht und längst zur Leistung des Leheneides geneigt gewesen, aber durch den Orden davon abgehalten worden sei. Jetzt sei er erschienen, um seiner Pflicht gemäß dem Könige zu huldigen und ihn als seinen rechtmäßigen Oberherrn anzuerkennen. Der König erwiderte dagegen, daß er den widerspenstigen Orden, weil er die Bedingungen des Thorner Friedens nicht gehalten, für unwürdig erkläre, Ostpreußen ferner zu besitzen, und übergab dies Land dem Markgrafen Albert als ein erbliches Herzogthum unter polnischer Oberhoheit. Auch wurde den nächsten Verwandten Alberts die Anwartschaft auf Preußens Herzogswürde ertheilt. Am folgenden Tage huldigte der neue Herzog dem Könige. Mit ungewöhnlichem Glanze ward dieses Fest begangen. Mitten auf dem Markte der Stadt erhob sich ein prachtvolles Schaugerüst, auf welchem des Königs übergoldeter Thron schimmerte. Hier saß der Herrscher Polens im königlichen Schmuck, mit Herrscherstab und Krone, umringt von den Großen seines Reiches. Unzählige Menschen hatten sich versammelt, um dem seltenen Schauspiele beizuwohnen und ein lautes Beifallrufen scholl zum Himmel empor, als Herzog Albert dem Könige den Eid der Huldigung schwur.

Es ward aber dieser wichtige Friede am 8. April des Jahres 1525 zu Krakau geschlossen.

Die obersten Gebietiger des Ordens wurden die höchsten Beamten des neuen Herzogs. Das schwarze Kreuz verschwand aus Herzog Albrechts Schild, aber des Landes schwarzer Adler blieb, nur daß er

jetzt das S des Lehnsherrn auf seiner Brust tragen mußte. Der Staat des Ordens war vernichtet, und dennoch war dies ruhmlose Ende der bescheidene Anfang einer gesunden Entwickelung. Als der Staat endlich ehrlich sein weltliches Wesen bekannt, gewann er die Kraft, fortzuschreiten und sich umzubilden nach dem Wandel der weltlichen Dinge. Ein frischer Strom deutscher Bildung ergoß sich wieder über das Grenzland, seit der neue Herzog die Hochschule Königsberg, die Albertina gegründet hatte, und dankbar schrieb Luther: „Siehe das Wunder, in vollem Laufe, mit vollen Segeln eilt das Wort Gottes ins preußische Land."

Vierter Abschnitt.

Preußen als weltliches Herzogthum bis zur Vereinigung mit Brandenburg. 1525—1618.

Neunzehntes Kapitel.

Auflösung des deutschen Ordens in Preußen. — Die Kirchenverbesserung wird allgemein eingeführt. — Ueberblick der Regierungsgeschichte Herzog Alberts. — Zustand der Bildung und Sitten. — Stiftung der Hochschule zu Königsberg. Lukas David und Kopernikus.

Mit freudigem Jubel empfingen die Bewohner Ostpreußens den neuen Herzog, der ihnen endlich den langersehnten Frieden brachte, und von dessen neuer Herrschaft sie sich auch eine neue, bessere Zeit versprachen. In festlichem Aufzuge eilten der Rath und die Bürgerschaft Königsbergs dem Fürsten eine Meile vor die Stadt entgegen, um ihn feierlich einzuholen, an dem Thore streuten Frauen und Jungfrauen dem Kommenden Blumen, und das Geläut der Glocken von allen Thürmen, untermischt mit dem Donner des Geschützes, verkündigte ihm den Freudengruß der Bevölkerung.

Alles schien mit der Umgestaltung der Dinge zufrieden, sogar die meisten Ordensritter in Preußen folgten dem Beispiele ihres gewesenen Hochmeisters, entsagten ihren Gelübden, bekannten sich zu der Lehre der Kirchenverbesserer und empfingen vom Herzoge entweder Landgüter zum Geschenke, oder wurden mit wichtigen Aemtern und Ehrenstellen bekleidet. An der Stelle der Comthure

traten „Hauptleute", welche vom Herzoge in die alten Ordenshäuser eingesetzt wurden und in den ehemaligen Comthureien — jetzt Aemter oder Hauptämter genannt — dieselbe Macht ausübten, die früher den Comthuren zustand. Statt des Rathes der Großgebietiger standen dem Herzog vier Regimentsräthe zur Seite, welche die Würden des Landhofmeisters, Oberburggrafen, Kanzlers und Obermarschalls bekleideten und unsern heutigen Ministern zu vergleichen sind. Sie mußten eingeborene preußische Edelleute sein. Mit der Zeit wußten sie ihre Macht bis zu dem Grade auszudehnen, daß der Herzog keine Sache von Wichtigkeit ohne ihre Zustimmung beschließen durfte.

So löste sich denn der deutsche Orden, der Preußen erobert, nachdem er dreihundert Jahre lang darin geherrscht, in diesem Lande gänzlich auf, wie ein altes morsches Gebäude, das nur eines leisen Anstoßes bedarf, um auseinander zu fallen. Nur fünf alte Ritter widersetzten sich der neuen Einrichtung und blieben ihrem Orden treu. Doch ihr geringer Widerstand konnte nichts fruchten, und mit tiefem Unwillen verließen sie das Preußenland, um Alberts eigenmächtiges Verfahren bei dem deutschen Kaiser anzuklagen und diesen um Schutz und Beistand für ihren Orden zu bitten. Der Orden hatte, wie schon früher erwähnt worden, noch beträchtliche Besitzungen in Deutschland, Livland und Kurland, und ein Paar hundert Jahre früher wäre es ihm vielleicht nicht schwer gewesen, seine Ansprüche auf Preußen vollkommen geltend zu machen. Aber jetzt fanden die Klagen und Bitten, womit die Ritter sich an den Kaiser und die Fürsten wandten, nur ein schwaches Gehör. Der Papst dagegen war auf Seiten der Ordensritter, aber er hatte keine Macht, die Säcularisation und den Uebertritt Albrechts zur evangelischen Kirche rückgängig zu machen. Er forderte den Kaiser Karl V. auf, in keiner Weise den Frevel, wie er es nannte, des abtrünnigen Hochmeisters anzuerkennen, und es kam wirklich dahin, daß (1552) der Kaiser und das Reichskammergericht den Herzog Albrecht in die Reichsacht*) erklärte. Da er diesem Urtheile aber durch kein bewaffnetes Heer Nachdruck verschaffte, so blieb es gänzlich ohne Wirkung. Der Orden

---

*) Die Reichsacht war eine Strafe, wodurch der, welchen sie traf, für vogelfrei und seiner Güter verlustig erklärt wurde. Traf sie einen Fürsten, so wurde dieser dadurch vom Throne gestoßen. Dann aber mußte der Kaiser ein Heer zusammenbringen, um die Strafe vollziehen zu können, und darüber blieb nicht selten die Reichsacht gegen mächtige Fürsten unausgeführt.

rüstete sich indessen zum Kriege, aber es blieb eigentlich nur bei den Zurüstungen. Allein durfte er den Krieg gegen Preußen, das im Bunde mit Polen stand, nicht wagen, und bedeutende Unterstützung konnte er nirgend finden. Denn der Kaiser und die deutschen Fürsten waren gerade um diese Zeit so sehr mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt, daß sie kaum an die Schlichtung fremder Händel denken konnten. Hauptsächlich war es das große Werk der Kirchenverbesserung, welches ihre Aufmerksamkeit und ihre Theilnahme fesselte. Täglich gewann die gereinigtere Lehre Luthers, des eifrigen und freimüthigen Glaubenshelden, zahlreichere Anhänger, und weder Drohung noch Ueberredung vermochte den kühnen Mann zur Verleugnung der einmal erkannten Wahrheit zu bewegen. Deutschlands Kaiser, Karl V. 1519—56, suchte dagegen, entweder aus falscher Staatsklugheit oder aus wirklicher Ueberzeugung, den alten katholischen Glauben zu beschützen und der Kirchenverbesserung so viele Hindernisse, als nur irgend möglich, in den Weg zu legen. Deßhalb berief er die Fürsten Mal auf Mal zu Reichstagen, und diejenigen unter ihnen, welche sich schon öffentlich für Luthers Lehre erklärt hatten, mußten am Ende befürchten, daß der Kaiser die Gewalt der Waffen zur Unterdrückung des neu erwachten Glaubens gebrauchen würde. Diese Besorgniß bewirkte, daß man sich von beiden Seiten gerüstet hielt. Schon diese Angelegenheiten beschäftigten den Kaiser und die Fürsten genug; doch nun kam noch ein Krieg mit den Türken dazu, und bald darauf, gerade in dem Todesjahre Luthers (1546), ward Deutschland selbst wirklich der Schauplatz eines Religions- und Bürgerkrieges, in dem der Kaiser gegen die verbündeten evangelischen Fürsten zu Felde zog. Die Zweideutigkeit des sächsischen Herzogs Moritz, der im entscheidenden Augenblicke seine Glaubensgenossen verließ und zum Kaiser überging, und die Uneinigkeit unter den evangelischen Fürsten selbst verschafften den Kaiserlichen einen so vollkommenen Sieg (1547 bei Mühlberg) und der katholischen Parthei ein solches Uebergewicht, daß die Kirchenverbesserung gewiß in die größte Gefahr gerathen wäre, wenn Herzog Moritz es mit dem Kaiser nicht eben so wenig treu gemeint hätte, als mit seinen früheren Bundesgenossen. Denn indem er einige Jahre danach (1552) den Kaiser plötzlich mit einem Kriegsheere überfiel, nöthigte er ihn, den Anhängern der Kirchenverbesserung völlige Glaubensfreiheit zu gestatten (1552) durch den Vertrag zu Passau, dem drei Jahre später der Augsburger Religionsfrieden folgte.

Bei solchen Umständen war es denn wohl ganz natürlich, daß die Ordensritter die gewünschte Hilfe in Deutschland nicht

finden konnten. Indessen erhielten doch ihre beständigen Kriegsrüstungen den Herzog Albert in immerwährender Besorgniß und nöthigten ihn, Vertheidigungsmaßregeln zu ergreifen: — doch zum eigentlichen Kampfe konnte es, bei der Ohnmacht des Ordens, nie kommen. Aber noch bis zu seiner Aufhebung, die in Deutschland erst in neuerer Zeit erfolgte, machte er beständig unsern Fürsten den Besitz des Preußenlandes, — wenn auch stets mit vergeblicher Mühe, — streitig. In Oesterreich besteht er noch. Hart am Fuß der sonnigen Weingelände steht in Botzen das prächtige Deutschherrenhaus, auf seinen Thoren prangt das schwarze Kreuz inmitten des Wappens der Habsburg-Lothringer.

Wenn aber auch das Ungewitter des Krieges während Alberts Herrschaft nur immer von Ferne drohte und Preußen sich äußerlich des tiefsten Friedens zu erfreuen hatte, so störte doch innerer Unfriede fortwährend die Ruhe des Landes, in welches der böse Geist der Zwietracht und Parteisucht wieder eingezogen war. Schon in dem ersten Jahre des neuen Herzogsthumes machte ein Aufstand der Bauern im Samlande gleichsam das Vorspiel der immerwährenden Zwistigkeiten, welche eine lange Reihe von Jahren hindurch das innere Glück unseres Vaterlandes trübten. Die harten Bedrückungen, unter denen die Bauern in Ostpreußen damals seufzten, und die offenbaren Grausamkeiten, welche sie sich öfters von ihren Gutsherren und adligen Amtsleuten gefallen lassen mußten, hatten die Gemüther heftig erbittert. Vielleicht mochten sie auch die Lehre von der Gewissens- und Glaubensfreiheit die ihnen von den Beförderern der Kirchenverbesserung jetzt so häufig vorgetragen wurde, falsch verstanden und auf ihre bürgerliche Freiheit gedeutet haben: oder es mag auch das Beispiel des deutschen Bauernkrieges, der im Jahre 1524 in Schwaben und am Rhein wüthete, nicht ohne Einfluß geblieben sein: — genug, es gelang dem Müller im Kaymen (einem Dorfe in der Nähe Königsbergs) sie zur Empörung gegen die Edelleute zu bewegen. Sie rotteten sich zusammen, plünderten und zerstörten mehrere adlige Schlösser der Umgegend und führten die Edelleute gefangen mit sich umher. Indessen hatten die Aufrührer an den Rath von Königsberg Abgeordnete geschickt, um dessen Gutachten zu vernehmen und ohne seinen Willen und Beirath keine weitern Schritte zu thun. So kam es denn zu Unterhandlungen und von den Unterhandlungen zu einem vorläufigen Frieden. Die Bauern gaben ihre Gefangenen und sogar einen großen Theil der Beute, welche sie bei der Plünderung der Schlösser gemacht, zurück, und beide Parteien versprachen, sich ganz ruhig zu verhalten und dem Herzoge die Entscheidung ihres Streites zu überlassen. Denn

der Fürst befand sich, während dies in seinem Lande vorging, auf einer Reise in Schlesien, und die Bauern waren sogar der Meinung, ihm durch die Demüthigung des stolzen Adels einen Dienst erwiesen zu haben. Als nun Albert in kurzer Zeit von seiner Reise zurück kehrte, unterwarfen sich die Aufrührer sogleich seinem Willen und legten ihr Schicksal vertrauensvoll in seine Hände. Der Fürst ließ die Hauptanführer und Aufwiegler hinrichten, wollte aber die Gelegenheit gerne benutzen, um das harte Schicksal des Bauernstandes in seinem Lande zu erleichtern. Doch diese wohlthätige Absicht wurde durch den Widerstand des mächtigen Adels vereitelt, und die Bauern hatten nun härtere Bedrückungen zu erleiden, als jemals.

Indessen hatte der Herzog Albert schweigend und ohne sich selbst noch öffentlich für einen Anhänger Luthers erklärt zu haben, die Verbreitung der Kirchenverbesserung in Ostpreußen geschehen lassen. Jetzt aber, da er sich auf seinem neuen Herrscherstuhle hinreichend gesichert glaubte, legte er durch die Vermählung mit einer lutherischen Fürstentochter aus dem dänischen Königshause ein offenes Bekenntniß seines Glaubens ab, und trat nun frei und öffentlich als Beförderer und Beschützer der gereinigten Kirchenlehre auf (1526). Wenn es auch anfangs innere Ueberzeugung gewesen sein mag, was den Markgrafen zu Luthers Lehre hinführte, so war es jetzt gewiß nicht minder der eigene Vortheil, der ihn antrieb, das Werk der Reformation auf alle Weise zu begünstigen. Und dieses Verdienst, dem er späterhin (1544) durch die Stiftung der Hochschule zu Königsberg (Albertina) seine Vollendung gab, ist unstreitig das größte, welches er sich um Preußen erworben hat.

Wenn aber Herzog Albert in der langen Zeit seiner Herrschaft außerdem für die Wohlfahrt des Landes wenig oder gar nichts Erhebliches mehr wirkte, so können wir die Schuld hievon unmöglich seinen redlichen Absichten beimessen. Vielmehr war es seine allzu beschränkte Macht und der Zwiespalt feindseliger Parteiungen, welche viele seiner Pläne vereitelte. Denn die Verfassung Ostpreußens räumte den Ständen des Landes d. h. der Ritterschaft (adlige Gutsbesitzer), der hohen Geistlichkeit, und den Städten, unter welchen aber eigentlich nur die „drei Städte Königsberg“ ein wichtiges Wort mitzusprechen hatten, einen beträchtlichen Antheil an der Herrschaft ein, so daß der Fürst, ohne ihre Einwilligung, nur wenig unternehmen durfte. Der Bauernstand hatte keine gesetzmäßige Vertretung, und sein Wohl und Wehe hing von dem guten Willen seiner bevorzugten Mitstände ab. Denen aber fehlte leider der Sinn für das allgemeine

Beste, und sie waren nur eifrig bemüht, ihre eigene Macht so weit auszudehnen als möglich. Hauptsächlich wollte der Adel des Landes, in dessen Mitte sich viele ehemalige Ordensritter befanden, ausschließlich für sich alle die Rechte erwerben, welche zur Zeit der Ordensherrschaft den Gebietigern zukamen, und die Macht des Fürsten auf das möglichst kleinste Maaß zurückführen. Der Herzog dagegen bemühte sich aus allen Kräften, der lästigen und störenden Mitherrschaft des Adels los zu werden. Aus diesem entgegengesetzten Bestreben aber mußte nothwendig Eifersucht und Argwohn zwischen Herrscher und Unterthanen hervorgehen und die Wohlfahrt des Landes stören. Schon hatte der Adel den Bauernstand darniedergedrückt und bald gelang es ihm auch, die kleinen Städte in seine Abhängigkeit zu bringen. Allenthalben war Mißtrauen und Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen des Fürsten, und Polen betrachtete diesen jammervollen Zustand Preußens als eine willkommene Gelegenheit, um dem Herzog seine Abhängigkeit und sein Lehnsverhältniß fühlbar zu machen, ja, es nährte sogar mit Fleiß die Uneinigkeit und Unzufriedenheit in Ostpreußen, damit der Fürst auch nicht von Ferne den Gedanken fassen könnte, sich der Oberhoheit Polens zu entziehen. Darum fanden unruhige und widersetzliche Unterthanen in Polen beständig Schutz und Fürsprache, und der Herzog wurde sogar gezwungen, solche die er mit vollem Rechte des Landes verwiesen hatte, wieder aufzunehmen. Wie aber die Leidenschaften der Menschen, um ihre Häßlichkeit zu verbergen, gerne die Religion, zu ihrem Vorwande nehmen, so wußte auch die Parteisucht in Preußen sich bald in dieses fromme Gewand zu hüllen. Ein unseliges Gezänk der Geistlichen in Königsberg erhob sich über so feine und spitzfindige Gegenstände des Glaubens, daß die Zankenden kaum selber wußten, worüber sie eigentlich stritten. Unter dem Vorwande für die Aufrechthaltung des reinen Glaubens sorgen zu müssen, verketzerten und beschimpften sie sich einander von ihren Kanzeln herab und bald nahm das Volk den lebhaftesten und thätigsten Antheil an ihrem Streite. Vergeblich suchte der Herzog durch Bitten, Drohungen und Befehle Ruhe und Einigkeit wieder herzustellen: selbst die Strafen, die er anwenden mußte, blieben ohne Erfolg. — Die Flamme der Zwietracht brannte fort und riß das Volk sogar zu blutigen Händeln hin, obgleich es die eigentliche Ursache des Streites noch viel weniger begriff, als die Urheber selbst.

Die Last der Jahre fing indessen an, den Herzog nieder zu beugen, und seine Kräfte nahmen ab, doch in gleichem Maße nahmen die Anmaßungen des Adels und der Polen zu. Der

alte Fürst hatte vor seinem Ende noch die bittersten Kränkungen zu erleben, die ihn wahrhaft zu einem Gegenstande des Mitleides machen. Das Mißtrauen, wozu die ewige Widerspenstigkeit seiner eigenen Unterthanen ihn gezwungen hatte, bewog ihn, Ausländer mit seinem Vertrauen zu beschenken und sie zu seinen geheimen Räthen zu ernennen. Funk, Schnell, Horst und Steinbach hießen die Männer, die der greise Fürst zu seinen vertrautesten Freunden und Rathgebern erkoren. Natürlich mußten diese den Haß der Adelspartei auf sich ziehen, da sie eifrig bemüht waren, die Macht des Herzogs zu erweitern und seine Zwecke zu befördern. Darum wurden sie von ihren Feinden bei den Polen verleumdet und angeklagt, ja, es wurde dahin gebracht, daß polnische Abgeordnete nach Königsberg kamen, um die Klagen an Stelle und Ort zu untersuchen. Doch die Untersuchung fand nur dem Scheine nach Statt. Jene unglücklichen Männer waren eigentlich schon verdammt, noch ehe sie vor Gericht gestellt wurden. Die Qualen der Folter erpreßten einem von ihnen ein falsches Geständniß, und obgleich er dieses hinterher vielfach widerrief und gegen die andern durchaus kein rechtlicher und giltiger Beweis aufgestellt werden konnte, so wurden sie doch, als überwiesene Landesverräther, zum Tode verurtheilt. Vergebens bat der alte Herzog, mit Thränen in den Augen, für das Leben seines Lieblinges, Horst. Die Parteisucht verbannte alles Mitleid aus dem Herzen seiner Gegner, und Horst, Schnell und Funk mußten unter dem Beile des Henkers sterben (1566). Nur Steinbach, der im Gefängnisse krank darnieder lag, entging diesem traurigen Schicksale, doch wurde auch er aller seiner Aemter und Würden für verlustig erklärt. Um indessen diese traurigen Händel recht zu würdigen, muß man nicht vergessen, daß die Verurtheilten sich wirklich hie und da einer Fälschung und eines Mißbranchs des fürstlichen Namens schuldig gemacht hatten, auch offenbar dahin trachteten, die vom Fürsten anerkannten und beschworenen Rechte der Stände zu untergraben, wenn man ihnen auch keinen klaren Verrath an der Landesverfassung nachweisen konnte. Ganz unschuldig waren sie gewiß nicht. Aber den Tod hatten sie nicht verdient und schon die Rücksicht auf den greisen Herzog hätte ihr Schicksal mildern müssen.

So stand denn nun der altersschwache Fürst verlassen da, beinahe der Willkür seiner Gegner schutzlos preisgegeben. Aber nur zwei Jahre überlebte er den Tod seiner Freunde. Er starb am 20. März 1568 zu Tapiau, wohin er sich wegen einer Pest, die damals in Königsberg wüthete, begeben hatte. Merkwürdig ist es, daß seine zweite Gemahlin mit welcher er seit 1550 verbunden war, ihn nur um sechszehn Stunden überlebte.

Die fürstlichen Leichen wurden darauf mit vieler Pracht in der Domkirche zu Königsberg begraben, wo ein schönes Denkmal aus farbigem Marmor ihre Ruhestätte bezeichnet.

Eine Zeit, welche wie diejenige, von der wir eben reden, die Gestalt eines Landes im Innern und Aeußern so gänzlich verändert, als es in Preußen durch die Aufhebung der Ordensherrschaft und die Einführung der Kirchenverbesserung geschah, ist von so mächtigem Einflusse auf die Gesinnung und Bildung des Volkes, daß man in der Geschichte nicht daran vorübergehen darf, ohne auch diese betrachtet zu haben. Die ungeheuern Entdeckungen, Erfindungen und Begebenheiten, welche zum Theile die große Kirchenverbesserung in Deutschland vorbereitet hatten, berührten mit ihren wichtigen Folgen mehr oder minder auch unser Vaterland. Durch die Erfindung der Buchdruckerei durch Johann Guttenberg aus Mainz (um das Jahr 1440), wurde eine schnellere Verbreitnng neuer Ansichten und Meinungen, ein bequemerer Austausch der Gedanken möglich gemacht. Die Ergebnisse eines tiefen gelehrten Forschens blieben nicht mehr, wie sonst, in den einsamen Mauern der Klöster, oder in den engen Kreisen der Gelehrtenwelt verborgen, sondern fanden durch die Buchdruckerkunst auch bald einen leichten Weg zum Volke. Dadurch begann es heller zu werden in den Köpfen der Menschen, und die finstere Nacht des Aberglaubens, die Jahrhunderte lang über Europa gelegen, fing an, dem lichten Tage der Aufklärung zu weichen. Fast zu gleicher Zeit trat ein Ereigniß ein, das zwar höchst traurig an sich, aber für die Verbreitung der Aufkläruug und Beförderung der Wissenschaften und Künste in Europa von den segensreichsten und schönsten Folgen war. Die wilden Schaaren der Türken nämlich, von Glaubenseifer für Muhameds Lehre beseelt, hatten bereits halb Asien ihrer eisernen Herrschaft im blutigen Eroberungskriege unterworfen und waren jetzt, mit dem Schwerte in der Hand, auch nach Europa, in das schöne Griechenland, das Vaterland edler Menschenbildung und hoher Kunst eingedrungen. Viel länger als tausend Jahre hatten hier christliche Kaiser geherrscht, das Land war voll der herrlichsten Kunstdenkmäler aus dem ehrwürdigen Alterthume, und nirgend in ganz Europa waren Wissenschaften und Künste in jenen Tagen so blühend, als hier. Aber bei der Verweichlichung und Entartung des Volkes konnte den türkischen Horden nur ein schwacher Widerstand geleistet werden, und sie vollendeten die Unterjochung des Landes durch die Eroberung der Hauptstadt Konstantinopel (1453). Da flüchteten viele Gelehrte und Künstler aus Griechenland in die übrigen Länder Europas, und verpflanzten ihre

Bildung und ihre Wissenschaften hierher. Nicht weniger trug die Entdeckung Amerikas (1492) und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien (1498) dazu bei, die Begriffe der Menschen zu erweitern und aufzuhellen, und allenthalben zeigte sich in Europa ein geistiges Emporstreben und eine wissenschaftliche Regsamkeit, wie sie früher kaum geahnt worden war. Auch Preußen empfing seinen Antheil an dem neuerwachten Leben der Geister. Schon im Jahre 1492 gab es dort eine Buchdruckerei, und zwar hat Marienburg die Ehre, zuerst eine solche Anstalt in ihren Mauern gehabt zu haben. Ein Goldschmied, Jakob Karweiß mit Namen, war es, der sie gründete. Doch in einer kleinen Stadt und unter polnischer Herrschaft konnte solch eine Anstalt nicht lange Bestand haben, und sie scheint sehr bald wieder eingegangen zu sein. — Jetzt aber ward auch in Königsberg (1523) eine Buchdruckerei eingerichtet, und nicht lange darauf erhob sich unweit der Stadt Lyck noch eine zweite, die sich der Unterstützung des Herzogs in nicht geringem Maße zu erfreuen hatte und sich für die Verbreitung der gereinigteren Kirchenlehre außerordentlich wirksam zeigte. Bald entstanden auch zu Danzig und Thorn ähnliche Anstalten, die in alle Theile des Vaterlandes Licht und Aufklärung trugen. Fast mit den Buchdruckereien zugleich entstanden auch Buchhandlungen in Preußen, und der erste Buchhändler in Königsberg (1528) hieß Liborius von Felde. So konnte es nicht fehlen, daß wissenschaftliches Streben auch in Preußen heimisch wurde, und fast in allen Fächern der Gelehrsamkeit nennt uns die Geschichte jener Tage ehrenwerthe und berühmte Namen. Doch es sei genug, nur zweier hier Erwähnung zu thun. Der eine ist Lucas David, ein Rath Herzogs Alberts, der uns eine Chronik*) der preußischen Geschichte hinterlassen hat,

---

*) Für die ältere Ordensgeschichte in Preußen ist die schon p. 1 erwähnte Chronik des Ordenspriesters Peter von Dusburg und die Chronik von Oliva von unschätzbarem Werthe. Jeroschin, Caplan des Ordens, hat eine gereimte Uebersetzung in deutscher Sprache davon geliefert. Für die Blüthezeit des Ordens, ist Johannes von Pusilje sehr wichtig. Seine Chronik umfaßt den Zeitraum von 1360—1419. — Kurz vor Lucas David (1583) hatte der p. 12 u. 17 genannte Mönch Simon Grunau seine Chronik geschrieben, die von Unrichtigkeiten wimmelt und die abenteuerlichsten Mährchen erzählt. Ein gleiches gilt von Henneberger, der auch ein Zeitgenosse des Markgrafen Albert war, und eine Erklärung der preußischen Landtafel geschrieben hat. Ganz ausgezeichnete Verdienste um die Aufhellung der älteren Geschichte Preußens hat sich Christof Hartknoch, Professor in Thorn, durch sein „altes und neues Preußen" (1684) erworben. Er theilt auch Proben der altpreußischen Sprache mit. — Unter den älteren verdient auch noch die Chronik von Schütz erwähnt zu werden.

die mit großem Fleiß nach ältern Werken gearbeitet ist. Der andere, dessen gefeierter Name in allen gebildeten Ländern der Welt genannt wird, und dem wir die richtige Ansicht des großen Weltgebäudes verdanken, ist Nikolaus Kopernikus oder Köpernik. Geboren wurde dieser berühmte Mann zu Thorn, im Jahre 1473. Auf den Hochschulen zu Krakau und Bologna widmete er sich der Medicin und Mathematik, von denen die letztere seinen ungemein begabten Geist am meisten anzog. In sein Vaterland zurückgekehrt, ward er Domherr zu Frauenburg, und hier benutzte er die Stille seines mußevollen Lebens, sich mit Astronomie zu beschäftigen, deren Zweck es ist, die Größe, den Lauf und die Entfernung der Gestirne zu berechnen. Bald gelang es nun seinen unermüdeten Nachforschungen und seiner aufmerksamen Beobachtung des Sternhimmels, einen Irrthum zu entdecken, der bisher ganz allgemein geherrscht hatte. Da es nämlich so scheint, als ob die Erde still stehe und die Sonne sich um sie drehe, so fiel es auch keinem ein, daran zu zweifeln, daß es wirklich so wäre. Zwar blieb es bei dieser Annahme unmöglich, alle Erscheinungen am Himmel und auf der Erde — z. B. die Entstehung der Jahreszeiten — gut und genügend zu erklären, aber man begnügte sich damit, diese als unerforschliche Geheimnisse zu betrachten. Da trat Kopernikus auf und lehrte, daß die Sonne still stehe und die Erde sich um sie drehe. Und die Beweise, die er für diese Behauptung aufstellte, waren so genügend und gründlich und stimmten so genau mit den Erscheinungen am Sternhimmel überein, daß ihm niemand einen vernünftigen Einwand dagegen machen konnte. Das Lehrgebäude, das er auf diese Behauptung gründete, und an dessen Richtigkeit heute zu Tage kein gebildeter Mensch mehr zweifelt, ist unter seinem Namen bekannt genug (das kopernikanische Sonnensystem). Kopernikus hatte hierdurch zu einer richtigen Einsicht in den Bau des großen Weltganzen den Weg gebahnt, und es ist erstaunenswerth, welche großen und wichtigen Entdeckungen der menschliche Geist, auf der bezeichneten Bahn fortschreitend, seitdem in dieser Wissenschaft gemacht hat. Aber die von dem großen Manne aufgestellte und in seinem Todesjahre durch den Druck verbreitete Wahrheit, hatte genug mit dem noch herrschenden Aberglauben jener Tage zu kämpfen. Der Papst erklärte es für Gotteslästerung und Ketzerei, anzunehmen, daß die Erde sich drehe und die Sonne still stehe, weil die Bibel an einer Stelle im Buche Josua das Gegentheil besage, und ließ manche Anhänger der Lehre des Kopernikus sogar als Ketzer verfolgen. Doch die Wahrheit läßt sich nie unterdrücken und siegte auch hier. Kopernikus aber entging allen

Verfolgungen durch den Tod, der im Jahre 1543 seinem Leben ein Ende machte. Seine sterbliche Hülle ruht im Dome zu Frauenburg und hier wie in Thorn sind noch Denkmäler zu sehen, die Kopernikus sich selber errichtet: denn sowohl zu Frauenburg als zu Thorn hat er künstliche Wasserleitungen angelegt, die noch heute sein Verdienst der Nachwelt melden. Am 19ten Februar 1873 feierte man in Thorn und in vielen andern Städten Deutschlands seinen 400jährigen Geburtstag.

Das wissenschaftliche Streben jener Zeit aber fand bei Herzog Albert die sorgsamste Pflege und Unterstützung. Er selbst versuchte sich als Schriftsteller im Fache der Theologie und Kriegskunst, und gelehrte Männer genossen von ihm der höchsten Achtung und der ehrenvollsten Auszeichnung. Den deutlichsten Beweis von seiner Liebe zu gelehrten Wissenschaften gab er schon durch die Stiftung der Universität zu Königsberg, zu deren erstem Rector er den gelehrten George Sabinus berief, damaligen Professor zu Frankfurt an der Oder, einen Schwiegersohn des trefflichen Melanchthon. In gleichem Maße aber sorgte er auch für die Gründung und Pflege der Schulen des Landes überhaupt.

Aber wenn gleich den Strahlen eines helleren Lichtes der Eingang in unser Vaterland so bereitwillig geöffnet ward, so gelang es ihnen doch nur allmälig, über den finstern Aberglauben Herr zu werden, der sich allenthalben der Gemüther bemächtigt hatte. Der Glaube an Teufelserscheinungen und Gespenster, an Geisterbeschwörungen und Zauberei, an Hexen und Wahrsagerkünste spukte noch so allgemein in den Köpfen der Menschen, daß man ganz ernsthaft an eine Wissenschaft glaubte (Kabbala genannt), wodurch es möglich gemacht wurde, mit höheren Geistern in Verbindung zu treten, und an eine andere (Sterndeuterei oder Astrologie), welche vorgab, den Menschen ihr Schicksal aus dem Laufe der Gestirne vorher verkündigen zu können. Gesetze aus jenen Tagen, welche Zauberer und Hexen mit dem Feuertode bedrohen, beweisen hinlänglich, daß auch die Aufgeklärteren und Gebildeteren damals von jenem Irrwahne nicht frei gewesen, und selbst Herzog Albert ließ sich in seinen letzten Lebensjahren von einem Betrüger täuschen, welcher nach Belieben Poltergeister herbeirufen und verschwinden lassen konnte. Stand es nun so mit denen, die eine sorgfältigere Erziehung und höhere Ausbildung genossen hatten, so läßt sich daraus leicht auf die Ansichten der großen Menge schließen. Der gemeine Mann in Preußen, der aus deutschem Blute herstammte, mochte sich in seiner geistigen Bildung zwar wenig oder gar nicht von seinen Standesgenossen in Deutschland unterscheiden; um so größer aber war die Un-

wissenheit der unvermischten Abkömmlinge des preußischen Volksstammes. Seitdem ihr letzter Versuch, die ursprüngliche Freiheit wieder zu gewinnen, an der beharrlichen Tapferkeit der Ordensritter gescheitert war (1283), lebten sie in einer traurigen Knechtschaft, und die Kreuzherren begnügten sich damit, ihnen die äußerlichen Gebräuche des Christenthums aufzuzwingen, ohne für ihre Belehrung, im Laufe der Zeiten, die gehörige Sorge zu tragen. Denn man geräth mit vollem Rechte in Erstaunen, wenn uns die Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts versichern, daß die Stammpreußen zu dieser Zeit noch heimlichen Götzendienst getrieben und sehr viele von den abergläubigen Gebräuchen ihrer Voreltern beibehalten haben. Um so ehrenwerther war des Herzogs rühmliches Streben, auch diese zu hellerer Erkenntniß zu führen und ihr hartes Schicksal zu mildern. Zu diesem Zwecke ließ er das von Luther verfaßte Handbuch der christlichen Lehre (Katechismus) in die altpreußische Sprache übersetzen und befahl den Geistlichen und Schullehrern an, ihre preußischen Pfarrkinder sorgfältig zu unterrichten. Auch setzte er noch durch seinen letzten Willen fest, daß jeder Leibeigene, der sich den Wissenschaften widmen wollte, eben dadurch seine vollkommene bürgerliche Freiheit erlangen sollte. Die Leibeigenschaft, wovon jetzt, Gott Lob! alle Spuren aus unserm Vaterlande verschwunden sind, bestand darin, daß ein jeder Gutsherr die auf seinem Gute angesessenen Leute, als sein Eigenthum zu betrachten berechtigt ward. Er wies ihnen zwar eine Hütte und ein Stück Land zu ihrem Unterhalte an, dafür mußten sie aber beständig zu seinem Dienste, wo und wie er ihn verlangte, bereit sein; keiner von ihnen und ihren Kindern durfte, ohne die ausdrückliche Erlaubniß ihres Herrn, einen andern Wohnort erwählen oder ein anderes Gewerbe anfangen, und da den Herren gemeinhin auch die Gerichtsbarkeit über ihre Leibeignen zustand, so konnten die unglücklichen kaum einen hinreichenden Schutz gegen den Uebermuth und die Gewaltthätigkeiten ihrer Gebieter ansprechen. Zudem machten die damaligen Gesetze noch einen bedeutenden Unterschied zwischen Verbrechern vornehmen und geringen Standes. Wo der Geringere mit dem Tode bestraft wurde, da legte das Gesetz den Vornehmern oft nur eine Geldbuße auf. Herzog Albert aber bemühte sich, den Zustand der Leibeigenen wenigstens dadurch zu verbessern, daß er überall auf eine genaue Bestimmung ihrer Dienstleistungen drang.

Ein Fürst, der wie Herzog Albert so viel für die Aufnahme der Wissenschaften that, konnte auch unmöglich die Künste ohne Schutz und Begünstigung lassen. Die königsberger Goldschmiede waren ihrer saubern, künstlichen Arbeit wegen berühmt, und die

silbernen Einbände, womit der Fürst eine Anzahl von Büchern, die er vorzüglich werth hielt, schmücken ließ, und die noch jetzt in der Königsberger Bibliothek aufbewahrt werden, liefern ein erfreuliches Zeugniß von der Geschicklichkeit ihrer Meister. Auch die Proben der Malerkunst, die aus jenen Tagen herstammen, sind ehrenvoller Erwähnung werth. Selbst in der Kupferstecherkunst versuchten sich schon damals vaterländische Künstler, und das Grabdenkmal des Herzogs im Dom zu Königsberg ist gewiß keine unwürdige Leistung der Bildhauerkunst.

Doch wie die zunehmende Aufklärung nicht auf einmal alle Unwissenheit zu vertreiben vermochte, so konnten auch die Lehren des gereinigten Christenthums über die herrschenden Laster der Zeit nur allmälig den Sieg gewinnen und die Sitten des Volkes verbessern. Wollüstige Ausschweifungen aller Art, Trunksucht, Ueppigkeit im Essen und Trinken, und übertriebener Aufwand in Kleidungsstücken waren bei Vornehmen und Geringen im Schwange, so strenge auch die Gesetze gegen manche dieser Laster sprachen. Selbst Mord und Straßenraub waren nichts Ungewöhnliches und wurden öfters nur aus Rache und Muthwillen verübt. Doch würde man gewiß unrecht thun, wenn man sich durch die Klagen über den Sittenverfall jener Tage, die schon damals so laut wurden, verleiten lassen wollte, die Menschen jener Zeit für durchaus verdorben und lasterhaft zu halten. Keine Zeit in der Geschichte steht so rein da, daß sie nicht über die Unsittlichkeit der Menschen Klage zu führen Veranlassung geben sollte. Es ist aber auf der andern Seite auch gewiß ein gutes Zeichen, wenn schon von Mitgenossen diese Klage laut erhoben und auf die herrschenden Fehler und Laster aufmerksam gemacht wird. Denn eben dadurch zeigt sich, daß der Sinn für das Bessere in einem Volke noch nicht erstorben sei, und daß das Bedürfniß gefühlt werde, zu größerer Sittenreinheit sich zu erheben. Gerade so war es damals in unserm Vaterlande, und von dieser Ansicht muß man ausgehn, um die Klagen über die Lasterhaftigkeit der damals Lebenden gehörig zu würdigen. Gewiß konnte nur ein Sinn, der das Bessere aufrichtig wünschte, eine Bitte hervorbringen, wie sie auf dem Landtage des Jahres 1540 dem Fürsten vorgelegt wurde, den Jünglingen am Sonntage Schießübungen zu gestatten, „da es doch besser sei, daß die Jugend sich im Schießen, als im Trinken übe.“ Der strenge sittliche Ernst, der die Verkünder und Verbreiter der Kirchenverbesserung so vortheilhaft auszeichnete, wirkte anfangs auch in Preußen höchst wohlthätig und einflußreich auf das Volk und begann die Menschen allenthalben zu frommer Zucht, zu Reinheit und Einfalt der

Sitte zurück zu führen. Sogar die allzugroße Putzsucht fand ihre strengen Strafprediger und mancher Pfarrer beschämte öffentlich die Frauen und Mädchen, die allzugeschmückt in die Kirche gekommen waren. Als aber das unselige Glaubensgezänk die Geistlichen ergriffen hatte und die Kirchen zu Tummelplätzen von thörichten Wortgefechten herabgewürdigt waren, — da verschwanden auch leider viele von den segensreichen Folgen der früheren Bemühungen. Deßhalb war es auch vergeblich, als einige Jahre später, von allen Kanzeln herab gegen eine herrschende Kleiderthorheit gepredigt wurde, die sich wie eine Seuche über das ganze Land verbreitet hatte. Wie es noch jetzt eine schlimme Untugend der Deutschen ist, gerne die Sitten und Trachten anderer Völker nachzuahmen, so fand auch schon damals Alles, was vom Auslande kam, willige Aufnahme bei ihnen. Eine eben so abgeschmackte als kostbare Tracht, ungeheuer weite Beinkleider, zu deren Anfertigung oft über hundert Ellen Zeug erforderlich gewesen sein sollen, hatte von den Niederlanden aus, wo sie erfunden war, in ganz Deutschland und auch in Preußen willige Nachahmer gefunden. Man nannte sie Pluderhosen, und sie wurden aus einer Art kostbaren Rasch verfertigt. In die Länge und Quere mannichfaltig aufgeschlitzt und die Einschnitte mit farbigen Stoffen gefüttert, zeigten sich auf ihnen die verschiedenartigsten bunten Figuren, und eine unendliche Menge von Falten machte diese Kleidung ganz besonders auffallend. Dazu gehörte noch eine unglaublich große Halskrause, woraus der Kopf, wie aus einer Schüssel hervorsah. Das Wohlgefallen an dieser Tracht war aber so allgemein und so groß, daß mancher seinen letzten Groschen daran setzte, oder sich gar in Schulden stürzte, um ihrer nur habhaft zu werden. Vergeblich zogen die Prediger in ihren öffentlichen Vorträgen dagegen zu Felde, nannten sie eine gottlose und unchristliche Tracht und eiferten mehr dagegen, als gegen Sünde und Laster; vergeblich erklärten sie jedes Unglück, daß sich irgendwo zutrug, für eine göttliche Strafe wegen der ärgerlichen Pluderhosen und der großen Halskragen; sogar der Teufel mußte einige Male erscheinen, um die Lieblingstracht verhaßt zu machen: — umsonst! sie erhielt sich so lange in ihrem Ansehn, als die launische Sitte es wollte, und verschwand späterhin ganz ohne alles Geräusch und von selbst.

Auch in den öffentlichen Vergnügungen und Belustigungen sprach sich die Eigenthümlichkeit jener Tage aus. Etwas Aehnliches, als heut zu Tage die mit fremder Vornehmthuerei benannten Ressourcen und Kasinos, waren die Junkerhöfe und Gemeindegärten. Ursprünglich war in jeder bedeutenden Stadt ein Haus, wo die gesammte Bürgerschaft zu geselliger Unterhal-

tung und zu gemeinsamen Vergnügungen zusammen kam. Als aber der blühende Handel den Kaufmannsstand in den großen Städten reich machte und über die andern bürgerlichen Gewerbe bedeutend emporhob, da fingen die Kaufleute an, sich Junker zu nennen und von dem vertraulichen Umgange mit den übrigen Bürgern sich auszuschließen. So erhielten die Oerter ihrer geselligen Zusammenkünfte den Namen Junkerhöfe. Die anderen Bürger aber versammelten sich in den Gemeindegärten. — Großes Behagen fand man auch damals schon an den Mummentänzen (Maskenbällen) wobei man sich in den seltsamsten Verkleidungen sehen ließ. Etwas jener Zeit ganz Eigenthümliches aber waren eine Art Schauspiele, die man zur Fastnachtszeit aufführte, und zu denen man gemeinhin den Gegenstand aus den Geschichtserzählungen der heiligen Schrift auswählte, — eine Sache, die man in unsern Tagen gewiß als anstößig und unanständig verwerfen möchte.

Zwanzigstes Kapitel.

Der trübsinnige Herzog Albert Friedrich 1568—1618. — George Friedrich von Ansbach, und nach ihm die Kurfürsten von Brandenburg, übernehmen die vormundschaftliche Regierung. Preußen wird mit Brandenburg vereinigt. Volksvergnügungen und Sitten.

Wenn schon die Regierungsgeschichte Alberts wenig geeignet war, ein erfreuliches Bild von dem Zustande des Landes zu geben, so kann der Hinblick auf das unglückliche und lange Leben seines Nachfolgers, sowie auf die immer wachsende Verwirrung der innern Angelegenheiten Preußens, nur Bedauern und Unwillen hervorbringen.

Albert Friedrich, ein Sohn Herzog Alberts aus der zweiten Ehe, war erst fünfzehn Jahre alt, als sein Vater starb. Daß er in diesem zarten Alter die Herrschaft des Landes noch nicht allein übernehmen konnte, war natürlich. Der verstorbene Fürst hatte daher in seinem letzten Willen den preußischen Regimentsräthen die Vormundschaft, und dem Könige von Polen die Obervormundschaft über seinen minderjährigen Sohn übergeben. Doch die Regimentsräthe fürchteten, durch die polnische Obervormundschaft in ihren eigenen Schritten allzusehr beschränkt zu werden, — sie sahen an dem Beispiele des westlichen Preußens, wie wenig die Polen die Rechte und Freiheiten dieses Landes

achteten und dasselbe immer mehr und mehr ihrer Willkür zu unterwerfen bemüht waren, — darum erklärten sie, daß der Verstand des jungen Fürsten reif genug sei, um unter ihrer Leitung die Herrschaft des Landes ohne Obervormundschaft selbst antreten zu können. Diese Erklärung befreite sie von dem Zwange, dem Polenkönige von allen ihren Maßregeln Rechenschaft zu geben, und unter dem Scheine, als ob der junge Fürst selbst regiere, meinten sie desto ungestörter an der Erweiterung ihrer eigenen Macht arbeiten und die Gewalt des Herzogs immer mehr und mehr beschränken zu können. Denn ihr Bestreben war eigentlich dahin gerichtet, dem Adel Ostpreußens dieselbe, fast unumschränkte Gewalt zu verschaffen, die der polnische Adel sich angeeignet hatte. Aber Albert Friedrich zeigte bald durch ein kräftiges und festes Betragen, wie wenig er geneigt sei, bloß dem Scheine nach zu herrschen, und der offene helle Verstand, den er bei vielen Gelegenheiten deutlich hervorblicken ließ, verrieth den Regimentsräthen, daß der Fürst, sobald er die Jahre der Mündigkeit erreicht haben würde, ihren Anmaßungen und ihrer Gewalt ein Ende machen werde. Dieser Zeitpunkt kam indessen immer näher heran: — denn mit der Vollendung des achtzehnten Lebensjahres sollte der Herzog jeder vormundschaftlichen Einmischung überhoben sein und selbstständig die Verwaltung des Landes übernehmen. Jetzt thaten die Regimentsräthe alles, was sie nur konnten, um den Fürsten in ihrer Abhängigkeit zu erhalten. Allem, was er wollte, setzten sie sich mit der größten Kraft entgegen und ließen keine Gelegenheit vorbeigehen, ihn zu kränken. Wie weit sie diese Kränkungen trieben, davon liefert die folgende Begebenheit den traurigen Beweis. Die Streitigkeiten der Geistlichen, deren schon unter der vorigen Regierung erwähnt worden, hatten noch immer mehr überhand genommen und das ganze Land in zwei Parteien getheilt; zu der einen gehörten die Freunde der Adelsherrschaft, zu der andern die Anhänger des Herzogs. Es sollte nun die erledigte Stelle eines evangelischen Bischofs von Samland besetzt werden. Die Adelspartei wußte dabei die Wahl der Geistlichen auf einen Mann zu leiten, der als höchst zanksüchtig und ehrgeizig bekannt war, und vor welchem man nicht ohne Grund den Fürsten gewarnt hatte. Vergeblich erklärte sich nun Albert Friedrich gegen die Wahl, zu welcher er durchaus seine Einstimmung nicht geben wollte: seine Gegner drangen durch. Der Zänker ward in das Land gerufen, und der Oberhofmeister Truchseß von Waldburg hatte sogar die Unverschämtheit, ihn, gegen den ausdrücklichen Befehl seines Landesherrn, an die fürstliche Tafel zu führen. Das kränkte den Herzog so tief, daß er selber von der Tafel

aufstand und davonging. — Bald darauf wollte der Herzog seiner Braut, Marie Eleonore, einer Tochter des Herzogs von Jülich-Kleve, festlich entgegenziehen, um sie in seine Hauptstadt einzuholen, aber man hatte, um ihn von Neuem zu kränken, nicht einmal das Pferd ihm vorgeführt, welches er verlangte.

Es wäre kein Wunder gewesen, wenn schon allein diese immerwährenden Kränkungeu einen nachtheiligen Einfluß auf das Gemüth des jungen Fürsten geäußert und ihn schwermüthig gemacht haben würden; aber höchst wahrscheinlich bleibt dennoch die Sage, daß man ihm heimlich ein Gift beigebracht, wodurch die Gesundheit seines Geistes für immer untergraben ward. Genug, der unglückliche Fürst verfiel in eine tiefe Schwermuth, floh die Gesellschaft der Menschen und verschloß sich einsam und traurig in ein abgelegenes Zimmer. Kaum vermochten ihn noch die Bitten der beiden Bürgermeister seiner treuen Stadt Königsberg, dahin zu bewegen, sich mit seiner fürstlichen Braut trauen zu lassen.*) Feste drängten sich jetzt an Feste, der hohen Vermählungsfeier zu Ehren, und das schaulustige Volk ergötzte sich an mannichfachen Feierlichkeiten im seltsamen Geschmacke jener Zeit, während der bedauernswürdige Fürst, dessen Hochzeit dieß alles verherrlichen sollte, das muntre Getümmel floh und sich seinem quälenden Trübsinne überließ. — Da meldete sich eine Frau, welche vorgab, sie wisse genau die Ursache der Krankheit des Herzoges, und machte sich anheischig, ihm durch den Gebrauch von Kräuterbädern die Gesundheit wiederzuschaffen. Aber Albert Friedrich befand sich in schlimmen Händen. War es alberner Aberglaube, oder war es wirkliche Bosheit? — kurz, der samländische Bischof, Heshusius, eben der, vor welchem der Herzog mit Recht gewarnt worden war, erklärte die Frau für eine Zauberin und äußerte, es sei besser, der Fürst bleibe krank, als daß er seine Gesundheit den Künsten des Teufels verdanke. — Ganz ähnlich ging es einem geschickten Arzte, den Albert Friedrichs Schwiegervater, der Herzog von Kleve, dem Kranken zugesandt. Schon war dieser durch die Kunst des erfahrenen Mannes wieder so weit hergestellt, daß er anfing heiteren Muthes zu werden und an kleinen Lustbarkeiten Gefallen zu finden, so daß man mit

*) Diese Heirath war die Ursache, daß nach dem Tode des Herzogs von Jülich und Kleve, Johann Wilhelm, der 1609 ohne nahe Erben starb, ein großer Theil der klevischen Länder mit dem preußischen Staate vereinigt wurde, indem sie dem Kurfürsten Johann Sigesmund, einem Schwiegersohne des kranken Herzogs Albert Friedrich, durch das Recht der Erbschaft zufielen. Es kostete aber viele Kämpfe und viel Geld, ehe die preußischen Herrscher die Hälfte der Erbschaft erhielten.

Recht die sichere Hoffnung seiner Genesung fassen konnte. Da hatte der streitsüchtige Heshusius ausgewittert, daß der fremde Arzt einer andern Glaubenspartei zugethan sei, als er selbst, und unterstützt von mehreren ihm ähnlich und schlechtdenkenden Menschen, brachte er es dahin, daß dieser Mann, der noch allein hätte helfen können, aus dem Lande verbannt wurde, weil er ein Ketzer wäre! — So wenig zeigte auch die protestantische Religion in den ersten Jahres ihres Daseins die christliche Milde und Duldsamkeit und die echte Aufklärung, wodurch sie sich so vortheilhaft auszeichnen sollte. — Aber es schien auch überhaupt, als ob von der nächsten Umgebung des kranken Fürsten Niemand recht ernstlich seine Genesung wünschte, und nie erlangte der Unglückliche die Gesundheit seines Gemüthes wieder, obgleich er für seine höchst bejammernswerthe Lage nur ein allzuhohes Alter erreichte.

Da nun solcherweise die Aussicht, daß der Herzog jemals wieder die Regierung des Landes werde übernehnen können, immer mehr und mehr verschwand, so war es nöthig, daß die Herrschergeschäfte in andere Hände gelegt würden, und nach mancherlei Zwistigkeiten erhielt endlich der Markgraf von Brandenburg-Ansbach, Georg Friedrich, ein naher Verwandter des Herzogs und Mitbelehnter auf Preußen, die oberste Verwaltung des Landes (1578), auch wurde den Kurfürsten von Brandenburg die, 1569 zum ersten Mal ertheilte, Belehnung auf Preußen erneuert.

Georg Friedrich hat sich unstreitig um das Preußenland große Verdienste erworben. Mit vielem Eifer unterstützte er die Wissenschaften, indem er mehrere Schulen anlegte und auch die Hochschule zu Königsberg reichlich beschenkte. Mit landesväterlicher Sorgfalt suchte er Handel und Schiffahrt zu befördern und war sogar auf die Bequemlichkeit und Sicherheit der Reisenden bedacht, indem er an den Landstraßen Wirthshäuser anlegen ließ. Große Strecken wüsten Landes wurden durch seine Fürsorge in fruchtbare Aecker umgewandelt, und das Land bevölkerte er mit einer Anzahl fleißiger und braver Bewohner, welche wegen der Grausamkeit, womit der König von Spanien die Anhänger der Kirchenverbesserung in den Niederlanden verfolgte, aus ihrem Vaterlande geflohen waren und nun in Preußen eine sichere Freistatt fanden.

Georg Friedrich starb im Jahre 1603 und mit ihm erlosch der fränkische Stamm des Hauses Brandenburg.

Es gab wieder viele Schwierigkeiten, ehe im J. 1605 der Kurfürst von Brandenburg Joachim Friedrich die Oberverwaltung des Herzogthums Preußen, worauf er durch die empfangene

Mitbelehnung die gerechtesten Ansprüche hatte, von den Polen erhielt. Denn die Polen mochten es im Sinne haben, das östliche Preußen, nach Absterben des schwermüthigen Herzogs, ganz und gar mit ihrer Krone zu vereinigen. Dieselben Schwierigkeiten erneuerten sich, als Joachim Friedrich im Jahre 1608 starb und sein Sohn Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, sein Recht auf die Oberverwaltung Preußens geltend machen wollte. Endlich aber ward auch ihm die Herrschaft zugestanden und er nebst seinem ganzen Hause von Neuem belehnt 1611. Er hat sich ein Denkmal seiner Herrschaft durch die Anlegung eines Kunstgrabens gestiftet, der den Pregel und Memelfluß verbindet und unter dem Namen der neuen Gilge bekannt ist. Dieses Werk wurde zwar erst lange nach dem Tode des Kurfürsten vollendet, hat aber nicht wenig zu einem leichteren und bequemeren Handelsverkehre in der Provinz Preußen beigetragen. Auch die Regierungsgeschichte dieses Fürsten hat weder etwas Merkwürdiges noch etwas Erfreuliches aufzuweisen, wenn man nicht etwa den Tod des unglücklichen Herzogs Albert Friedrich, der im Jahre 1618 erfolgte, hierher rechnen will. Denn dadurch ward unser Vaterland für immer mit der Mark Brandenburg vereinigt, eine Begebenheit, die für Preußen von den schönsten und segensreichsten Folgen wurde, indem gerade dadurch das Land von der Gefahr befreit ward, noch tiefer in die schmähliche Abhängigkeit von Polen hineinzugerathen, und die frohe Aussicht erlangte, von deutschen Fürsten stets beherrscht zu werden und seine deutsche Bildung und Sitte vom gänzlichen Untergange gerettet zu sehen.

Indessen dauerten die unheilvollen Spaltungen und Streitigkeiten auch während der Herrschaft Johann Sigismunds nicht nur fort, sondern nahmen noch immer mehr überhand. Das Land litt unbeschreiblich unter diesen inneren Zerrüttungen, die von den Polen, welche jede Gelegenheit benutzten, um den Kurfürsten zu kränken, — vielleicht weil sie es dahin bringen wollten, daß er freiwillig seinen Ansprüchen auf Preußen entsagen sollte — stets begünstigt und von Neuem angeschürt wurden. Dadurch gingen für Preußen alle Segnungen des Friedens, deren es sich sonst zu erfreuen gehabt haben würde, verloren, und das Land kam immer mehr von seinem vorigen Wohlstande herab. Wie viel hatten nicht zweihundert Jahre hier geändert! Damals war Preußen noch das blühendste Land des Nordens von Europa und stand da, gleich einem stolzen, kräftigen Eichbaume, selbstständig, reich, geachtet und stark in seinem Innern — und jetzt war es zu einem unbedeutenden, abhängigen Nebenlande herabgesunken.

Die vielen Kränkungen, die der Kurfürst von den Polen zu erdulden hatte, und der Verdruß, den ihm die ununterbrochenen Zänkereien in Preußen verursachten, zogen ihm endlich einen Schlagfluß zu, an dessen Folgen er im Jahre 1619 zu Berlin starb, nachdem er wenige Monate vorher schon die Regierung seinem Sohne Georg Wilhelm abgetreten hatte.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Sitten des Volkes während dieser unheilvollen Zeit; so finden wir, daß man sich für den Genuß des eigentlichen Bürgerglückes, welches nur in einem wohlgeordneten und innerlich beruhigten Staate gedeihen kann, durch Lustbarkeiten verschiedener Art und durch äußeren Glanz zu entschädigen suchte. Die reichen Edelleute, die den Bürger- und Bauerstand fast gänzlich unterdrückt und sich eine übergroße Macht angeeignet hatten, wollten es auch in ihrem Aeußern den Fürsten gleich thun. Sie kleideten sich prächtig in Seide, Sammet und Goldstoff, schmückten sich mit Perlen und Edelsteinen und hielten sich eine zahlreiche Dienerschaft, wozu auch Trompeter, Pfeifer und Lautenschläger gehörten. Der üppigste Ueberfluß herrschte auf ihren Tafeln, und man geräth in ein gerechtes Erstaunen über die außerordentliche Eßlust dieser Herren, wenn man hört, daß bei einem einzigen Gastmahle, welches sie einigen polnischen Abgeordneten im Jahre 1578 zu Königsberg anrichteten, hundert und funfzehn verschiedene Gerichte aufgetragen wurden. Noch mehr aber muß man sich darüber wundern, wie weit es der menschliche Magen in der Kunst zu verdauen bringen kann, wenn uns als glaubwürdig versichert wird, daß zur Beköstigung dieser polnischen Abgeordneten in jeder Woche 30 Ochsen, 66 Faß Bier, 14 Ohm Rheinwein u. s. w. nöthig waren. Konnten es nun gleich die Bürgerlichen an Pracht und Ueppigkeit dem reichen Adel nicht nachthun, so legten doch auch sie einen großen Werth auf glänzende Kleidung und schwelgerische Mahlzeiten. Ja man könnte die großen Wurst- und Kringelaufzüge in Königsberg zum Beweise anführen, als was für eine wichtige Angelegenheit das Essen damals behandelt wurde. Aber diese Aufzüge sind auch besonders merkwürdig und bezeichnend für den Sinn und die Sitten der damaligen Zeit, und verdienen deßhalb hier einer näheren Erwähnung. Schon im Jahre 1558 hatte das Fleischergewerk zu Königsberg eine Bratwurst von 198 Ellen Länge verfertigt und dieses Meisterstück ihrer Kunst in den Straßen der Stadt zur Schau herumgetragen. Der Ruhm, welchen das ehrbare Gewerk dadurch erwarb, spornte seinen Eifer und von Zeit zu Zeit wurden ähnliche Würste zur Schau getragen, die aber jedesmal an Größe die vorhergehenden übertrafen.

Endlich im Jahre 1601 war ein wirkliches Wurstwunder zu Stande gekommen, das Alles, was bisher in diesem Fache geleistet worden, weit hinter sich zurück ließ. Eintausend und fünf Ellen maß die Riesenwurst, die am 1. Januar feierlich durch die Straßen der Hauptstadt getragen wurde. Voran dem festlichen Zuge schritt ein wohlgeputzter Führer, auf seinem Hute wehten Federn, und bunte Bänder umflatterten sein Kleid. In der Hand aber trug er eine weiße und grüne Fahne. Ihm folgte eine Schaar blasender, trommelnder und pfeifender Spielleute und die Königin des Festes, die große Bratwurst, feierlich getragen von 103 stattlich geschmückten Fleischerknechten mit ihren weißen Schürzen und blinkenden Schlachtmessern. Damit aber das Wunder ihrer Kunst keinen Schaden nehme, gingen die Meister und Gesellen des Gewerkes in festlicher Kleidung nebenher, und eine große Menge des schaulustigen Volkes folgte nach. So bewegte sich in angemessener Feierlichkeit der Zug nach dem Schlosse, wo dem Fürsten 130 Ellen von der großen Wurst geschenkt wurden. Von dort aber hielten sie ihren ferneren Umzug, und als sie in den Löbenicht kamen, empfing sie festlich und feierlich das Gewerk der Bäcker und lud sie zum Schmause ein.

Fünf Tage darnach aber hielt auch das Bäckergewerk mit acht großen Strützeln und sechs gewaltigen runden Kringeln, die zusammen aus zwölf Scheffel Weizenmehl verfertigt waren, einen ähnlichen Aufzug und Wurst und Strützel wurden darauf mit großer Lust und Fröhlichkeit von den beiden Gewerken gemeinsam verzehret.

Zu den Volksvergnügungen jener Zeit gehörte auch ein öffentliches Wettrennen, das jedesmal in den Jahrmarktstagen von den Fleischergesellen und Fuhrleuten, zur allgemeinen Belustigung angestellt ward. Ein Ochse, dessen Hörner reichlich bekränzt und mit Bändern verziert worden, ein Schwein und ein Kranz waren die Preise, welche die Sieger davontrugen.

Höchst eigenthümlich und den Geschmack des Jahrhunderts genau bezeichnend sind auch die festlichen Lustbarkeiten, wodurch die Vermählungsfeier Albert Friedrichs erhöht wurde. Nachdem die Braut und ihr fürstlicher Vater von der Bürgerschaft Königsbergs, die sich wohlgerüstet und in Schlachtordnung auf dem Haberberge aufgestellt hatte, und von einem stattlichen Zuge von Edelleuten und fürstlichen Dienern, unter dem Wirbeln der Pauken und dem Schmettern der Drommeten, empfangen worden war, wurden sie durch die festlich geschmückten und mit Blumen bestreuten Straßen zum Schlosse hinaufgeführt. Mitten in der kneiphöfischen Langgasse war ein stattlicher Ehrenbogen errichtet,

verziert mit dem klevischen Wappen, und ein künstlich verfertigter hölzerner Adler bewegte auf der Spitze des Prachtthores seine schwarzen Flügel. Den Tag nach der Vermählung ward im Schloßhofe ein Ritterspiel angestellt, wobei des Herzogs Rüstmeister und der Sohn des Burggrafen in seltsamer Kleidung ein ritterliches Kampfspiel hielten. Das Roß des einen war mit einem Tigerfell behangen, das andere in die Haut eines Elenthiers gehüllt. Die Rüstung der beiden Kämpfer war von der Art, daß sie darin wie wilde Männer aussahen, und auf ihren Helmen war ein verzerrtes, bärtiges Gesicht gemalt. Dazu bliesen zehn Männer in derselben Tracht auf Kuhhörnern, und begleiteten den seltsamen Kampf mit ihren rauhen Tönen. Am Abende dieses Tages war eine Festmahlzeit auf dem Schlosse, wobei der Schwiegervater des Herzogs eine merkwürdige Höflichkeit an den Gästen verübte. Er ließ ihnen nämlich sammt und sonders die Bärte abschneiden.

Den folgenden Tag ward ein Feuerwerk abgebrannt und ein Bär gehetzt und den Beschluß aller Festlichkeiten machte ein Schneidergesell, der auf einem Seile vom obersten Geschosse des Schloßthurms herab in den Schloßhof stieg, und durch seine große Fertigkeit im Seiltanzen Alles in Bewunderung und Erstaunen setzte.

Zweiter Theil.

Geschichte Brandenburgs bis zum Jahre 1618.

Erster Abschnitt.

Brandenburgs Vorgeschichte bis auf Albrecht den Bären.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die ältesten Bewohner der Mark Brandenburg, ihre Sitten und Religion.

Ein deutscher Volksstamm, die Semnonen, der älteste und edelste Zweig der Sueben bewohnte in den ältesten Zeiten, so weit die geschichtliche Kunde der nordischen Lande reicht, die Gebiete, welche späterhin die brandenburgischen Marken genannt wurden. Das Land, flach und sandig ohne Städte, nur theilweise die fleißige Menschenhand mit reichem Ertrage belohnend, vielfach durch Binnengewässer zerrissen und damals noch häufig mit dichten Waldungen, Sümpfen und Morästen bedeckt, bot seinen genügsamen Bewohnern durch Getreide, Rüben und Kohl, durch Jagd und Fischfang hinreichende Nahrung dar, und seine rauhe Beschaffenheit schützte ihre Freiheit vor der Unterwerfung unter die römischen Waffen. Die Wogen der hunnischen Völkerwanderung entführten dem Lande seine deutsche Bevölkerung. Nach dem milderen Himmel des Westen und Süden drängten die Bewohner des rauhen Norden. Roms alte Weltherrschaft ging blutig unter, und Italien, Frankreich und Spanien gehorchten den germanischen Siegern. Da mögen die Marken vielleicht lange Zeit beinahe menschenleer geblieben sein, nur von den wenigen Ueberresten der früheren Bevölkerung bewohnt, welche Liebe zum heimischen Boden dort festgehalten hatte. Aber im sechsten Jahrhunderte nach Chr. drängte aus Asien und dem Osten von Europa ein mächtiger Volksstamm sich in die verlassenen Sitze, welcher mit einem allgemeinen Namen der slavische genannt wird. Er drang bis gegen die Elbe vor, wo ihm die muthigen Waffen der Sachsen Einhalt geboten, deren Gebiet von dem westlichen Ufer des ge-

nannten Stromes bis zu den Mündungen des Rheins sich hinauferstreckte. Von der Elbe und Saale bis zum entlegenen Osten, von der Ostsee bis zum adriatischen Meere hatte sich die Fluth der Slavenvölker ergossen und feste Wohnsitze erzwungen. Aber wie die Deutschen sich in einzelne, durch Sprache und Sitte merklich verschiedene Völkerschaften theilten, die oft voll kriegerischer Eifersucht in wilden Kämpfen die Waffen gegen einander kehrten, so waren auch diese Slaven weit davon entfernt, sich als ein gemeinsames Volk zu betrachten, wenngleich die nahe Verwandtschaft ihrer Sprachen, die Aehnlichkeit der Sitten und der körperlichen Beschaffenheit sie als Kinder eines und desselben Stammes bezeichnete. Die Wenden, welche sich in den heutigen Marken niedergelassen und die dortigen Ueberbleibsel der früheren deutschen Bevölkerung zur Knechtschaft herabgedrückt hatten, nannten sich selbst Polaben, von der Elbe, die slavisch Labe genannt wird, so daß dieser Name also an der Elbe Wohnende bezeichnet. Sie zerfielen in drei Gruppen. Die südlichste von ihnen zwischen Saale und Bober, von den böhmischen Gebirgen nördlich etwa bis dahin, wo die Elbe eine weite Strecke hin auf der Südseite des hohen Flämings nach Westen läuft, waren die Serben oder Sorben. Die nördlichsten von ihnen dagegen an den Küsten der Ostsee, in dem heutigen östlichen Holstein und Mecklenburg, hießen die Abotriten. In der Mitte von beiden zwischen der Elbe und Oder und im Nordosten ebenfalls an das Meer stoßend, saßen die Lutizen. Auch Wilzen wurden diese genannt und zwar, nach dem Zeugniß eines alten Geschichtschreibers (Helmold), wegen ihrer Tapferkeit. Denn das slavische Wort Wilk heißt zu deutsch Wolf, und dieses Raubthier führten die Wilzen, als Sinnbild ihres kriegerischen Muthes, in Schild und Fahne. Alle drei Völker lebten in beständigen Kriegen mit einander, die mit großer Erbitterung geführt wurden. Ein jedes von ihnen theilte sich wieder in kleinere Völkerschaften, an deren Spitze Fürsten oder Könige standen, und da sie nur selten zu gleichem Zwecke verbunden waren, so benutzten die Deutschen ihre Uneinigkeit mit Erfolg bei ihren Eroberungen.

Schon die Gestalt des Körpers unterschied den Wenden vom Deutschen. War dieser kenntlich an seinem hohen, schlanken Wuchse, gelben Haaren und blauen Augen: so zeigte sich bei jenem der Körperbau mehr gedrungen, Haar und Augen dunkelfarbig. Noch größer war die Verschiedenheit in der Lebensart. Der freie Deutsche saß am liebsten allein auf seinem angeerbten Landbesitzthume; die Slaven bauten ihre Hütten gerne gesellig aneinander und bildeten schon frühzeitig Dörfer oder sogenannte

Städte. Einen Unterschied der Geburt, den Adel, kannten sie anfangs nicht. Jeder freie Mann war dem andern gleich. Kriegsgefangene und bezwungene Völkerschaften wurden zur tiefsten Knechtschaft herabgedrückt und standen ganz in der Willkür ihres Herrn, ohne die geringsten bürgerlichen Rechte. Der größere Reichthum begründete das größere Ansehn, die Vornehmheit, ohne daß dabei an Erbadel gedacht wurde. Die Vornehmen hießen Pans oder Zupans (Herren), und aus ihrer Mitte wurden die Knesen, die Richter einzelner Bezirke, von der freien Volksgemeine erwählt. Jeder Stamm lebte anfangs für sich, durch kein gemeinsames Band bürgerlicher Ordnung mit den andern verbunden, und kämpfte seine Schlachten unter selbsterwählten Woiwoden (Heerführern). Erst in spätern Zeiten zwang öfter die wachsende Gefahr des Krieges mit den Nachbarvölkern mehrere Stämme zur Vereinigung unter ein gemeinsames Oberhaupt, Krole (König) genannt. Des Wenden starker Körper, abgehärtet gegen Frost und Hitze, leicht gewöhnbar an alle Arten der Entbehruug, unterstützte des Volkes kriegerischen Muth und machte es stark und beharrlich, seine Freiheit zu vertheidigen. Eiserne Waffen kauften sie von den Deutschen und lernten sie allmälig selbst verfertigen. Der Kampf zu Roß war ihnen nicht unbekannt; aber des Heeres Kraft lag im Fußvolke. Den Kampfschaaren voran wurden Götterbilder und Fahnen getragen, und kriegerischer Gesang entflammte die Streiter. Ursprünglich liebte der Wende den Frieden, weidete seine Heerden, bebaute seine Ackerfelder, wirkte seine Kleidung aus Flachs und bereitete süßen Meth zur Erhöhung seiner Freude. Gesang und Tonspiel ergötzten ihn von jeher; doch scheint er von den Deutschen erst den Tanz kennen gelernt zu haben, den er nachmals leidenschaftlich liebte. — Schlösser und Riegel kannten die alten Wenden nicht, denn Diebstahl war unerhört. Gastfrei stand ihre Hütte dem Fremdlinge offen, und das Beste wurde zu seiner Bewirthung hervorgeholt. Dem Manne waren so viele Weiber gestattet, als er ernähren konnte; aber das Weib war des Mannes Sklavin. Darum gaben Mütter oft ihren neugebornen Töchtern den Tod, um sie dem traurigen Loose der Knechtschaft zu entziehen.

Die Religion der Wenden war, wie die altasiatische, eine Naturreligion. Die Sonne, die Alles befruchtet, Alles erzeugt und Alles ernährt, galt für den obersten Gott, den Bog, der gleich dem Wodan der Deutschen, den Himmel beherrschte. Da aber das Feuer auch verheert und zerstört, so wurde die Gottheit in doppelter Beziehung aufgefaßt, als gute (Belbog, d. h. weißer oder guter Gott) und als böse (Czernybog d. h. schwarzer oder

böſer Gott). Von dieſem allgemeinen Begriff der Gottheit, der für die Menge zu hoch war, ſonderten ſich einzelne Eigenſchaften aus, und es entſtanden die drei Gottheiten Perkun, Radegaſt und Siwa.

Perkun, den wir auch als oberſten Gott bei den heidniſchen Preußen gefunden haben (ſ. Th. I S. 11), war der Regierer des Weltalls, der Licht- und Feuergott. Nicht in geſchloſſenen Tempeln wurde er verehrt, ſondern unter ehrwürdigen Eichbäumen und heiligen Hainen, in welchen ihm ein ewiges Feuer unterhalten wurde. Als zürnender Gott ſandte er Blitz und Donner und wurde auf Berghöhen verehrt. Seine Gemahlin war die Baba, der Mond.

Radegaſt war der Gott der Kraft, Stärke und Weisheit. Er galt deshalb zugleich als Kriegsgott; ſein Symbol war der Stier, der bei ſo vielen Völkern als Sinnbild der Kraft gebraucht worden iſt.

Siwa, das leuchtende und erwärmende Feuer darſtellend, wurde als männliche und weibliche Gottheit gedacht, die den Frühling nnd die Fruchtbarkeit hervorrief, weshalb ſie zugleich die Göttin der Jugend und Schönheit, die Beſchützerin der Liebe und Ehe war. Siwa wurde aber auch als böſe Gottheit verehrt.

Eine höhere geiſtige Anſchauungsweiſe faßte die drei Gottheiten wieder zu einem Weſen zuſammen, dem Triglaff d. h. dem Dreiköpfigen, der die Herrſchaft des Himmels, der Erde und der Unterwelt behauptete. Ein ſchwarzes Roß war ihm heilig, das die Gabe der Weiſſagung beſaß. Neun Lanzen, je eine Elle von einander entfernt, wurden auf den Boden gelegt und das Pferd dreimal über ſie hin und zurück geführt. Berührte das Roß mit ſeinen Hufen keine der Lanzen, ſo war das Zeichen günſtig. Namentlich beim Beginn des Krieges wurde dieſes Orakel befragt.

Außerdem hatte wahrſcheinlich jede wendiſche Völkerſchaft noch ihre beſondern Götter. Auch darin unterſchieden ſie ſich merklich von den deutſchen Volksſtämmen, daß ſie zur Anbetung ihrer Götter, Perkun ausgenommen, Tempel erbauten, während jene die Unſichtbaren in heiligen Hainen verehrten. Ein weitberühmter Tempel des Gottes Radegaſt ſtand in dem neunthorigen Rhetra, das in dem heutigen Herzogthume Mecklenburg gelegen haben ſoll. Des Gottes Bild zeigte einen nackten Mann mit einem Helme auf dem Haupte, eine Hellebarde in der Linken, einen Schild mit einem Löwenkopfe in der Rechten tragend. Die Pommern verehrten den dreiköpfigen Gott Triglaff am meiſten; doch ſoll ihm auch in der Nähe von Brandenburg ein Tempel

gestanden haben. Auf der Insel Rügen genoß Swantewit, der Gott des heiligen Lichts, eine weitverbreitete Anbetung. Tempel und Götterbilder waren von Holz, mit edlen Metallen reichlich verziert. Aber auch ganz metallene Götterbilder fand man in einigen Tempeln. — Als Opfer bluteten vor ihren Altären Schaafe und Stiere, aus deren Eingeweiden die Priester (Micki und Popen) weissagten. Doch war auch das Menschenopfer, zumal gefangener Christen, nicht ungewöhnlich. Die Todten wurden feierlich verbrannt. Ihre Asche that man in thönerne Urnen, fügte mancherlei Schmucksachen bei und bestattete Alles in steinernen Grabmälern auf den gemeinschaftlichen Begräbnißplätzen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Kämpfe Karls des Großen und seiner Nachfolger gegen die Wenden. Einsetzung von Markgrafen. Gründung der Nordmark, Ostmark und der Mark Meißen. Albrecht der Bär, Markgraf der Nordmark.

Uralt und tief eingewurzelt ist der Haß zwischen Deutschen und Slaven. Gewiß haben die Schwerter der feindlichen Nachbarvölker selten gegen einander geruht, wenn auch kein Geschichtsschreiber ihre kriegerischen Thaten der Nachwelt überliefert hat. Denn nur erst seit Karls des Großen Sachsenkriegen tritt das Wendenvolk im Norden des heutigen Deutschlands einigermaßen aus seinem früheren Dunkel auf den Schauplatz der beglaubigten Geschichte. Die gegenseitige Feindschaft der Nachbarvölker aber war so groß, daß die Deutschen jeden für unehrlich geboren hielten, der eine slavische Mutter hatte, wenn gleich der Vater ein Deutscher war. Das Wort Slave (Sklave) gebrauchten sie, um das härteste und niedrigste Loos des Menschen, die tiefste Knechtschaft damit zu bezeichnen.

Als Karl der Große kam, um den Sachsen das Christenthum und seine Herrschaft aufzuzwingen, benutzte er die bittre Feindschaft der nachbarlichen Völker, um das eine durch das andere zu besiegen. Der mächtige Wendenstamm der Abotriten, lieh ihm seine Arme zur Bekämpfung der Sachsen. Anders aber dachten die Wilzen, mit den Abotriten seit Alters her durch Eifersucht in Fehde gerathen. Sie sahen in dem Schicksale, welches das freie Sachsenvolk bedrohte, ihr eigenes zukünftiges Loos vorher, und mit den Sorben und Czechen (in Böhmen) verbunden, halfen sie den Sachsen in dem furchtbaren Kampfe gegen die

fränkischen Waffen. Aber sie empfanden den mächtigen Arm des unbezwungenen Heldenkaisers, und als Karl endlich die Sachsen zur Unterwerfung zwang (im Frieden zu Selz 803), da mußten auch sie sich zur Anerkennung der fränkischen Oberhoheit verstehn und dieselbe durch einen jährlichen Zins bethätigen. Der alternde Kaiser aber war mit diesen Erfolgen zufrieden; denn auch er hatte die Kraft der Wenden kennen und achten gelernt. Er ließ ihnen ihre Fürsten und ihre Verfassung, und selbst auf die versprochene Annahme des Christenthums drang er nicht weiter. Desto thätiger aber sorgte er dafür, die Grenzen des bezwungenen Sachsenlandes und Thüringens durch eine Reihe von festen Plätzen gegen die Anfälle der Slaven zu sichern und zu ihrer Vertheidigung in beiden Landen Grenz- oder Markgrafen anzustellen. Es war eine Art Militairgrenze, ähnlich wie sie z. B. Oesterreich noch heute gegen die Türkei besitzt. Gegen die Sorben wurde auf der Westseite der Saale die thüringische Mark errichtet mit dem Hauptsitz Erfurt. Längs der Elbe waren gegen die Wilzen sogar drei Marken angelegt, deren Hauptorte Magdeburg, Zelle und Bardewyk hießen. Gegen die Abotriten endlich wurde im heutigen Lauenburg eine Mark begründet, die insbesondere die sächsische genannt ward. In jeder der Marken war ein Obercommandirender (dux oder Herzog), der mehrere Grafen (legati oder comites) unter sich hatte. Die genannten Hauptorte, in denen die Commandirenden ihren Sitz hatten, waren zugleich die Hauptstapelplätze des Handels zwischen Deutschen und Slaven und die Steuerämter, die kein Kaufmann umgehn durfte.

Ein Jahrhundert verging nach des großen Kaisers Tode (814), während dessen die Schöpfung, welche sein hoher Geist hervorgerufen und sein kräftiger Arm zusammengehalten hatte, mehr und mehr auseinanderfiel. Denn nur seine Krone, nicht sein Geist erbte auf seine schwachen Nachkommen. Deutschland, seit dem Vertrage zu Verdun (843) ein besonderes Königreich, drohte vor allen wieder in vereinzelte Staaten sich aufzulösen, und seine Fürsten, unter sich zwiespaltig, ließen das hilflose Land den räuberischen Normannen, den wilden Magyaren (Ungarn) und den entfesselten Slaven zur Beute. An Zins dachten die bezwungenen Wenden nicht mehr, richteten ihre alte Freiheit wieder auf, und wahrscheinlich um diese Zeit war es, wo sie sich Wohnsitze auf dem westlichen Elb- und Saalufer, in der Altmark, dem Lüneburgischen und in Thüringen erkämpften.

Da erkoren die Deutschen ihren Retter, Heinrich I., Herzog von Sachsen, zu ihrem Könige (918). Er richtete die alte Kriegsverfassung, wie sie unter Karl dem Großen bestanden hatte, wie-

der auf, zwang zuerst die Magyaren zu einem neunjährigen Waffenstillstande und führte dann seine Völker, wie zur Uebung für den künftigen Magyarenkrieg, gegen die Slaven. Zuerst griff er die Heveller, die Bewohner des Havellandes an, deren Fürst Tugumir sich in der Burg Brennabor (Brandenburg) heldenhaft vertheidigte. Moraſt und Gesümpf schützten die Feste. Aber ein strenger Winter erleichterte den Deutschen die blutige Arbeit. Tugumir mußte sich ergeben und wurde als Geißel fortgeführt (928). Heinrich verlangte von den Besiegten nichts weiter, als einen jährlichen Zins und Annahme des Christenthums. Dann wandte er die siegreichen Waffen gegen die Sorben und die nördlich vom Havellande wohnenden Redarier. Aber diese versuchten noch in demselben Jahre 929 das Joch der Knechtschaft abzuschütteln, drangen in gewaltigem Ansturm unter Mord und Verwüstung auf das linke Elbufer vor und schlugen die versuchte Abwehr der Grafen Bernhard und Ditmar zurück. Es wurde die Hülfe des Königs nöthig. Der sandte ein Heer, und dieses brach in das Gebiet der Redarier ein und belagerte Lenzen, wo das an Zahl überlegene slavische Heer den geübtern Waffen der Deutschen in offener Feldschlacht erlag. Lenzen liegt unweit der mecklenburgischen Südgrenze und der Elbe.

Der große Sieg bei Merseburg über die Ungarn im Jahre 933 verschaffte den Waffen Heinrichs auch bei den Slaven ein höheres Ansehn, und schon das Jahr darauf unterwarf er die Ukrer bis zur Oder und zum Haff und machte sie tributpflichtig. Dies war aber seine letzte Kriegsthat.

Heinrich, Deutschlands Wiederhersteller, starb 936 und hinterließ das Reich seinem Sohne Otto I., dem der Name des Großen beigelegt worden. Aber stürmisch erhoben sich allenthalben die Wogen drohender Gefahr gegen den jungen König, der Deutschland erst erobern mußte, ehe er es beherrschen und an die Wiederherstellung der abendländischen Kaiserwürde denken konnte. Nicht nur begannen die Ungarn von neuem ihre Einfälle, sondern Otto hatte auch in Deutschland selbst und in der eignen Familie mit gefährlichen Empörungen zu thun. Dies wollten sich die Wenden zu Nutzen machen und versuchten (939), das ihnen verhaßte deutsche Joch wieder abzuschütteln. Sie verweigerten den Zins, und Graf Gero, der damals (seit 937) die Vertheidigung der ganzen Grenze gegen die Slaven hatte, nahm zu schändlicher List seine Zuflucht, um die Wenden im Gehorsame zu erhalten. Er lud dreißig ihrer edelsten Fürsten, unter dem Scheine der Gastfreundschaft, auf seine Burg zum Mahle ein. Die Wendenfürsten kamen, an tückischen Verrath nicht denkend. Aber mitten

im Taumel der Freude ließ Gero die Arglosen meuchlings ermorden; nur einer entrann. So hoffte er das Volk, seiner Fürsten beraubt, leicht zu bezwingen. Doch er hatte sich geirrt. Voll gerechten Zornes über den Meuchelmörder erhoben sich die Wenden zum Kampfe. Sie rechneten auf Tugumir, ihren König, der des Volkes Kraft sammeln und leiten konnte. Aber Tugumir selbst ward Verräther an seinem eigenen Vaterlande. Längst den Deutschen ergeben, bei denen er als Geißel lebte, stand er mit Gero in geheimer Verbindung und kämpfte nur zum Scheine gegen die Sachsen. Er kehrte nach Brandenburg zurück und wurde als Herrscher anerkannt, dann aber lockte er seinen Neffen und einzigen Erben an sich, tödtete ihn und öffnete den deutschen Waffen die Thore der Feste. Da mußten sich die Heveller dem deutschen Reiche unterwerfen (940) und sich zur Zinszahlung und zur Annahme des Christenthumes verpflichten. Kaiser Otto aber stiftete in dem bezwungenen Lande die Bisthümer Havelberg 946, Meißen 948 und Brandenburg 949, die er dem Erzbisthume Magdeburg 968, seiner Lieblingsschöpfung, unterordnete.

Aber nicht geduldig fügten sich die Wenden in die neuen Verhältnisse. Drei Dinge waren es, die der Eroberer verlangte: Tribut, Unterwefung unter die Oberhoheit des deutschen Reiches und Bekehrung zum Christenthum. Vom Christenthume kannten sie aber nichts, als die äußeren Formen, und der Geiz und die Herrschsucht der christlichen Priester war nicht geeignet, sie über den Verlust ihrer Freiheit und ihrer Götter zu beruhigen. Noch lebten zwei edle Sprößlinge des alten, königlichen Abotritengeschlechtes, zwei heldenmüthige Brüder, Nako und Stoinef. Auf diese war des Volkes Hoffnung gerichtet. Wo sie sich zeigten, begrüßte sie lauter Jubel, in wachsender Menge drängten sich um sie die wehrhaften Männer, und der Ruf der Freiheit schallte belebend durch das Land. Da stürzten die christlichen Kirchen in Trümmer, die Waffen klirrten und die deutsche Herrschaft war vernichtet. Otto schlug derweilen mit den Magyaren und hatte nicht Zeit, seine ganze Kraft gegen die empörten Wenden zu richten. Die Heere, welche er zu ihrer Bekämpfung ausschickte, kehrten geschlagen und muthlos heim. Kaum aber hatte der König der Deutschen durch den Sieg auf dem Lechfelde bei Augsburg (955) das Vaterland für immer von den Magyaren befreit, als er sich aufmachte, um die Wenden zu züchtigen. Mit furchtbarer Verwüstung durchzog er ihre Länder, und ohne sich ihm zum entscheidenden Kampfe entgegenzustellen, flüchteten die Wenden vor dem deutschen Schwerte. Doch ihre Flucht war wohlüberlegte Kriegslist. Denn als Otto mit seinem Heere bis

an den Bach Raxa, der bei Wittstock in die Doße mündet, vorgedrungen war, sah er sich plötzlich von den erbitterten Slaven in einer waldigen und sumpfigen Gegend rings eingeschlossen. Die Lage des deutschen Heeres war gefährlich, der Untergang schien gewiß. Da entschloß sich Otto mit dem Feinde zu unterhandeln. Gero, der verschlagene, vielgewandte Markgraf ward abgeschickt, um dem Fürsten Stoinef den Vorschlag zu machen, sich entweder zu unterwerfen, oder den Deutschen ein bequemes Schlachtfeld einzuräumen, damit man erfahre, wer von beiden Theilen der Stärkere sei. Aber Stoinef wies mit Hohnlachen den Markgrafen zurück. Da zwang die äußerste Noth den König der Deutschen zum Angriffe. Während er zum Scheine gegen Stoinef vordrang, umging Gero, vom Lager entfernt, die Sümpfe und führte den größten Theil der deutschen Krieger dem Feinde in den Rücken. Dem unvermutheten Angriffe erlagen die Wenden. Ihr Heer ward geschlagen, der flüchtige Stoinef selbst überfallen, da er, nur von zwei treuen Dienern begleitet, vor Ermüdung eingeschlummert war. Ein deutscher Krieger, Namens Hosed, schlug dem Schlafenden das Haupt ab und brachte das blutige Siegeszeichen nebst einem von den Dienern des Fürsten — der andere hatte sich durch die Flucht gerettet — in das Lager seines Königs. Otto hatte den vollständigsten Sieg errungen. Aber er entweihte diesen Sieg durch rohe Grausamkeit. Denn Stoinefs Haupt ließ er zur Schau auf eine Stange stecken und um dieses blutige Banner siebzig wehrlose Gefangene hinschlachten. Dem gefangenen Diener des Fürsten aber wurde die Zunge ausgeschnitten und die Augen ausgestochen.

Nako setzte noch einige Jahre den fruchtlosen Kampf fort, bis er endlich ruhmlos vom Schauplatz der Thaten zurücktrat. Markgraf Gero aber erwarb sich zu seinem bereits gewonnenen Ruhm noch neuen. Nachdem er im Norden die Abotriten und Wilzen der deutschen Herrschaft unterworfen hatte, wandte er sich gegen die Lusitzer, die er im Jahre 963 besiegte. Aber schon kurze Zeit darauf (965) starb er, und das große Gebiet, welches er verwaltet hatte, fast das ganze Land der Polaben umfassend, wurde nach seinem Tode nicht wieder unter einen Herrscher gestellt. Es zerfiel seitdem in drei Marken, die Nordmark, Ostmark (Lausitz) und Mark Meißen, aus denen sich im Laufe der Zeit die brandenburgischen, anhaltinischen und sächsischen Lande gebildet haben. Die Nordmark die später Altmark hieß, umfaßte das Land der Wilzen mit den Bisthümern Brandenburg und Havelberg, die Ostmark reichte im Osten bis an den Bober, im Westen bis nach Thüringen und enthielt den nörd-

lichen Theil des Sorbenlandes mit der Nieder-Lausitz; die Mark Meißen endlich umfaßte den südlichen Theil des Sorbenlandes mit den Bisthümern Meißen, Merseburg und Zeitz. Die Markgrafen, welche die Kaiser der Deutschen in den Grenzlanden anstellten, besaßen diese Würde nur als ein Staatsamt das vom Reichsoberhaupt verliehen wurde und wieder genommen werden konnte. An Erblichkeit war ursprünglich dabei ebenso wenig zu denken, wie heute zu Tage bei irgend einem hohen Staatsamte. Doch berücksichtigten die Kaiser bei der Wiederbesetzung erledigter Markgrafschaften gewöhnlich die Söhne der verstorbenen Markgrafen, zumal wenn der Vater sein Amt zur Zufriedenheit verwaltet oder sonst sich Verdienste erworben hatte. Diese Berücksichtigung wurde im Laufe der Jahre zur feststehenden Gewohnheit, von welcher die Kaiser ohne begründete Ursachen nicht mehr abwichen. So ward denn die markgräfliche Würde mit der Zeit ebenso erblich wie die herzogliche in den deutschen Herzogthümern. Die Gewalt der Markgrafen war der herzoglichen ziemlich gleich, hinsichtlich des Ranges standen sie anfangs den Herzogen untergeordnet.

Der erste Markgraf in der Nordmark war Dietrich von Haldensleben (965—983). Doch der Besitz der unterworfenen Länder war unsicher, und Dietrichs grausame Härte reizte sie abermals zur Empörung, als Otto II. im Jahre 982 eine blutige Niederlage gegen die Griechen bei Basantello in Unteritalien erlitten hatte. Furchtbar war die Rache des unterjochten Volkes. Der Dom zu Havelberg ward zerstört, jede Spur des Christenthums dort vernichtet, und wenige Tage darauf erstürmten die wendischen Waffen Brandenburg, wo alles, was deutsch und christlich hieß, ihrer entfesselten Wuth erlag (983). Die Kirchen sanken in Trümmer selbst die Leiche des frühern brandenburgischen Bischofs fand keine Schonung; sie wurde aus der Gruft gerissen und ihres priesterlichen Schmuckes beraubt. Die Fliehenden verfolgten sie bis über die Elbe, und das ganze Land wurde mit Feuer und Schwert verwüstet, bis endlich die wendische Macht an der Tanger dem gemeinsamen Angriff der deutschen Waffen erlag. Doch waren die Deutschen nicht stark genug, um in das Wendenland siegreich einrücken zu können. Deshalb mußten sie es geschehn lassen, daß in der wendischen Nordmark das Christenthum von Grund aus zerstört, die Priester auf den Altären der heidnischen Götter hingeschlachtet und die Besatzungen niedergemacht wurden.

Nur achtzehn Jahre hatte die Nordmark auf wendischem Boden bestanden, seitdem behaupteten die tapferen Wilzen ihre wiedererrungene Freiheit mit Löwenmuth anderthalb Jahrhunderte

gegen die Deutschen, obgleich die Waffen nimmer ruheten, bis es endlich den anhaltinischen Markgrafen gelang, das Land dauernd in Unterwürfigkeit zu bringen. Ebenso lange blieben auch die bischöflichen Stühle in Havelberg und Brandenburg verödet. Es wurden zwar Bischöfe für sie ernannt, dieselben besaßen aber nur den Titel.

Dietrich wurde 983 seiner Würden entsetzt, und es folgten auf ihn Grafen aus dem Hause Walbeck, von denen der letzte in der furchtbaren Niederlage der Deutschen bei dem Schloße Pritzlawa, nahe bei Werben, im Jahre 1056 seinen Tod fand. Die Grafen von Stade vermochten ebenso wenig wie ihre Vorgänger das Glück der deutschen Waffen wieder herzustellen. Das Einzige, was sie zurück eroberten, war das Land zwischen Elbe und Havel nördlich vom heutigen Plauenschen Kanal. Im Jahre 1130 starb ihr Geschlecht aus und Kaiser Lothar gab darauf die Nordmark an Conrad von Plötzke, der wegen seiner Schönheit die „Sachsenblume" genannt wurde. Aber er starb schon 1132 in der Lombardei, wohin er, wie auch Albrecht der Bär, Lothar begleitet hatte.

Das Slaventhum hatte in dieser Zeit an Macht und Festigkeit gewonnen, da es einzelnen Fürsten unter ihnen gelang, die meisten wendischen Völker in den Marken und an der Ostsee zu einem Reiche zu vereinigen. Einen Versuch dieser Art hatte schon im Anfange des eilften Jahrhunderts der Abotritenfürst Mistevoi gemacht. Aber seine Anhänglichkeit an das Christenthum machte ihn bei den Wenden verhaßt und sie vertrieben ihn von Herrschaft und Land. Sein Enkel Gottschalk, im Kloster Lüneburg erzogen und mit einer dänischen Fürstentochter vermählt, entsagte dem Christenthum, stellte sich an die Spitze der wendischen Völker, die ihn freudig als ihren König begrüßten, und führte sie gegen das Sachsenland. Aber Bernhard (II.), Sachsens Herzog, wußte den Feind durch List in seine Gewalt zu bringen (1036). Doch entließ der Herzog seinen Gefangenen sehr bald, nachdem dieser einen Vertrag mit ihm geschlossen hatte. Gottschalk ging aber nicht gleich nach seiner Freilassung in die Heimath zurück, sondern trat in die Dienste des Dänenkönigs Kanuts und unterstützte ihn in seinen Kriegen gegen England und Norwegen. Dann erst kehrte er (1042) zurück. Mit Jubel empfingen den Heimgekehrten seine Völker und er glaubte ihre Liebe nicht besser vergelten zu können, als wenn er das heilige Kreuz wieder unter ihnen aufrichtete. Sein Eifer für die Ausbreitung des Christenthums war groß und nachdrücklich. Vielleicht aber ging er dabei nicht mit der gehörigen Schonung und Klug-

heit zu Werke. Man verschwor sich gegen des Königs Leben und an der Spitze der Verschwörung stand Blusso, Gottschalks eigener Schwager. Die Mörder überfielen den Fürsten in der Kirche zu Lenzen und rötheten mit seinem Blute die Stufen des Altars, vor dem er betete (1066). — Das Volk erwählte Kruko, einen rügenschen Fürsten, zum Könige, der sich durch seinen wilden Haß gegen das Christenthum beliebt gemacht hatte. Er ließ Gottschalks ältesten Sohn, Buthue, ermorden. Heinrich, der jüngere, fand bei seinem Großvater, dem Könige von Dänemark, eine willkommene Freistatt.

Der Krieg der nordsächsischen Markgrafen gegen die Wenden dauerte inzwischen beinahe ununterbrochen fort und der Besitz von Brandenburg wechselte mehrmals zwischen beiden kämpfenden Theilen. Endlich war Gottschalks Sohn, Heinrich, zu den Jahren männlicher Kraft gelangt. Von einer tüchtigen Schaar dänischer Krieger begleitet, landete er an der wendischen Ostseeküste, eroberte einen Theil seiner väterlichen Lande und zwang den alten Kruko zur Anerkennung seiner Fürstenwürde. Slawine, des greisen Kruko junge Gemahlin, ward bald Heinrichs Bundesgenossin. Gedungene Mörder gaben jenem den Tod und Slawine vermählte sich mit Heinrich, der sich jetzt zum Könige aller Wenden ausrufen ließ. Aber nicht alle wollten ihn als solchen anerkennen, ein Theil erhob die Waffen gegen ihn. Da bat Heinrich den Herzog Magnus von Sachsen um Beistand und leistete ihm den Vasalleneid. Dem vereinten Heere der Sachsen und Heinrichs erlagen die unzufriedenen Wenden (1105) und von jetzt ab herrschte Gottschalks Sohn über zwanzig Jahre lang, durch Klugheit und Tapferkeit seine Macht mehr und mehr befestigend. Nach seinem Tode 1126 zerfiel das Wendenreich, denn Heinrichs Söhne stritten um die Herrschaft und die unterworfenen Völker benutzten den Bruderkrieg, um ihre alte Selbstständigkeit wiederherzustellen.

Kaiser Lothar betrachtete das Wendenland als deutsches Reichslehen und übertrug die wendische Krone dem Herzoge Knut von Schleswig. Knut erwarb sich viele Verdienste um das Land. Er soll die Städte mit Mauern umzogen und mit Thürmen geziert, auch größere Bildung und edlere Sitte unter seinem Volke eingeführt haben. Aber die Vornehmen waren mit ihm unzufrieden und wußten es dahin zu bringen, daß sein eigener Oheim, der König Nicolaus von Dänemark, ihn ermorden ließ (1134).

Noch lebten zwei Großsöhne Gottschalks, die Kinder des ermordeten Buthue, Pribislaw und Niklot. Knuts unglückliches Ende befreite sie aus der Gefangenschaft, worin dieser König sie gehalten hatte, und mit des Volkes Zustimmung theilten

sie jetzt die Herrschaft des Wendenreiches. Niklot erhielt Meklenburg oder das Abotritenland, Pribislaw die übrigen Länder. Doch unglückliche Kämpfe mit den Deutschen entrissen diesem bald einen beträchtlichen Theil seines Gebietes und beschränkten ihn auf den Besitz der Slavenländer in den heutigen brandenburgischen Marken. Er selbst hatte seinen Herrschersitz in der Stadt Brandenburg aufgeschlagen.

Um dieselbe Zeit hatte Kaiser Lothar in Italien den tapfern Grafen Albrecht den Schönen aus dem Hause Anhalt (Askanien), dem sein kriegerischer Muth den Beinamen: „der Bär" erworben, mit der sächsischen Nordmark belehnt, die durch den Tod des Markgrafen Konrad von Plötzke erledigt worden war (1132).

Zweiter Abschnitt.

Brandenburg unter den Markgrafen aus dem Hause Anhalt 1134—1319.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Regierungszeit Albrecht des Bären, des Begründers des brandenburgischen Staates. Der Wendenfürst Jaczo.

Albrecht der Bär, einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, hochstrebend und kühn in seinen Entwürfen, beharrlich und klug in ihrer Ausführung, nicht weniger durch ritterliche Tapferkeit berühmt, als durch das Glück begünstigt, war ein Sohn des reichen Grafen Otto von Ballenstädt. Aber bereits seine Vorfahren hatten ihren alten Stammsitz verlassen, da das Schloß Ballenstädt in eine geistliche Stiftung verwandelt wurde, und ihre Wohnung in dem Schlosse Anhalt und nach dessen Zerstörung in Aschersleben genommen, im mittelalterlichen Latein Ascaria genannt, welcher Namen in Ascania verdorben ist. Nach diesem Wechsel des Wohnsitzes veränderte auch die Familie nach damaliger Sitte ihren Namen.

Als Albrecht die Nordmark erhielt war er nicht nur im Besitz eines reichen väterlichen Erbes, sondern seit 1123 auch der Ostmark, außer der er bis zum Jahre 1131 noch die Lausitz gehabt hatte. Weshalb der Kaiser sie an einen andern gab, ist unbekannt,

jedenfalls zerfiel er darüber mit ihm nicht. Denn wir sehn ihn ja Lothar nach Italien begleiten und dort zum Markgrafen der Nordmark ernannt werden. Seine feierliche Belehnung erfolgte erst im April 1134. Der Umfang der Nordmark wie sie Albrecht der Bär erhielt, war nur gering; außer den deutschen Gauen westlich von der Elbe, der spätern Altmark, umfaßte sie von wendischem Gebiet nur noch das durch die Grafen von Stade eroberte und schon oben erwähnte Ländchen zwischen der Havelmündung und dem Plauenschen Kanal. Aber Albrecht sollte bald Gelegenheit erhalten, die Grenze nach Osten zu erweitern. Die Fürsten der Priegnitz, des Landes zwischen Mecklenburg, der Elbe und Dosse, erprobten den Muth des neuen Markgrafen und fielen verheerend in das Sachsenland ein. Dies bewog Albrecht, im Winter 1136—37 ihren Einfall zu erwidern und damit zugleich die Eroberung des Landes zu beginnen, die erst nach vielen Jahren beendet wurde. Denn der Tod des Kaisers Lothar rief ihn von seinem Kampfe gegen die Wenden nach Deutschland. Schnell erschien er in Sachsen und bewirkte durch sein kühnes Auftreten gegen Heinrich den Stolzen, daß nicht dieser sondern der Hohenstaufe Konrad III. 1138—52 zum deutschen Könige gewählt wurde. Er selbst suchte sich in den Besitz des Herzogthums Sachsen zu setzen, und der Kaiser, eifersüchtig auf die Macht Heinrichs des Stolzen aus dem uralten Heldengeschlechte der Welfen, der die Herzogthümer Baiern und Sachsen vereint besaß, erklärte, daß ein Herzog nicht über zwei Herzogthümer herrschen dürfe, und sprach ihm Sachsen ab, das er dem Markgrafen Albrecht verlieh (1138). Aber Heinrich der Stolze war nicht geneigt, sich dieser Entscheidung des Kaisers gutwillig zu fügen. Albrecht mußte Sachsen erst erobern, wenn er des Landes Herzog sein wollte. Und das Sachsenvolk hing mit Treue an seinem angestammten Herrn, so daß es diesem bald gelang, den Markgrafen nicht nur aus Sachsen zurückzudrängen, sondern ihn auch aus seiner Markgrafschaft zu vertreiben. Bald darauf starb zwar Heinrich der Stolze (1140), doch er hinterließ einen zehnjährigen Sohn, Heinrich, der später den Beinamen des Löwen erhielt, und für diesen hielten die Sachsen die Schwerter erhoben. Der Kaiser schloß endlich Frieden mit dem tapfern Volke und ließ ihm seinen jungen Herzog. Albrecht der Bär aber erhielt die Nordmark wieder (1142).

Doch seine Absicht, sich in den Besitz Sachsens zu setzen, gab er erst im folgenden Jahre auf, als König Konrad die Schenkungen des Wendenkönigs Pribislaw, der in Brandenburg residirte, bestätigte und sie als ein neues Reichsfürstenthum

an Albrecht verlieh. Es bestand aus dem Havelland und der Zauche und erhielt den Namen Mark Brandenburg, weshalb sich Albrecht auch seit 1143 Markgraf von Brandenburg nannte. Die bisherige Nordmark galt von nun an nur noch als ein Nebenland dieser eigentlichen Mark.

Im Jahre 1150 starb Pribislaw und zog Albrecht als Herr in Brandenburg ein. Aber der neue Besitz wurde ihm durch den Wendenfürst Jaczo von Köpnick, einen Anverwandten des Pribislaw, gefährdet. Als Albrecht im Anfang des Jahres 1157 einige Monate beim Kaiser verweilte, um ihn bei den Vorbereitungen zu einem Reichskrieg gegen die Polen zu unterstützen, bemächtigte sich Jaczo durch Verrath der Stadt Brandenburg. Im Verein mit dem Erzbischof von Magdeburg eilte Albrecht bei dieser Kunde herbei, belagerte die Stadt und nahm sie mit Sturm. Die Sage fügt hinzu, daß Jaczo auf seiner Flucht am Haveluser dahineilte und nicht bemerkte, daß er sich bei dem heutigen Pichelsdorf auf einer Landzunge befand. Die Fluthen der an dieser Stelle sich seeartig erweiternden Havel verhinderten die weitere Flucht; schon jubelten seine Verfolger und riefen: „Nun haben wir ihn wie in einem Sack," da gelobte Jaczo, Christ zu werden, wenn der Gott der Christen ihn aus den Händen seiner Feinde erretten würde. Er gab dem Pferde die Sporen, es setzte den Abhang hinab in die Fluth und trug seinen Herrn glücklich auf die gegenüberliegende Landzunge. Jaczo erfüllte sein Gelübde und hing zum Zeichen seiner wunderbaren Rettung seinen Schild und sein Horn dort an eine Eiche. Daher der Name Schildhorn für diese Landzunge. Friedrich Wilhelm IV. hat zum Andenken an diese Sage auf dem Schildhorn eine steinerne Säule errichten lassen, deren Form an eine Eiche erinnert.

Mit Brandenburgs Fall war das Schicksal der wendischen Völker in jenen Gegenden entschieden. Wie späterhin in Preußen, so sank auch hier der große Haufe des besiegten Volkes zur Knechtschaft herab. Wer das Christenthum nicht annehmen und die deutsche Herrschaft nicht anerkennen wollte, mußte die väterliche Erde verlassen. Den wendischen Adel gewann der Markgraf dadurch, daß er ihn dem deutschen Adel gleichstellte. Slavische Sprache und Sitte ward nun immer mehr und mehr durch deutsches Leben zurückgedrängt, und das siegende Christenthum verscheuchte allmälig im Gedächtnisse des Volkes die Erinnerung an den alten Götzendienst. Die Wenden in den brandenburgischen Marken verdeutschten sich und nur in der Altmark haben sich einige Gemeinen bis auf den heutigen Tag in der Sprache und Sitte ihrer Vorfahren erhalten. Albrecht, nachdem er durch einen

Kreuzzug nach Jerusalem ein frommes Gelübde erfüllt (1158), richtete die Bisthümer Havelberg und Brandenburg von Neuem ein, erbaute Kirchen und Klöster und rief deutsche Mönche in das Land, um dem unterworfenen Volke das Evangelium zu predigen. — Aber die langen blutigen Kriege in denen er die Hülfe der Johanniter und Tempelherrn gebrauchte, hatten die Marken entvölkert. Viele der Bewohner waren dem Schwerte erlegen, viele andere in solche Lande geflohen, wo die Altäre der alten Götter noch standen. Albrecht rief deutsche Einwanderer in das verödete Land. Aus Flamland, Holland, Westfalen und Franken kamen sie herbei, durch Krieg und Noth aus ihrer Heimath vertrieben, und gründeten sich in den Marken ein neues Vaterland. Von ihnen angelegt erhoben sich bald zahlreiche Dörfer und Städte und die verwüsteten Fluren fingen an, unter ihrer fleißigen Hand freundlich aufzublühen; auch wurden sumpfige Niederungen urbar gemacht, welche bald den reichsten Ertrag gaben. Albrecht bewilligte ihnen ähnliche Freiheiten, als späterhin der deutsche Orden den Einwanderern in Preußen. Die Bauern erhielten ihre Ländereien gegen bestimmte Dienstleistungen, Zins und Zehnte. Sie saßen unter ihren eigenen Schulzen und übten, unter dem Vorsitze derselben, die Gerichtsbarkeit über ihre eigene Genossen. Auch sollen gleichzeitig Potsdam, Spandau, Stendal und andre Städte mehr erbaut worden sein. So erblühte ein neues, edleres Leben in den Gegenden, welche Albrechts schöpferischer Fürstengeist beherrschte und Christenthum und Deutschthum begann in dem Wendenlande an Havel und Spree feste Wurzeln zu schlagen. Albrecht ist als der Begründer des brandenburgischen Staates zu betrachen, und in wie hohem Ansehn er bei seinen Zeitgenossen stand, spricht einfach und kräftig ein alter Volksvers aus:

Heinrich der Leuw und Albrecht der Bar,
Dartho Frederich mit dem roden Haar,
Dat waren dree Heeren
De kunden de Welt verkehren.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Otto I. 1170—84. Otto II. 1184—1205. Albrecht 1205—20.

Als Albrecht im Jahre 1170 starb, hinterließ er sieben Söhne, von denen Otto, der älteste, ihm im Besitze der Markgrafschaft Brandenburg folgte. Bernhard, der jüngste, erhielt

Anhalt nebst dem Lande Wittenberg, auf welches zehn Jahre später die herzogliche Würde von Sachsen überging; er ist der Stammvater der heutigen anhaltischen Fürsten; Dietrichs Antheil war die Grafschaft Werben, Albrecht erhielt Aschersleben und Ballenstädt und Hermann die Grafschaft Orlamünde. Die zwei übrigen Brüder traten in den geistlichen Stand.

Während Otto I. über Brandenburg herrschte, wurde Deutschland von einem heftigen Kriege erschüttert, der nicht ohne wichtige Folgen für die Marken blieb. Kaiser Friedrich I. Rothbart, aus dem Heldenstamme der Hohenstaufen, wollte die grollende Eifersucht, welche die beiden mächtigsten deutschen Fürstenhäuser entzweite, das hohenstaufensche und das welfische, dessen Hauptmacht in Sachsen wurzelte, mit Güte versöhnen. Daher ließ er dem Welfen, Heinrich dem Löwen, nicht nur den ganzen Umfang des großen Herzogthums Sachsen, sondern verlieh ihm auch noch das Herzogthum Baiern und begünstigte den stolzen und übermächtigen Fürsten, zum großen Verdrusse der übrigen, auf jede Weise. Aber Heinrich der Löwe vergalt dem Kaiser mit Undank. In der entscheidenden Stunde der Noth und Gefahr, während des vierten Kriegszuges, den Friedrich gegen die widerspänstigen Lombardenstädte in Italien unternommen hatte, verließ er mit seinen Heerschaaren den vergebens bittenden Kaiser, und das deutsche Reichsheer, zu schwach, den mächtigen Lombarden widerstehen zu können, erlitt bei Legnano eine vollständige Niederlage (1176). Friedrich mußte als Besiegter Frieden schließen und alle früherhin schon errungenen Vortheile in Italien wieder aufgeben.

Da beschloß der zürnende Kaiser den Löwen für seine Treulosigkeit zu züchtigen, und mit Frohlocken vernahmen die deutschen Fürsten, daß endlich Heinrichs unerträglicher Stolz gebrochen werden sollte. Freudig liehen sie ihrem Herrn und Kaiser die tapfern Arme. Auch Markgraf Otto I. zog sein Schwert gegen Heinrich. Der Löwe aber wehrte sich tapfer. Gegen den Markgrafen rief er die Pommern auf, die er vor einigen Jahren besiegt und zur Anerkennung seiner Oberhoheit gezwungen hatte. Aber Otto schlug die Pommern und bald darauf brach des Kaisers Macht die Kraft des Herzogs. Heinrich der Löwe wurde besiegt, Baiern und Sachsen ihm genommen, und Friedrichs Gnade ließ ihm nur seine Stammgüter, welche später zu einem besondern Herzogthume (Braunschweig) erhoben wurden. Das große Herzogthum Sachsen ward nun in viele kleine Fürstenthümer getheilt und Bernhard, der Graf von Anhalt, Ottos Bruder, erhielt die sächsische Herzogswürde (1180).

Nach Sachsens Zerstückelung erhob sich das Ansehen des

Markgrafen von Brandenburg vor allen übrigen Markgrafen. Sie wurden den Herzogen des Reiches gleichgeachtet und bei feierlichen Reichsversammlungen verwalteten sie fortan das Erzkämmereramt*), das seitdem, so lange die alte deutsche Reichsverfassung bestand, unzertrennlich mit der Markgrafschaft Brandenburg verbunden blieb.

Otto I. starb im Jahre 1184. In seiner Würde folgte ihm zunächst sein ältester Sohn Otto II. Heinrich und Albrecht, seine jüngern Söhne, wurden mit kleineren Herrschaften abgefunden. Otto II. gerieth bald mit den Dänen in feindliche Berührung. König Waldemar I. von Dänemark hatte die Insel Rügen, das slavische Seeräubernest, erobert, den Tempel des Swantewit zu Arcona zerstört, den Fürsten der Insel zur Taufe und zum Gehorsam gezwungen (1168) und glaubte sich zu weitern Eroberungen an der Küste der Ostsee berufen. Sein Sohn und Nachfolger Knut VI. zwang den Herzog Bogislaw von Vorpommern und die Fürsten von Mecklenburg, ihre Länder von Dänemark zu Lehen zu nehmen und nannte sich 1185 König der Slaven und Wenden. Er trat hiermit den Rechten Ottos II. zu nahe, denn schon im Jahre 1181 soll Kaiser Friedrich I., der Pommern nicht gerne unter dänische Herrschaft kommen lassen wollte, das Land als ein Reichsafterlehen (d. h. als ein Lehen, welches außer der Oberhoheit des Kaisers noch die Hoheit eines andern Lehenfürsten anerkennen mußte), dem Markgrafen von Brandenburg übertragen haben. Wie diese kaiserliche Verleihung der Grund ist, auf welchem Brandenburgs Ansprüche auf Pommern beruhen, die erst unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm III. vollständig befriedigt wurden, und wie sie für Jahrhunderte zwischen Brandenburg und Pommern bittere Feindschaft entzündete, so war sie auch eine Hauptveranlassung des Kampfes, welchen Otto II. mit den Dänen zu bestehen hatte. Denn König Knut sandte seinen Kanzler Peter mit einer Flotte die Oder hinauf und zog im Vereine mit den bezwungenen Rügiern und Abotriten gegen den Markgrafen. Dieser

---

*) Bei der alten deutschen Reichsverfassung, wo die Fürsten noch mehr oder minder als Unterthanen und Beamte des Kaisers betrachtet wurden, gab es fünf Erzreichsämter: das Erzkanzleramt, das Erzmarschallamt, das Erztruchseß-, Erzmundschenk- und Erzkämmereramt. Sie wurden immer nur den vornehmsten und angesehensten Reichsfürsten übertragen, die schon frühe das Recht ausübten, den Kaiser zu „küren" oder zu wählen. Doch wurden sie erst in späterer Zeit Kurfürsten genannt. Die drei letztgenannten Reichsämter waren dazu bestimmt, die Person des Kaisers bei feierlichen Gelegenheiten zu bedienen.

aber schlug das gelandete dänische Heer, drang in Verbindung mit dem Grafen Adolf von Holstein auch 1198 siegreich bis an den Sund vor, der Rügen vom Festland trennt, und würde sein Heer sogar nach der Insel hinübergeführt haben, wenn nicht Thauwetter die bis dahin feste Eisdecke unsicher gemacht hatte. So setzte Otto II. Brandenburgs Ansprüche auf Pommern mit Gewalt durch.

Zwei Jahre zuvor hatte der alternde Fürst einen Schritt gethan, der ihm vielfach verdacht worden ist. Er unterwarf nämlich den größten Theil seiner Länder der Lehenshoheit des Erzbischofs von Magdeburg. Und dieses kam so. Als Heinrich 1192 ohne Kinder starb, gerieth Markgraf Otto mit seinem jüngsten Bruder Albrecht wegen seiner Ansprüche auf Mitregierung in Streit, der 1195 zu vollständigem Bruderkrieg ausartete. Otto ließ sich deshalb durch den Papst von seinem Versprechen an dem neuen beabsichtigten Kreuzzug Theil zu nehmen, entbinden und überwies dem Erzbischof von Magdeburg, dafür, daß derselbe seine Lossprechung betrieben hatte, Länder, die der gefangene Albrecht an Otto hatte abtreten müssen. Bei der Ausführung dieses Vertrages entstanden Zwistigkeiten, und der Erzbischof sprach über beide Brüder den Bannfluch aus. Die Ausstoßung aus der kirchlichen Gemeinschaft war aber damals eine Waffe, gegen welche auf die Dauer keine weltliche Macht Stand hielt, und es war eine furchtbare Wahrheit in dem Sprüchwort „von einem Gebannten nimmt kein Hund ein Stück Fleisch an.“ Deshalb schlossen sie mit dem Erzbischof einen Vertrag 1196, nach welchem sie vom Banne befreit wurden, den Erzbischof aber als Lehnsherrn ihrer Erbgüter anerkannten. Kaiser und Papst bestätigten ihn. In der Folgezeit beanspruchte das Erzstift nicht nur die Lehnsoberhoheit über die Erbgüter, sondern sogar über das ganze Land der Markgrafen, bis es sich endlich nach fast drittehalbhundertjährigem Streit mit einzelnen Gebietstheilen begnügen mußte. Erst der kräftige Fürst Friedrich II. aus dem Geschlechte der Hohenzollern zerriß die angelegte Fessel (1449).

Als Otto II. in die Gruft sank (1205), folgte ihm in der Herrschaft sein jüngster Bruder Albrecht (II.). In den Wirren des deutschen Reichs, welche die zwiespältige Kaiserwahl nach dem Tode Heinrichs VI. (1197) hervorgerufen hatte, hielt Albrecht treu zu der hohenstaufischen Partei, bis Philipp von Schwaben 1208 von Otto von Wittelsbach ermordet wurde, und sein Gegner, der Welfe Otto IV., ein Sohn Heinrich des Löwen, allgemeine Anerkennung fand. Da trat auch er zu diesem über und verließ

ihn selbst da nicht, als die meisten Fürsten in Folge des über ihn verhängten Bannes abgefallen waren; erst auf ausdrücklichen Wunsch Ottos IV. erklärte er sich für Kaiser Friedrich II.

Gegen den mächtigen Dänenkönig Waldemar II, (1202 bis 1241) den Bruder und Nachfolger Knuts, focht er wegen Pommerns mit abwechselndem Glück, bis 1219, als der Papst zu einem Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen aufrief, ein Friede zu Stande kam. Die nachmalige Verheirathung der Tochter Albrechts mit einem Neffen des Dänenkönigs machte der langen und verderblichen Feindschaft ein Ende. Die Streitigkeiten mit den pommerschen Herzögen dauerten dagegen fort. Albrecht der II. starb 1220.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die gemeinsame Regierung der Söhne Albrechts, Johann I. 1220—66 und Otto III. 1220—67.

Albrechts Söhne, Johann I. und Otto III., übernahmen, nachdem ihre vortreffliche Mutter Mathilde, eine Tochter des Markgrafen Konrad von der Lausitz, sechs Jahre lang die Vormundschaft über die jungen Fürsten rühmlich verwaltet, gemeinsam die Herrschaft des väterlichen Landes (1226). Nie ist größere Einigkeit unter fürstlichen Brüdern gesehen worden, und wenn die Geschichte sonst Beispiele genug aufzuweisen hat, daß eifersüchtige Herrschgier alle Bande des Blutes zerreißt, so zeigt sich hier das Beispiel zweier Brüder, die gleichsam nur einen Willen hatten, und welche die gemeinsame Herrschaft nur um so inniger zu vereinen schien.

Die Unmündigkeit der beiden Brüder suchte sich der Erzbischof Adalbert von Magdeburg zu Nutze zu machen, gestützt durch den Vertrag vom Jahre 1196 und die Bestimmung Kaiser Friedrichs II. bei Albrechts Tod, daß der Erzbischof während der Unmündigkeit der Prinzen den Genuß der Reichslehen haben sollte. Doch Mathilde, aus der Mitverwaltung des Kirchenfürsten Nachtheil für ihre Söhne fürchtend, zahlte ihm 1900 Mark Silber als Entschädigung, wofür jener sich verbindlich machte, den beiden jungen Markgrafen die Belehnung beim Kaiser auszuwirken, sobald dieselben mündig geworden wären. Diese erfolgte aber erst fünf Jahre nach ihrem Regierungsantritt, wobei ihnen auch die Lehnsherrschaft über Pommern zugesprochen

wurde, die bereits ihre Vorfahren besessen hatten. Ebenso erhielten sie in jenem Jahr (1231) den Ritterschlag, und sie sind die ersten aus dem Hause Anhalt, welche diese damals in Deutschland üblich werdende Sitte auch nach der Mark übertrugen.

Während ihrer Regierung hatten sie viele Kämpfe zu bestehen, den ersten mit dem Erzbischof von Magdeburg, welcher in Verbindung mit dem Bischof von Halberstadt in das Gebiet ihres Schwagers, Otto von Braunschweig, eingefallen war, um zu verheeren und Eroberungen zu machen. Da nahmen sich Johann und Otto der Sache ihres unglücklichen Verwandten an und brachen mit einem Heer gegen Magdeburg auf. Aber leider glückte ihnen ihr Vorhaben nicht; 1229 wurden sie an dem Flüßchen Plane von einer Ueberzahl erzbischöflicher Truppen geschlagen. Auf ihrer Flucht wollten sie nach Brandenburg hinein, aber die Stadt verschloß ihnen die Thore, angeblich, um zu verhindern, daß die Sieger zugleich mit den Besiegten eindrangen, und nur mit Mühe retteten sie sich nach Spandau.

Einen zweiten unglücklichen Kampf führten sie mit dem Bischof von Halberstadt wegen der Belehnung gewisser Güter. Markgraf Otto wurde in ihm gefangen, und erst ein Lösegeld von 1000 Mark Silber verschaffte ihm, nach einem halben Jahr, die Freiheit wieder (1238).

Einige Jahre darauf erhob sich neuer Streit, der für das fortschreitende Heranwachsen des Staates ungleich wichtiger ist. Der Markgraf Heinrich, der Erlauchte von Meißen, machte Anspruch auf Köpnick und Mittenwalde, als zwei zur Lausitz gehörende Oerter. Die Brandenburger wählten den Erzbischof Willibrand von Magdeburg, Alberts Nachfolger, zum Schiedsrichter. Aber Willibrand war nicht unparteiisch. Auch er lag gleichzeitig im Streite mit den beiden fürstlichen Brüdern um die erledigte Grafschaft Hadmersleben. Darum sprach er die beiden Städte Köpnick und Mittenwalde dem Markgrafen von Meißen zu. So mußte das Schwert entscheiden. Der Erzbischof mit dem Bischofe von Halberstadt vereint fiel in die Altmark ein. Johann bot Bürger und Bauern zur Vertheidigung des Landes auf, und während Otto bei Mittenwalde den glänzendsten Sieg über den Markgrafen von Meißen erfocht, schlug Johann am Flusse Biese beim Dorfe Gladigau, in der Nähe von Osterburg, die beiden kriegerischen Bischöfe aufs Haupt (1240). Der Erzbischof entging, mit schweren Wunden bedeckt, der Gefangenschaft; aber der Halberstädter fiel in die Hände der Sieger. Nun ließen sie sich die Geldsumme zurückzahlen, welche Otto kurz zuvor für seine Freilassung hatte geben müssen, und Heinrich von Meißen mußte

auf die beiden streitigen Städte verzichten. Aber der ehrgeizige Magdeburger ruhte nicht. 1243 erneuerte er seine verheerenden Einfälle in die Altmark, erlitt jedoch zwischen Plaue und Brandenburg eine empfindliche Niederlage, die ihn allmälig zur Beendigung der Fehden bestimmte.

Zu gleicher Zeit hatte auch der Krieg mit Pommern wieder begonnen, in welchem die Markgrafen glücklich waren und der Mark einen bedeutenden Zuwachs verschafften. Wie überhaupt der Ländererwerb sehr bedeutend war, womit die beiden treuen, tapfern und klugen Brüder ihre Markgrafschaft vergrößerten. Durch Kauf brachten sie vielleicht schon 1227 den Barnim und den Teltow, ungefähr das Land nördlich und südlich von der Spree zwischen Köpnick und Spandau, von einem Nachkommen Jaczos, sowie (1250) das Land Lebus, welches früher zu Schlesien gehörte, an sich und gründeten dort die Stadt Frankfurt an der Oder (1253). Das Land Stargard, bis zum Tollenseфluß, hatte ihnen schon früher Herzog Wratislaw von Demmin abgetreten (1236) und nach hartem Kampfe zwang der Markgraf Johann den Herzog Barnim von Stettin zur Abtretung der Uckermark (1250), welche die Brandenburger schon früher erobert hatten. Am wichtigsten aber war die Eroberung des Landes auf dem östlichen Oderufer, welches damals Slawien, jetzt die Neumark genannt wird. Mit den Waffen in der Hand rangen die Markgrafen es den Polen ab, die hier einen unsichern Besitz mit den pommerschen Fürsten theilten. Eine andere Erwerbung, die Oberlausitz mit Görlitz, Bautzen, Lauban machten sie 1255 von dem Böhmenkönig Ottokar, der ihnen Geld schuldete.

Aber die trefflichen Fürsten erweiterten nicht bloß den äußeren Umfang ihrer Länder; sie bemühten sich auch mit großem Eifer für ihr inneres Gedeihen, hoben den Ackerbau, beförderten Handel und Gewerbe und sorgten vor allen Dingen für Sicherheit, Ordnung und Frieden im Lande selbst, was in jenen rohen Zeiten des Faustrechts und der Fehden gewiß kein geringes Verdienst war. Unter ihnen begann das Städtewesen zu blühen. Sie sorgten für den Anbau und die Verdeutschung des Landes, zogen deutsche Bauern in die Wälder und Wüsten, deutsche Bürger in die Ortschaften der Slaven und förderten die schon vorhandenen deutschen Gemeinden durch Verleihung von Rechten und Privilegien. Damals, um das Jahr 1242 war es, daß auch das wendische Dorf Berlin deutsches Stadtrecht erhielt. Das Dorf Köln am linken Spreeufer war bereits früher von Deutschen besiedelt und 1232 mit Stadtrecht beliehen worden. Beides waren zu jener Zeit schon wichtige Handelsplätze für den

Verkehr zwischen Deutschen und Slaven. „Es ist kaum eine Stadt in der Mark — rühmt ein älterer Schriftsteller — die der Markgrafen Milde nicht erfahren hatte.“ So walteten sie gemeinsam bis zum Jahre 1258. Da schien es ihnen vortheilhaft, um ihre vielen Nachkommen zu versorgen, — denn Johann hatte fünf, Otto vier Söhne — eine Theilung ihrer Länder vorzunehmen. Dies geschah, aber gleichfalls mit der größten Liebe und Einigkeit. Der eine von den Brüdern theilte die Landschaften in zwei möglichst gleiche Theile und dem andern blieb die Wahl, sich für einen von beiden zu entscheiden. So entstanden zwei Linien des askanischen Hauses in der Mark. Die ältere johanneische nahm ihren Sitz in Stendal, die jüngere ottonische in Salzwedel. Die Würde des Erzkämmerers blieb immer dem Aeltesten der Familie.

Otto, welcher sich durch seinen Eifer für die Religion — er war dreimal dem deutschen Orden gegen die heidnischen Preußen zu Hilfe gezogen und ist der Begründer des Schlosses Brandenburg am Haff — den Namen: „der Fromme“ erworben hatte, starb 1267; sein Bruder Johann war schon ein Jahr früher ins Grab gesunken.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die letzten anhaltinischen Markgrafen. Otto IV. mit dem Pfeile 1281 bis 1309. Waldemar 1309—19.

Von Johanns fünf Söhnen: Johann (II.), Otto (IV.), Konrad, Erich und Heinrich, übernahmen die drei erstgenannten die Regierung ihres Länderantheils gemeinschaftlich. Erich trat in den geistlichen Stand, und Heinrich blieb noch vor der Hand ohne Versorgung. — Von Ottos (III.) vier Söhnen starb der älteste, Johann, schon ein Jahr nach dem Tode seines Vaters. Sein Bruder Otto (V.) übernahm nun die Regierung zugleich als Vormund seiner unmündigen Brüder, Albert und Otto (VI.), allein.

Man hätte erwarten sollen, daß die Vertheilung der Herrschaft unter so viele Fürsten der aufblühenden Macht Brandenburgs hinderlich werden mußte; aber nichts weniger als dieß! Denn in treuer Freundschaft und fester Einigkeit, nach dem rühmlichen Beispiele ihrer Väter, hielten die Fürsten zusammen und eben dadurch geschah es, daß unter ihrer Regierung ihr Länderbesitz noch ansehnlich vermehrt wurde. Sie alle waren tapfere,

kriegslustige Fürsten und der Ruhm ihrer Waffenthaten war weit verbreitet. Dem Glanze dieses Ruhmes wahrscheinlich verdanken sie es, daß sich der Graf Konrad von Wernigerode mit seinem Lande ihrer Lehenshoheit unterwarf (1268). Ein Gleiches that (1269) Swantepolks Sohn, Herzog Mestwin II. von Pommerellen, um mit Hülfe der johanneischen Markgrafen seinen Bruder zu verdrängen, was ihm auch gelang. Der berühmteste unter diesen tapfern Markgrafen aber ist Otto IV. Ritterlich und kühn, besaß er zugleich eine für jene Zeiten außerordentliche Geistesbildung. Er war selbst Dichter (Minnesänger), und einige seiner feurigen und kräftigen Lieder haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Er folgte auf Johann II. und regierte von 1281—1309.

Um seinen Bruder Erich, der als Domherr zu Magdeburg lebte, auf den dortigen erzbischöflichen Stuhl zu setzen, begann er Fehde gegen das Erzstift, das den Grafen Günther von Schwalenberg zum Oberhaupte erkoren hatte. In Verbindung mit den Herzogen von Sachsen und Braunschweig fiel er in das Magdeburgische ein. Aber Günther, der Erzbischof, treu unterstützt von Magdeburgs wackern Bürgern, zog mit vielen Fürsten und Rittern dem Markgrafen entgegen. Voran ließ er die Fahne des heiligen Mauritius, des Schutzheiligen von Magdeburg tragen. Bei Frose kam es zu einer blutigen Schlacht. Otto unterlag und wurde selbst nebst dreihundert Rittern und Knappen gefangen und im Siegeszuge des Erzbischofs nach Magdeburg geführt (1278). Hier ließ ihn der erzürnte Kirchenfürst gefesselt in einen Kasten von dicken Bohlen sperren, zur Strafe dafür, daß Otto gedroht hatte: „er wolle, wenn er Magdeburg erobere, seine Pferde im Dome füttern lassen.“ Aber auf den Rath eines alten, treuen Anhängers, Johann von Buch mit Namen, eilte die Gemahlin des Markgrafen, mit so vielen Schätzen an Geld und Kostbarkeiten, als sie zusammenbringen konnte, nach Magdeburg, bestach die Domherren und bewirkte dadurch die Freilassung ihres Eheherrn. Otto erhielt die Erlaubniß, auf vier Wochen in sein Land zurückzukehren, um das Lösegeld für seine Freiheit, 4000 Mark Silber (56000 Rthlr.) zusammenzubringen. Wo aber sollte er in so kurzer Zeit so vieles Geld auftreiben? — Schon war er im Begriffe, die goldenen und silbernen Geräthschaften aus den Kirchen einzuziehen, als ihm der alte, treue von Buch wieder aus der Noth half. Er überlieferte ihm nämlich einen reichen Schatz, den Ottos Vater ihm mit dem Befehle übergeben hatte, nur in der dringendsten Noth davon Gebrauch zu machen. — Jetzt eilte Otto mit dem Lösegeld nach Magdeburg zurück, und

als er es bezahlt hatte und wieder auf seinem Streithengste saß, um frei und frank von dannen zu ziehen, rief er spottend dem Erzbischofe zu: „ihr wißt keinen Markgrafen zu schätzen! Auf ein Roß hättet ihr mich mit aufgehobener Lanze sollen setzen, und von des Pferdes Hufen bis zur Lanzenspitze mit Gold und Silber überziehen lassen; dann wäre ich würdig geschätzt worden."

Kaum heimgekehrt, begann er den Krieg gegen das Erzstift von Neuem. Bei der Belagerung von Staßfurt verwundete ihn ein Pfeilschuß am Kopf. Lange Zeit blieb ihm die Spitze im Schädel stecken und darum heißt er gewöhnlich „Otto mit dem Pfeile." Endlich gelang es ihm doch, nach langer, blutiger Fehde, seinen Bruder Erich zum Erzbischof von Magdeburg erhoben zu sehn (1283).

Von dem Landgrafen Albrecht (dem Unartigen) von Thüringen erkauften unsere Markgrafen die sogenannte Mark Landsberg 1291 und späterhin die Pfalz Sachsen, endlich vom Markgrafen Diezmann von Meißen die Niederlausitz (1304).— Wie ihre Väter sorgten auch sie für des Landes Gedeihen auf jede Art. Aber während die Macht des brandenburgischen Markgrafengeschlechts beständig wuchs, lichtete der Tod schonungslos die Reihen der Ascanier. Es wird erzählt, daß ums Jahr 1280 sämmtliche männliche Mitglieder der markgräflichen Familie auf dem Markgrafenberge bei Rathenow versammelt gewesen seien und sich beklagt hätten, daß das Land kaum im Stande sei, ihnen standesgemäßen Unterhalt zu gewähren. Diese Nachricht scheint unglaublich, aber nicht zu bezweifeln ist die Angabe, daß die Zahl der damaligen Fürsten neunzehn betragen habe. Und dennoch starb eine so zahlreiche Familie innerhalb eines Jahrhunderts vollständig aus. Das reiche Besitzthum drohte ganz auseinander zu fallen, und erst nach fast hundertjährigen Wirren war es den Hohenzollern vorbehalten, den Bau des Staates aufs Neue zu beginnen und ihn zu großem Glanze zu führen.

Als Otto mit dem Pfeile 1309 kinderlos starb, hinterließ er seinem Brudersohn Waldemar, dem letzten Markgrafen nicht nur der johanneischen Linie, sondern des ascanischen Geschlechtes überhaupt, einen mächtigen und blühenden Staat. Die salzwedelschen Markgrafen waren bereits alle früher gestorben, und es lebte von ihnen nur noch ein einziger Nachkomme, Johann der Erlauchte, mit dessen Tode (1317) die ottonische Linie erlosch.

Das gänzliche Erlöschen des anhaltschen Heldengeschlechts in der Mark stand nahe bevor. Aber wie die Sonne, wenn sie sich dem Untergange zuneigt, am größten zu sein scheint, so schien

auch in Waldemar alle Größe seines Geschlechtes sich zu vereinigen, denn er erhob die Markgrafschaft Brandenburg zu einem Gipfel der Macht, den sie vorher noch nie besessen hatte. An Heldenmuth und Kriegslust übertraf er seine Ahnen, an Staatsklugheit und väterlicher Sorgfalt für des Landes Wohl kam er ihnen gleich. Eiserne Beharrlichkeit und kräftige Ausdauer im Unglücke sind seine hervorstechendsten Züge. Die Nachbarn hatten allerdings von seinem Ehrgeiz viel zu leiden.

Sein erster Kampf war mit Polen um Pommerellen. Den ewig schwankenden Herzog Mestwin mochte es gereuen, sich 1269 unter Brandenburgs Oberlehnshoheit begeben zu haben. Er vermachte daher sein Herzogthum dem Herzog Przemislaw von Polen, seine nächsten Erben, die Fürsten von Pommern, übergehend. So brachte sein Tod (1295) Streit um die Erbschaft: Brandenburg, Polen und Pommern wollten ihre Ansprüche geltend machen. Przemislaw ward ermordet (1296), aber Wladislaw Loktek, der sich den königlichen Titel beilegte, bemächtigte sich Pommerellens mit Danzig. Der Graf Swenza, sein dortiger Statthalter, ward jedoch zum Verräther an ihm und rief den Markgrafen Waldemar ins Land 1308. Sieg begleitete seine Waffen, und nur die Burg von Danzig trotzte ihm noch, welche Boguſſa für Wladislaw tapfer vertheidigte. Wladislaw bat in seiner Bedrängniß den deutschen Orden um Hilfe. Der Landmeister sandte eine tapfere Schaar nach Danzig, und die Brandenburger mußten abziehen. Doch die Polen konnten den deutschen Rittern die große Geldsumme nicht zahlen, welche diese als Entschädigung für ihren Beistand verlangten. Der Orden behielt Danzig, und Markgraf Waldemar überließ ihm den Besitz von Pommerellen für 10000 Mark Silber. Bloß die Städte Rügenwalde, Bütow, Stolpe und Schlawe mit ihren Gebieten behielt der Markgraf (1310).

Kaum war diese Fehde beendigt, als Waldemar im Verein mit König Erich von Dänemark gegen die mächtige Seestadt Rostock zu Felde zog, welches zweimal, im Vertrauen auf seine Macht und das Bündniß mit Wismar, Stralsund und Greifswald, den zu gemeinsamer Berathung versammelten Fürsten des Nordens seine Thore verschlossen hatte. Die Stadt ward erobert und mußte dem Sieger eine große Summe Geldes zahlen 1312. Während dieses Feldzuges aber war der kriegerische Fürst auch mit dem Markgrafen Friedrich (mit der gebissenen Wange) von Meißen in Streit gerathen. Rostock war kaum gedemüthigt, als er in das Meißensche einfiel, den Markgrafen schlug und gefangen nahm. Friedrich mußte seinen Ansprüchen auf die Mark

Landsberg, die Pfalz Sachsen und die Lausitz entsagen, das Land Torgau und mehrere Städte, theils als Eigenthum, theils als Pfand an Waldemar abtreten (1312).

Bald darauf zog sich über Waldemars Haupte ein Gewitter zusammen, das ihn zu vernichten drohte. Die Stadt Stralsund bat ihn um Schutz gegen Witzlaw, den Fürsten von Rügen. Der kriegslustige Markgraf willfahrte der Bitte und zwang den rügenschen Fürsten zu einem Vertrage, der die Rechte Stralsunds sicher stellte. Allein Witzlaw verbündete sich mit Dänemark, Schweden, Polen, dem Herzoge von Mecklenburg Sachsen-Lauenburg und Braunschweig und mit noch andern Fürsten, die alle, auf des Brandenburgers Macht und Ruhm elfersüchtig, nach einer Gelegenheit trachteten, ihn zu stürzen. Waldemar stand diesem mächtigen Bündnisse, nur von einem einzigen Freunde, dem Herzoge Wratislaw vom Pommern, unterstützt, gegenüber. Dennoch ging er unerschrocken seinen Feinden entgegen. Das gleichzeitig angegriffene Stralsund schlug die Verbündeten tapfer zurück, und obgleich Waldemar in einer Schlacht, wie sie blutiger nie im Wendenlande geschlagen worden ist, bei Schulzendorf unweit Gransee im August des Jahres 1316 der Uebermacht unterlag, so war doch sein Widerstand so heldenhaft gewesen, daß seine Feinde sich zum Frieden geneigt zeigten. Zu Templin trat Waldemar das Land Stargard an Mecklenburg ab; eine weitere Einbuße erlitt er nicht. Nach dem Tode seines Oheims Heinrich, der nur einen unmündigen Sohn, Heinrich (III.) zurückließ, herrschte Waldemar nun über alle brandenburgische Besitzungen seines Hauses. Er war jetzt einer der mächtigsten von Deutschlands Fürsten, und der Glanz äußerer Pracht, mit dem er sich zu umgeben liebte, verherrlichte noch mehr seinen berühmten Namen. Ihm selbst aber fehlte ein Leibeserbe, dem er seine Macht und seinen Ruhm hinterlassen konnte. Da berief er seinen Vetter Heinrich zu sich und widmete ihm die liebevollste Sorgfalt. Er war der letzte Sprößling und Erbe des askanischen Hauses in Brandenburg. Plötzlich erscholl die Nachricht, Markgraf Waldemar sei gestorben (1319). Heinrich übernahm nun, unter der Vormundschaft der Herzoge Rudolf von Sachsen und Wratislaw von Pommern, die Regierung.

Dritter Abschnitt.

Das Interregnum in der Mark und die Markgrafen aus dem Hause Wittelsbach 1319--1373.

Siebundzwanzigstes Kapitel.

Brandenburg ohne Herrscher. Die Zeit der größten Verwirrung. Ludwig I. der Aeltere 1323—51. Der falsche Waldemar.

Alle benachbarten Fürsten geriethen in Bewegung, als die Kunde vom Tode des Markgrafen Waldemar erscholl. Jeder eilte, um seine begründeten oder vermeintlichen Ansprüche auf dieses oder jenes brandenburgische Land geltend zu machen, und da niemand die verwaisten Marken beschützte und Waldemars tapferer Arm nicht mehr zu fürchten war, so blieb die allgemeine Plünderung unverwehrt. Jeder griff zu, wo und wie er konnte, und die Verwirrung ward noch größer, als der junge Markgraf Heinrich starb (1320). Mit ihm erlosch der anhaltische Fürstenstamm in der Mark. Das ganze Gebäude, welches Albrecht der Bär und seine wackern Nachkommen, durch Tapferkeit und Klugheit mühsam aufgeführt hatten, schien ohne Rettung zusammenzustürzen. — Agnes, Waldemars Wittwe, ließ sich von den Städten der Mittelmark huldigen und brachte ihrem zweiten Gemahl, dem Herzoge Otto dem Milden von Braunschweig, die Altmark als ihr Witthum zu; König Johann von Böhmen zog die Oberlausitz als erledigtes Lehen an sich, eben so die Stadt Frankfurt und das Land Lebus; Sagan, Krossen, Züllichau u. s. w. nahmen die Herzoge von Glogau; Herzog Heinrich von Mecklenburg bemächtigte sich der Priegnitz und wollte auch die Uckermark behalten, aber hier verdrängte ihn der Herzog Otto von Stettin. Die brandenburgischen Besitzungen in Pommerellen theilten Polen und Pommern, eben so wie beträchtliche Landgebiete in der Neumark. — Zu gleicher Zeit erhoben der Herzog Rudolf von Sachsen und die Fürsten von Anhalt wohlbegründete Ansprüche auf die brandenburgischen Marken. Denn beiderseits waren sie Nachkommen Albrechts des Bären, von seinem jüngsten Sohne Bernhard, welcher, wie erwähnt worden, als Herzog von Sachsen starb. Unter dieser furchtbaren Verwirrung, wo niemand wußte, wem er gehorchen sollte, litt das verwaiste Land entsetzlich. An Ordnung und Gerechtigkeit war nicht zu denken. Schaaren von Räubern zogen

umher, beunruhigten die Landstraßen und bedrohten Leben, Freiheit und Eigenthum der Friedlichen.

Und gab es denn keinen Kaiser, der sich des zerrütteten und geplagten Landes annahm und durch sein Machtgebot Ordnung und Ruhe wieder zurückführte? der über den streitigen Besitz entschied und die raubsüchtigen Nachbarfürsten in ihre Schranken wies? — Leider! es gab keinen Kaiser, sondern zwei Gegenkönige, die von den zwiespaltigen Fürsten Deutschlands zugleich erwählt, mit dem Schwerte in der Hand um den Thron kämpften und nicht Zeit hatten, sich um andere Dinge zu kümmern. Ludwig von Baiern (aus dem Hause Wittelsbach) und Friedrich von Oesterreich stritten um die Krone. Endlich entschied die Schlacht bei Mühlberg (1322) den verderblichen Streit. Ludwig siegte und Friedrich selbst ward sein Gefangener.

Die kaiserliche Macht war bereits durch die immermehr wachsende Gewalt der großen deutschen Reichsfürsten so tief herabgesunken, daß der Kaiser sein Ansehen nur dann zu behaupten vermochte, wenn er von Hause aus ein mächtiger Fürst war. Daher suchte jeder Kaiser seine Erblande zu vermehren, um den stolzen Reichsfürsten an Macht überlegen zu werden. Auch Ludwig von Baiern hegte solche Pläne, und kaum sah er sich auf dem Reichstage zu Nürnberg (1323) ziemlich allgemein als Deutschlands rechtmäßiges Oberhaupt anerkannt, so richtete er seine begehrenden Blicke auf Brandenburg, um dieses Land für sein Haus zu gewinnen. Er betrachtete die Marken als ein eröffnetes deutsches Reichslehen, worüber, nach uraltem Rechte, dem Kaiser freie Verfügung zustand. Und so belehnte er denn mit Zustimmung der Fürsten, seinen achtjährigen Sohn Ludwig feierlich mit der Erzkämmererwürde des Reiches, und zugleich mit der Mark Brandenburg, der Lausitz und allen den Ländern, welche Markgraf Waldemar besessen hatte (1323). So gelangte das Haus Wittelsbach zur Herrschaft in der Mark.

Um seinem Sohne den Besitz dieser Länder zu sichern, verlobte er ihn, seiner Jugend ungeachtet, mit der Tochter Christophs II., des Königs von Dänemark, und seine eigene Tochter Mathilde mit Friedrich dem Ernsthaften, Markgrafen von Meißen. Diese Verbindungen bewährten sich sogleich als vortheilhaft. Denn der Dänenkönig bewog den Herzog von Meklenburg, die Prignitz wieder herauszugeben.

Kaiser Ludwig ordnete seinem unmündigen Sohne erfahrene und tüchtige Vormünder bei, unter denen sich auch Friedrich, der Markgraf von Meißen befand. Herzog Rudolf von Sachsen räumte, als der junge Markgraf einzog, freiwillig

Brandenburg, und es hätte nun Glück und Ruhe in das Land zurückkehren mögen, wenn nicht der Papst, Johann XXII., mit ergrimmtem Hasse das ganze bairische Fürstenhaus verfolgt hätte. Er hatte Ludwigs Sieg über Friedrich von Oesterreich eben so wenig verhindern können, als dessen allgemeine Anerkennung als König von Deutschland. So suchte seine Rachesucht denn andere Wege einzuschlagen, um seinem Feinde zu schaden. Er hetzte Wladislaw, den König von Polen, gegen die Mark, und der Erzbischof von Magdeburg, so wie der Bischof von Lebus, der sogar mit Polen in ein Bündniß trat, griffen zu gleicher Zeit die Länder des Markgrafen an (1325). Der Bannfluch, welchen der wüthende Papst auf den Kaiser und seinen Sohn geschleudert hatte, rechtfertigte alle Gräuel, die man gegen ihre Unterthanen verübte, und dem Könige von Polen ward es nicht als Sünde zugerechnet, daß er in das Land bis zur Oder verheerend einfiel, weder Göttliches noch Menschliches schonte und seine Krone mit dem Blute wehrloser Kinder, Mädchen und Greise besudelte. Das Elend der Marken bei diesem Angriffe der wilden Halbmenschen überschritt allen Glauben. König Wladislaw, befriedigt durch solche Rache für das, was er vom tapfern Waldemar hatte leiden müssen, schloß darauf mit Brandenburg Frieden. Von den Flüchtigen war auch eine Schaar nach Berlin gekommen. Doch der Anblick dieser Armen entflammte die Berliner zur Wuth; sie rotteten sich zusammen, schlugen einen besonders verhaßten Führer der Päpstlichen, den Propst von Bernau todt und verbrannten die Leiche auf dem neuen Markt bei der Marienkirche. Dafür verhängte der Papst das Interdict über die beiden Städte Berlin und Cöln, welches erst 1335 gegen schweres Geld vom Papst aufgehoben wurde. Zu gleicher Zeit kämpften die brandenburgischen Waffen gegen Pommern, um die alte Lehenshoheit über dieses Land zu behaupten und die entrissenen Theile der Uckermark zurückzuerobern. Auch hier wollte das Glück den Fahnen des jungen Markgrafen nicht hold sein; der Krieg dauerte viele Jahre und wurde endlich, nachdem Ludwig dem tapfern Herzoge Barnim von Stettin mehrmals in offener Feldschlacht unterlegen war, dadurch beendet, daß Brandenburg der Lehensherrlichkeit über Pommern entsagte, (doch mit der Zusicherung, daß Pommern-Stettin nach dem Aussterben des dortigen Fürstengeschlechtes an Brandenburg fallen sollte) und gegen baare sechstausend Mark Silbers die streitigen Theile der Uckermark zurückerhielt (1338).

Doch schon entwickelte sich Stoff zu neuem Unheil. Auf Böhmens Thron saß König Johann, der Sohn Kaiser

Heinrichs VII., aus dem Hause Luxemburg, der Ludwig des Baiern Vorgänger gewesen war. Johann war einer der mächtigsten und tapfersten Fürsten seiner Zeit. Obgleich auf einem Kreuzzuge nach Preußen durch den übeln Einfluß der nebeligen Winterluft erblindet, legte er dennoch das ritterliche Schwert nicht bei Seite, sondern ließ sich mitten in das Gewühl der Schlachten führen, um seinen starken Arm gegen seine Feinde zu gebrauchen. Seinem mächtigen Beistande vor allen verdankte es Ludwig von Baiern, daß er nun sicher auf Deutschlands Thron saß. Aber Kaiser Ludwig sah mit Eifersucht und Besorgniß auf des böhmisch-luxemburgischen Hauses immer wachsende Macht. Denn König Johann, nach Landerwerb eben so lüstern als Kaiser Ludwig, vermählte seinen Sohn Johann, einen Knaben von fünf Jahren, mit Margaretha, der reichen Erbin der Grafschaft Tyrol und des Herzogsthums Kärnthen, wodurch diese Länder mit Böhmen vereinigt werden sollten. Der Kaiser wollte das nicht dulden. Er verlieh Kärnthen an das Haus Oesterreich beim Tode Herzog Heinrichs und bot dem jungen Johann für Tyrol die Mark Brandenburg an. König Johann ergriff die Waffen gegen ihn. Indessen vermochte er nichts gegen Ludwig und mußte sich mit der Grafschaft Tyrol begnügen. (1335).

Nun war aber Margaretha, gewöhnlich nach dem Schloß in Tyrol, in dem sie geboren war, Maultasch genannt, ein häßliches, wollüstiges Weib, mit ihrem zwanzigjährigen Gatten unzufrieden und wandte sich bittend an den Kaiser, ihren Ehebund aufzulösen und ihr seinen Sohn, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg, der eben Wittwer geworden war, zum Gemahl zu geben (1341). Mit Freuden willigte der Kaiser in diese Bitte, die ihm Gelegenheit darbot, die Macht Böhmens zu beschränken und seine eigene zu vermehren. Er erklärte aus eigener Machtvollkommenheit die Margaretha Maultasch von dem Prinzen Johann für geschieden, und vermählte sie mit seinem Sohne. Einen solchen Schritt aber konnte Ludwig nicht thun, ohne zu gleicher Zeit den alten König von Böhmen und den Papst auf das heftigste gegen sich zu erbittern. Denn das Recht, eine Ehe aufzulösen, steht in der katholischen Kirche nur dem Papste zu, und der Kaiser griff offenbar in die geistlichen Befugnisse desselben ein, wenn er es wagte, eine Ehescheidung anzuordnen. Daher schleuderte Papst Clemens VI. den furchtbarsten Bannfluch gegen das Haupt des Kaisers, als gegen den ärgsten Ketzer. Bisher waren alle Bannflüche der Päpste an Deutschlands treuer Ergebenheit für Ludwig gescheitert. Aber sein unerhörter Eingriff in die Rechte des Papstes entfernte viele

Gemüther von ihm, die nun Johanns von Böhmen Partei ergriffen, der wieder im offenen Kampfe dem Kaiser gegenübertrat. Zwar blieb Ludwig unbesiegt durch die Waffen; aber die immer wachsende Zahl seiner Feinde, vom Papste eifrig aufgehetzt, brachte es endlich doch dahin, daß Karl, der Markgraf von Mähren, Johanns von Böhmen Sohn, von den meisten deutschen Wahlfürsten zum Oberhaupte des Reiches erwählt und Ludwig für abgesetzt erklärt wurde (1346). Nur ein Jahr lang überlebte der Kaiser diese Kränkung, und wußte sich bis an seinen Tod in seiner Würde zu behaupten (1347). Ein Jahr zuvor war der blinde König Johann ritterlich kämpfend auf dem Schlachtfelde bei Crecy gefallen, wo er seinen Verbündeten den König Philipp von Frankreich gegen Eduard III. von England, welcher die Partei des Kaisers Ludwig ergriffen hatte, unterstützte. Aber der Tod dieser beiden Fürsten sühnte die Fehde zwischen ihren Häusern nicht aus. Die baiersche Partei bemühte sich vergebens, dem erwählten Könige der Deutschen, Karl IV., der nun auch die böhmische Krone trug, einen andern König entgegenzustellen. Karl vereitelte alle ihre Anschläge und sah sich eifrig nach einer Gelegenheit um, dem bairischen Hause recht bedeutenden Abbruch zu thun; und diese Gelegenheit zeig'e sich bald.

In den brandenburgischen Marken herrschte die größte Unzufriedenheit mit Ludwigs, des Markgrafen, Regierung. Es konnte auch kaum anders sein. Denn Ludwig, seit dem Jahre 1347 auch Herzog von Baiern, war ein stolzer Herr, der den Märkern oft unfreundlich begegnete. Zudem befand er sich häufig außerhalb Landes und um so mehr nahmen hier tausenderlei Unordnungen und Gebrechen überhand. Der fehde- und raublustige märkische Adel unterdrückte Bürger und Bauern, der Handel lag darnieder, des Landes Wohlstand und Glück war hin. Viele Städte und Herrschaften waren an einzelne Edelleute verpfändet, der ehemals so blühende und mächtige Staat Waldemars mannigfach zerstückelt. Die Mark Landsberg, die Pfalz Sachsen, die Oberlausitz waren ganz verloren gegangen, die übrigen Provinzen hatten an ihren Grenzen mehr oder weniger Einbuße erlitten. Da dachten die Märker mit Sehnsucht und Liebe an die alte gute Zeit zurück, die sie und ihre Väter unter den trefflichen Fürsten aus dem Hause Anhalt erlebt hatten. Und als ob der Himmel ihre Gebete erhören und wie durch ein Wunder ihre Erfüllung herbeiführen wollte, so verbreitete sich plötzlich durch die Marken das freudige Gerücht: „Markgraf Waldemar, der vor achtundzwanzig Jahren angeblich Begrabene, lebt noch!“ Hoch schlugen alle Herzen bei dieser Botschaft auf. Der Zusammen-

hang der Sache war folgender: Ein Pilger erschien (1347) vor dem Erzbischofe von Magdeburg und gab sich für den Markgrafen Waldemar aus. Weil er mit seiner Gemahlin in einem, von der Kirche verbotenen Grade naher Blutsverwandtschaft gestanden, — berichtete er, — so habe er deßhalb lebhafte Gewissensbisse empfunden und sowohl die sündliche Ehe auflösen, als auch durch ein zurückgezogenes Mönchsleben den Himmel versöhnen wollen. Deßhalb habe er sich krank gestellt, sei zum Scheine gestorben, habe die Leiche eines andern Mannes statt seiner begraben lassen, und sei dann heimlich nach Jerusalem gepilgert, um Verzeihung für seine Schuld zu erlangen. Nur die Nachricht von dem unermeßlichen Jammer, dem seine Staaten erlägen, habe ihn vermocht, aus seiner Dunkelheit wieder hervorzutreten. — Der Pilger beglaubigte seine Aussage dadurch, daß er des Markgrafen Siegelring vorwies und über viele Familiengeheimnisse, die nur den ältesten noch lebenden Freunden Waldemars bekannt waren, die genügendste Auskunft ertheilte. Da erkannten ihn der Erzbischof und alle Dienstleute des Hochstifts für den echten Waldemar, ihn erkannte Herzog Heinrich von Braunschweig, der Waldemars Tochter zur Gemahlin hatte, für seinen Schwiegervater, und ebenso die Herzoge von Sachsen, Mecklenburg und Pommern für den todtgehaltenen Markgrafen.

Mit unnennbarer Freude vernahmen die Märker alle diese Nachrichten, zogen ihrem wiederauferstandenen Herrn mit Jubel entgegen und holten ihn mit Sang und Klang und wehenden Fahnen in ihre Städte, ihn allenthalben als ihren rechtmäßigen Landesfürsten begrüßend. Und der Wiedergekommene vergalt diese Liebe reichlich, indem er urkundlich, als Landesfürst, die Freiheiten und Rechte seiner Unterthanen erweiterte. Nur wenige Städte, unter ihnen Frankfurt, Spandau und Brietzen blieben dem Ludwig von Baiern getreu, und er belohnte sie späterhin dafür. Die letztere ward seitdem Treuenbrietzen genannt.

Keinem konnten alle diese Begebenheiten angenehmer sein, als Karl IV, dem Könige der Deutschen. Rasch kam er mit einem Heere in die Mark, schloß den Markgrafen Ludwig in Frankfurt ein, und nachdem, auf sein Gebot, über Waldemars Echtheit eine förmliche Untersuchung angestellt und der Pilger wirklich für den rechten Waldemar von vielen Großen, Herren, Rittern, Knechten und gemeinen Leuten anerkannt worden war, belehnte er denselben feierlich mit den gesammten Landen, die er vorher besessen (1348). Markgraf Ludwig aber erklärte, der angebliche Waldemar sei ein Betrüger, und fuhr fort sich tapfer in Frankfurt zu vertheidigen.

Mittlerweile gelang es Ludwig und der baierschen Partei, in dem Grafen Günther von Schwarzburg einen Gegenkönig aufzustellen (1449). Hierdurch wurde die Stellung Karls gefährdet und auch den Verhältnissen in der Mark eine andere Wendung gegeben. Denn Karl, besorgt um seine Krone, hielt eine Aussöhnung mit dem bairischen Hause für das beste Mittel, seine Würde zu behaupten. Und so geschah es. Ludwig veranlaßte Günther, die Krone niederzulegen, was dieser gerne that, da er krank und von einem großen Theil der Wahlfürsten verlassen war. Er erhielt für die Abdankung von Karl 20,000 Mark Abstandsgeld, Karl wurde allgemein wieder als König anerkannt und Ludwig abermals mit Brandenburg belehnt (1350).

Waldemar, kurz zuvor noch von Karl als der rechte und wahre vertheidigt, wurde nun auch von ihm für einen Betrüger erklärt und mußte die Marken räumen. Die Märker indessen wollten ihren wiedergefundenen Herrn nicht so schnell verlassen. Sie vertheidigten noch einige Jahre Waldemars Rechte, bis sie der Uebermacht weichen mußten (1354). Waldemar, sei er nun echt oder unecht gewesen, fand eine Freistatt in Dessau, wo er bis an seinen Tod fürstlich gehalten wurde (1357).

Markgraf Ludwig I. sehnte sich inzwischen nach einem ruhigern Loose, als die ewigen Stürme, welche die Mark verheerten, es ihm darbieten konnten. Er überließ seinen Brüdern, Ludwig II. dem Römer (so genannt, weil er in Rom geboren worden war) und Otto die Marken (1351) und begab sich in sein Herzogthum nach Oberbaiern, wo er, nachdem er mit großer Mühe die Lossprechung vom päpstlichen Banne erlangt hatte, zu München starb (1361).

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Regierungszeit der letzten Wittelsbacher. Ludwig II., der Römer, 1351—1364 und Otto der Faule 1364—1373.

Ludwig II., nach dem Orte seiner Geburt der Römer genannt, seit 1351 Markgraf von Brandenburg, verwaltete das Land zugleich als Vormund seines unmündigen Bruders Otto. Nicht ohne bedeutende Opfer brachte er, klug und tapfer zugleich, es dahin, die Aufregung zu dämpfen, welche Waldemars Wiedererscheinen überall hervorgebracht hatte. Hier mußte er sich zu wirklichen Abtretungen von Landgebiet an andre Fürsten, dort zur Verpfändung anderer Ländereien bequemen. Den

Städten und dem Adel, die dem baierschen Hause treu geblieben waren, mußte er viele Einkünfte und Güter, als Belohnung ihrer Treue, überlassen. So ward das Land endlich ruhig — aber an Glück und Wohlstand war dennoch nicht zu denken. Eine schreckliche Pest verheerte die Marken (1351) und kühne Räuberschaaren, denen der Fürst vergebens Einhalt zu thun bemüht war, bedrohten die Bewohner. Dieses Uebel wuchs noch, als Ludwig der Römer sich auf den berühmten Reichstag nach Nürnberg begab (1356), wo Karl IV. jenes Reichsgrundgesetz stiftete, das unter dem Namen der goldnen Bulle bekannt ist, so benannt nach der goldnen Kapsel, die das Siegel der Urkunde enthielt. Dadurch wurden vor allem die Rechte der sieben deutschen Wahlfürsten (Mainz, Köln, Trier, Pfalz bei Rhein, Sachsen-Wittenberg, Böhmen und Brandenburg) festgestellt. Ihnen wurde ausschließlich die Befugniß zuerkannt, den Kaiser zu erwählen, ihre Länder für untheilbar erklärt und ihnen in denselben alle unmittelbaren fürstlichen Hoheitsrechte ausschließlich zuerkannt. Seitdem heißen sie urkundlich die Kurfürsten des heiligen römischen Reichs. Das Ansehn des Kaisers wurde durch dieses Reichsgesetz geschmälert, er hatte in den Kurfürstenthümern nunmehr nichts mehr zu sagen und durfte die Reichssachen nur mit dem Beirath der Kurfürsten beschließen. Damit war die Zertheilung des deutschen Reiches in verschiedene deutsche Staaten gesetzlich vollendet und zum Unglück unseres deutschen Vaterlandes vollzog sie sich in Wirklichkeit in der ausgedehntesten Weise. — Als Kurfürst Ludwig von diesem Reichstage zurückkehrte, fand er sein Land durch die Gewaltthaten der Räuber (sie wurden Stellmeiser genannt) auf das äußerste beunruhigt. Die Stadt Salzwedel schützte den verwegenen Anführer dieser kühnen Verbrecher und nur mit Mühe gelang es den Fürsten, Ruhe und Ordnung einigermaßen wieder herzustellen.

Einige Jahre darauf brach unter den fürstlichen Brüdern des Hauses Baiern ein heftiger Zwist aus. Herzog Stephan von Niederbaiern, der zweite der vier Söhne des Kaisers Ludwig, bemächtigte sich Oberbaierns, der Erbschaft des Kurfürsten Ludwig und seines Bruders Otto, welche eben durch den Tod Ludwig des Aelteren, des ehemaligen Markgrafen von Brandenburg, erledigt worden war. Kaiser Karl IV., schlau wie immer, wußte diesen Bruderzwist geschickt zu benutzen. Er versprach Ludwig und Otto von Brandenburg seinen Schutz, falls es zum Kriege kommen sollte und vermochte sie, einen Vertrag mit ihm einzugehen, demgemäß seine Söhne Wenzel und Johann (von Mähren) nebst ihren Nachkommen Brandenburg erhalten sollten,

wenn Ludwig und Otto ohne Erben stürben. Ludwig hatte aber von seiner Gemahlin noch keine Nachkommen, und Otto ließ es sich gefallen, mit des Kaisers fünfjähriger Tochter Elisabeth verlobt zu werden (1363) und drei Jahre darauf eine ältere Tochter des Kaisers, Katharina, die Wittwe des Herzogs Rudolf von Oesterreich, zu heirathen, die ihm auch keine Kinder gebar. — Wenzel empfing sogleich die Huldigung der Brandenburger und nahm den Titel Markgraf an. Trotz dieses Zugeständnisses sprach Karl IV. Oberbaiern nicht den Brandenburger Markgrafen, sondern Stephan zu.

Ludwig der Römer starb 1364. Sein Bruder Otto, den man den Beinamen des Faulen gab, war ein Mensch ohne Kraft, der nur für sinnliche Genüsse lebte und beständig Geld brauchte, um seine ausschweifenden Begierden nach Gefallen befriedigen zu können. Darum überließ er Statthaltern die Regierung der Mark, die darin nach eigenem Gutbefinden schalten und walten durften, wenn sie ihm nur Geld schafften. Aus diesem Grunde verkaufte er auch dem Kaiser die Niederlausitz und den mittelmärkischen Städten das Münzrecht. Seine Ausschweifungen machten ihn gegen alles Ehrgefühl so unempfindlich, daß er es sich gutwillig gefallen ließ, als ihn der Kaiser, nachdem er schon volljährig geworden war, wieder für unmündig erklärte und noch sechs Jahre lang über ihn die Vormundschaft führte. Karl IV. suchte dem Ziele, die Mark in den Besitz seines Hauses zu bringen, sich immer mehr zu nähern. Im Jahre 1370 verlangte er rundweg, Otto solle sofort die Marken abtreten, und als dieser, auf Veranlassung seines energischen Rathgebers Nicolaus von Bismarck, sich entschieden weigerte, erklärte er ihm den Krieg. In dieser bedrängten Lage, söhnte er sich mit seinem Bruder, dem Herzog Stephan von Baiern, aus und erhielt auch Hülfe von Kurfürst Ruprecht von der Pfalz und König Ludwig von Ungarn und Polen. Sein Neffe Friedrich, der Sohn des Herzogs Stephan von Baiern, zog auf Umwegen in das Land und stand ihm tapfer bei. Des edeln Jünglings Anwesenheit ließ es ihn bereuen, sein Land dem Hause Luxemburg zugesprochen zu haben. Und als bestünde zwischen ihm und dem Kaiser kein Vertrag, gab er seinem Neffen Friedrich sogleich die Neumark und verhieß ihm die Nachfolge in sämmtlichen Marken. Jetzt nahmen die Herzoge von Baiern den markgräflichen Titel von Brandenburg an. — Der Kaiser schickte sogleich dem Otto von Brandenburg einen Fehdebrief, „weil er ihm seine geleisteten Eide und Versprechungen nicht halten wolle," und fiel mit seinen Böhmen plündernd und

mordend in die Mark, die er zwei Monate lang entsetzlich verheerte; dann zog er wieder ab, nachdem ein Waffenstillstand auf 1½ Jahr geschlossen war. Mittlerweile versuchte er, allerdings vergeblich, den mächtigsten Bundesgenossen des Kurfürsten von Brandenburg, den König Ludwig, auf seine Seite zu bringen, indem er seinen zweiten Sohn Sigismund mit Maria von Ungarn verlobte. Dann griff Karl mit seinen Bundesgenossen plötzlich die Mark nochmals an, so daß dem verzweifelnden Otto nichts anders übrig blieb, als sich dem Mächtigen demüthig zu unterwerfen. Er begab sich mit seinem Neffen Friedrich in des Kaisers Lager, trat die Marken zu Fürstenwalde förmlich an die Söhne Karls IV. ab und erhielt dafür als Entschädigung ein Jahrgehalt und einige Schlösser und Städte in der Pfalz (1373). Friedrich entsagte allen seinen Ansprüchen ebenfalls gegen eine Entschädigungssumme. — Seitdem lebte Otto, der den Titel Kurfürst für sich behalten hatte, auf dem Jagdschlosse Landshut in Baiern mit einer schönen Müllerin, bis er, kaum zweiunddreißig Jahre alt, dahinstarb (1379).

Vierter Abschnitt.

Brandenburg unter den Luxemburgern 1373—1415.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Karl IV. für seinen Sohn Wenzel in der Mark 1373—78. — Sigismund 1378—1415 verpfändet die Mark an Jobst und Procop von Mähren.

Die Herrschaft der Baiern oder Wittelsbacher hatte dem Lande wie den Fürsten selbst wenig Freude und Segen gebracht. Die unter den Ascaniern blühenden und nach außen hin angesehenen Marken waren unter bairischem Scepter sittlich und im Wohlstande herunter gekommen. Die Brandenburger klagten daher nicht als Otto der Faule davonzog und sie ihres Eides entband, sie hofften auf bessere Zeiten, aber sie hatten sich getäuscht; die neue Herrschaft, die luxemburgische, anfänglich segensreich, erwies sich bald noch schlimmer. Nach dem Vertrage mit Otto dem Faulen empfing Kaiser Karl IV. die Huldigung der Märker für seinen ältesten Sohn Wenzel und vereinigte dann auf einer feierlichen Versammlung zu Tangermünde (1374) die Mark Brandenburg mit dem Königreich Böhmen, so daß die beiden Länder

unzertrennlich mit einander verbunden bleiben sollten. Späterhin aber, nachdem es ihm gelungen war, seinem Sohn Wenzel die römische (deutsche) Königskrone zu verschaffen (1376), stieß er diese Anordnung selbst wieder um, indem er seine Länder dergestalt unter seine Söhne theilte, daß Wenzel Böhmen und Schlesien, Sigismund die Mark Brandenburg, und Johann die Lausitzen und die Neumark erhalten sollte (1377).

Inzwischen regierte Karl nach empfangener Huldigung, als Vormund seines unmündigen Sohnes, die Marken selbst. Und in der That, wie listig auch die Art erscheinen mag, die ihm den Besitz Brandenburgs verschaffte, so hatten doch die Märker alle Ursache mit diesem Wechsel zufrieden zu sein. Denn Karl stellte Ruhe und Ordnung im Innern des Landes wieder her, that den Räubereien des Adels mit mächtiger Hand Einhalt, schützte den Handel der Städte, indem er durch Anlegung von Stapelplätzen zu Frankfurt und Tangermünde die Schifffahrt auf Oder und Elbe erleichterte und mit der Hansa freundschaftlichen Verkehr anknüpfte und suchte auf jede Weise dem verarmten, durch lange Kriege zerrütteten Lande wieder emporzuhelfen. Verpfändete und verkaufte Ländereien löste er ein, und einen besonderen Beweis seiner Ordnungsliebe und wohlberechneten Staatswirthschaft legte er noch dadurch ab, daß er ein genaues Verzeichniß aller Ortschaften der Marken, nebst den Namen ihrer Besitzer und den Abgaben, die sie an den Fürsten zu entrichten hatten, so wie auch eine Nachweisung aller übrigen herrschaftlichen Einkünfte anfertigen ließ. Dieses „Landbuch" ist bis auf unsere Zeiten gekommen, und wir lernen daraus, daß die Gesammteinnahme eines damaligen Kurfürsten von Brandenburg noch nicht einmal die Summe von 50,000 Thlr. jährlich erreichte.

Die Bischöfe von Lebus und Brandenburg, jener Peter, dieser Dietrich von Schulenburg mit Namen, verwalteten die Marken in des Kaisers Abwesenheit und ihrer Aufsicht waren auch Karls jüngere Söhne Sigismund und Johann übergeben.

Das Land fing unter so väterlicher Pflege wieder an aufzublühen und sah einer glücklichen Zukunft entgegen, als der Tod des Kaisers (1378) Alles wieder auf das Traurigste umgestaltete und noch größeres Elend herbeiführte, als unter den Fürsten aus dem Hause Baiern gewaltet hatte.

Sigismund war noch ein Knabe von zehn Jahren, als er ohne Vormund die Regierung antrat. Er lebte am Hofe seines künftigen Schwiegervaters, des Königs Ludwig von Ungarn und Polen, von der glänzenden Hoffnung auf die Erbschaft beider Kronen geschmeichelt, die ihm durch die Hand seiner Braut

Maria zufallen sollten. Auch brachte es der König Ludwig wirklich dahin, daß die Polen seiner Tochter und ihrem Bräutigam huldigten, und bei so viel verheißenden Aussichten betrachtete der jugendliche Fürst die brandenburgischen Marken nur als ein unwichtiges Nebenland, von dem er weiter nichts, als Geld verlangte, um seinen Aufwand an dem Hofe eines großen Königs bestreiten zu können. Nur einmal erschien er in der Mark persönlich während seiner ganzen Regierungszeit; er ließ sie durch Statthalter regieren, verpfändete und verkaufte Städte und Ländereien und kümmerte sich wenig um das Jammergeschrei seiner Unterthanen, die wieder der zügellosen Willkür und Raubsucht des übermüthigen Adels hilflos Preis gegeben waren und alle Art von Erpressung zu erdulden hatten.

König Ludwig starb (1382), und die Polen wollten Sigismund nicht als König anerkennen. Seine Braut Maria mußte auf die polnische Krone verzichten, und statt ihrer ward ihre Schwester, die schöne Hedwig, von den Polen als Königin anerkannt und bald darauf gezwungen, den lithauischen Großfürsten Jagiel zu heirathen. Nur mit Mühe behauptete sich Sigismund auf Ungarns Thron gegen seinen Nebenbuhler, den König Karl von Neapel, dem ein großer Theil des Volkes die Krone entgegengebracht hatte. Ein langwieriger Krieg erschütterte das Land und stellte endlich Sigismunds schwankenden Thron in Ungarn etwas fester 1387. Aber eben dieser Krieg und die Prachtlust des Fürsten, der des Geldes nicht achtetete, bereiteten ihm eine ewige Geldnoth. Schon waren die geplagten Märker des Gebens müde und wollten sich nichts mehr auspressen lassen. Da faßte Sigismund den Entschluß, die Mark zu verpfänden. Um die schweren Kosten zu bestreiten, die ihm durch die feierliche Krönung zum König von Ungarn entstanden waren, hatte er eine große Anzahl von Schlössern, Städten und Districten in Ungarn als Unterpfand einräumen müssen und um sie einzulösen, wußte er keine andere Hülfe. Seine Vettern, die Markgrafen Jobst und Prokopius von Mähren boten ihm dazu die Hand. Wie sehr die Märker auch widerstrebten: alle brandenburgischen Besitzungen nebst der Kurwürde wurden an diese beiden Fürsten verpfändet (1388). Nur die Neumark, das Eigenthum Johanns, entging vor der Hand noch diesem Schicksal.

Gewiß mag ein Land kaum von einem jammervolleren Loose betroffen werden, als wenn sein Fürst, entfernt von dem hohen Gedanken des Volkes Vater zu sein, seine Unterthanen nur als Mittel betrachtet, Geld zu erpressen oder seinem Ehrgeize zu dienen. Wenn die Selbstsucht bei jedem Menschen als die Quelle aller

Sünden erscheint, so wird sie auf dem Throne zu einem ungeheuren Verbrechen gegen die Menschheit. Denn der Fürst soll nicht für sich, er soll für seine Unterthanen leben. Noch elender aber wird eines Landes Schicksal, wo ein Fürst das Loos seiner Unterthanen für baares Geld einer fremden Hand verpachtet, zumal wenn diese fremde Hand nicht gerecht und edel ist. — Markgraf Jobst sah die Mark Brandenburg nur als ein Kapital an, von welchem er so viele Zinsen als möglich ziehen wollte. Um das Glück der Unterthanen kümmerte er sich nicht und erschien nur dann im Lande, wenn er neue Summen erheben wollte. War es ein Wunder, daß alle Arten zügelloser Unordnung darin herrschend wurden? — Der Adel, längst jenes ritterlichen Sinnes entkleidet, der Ehre und Genuß darin fand, den Bedrängten zu helfen, den Schwächern beizustehn, die unrechtmäßig Verfolgten zu vertheidigen, hatte von einer bessern Vorzeit nichts geerbt, als die starke Faust und die Lust an kriegerischen Abenteuern. Die Ordnungslosigkeit der Landesverwaltung eröffnete jetzt seiner zügellosen Gewaltthätigkeit ein freies Feld. Von seinen starkbefestigten Burgen aus überfiel er friedliche Kaufleute, raubte ihre Güter, schleppte sie selbst in harte Gefangenschaft und zwang sie durch Drohung und Marter zu ungeheuern Lösegeldern. Die Städte übten Vergeltung. Brandenburg, Rathenau, Berlin, Spandau und Köln traten in einen Bund zusammen, um den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Die muthigen Bürger erstürmten und verbrannten einige der Räuberburgen. Allein diese Nothwehr half ihnen wenig. Der Adel behielt die Oberhand, und vor allen gefürchtet im Lande waren die Namen des Dietrich und Hans von Quitzow. Doch nicht bloß auf die Städte der ausgeplünderten Marken beschränkten die adeligen Räuber ihre Gewaltthaten, sie fielen auch die Nachbarlande an und lockten dadurch auswärtige Feinde in das Land. — Die kraftlosen Vorkehrungen, welche Jobst traf, um solcher ungeheuren Zerrüttung zu wehren, reizten nur zum Spotte und beförderten die verwegene Kühnheit. Die Noth und das Elend des Landes waren unbeschreiblich. Das Schwert in der Hand allein verschaffte noch Recht. An Gesetz und Ordnung war nicht mehr zu denken, und die Städte der Mittelmark mußten sich endlich in Güte mit den mächtigen Quitzows vertragen, die vollkommen als des Landes Herren schalteten und sogar eine Fehde mit dem Kurfürsten von Sachsen begannen.

Wie es in den brandenburgischen Marken zuging, so ging es im Großen in ganz Deutschland zu. Wenzels, des Königs von Deutschland, elende Reichsregierung zerrüttete Alles und erbitterte überall die Gemüther. Die Kurfürsten setzten den schlechten

König ab, und erwählten den Pfalzgrafen Ruprecht zu des Reiches Oberhaupt (1400). Die Verwirrung wuchs, da Wenzel noch immer eine zahlreiche Partei hatte. Der innere Krieg dauerte bereits zehn Jahre, als König Ruprecht starb. Ohne auf Wenzel Rücksicht zu nehmen, bewarben sich jetzt sein Bruder Sigismund und sein Vetter Jobst von Mähren um die deutsche Krone. Aber der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg wußte durch energisches Handeln die Pläne der Gegner, an deren Spitze der Erzbischof von Mainz stand, zu Schanden zu machen und die Wahl Sigismunds zum römischen deutschen König im September 1410 zu Frankfurt a/M. durchzusetzen. Wenige Tage darauf wurde Jobst zum Gegenkönig gewählt, aber sein baldiger Tod im Januar 1411 verhinderte, daß es zwischen beiden zum Kriege kam.

Dreißigstes Kapitel.

Die Mark wird von Sigismund an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg gegeben 1411. Friedrich wird 1415 Kurfürst von Brandenburg.

Durch Jobst's Tod fiel die Mark wieder an Sigismund zurück. Schon im Jahre 1396 war Sigismunds Bruder, Herzog Johann von Görlitz an Gift gestorben, dem, wie wir uns erinnern, die Neumark gehörte. So hätten nun alle brandenburgischen Besitzungen wieder vereint werden können. Aber Sigismund, fortwährend in Geldnoth und ohne Sorge für das Wohl seiner märkischen Unterthanen, wollte durch die Marken neue Summen gewinnen. Daher verkaufte er die Neumark an den deutschen Orden (1402), indem er sich zwar das Wiederkaufsrecht vorbehielt, aber durch immer neue Summen, die er vom Hochmeister entlehnte, den Wiederkauf beinahe unmöglich machte und ihn ganz aufgab (1429). Die ihm nun anheimgefallene Kurmark behielt er auch nicht. Er selbst konnte sich wegen der vielen Reichsgeschäfte der Mark nicht widmen und beschloß deshalb, den Burggrafen Friedrich dorthin zu senden „als einen rechten Obristen und gemeinen Verweser." Um ihm die Mittel zu gewähren, die tiefen Wunden des vielgeschädigten Landes zu heilen, und sich dankbar zu erweisen für seine wichtigen Dienste, namentlich für die Unterstützung bei der Königswahl, setzte er ihm in seiner Bestallung vom 8. Juli 1411 100,000 Goldgulden aus. Da er sie nicht baar bezahlen konnte, sollte Friedrich die Mark als Unterpfand übergeben werden. Bald darauf schenkte er dem Sohne Friedrichs 50,000 Goldgulden, die gleich-

falls auf die Mark verschrieben wurden. Diese großartigen Schenkungen haben zu dem Irrthum Veranlassung gegeben, als ob Sigismund diese Summen an Friedrich schuldig gewesen sei und ihm die Mark übergeben habe, weil er sie nicht habe abzahlen können. — Aber es verging beinahe noch ein volles Jahr, bevor Friedrich nach der Mark kam.

Burggraf Friedrich, aus dem edeln Geschlechte der Grafen von Hohenzollern, war einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit. Seine Familie hatte ihren Namen von dem Stammschloß Zollern oder Hohenzollern in Schwaben. Die erste Erwähnung derselben geschieht in der Mitte des eilften Jahrhunderts unter dem Jahre 1061. Der erste Burggraf ist Friedrich I., er erhielt zwischen 1190 u. 92 von Kaiser Heinrich VI. das Burggrafenthum Nürnberg. Seine beiden Söhne theilten sich das väterliche Erbe so, daß der ältere, Conrad das Burggrafenthum Nürnberg und die fränkischen Besitzungen, der jüngere Friedrich II. die Grafschaft Zollern erhielt. Von der ältern Linie stammt Friedrich VI. und durch ihn das preußische Königshaus ab, von der jüngern die jetzigen Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen. Die Burggrafen waren ursprünglich kaiserliche Beamte. Sie hatten den Befehl über eine kaiserliche Burg und deren Mannschaft, so wie die Gerichtsbarkeit über die dazu gehörigen Güter und die Aufsicht über die Pfleger und Amtsleute derselben. Die Hohenzollern erwarben im Laufe der Zeit, theils durch Kauf, theils durch Erbschaft und Schenkungen der Kaiser, denen sie von jeher die treusten Dienste leisteten, ansehnliche Besitzungen und Einkünfte. Mäßigkeit, Sparsamkeit und Staatsklugheit waren Erbtugenden des edeln Grafenhauses. Immer suchte der Sohn in seiner Tugend den Vätern gleichzukommen und des Himmels Segen schien auf ihrem Geschlechte zu ruhen. Rudolf von Habsburg und Ludwig von Baiern verdankten den Vorfahren Friedrichs VI. ihre Kronen, und das Ansehn der Hohenzollern im Reiche war groß. Kaiser Karl IV. erhob Friedrich und alle seine Nachkommen zu Reichsfürsten und gab dem Burggrafen Johann (III.) seine Tochter Magaretha zur Gemahlin. Die Besitzungen der Burggrafen hatten sich indessen schon so weit vermehrt, daß sie in zwei Fürstenthümer, das Fürstenthum oberhalb des Gebirges (Baireuth) und das Fürstenthum unterhalb des Gebirges (Ansbach) getheilt werden konnten. Friedrich VI. theilte mit seinem Bruder Johann dermaßen, daß dieser Baireuth, er selbst Ansbach erhielt.

Burggraf Friedrich war ein Mann von ausgezeichnetem Verstande, nimmer um Rath verlegen, besonnen und tapfer, frei-

gebig ohne Verschwendung, freundlich und gütig gegen jeden und doch voll Ernst und Würde. Seine Bildung war ausgezeichnet für jene Zeit. Er sprach drei fremde Sprachen mit Fertigkeit, hatte Kenntnisse in der Rechtswissenschaft und liebte alle Wissenschaften. Dem Kaiser Sigismund hatte er sich durch die treuesten Dienste verpflichtet, ihn mit seinem tapfern Schwerte und mit seinem hellen Kopfe vielfach unterstützend. — Als die Märker nun vernahmen, daß hinfort der Burggraf Friedrich ihr Herr sein sollte, freuten sie sich. Denn des vortrefflichen Fürsten Ruf hatte ihm Aller Herzen gewonnen. Nur der übermüthige und zügellose Adel bezeigte sich unzufrieden, weil er es vorher sah, daß er unter der Regierung eines solchen Herrn sein altes Spiel nicht würde treiben können.

Friedrich kam im Juni 1412 in die Mark, um die Huldigung des ihm verpfändeten Landes entgegenzunehmen. Freudig wurde diese von den meisten Städten geleistet (1412), doch viele vom Adel weigerten sich. Sie hatten Schlösser und Städte des Landesfürsten in Pfandschaft und beriefen sich auf die Einverleibung der Mark mit Böhmen. Indessen gelang es der Ueberredungskraft des Abtes von Lehnin, Heinrich Stich, einen großen Theil zur Ableistung der Huldigung zu bewegen, andere ließen sich die verpfändeten Ortschaften ablösen, viele aber beharrten auf ihrer Weigerung und es war umsonst, daß der Kaiser selbst sie dringend zum Gehorsam verwies, umsonst auch, daß Friedrich durch Freundlichkeit und Güte die Widerspenstigen zu gewinnen suchte. Sie nannten den Burggrafen spottweise „den Tand von Nürnberg" und versicherten, die Huldigung nimmer leisten zu wollen, „auch wenn es ein ganzes Jahr lang Burggrafen regnen sollte". An ihrer Spitze standen die beiden Quitzows, Caspar Gans von Putlitz, Richard von Rochow und einige andere. Sie fanden Bundesgenossen an den Herzogen von Pommern und Stettin, welche einen Theil der Uckermark an sich gerissen hatten, den sie nicht gerne herausgeben wollten, und trotzten auf ihre festen Burgen und ihr kampfgeübtes Kriegsvolk. Wirklich griffen sie auch den Burggrafen, der ihnen entgegengezogen war, den 24. Oct. 1412 auf dem Kremmer Damm an. Die Schlacht blieb unentschieden, doch huldigten ihm bald darauf die Städte der Altmark und Priegnitz. Aber der noch immer aufsässige Adel begann einen neuen Plünderungskrieg gegen den Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Brandenburg, welche fest zu Friedrich hielten. Mit diesen sowie den Herzogen von Sachsen und Wolgast und Andern schloß er ein Bündniß, brachte von allen Seiten Mannschaft und Geld zu-

sammen und schickte sich dann an, die Raubschlösser der Empörer niederzuwerfen. Ein gewaltiges Geschütz, welches der Landgraf von Thüringen hiezu geliehen hatte, leistete dabei vorzügliche Dienste. Die Bauern, welche das große Feuergeschoß mit ihren Pferden fortschaffen mußten, sollen es, wegen seiner Schwere, die faule Grete genannt haben; aber von den gleichzeitigen Schriftstellern kennt keiner diesen Namen. In wenigen Tagen wurden vier Burgen und Städte erobert und dann endlich die vierzehn Fuß dicken Mauern der Burg Plaue, wo Hans von Quitzow sich vertheidigte, niedergeworfen. Jetzt war der Muth der Uebermüthigen gebrochen. Einige flehten um Gnade, andere mußten als Verbannte und Geächtete das Land verlassen und kamen im Elende um. Hans von Quitzow starb im Gefängnisse. Im Juni 1414 war das ganze Land vollständig beruhigt.

Inzwischen war Sigismund eifrig bemüht, jene berühmte Kirchenversammlung zu Kostnitz zu Stande zu bringen, welche die ärgerliche Spaltung der katholischen Christenwelt ausgleichen sollte. Seit 36 Jahren nämlich gab es immer zwei Päpste zu gleicher Zeit, von denen der eine zu Rom, der andere zu Avignon in Frankreich seinen Sitz hatte und die sich gegenseitig verdammten und verketzerten. Zur Zeit des Kostnitzer Concils gab es sogar drei, der dritte lebte in Perpignan. Die katholischen Länder Europas gehorchten nach eigener Wahl, die einen diesem, die andern jenem; doch zählte der zu Rom die meisten Anhänger. Eine solche Trennung der Kirche war aber dem päpstlichen Ansehen sehr nachtheilig und führte eine Menge von Unordnungen herbei, die in alle Verhältnisse des Lebens störend eingriffen. Zudem herrschten unter dem größern Theile der Priesterschaft eine entsetzliche Sittenlosigkeit und die abscheulichsten Laster, welche um so mehr Abhilfe verlangten, als sich längst unter dem edleren Theile der Menschheit die Sehnsucht nach dem Besseren lebhaft regte. Die berühmten Hochschulen in Frankreich, Italien und England fingen bereits an, helleres Licht über die Erde zu verbreiten, und seitdem Kaiser Karl IV. auch zu Prag eine Hochschule gestiftet (1346) wurde diese bald ein Hauptsitz aufgeklärterer und gereinigterer Religionsmeinungen. Vor allen war es dort Johann Huß, ein aufrichtig frommer, kenntnißreicher Mann, vom unbescholtensten Lebenswandel, welcher gegen die herrschenden Laster der Zeit überhaupt und gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen insbesondere, mit Kraft und Feuer eiferte. Zugleich predigte er gegen die abergläubige Wundersucht des Volkes und zeigte, wie dieselbe von den habsüchtigen Priestern nur benutzt würde, um sich zu bereichern. Auch gegen die Ablaßkrämerei und gegen

manche andere Gelderpressungen der Päpste richtete er sein scharfes Wort. Er folgte in den meisten Punkten den Lehren Johann Wicklefs, der schon 1374 in England die Gebrechen der Kirche öffentlich angegriffen und die Bibel ins Englische übersetzt hatte, damit sie dem Volke zugänglich würde. Seine Lehren fanden ungemeinen Beifall bei dem Volke und die Zahl seiner Anhänger vermehrte sich täglich. Das wollte der Erzbischof von Prag und viele andere Geistliche des Landes nicht dulden, versuchten die Partei des Huß zu unterdrücken und erregten dadurch nur Unruhen nnd Gährungen im Volke. — Um alle diese Zerwürfnisse auszugleichen, hielt man es für nothwendig, eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen. Dem Kaiser, als weltlichem Oberhaupte der Christenheit, war es Recht und Pflicht zugleich, solche Versammlungen auszuschreiben, und Sigismund, wie schon erwähnt, bemühte sich jetzt mit vielem Eifer, sie ins Werk zu setzen, weil er von derselben auch die Beilegung der böhmischen Unruhen erwartete. — Im Herbste 1414 kam die Sache endlich zu Stande. Eine Menge von Fürsten und Herren geistlichen und weltlichen Standes, Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, die berühmtesten Gelehrten jener Zeit, Abgeordnete der Könige und Völker aus allen Landen zogen allmälig in Kostnitz ein. Mehr als hundertfünfzigtausend Menschen sollen sich hier zusammengedrängt haben. Auch Johann Huß, der muthige Vorkämpfer für Licht und Wahrheit, durch einen kaiserlichen Geleitsbrief gesichert, war nach Kostnitz gekommen. Um Weihnachten erschien endlich auch Sigismund von seiner Krönung zu Aachen mit kaiserlicher Pracht und Herrlichkeit, um persönlich an den Berathungen über der Christenheit Wohlfahrt Antheil zu nehmen.

Er hatte den großen Plan, das alte Ansehn der deutschen Kaiserkrone wiederherzustellen, und sich zum Schiedsrichter von Europa zu machen. Dazu mußten aber vor allem die innern Angelegenheiten Deutschlands selbst geordnet und ein allgemeiner Landfriede hergestellt werden, wozu er die Unterstützung keines andern Mannes für so wirksam hielt, als die des Burggrafen Friedrich. Während er sich selbst die Kaiserwürde vorbehielt, wollte er diesen zu nichts geringerem als zum römischen König wählen lassen. Den Weg zu dieser Königskrone bahnte er dadurch an, daß er am 30. April 1415 die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und aller Landesoberhoheit an Friedrich als erbliches Eigenthum übertrug. Nur das behielt sich Sigismund vor, die Mark für 400,000 Goldgulden, worin jene 150,000 Goldgulden miteingeschlossen waren, wiederzukaufen, auch sollte Friedrich die Mark wieder ausliefern, sobald

er römischer König geworden sein würde. Stürbe die Nachkommenschaft Friedrichs aus, so sollte die Mark an die Erben Sigismunds zurückfallen. Die Kurfürsten des Reiches mit Ausnahme Wenzels bewilligten diesen Vertrag, und so gelangte das Haus der Hohenzollern in den Besitz der Mark (1415).

Fünfter Abschnitt.

Brandenburg unter den Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern, bis zur Vereinigung des Landes mit dem Herzogthume Preußen (1415—1618).

Einunddreißigstes Kapitel.

Friedrich I. 1415—40. Kämpfe mit den Nachbarn, seine Theilnahme an den Angelegenheiten des deutschen Reichs.

Der Kurfürst Friedrich I. mußte einen großen Theil seiner märkischen Länder erst mit dem Schwerte erobern. Denn nur die Altmark, die Mittelmark, das Land Sternberg und einen Theil der Uckermark hatte König Sigismund in seinem Besitze zu erhalten gewußt. Der Priegnitz hatten sich die Herzoge von Mecklenburg, des größern Theiles der Uckermark die Pommern bemächtigt und die Neumark war an den deutschen Orden verkauft. Die Wiedererlangung der Priegnitz und der Uckermark war es, worauf der Kurfürst zunächst sein Augenmark richtete und dadurch in langwierige Kriege mit Mecklenburg und Pommern verwickelt wurde, die zum Theil erst unter seinem Nachfolger ihre völlige friedliche Ausgleichung fanden.

Das mecklenburgische Fürstenhaus hatte sich in zwei Stämme getheilt: die Herzoge von Schwerin und Stargard, und die Fürsten von Wenden oder Werle. Beide Stämme waren in Fehde mit einander gerathen und die Fürsten von Wenden unterwarfen sich freiwillig unserm Kurfürsten zu Lehen (1415). Der Kurfürst stiftete Friede. Da schlossen die beiden mecklenburgischen Häuser unter sich einen Erbvertrag, der das Lehensrecht Friedrichs schmälerte. Darüber brach der Krieg mit Brandenburg los. Die Herzoge von Pommern und Sachsen-Lauenburg waren die Bundesgenossen der Mecklenburger. Nach Gewohnheit der damaligen Zeit bestand der Kampf meistentheils in gegenseitigen Raub- und Plünderungszügen und zu entscheidenden

Gefechten kam es selten. Bei Angermünde indessen schlug der Kurfürst seine Feinde, eroberte diese Stadt, Prenzlau und andere Städte und zwang die Pommern in dem Vertrage zu Perleberg (1420) zur Abtretung der Uckermark gegen 5000 Schock böhmischer Groschen. Zu gleicher Zeit wurde der Herzog Johann von Mecklenburg gefangen. Zehn Jahre lang mußte er in der Haft schmachten, während welcher seine Verwandten den Krieg fortsetzten, die Pommern ihn erneuten. Johann, Friedrichs Sohn, der während der Abwesenheit seines Vaters die Regierung der Mark leitete, schlug die Mecklenburger entscheidend bei Pritzwalk (1425) und entriß den Pommern das schon eroberte Prenzlau. Da mußten sich die Feinde abermals zum Frieden bequemen (zu Templin 1427), worin sie auf die Priegnitz und die Uckermark Verzicht leisteten. Anderthalb Jahre darauf erhielt der gefangene Herzog Johann seine Freiheit wieder, nachdem er sein Land für ein brandenburgisches Lehen erklärt hatte. So war es dem Kurfürsten gelungen, zwei bedeutende märkische Landschaften wieder mit seinen Staaten zu vereinigen. Doch war damit noch bei weitem nicht jeder Streit über einzelne Ortschaften ausgeglichen, und obgleich die Schwerter nun ruheten, so dauerte der Wortstreit doch bis nach dem Tode Friedrichs I. fort.

Von größerer Wichtigkeit für das gesammte Deutschland war der sechszehnjährige Hussitenkrieg, der um diese Zeit wüthete und an welchem auch unser Kurfürst lebhaften Antheil nahm. Wir wenden uns zu der Kirchenversammlung nach Kostnitz zurück, um seinen Ursprung kennen zu lernen.

Wie lebhaft auch bei unendlich vielen Geistlichen und Gelehrten, die dort versammelt waren, die Sehnsucht nach einer durchgreifenden Kirchenverbesserung sich aussprach, ja wie sehr auch solche Sehnsucht eben zu dieser Kirchenversammlung gedrängt und getrieben hatte, so war man doch allgemein noch viel zu befangen in elenden Vorurtheilen, um einen Mann wie Hüß, richtig verstehen und würdigen zu können. Man ging mit ihm zu Gericht und verdammte ihn als Ketzer zum Feuertode. Vergebens berief sich Huß auf den kaiserlichen Geleitbrief. Sigismund schützte ihn nicht, und der freisinnige, edle Mann starb auf dem Scheiterhaufen 6. Juli 1415; seine Asche wurde in den Rhein gestreut. Kaum erscholl diese Nachricht in Böhmen, so erhob sich das Volk im wüthenden Aufstande, stürmte die Klöster, zerschlug die Heiligenbilder und verübte blutige Gewaltthaten. Da griff die katholische Partei zu den Waffen, und so entbrannte der Bürgerkrieg (1416). Der von der Kirchenversammlung erwählte Papst Martin V. that die Hussiten (Anhänger des Huß)

in den Bann, Kaiser Sigismund bedrohte sie mit Krieg. Aber die tapfern, begeisterten Schaaren verachteten das eine eben so wie das andere. Zizka, ein böhmischer Edelmann, trat an ihre Spitze. Doch unter ihnen selbst brach Zwiespalt aus. Wilde Schwärmer waren auf der einen, gemäßigte Denker auf der andern Seite. Trotz dieses Zwiespaltes blieben sie dennoch gemeinsam gegen gemeinschaftliche Feinde. Wenzel, immer übereilt und wankelmüthig, wollte bald durch Güte, bald durch Strenge die Ruhe zurückführen. Als aber Zizka mit den wilden Schwärmern, welche sich Taboriten nannten, das Rathaus zu Prag stürmte und die Rathsherrn auf die emporstarrenden Spieße seiner ergrimmten Rotte stürzen ließ, da gerieth Wenzel vor Zorn und Wuth fast außer sich und starb wenige Wochen darauf am Schlagflusse (1419).

Jetzt war Sigismund Erbe der böhmischen Krone und schickte sich an, das empörte Volk mit Waffengewalt zu Ordnung und Gehorsam zu zwingen. Vergebens rieth ihm der kluge Kurfürst Friedrich zu schonenden und versöhnenden Maßregeln, insbesondere aber dazu, die Religionsangelegenheiten der Böhmen vor der Hand unberücksichtigt zu lassen und nur um die Krone des Landes zu unterhandeln. Sigismund war seines Sieges so gewiß, daß er laut prahlte, er wollte über Prags niedergeworfenen Mauern seinen Einzug in die Königsstadt halten. Er begann den Krieg (1420). Die Böhmen aber, von dem begeisternden Gefühle erhoben, daß sie für ihren Glauben das Schwert trügen, waren unüberwindlich. Sie schlugen des Kaisers Heere aus ihrem Lande und trugen dem Könige Wladislaus (Jagjel) ihre Krone an. Zwar schlug dieser das gefährliche Geschenk aus, sandte aber den Böhmen seinen Neffen Sigismund Koributh als König zu.

Kurfürst Friedrich, seit 1418 zum Stadtthalter und Verweser des deutschen Reiches ernannt, leistete inzwischen dem Kaiser so vielen Beistand, als er vermochte. Doch muß man dabei nicht vergessen, daß er zu gleicher Zeit sowohl mit den Herzogen von Mecklenburg und Pommern, als auch in seinen fränkischen Landen mit dem Herzoge von Baiern-Ingolstadt, Ludwig dem Bärtigen, zu kämpfen hatte. Daher konnte er dem Kaiser auch nicht so kräftig beistehen, als dieß wohl unter andern Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Auch beschäftigten ihn um diese Zeit andere Pläne, die auf die Vergrößerung seiner Länder abzweckten. Es konnte ihm nämlich nicht anders als unangenehm sein, die Neumark von Brandenburg abgerissen und im Besitze des deutschen Ordens zu sehen. Dieser aber wollte

sich auf keine Weise zu einem Verkaufe des Landes verstehen. Friedrich glaubte nun seinem Ziele, der Wiedererwerbung der Neumark, durch eine Verbindung mit Polen näher zu kommen. Er schloß daher mit König Jagiel ein Bündniß gegen den Orden, welches noch mehr dadurch befestigt wurde, daß er seinen Sohn Friedrich mit Jagiels Tochter Hedwich verlobte. Jagiel hatte damals noch keine Söhne, und es wurde festgesetzt, daß wenn er ohne männliche Nachkommen stürbe, der junge Friedrich die polnische Krone erben sollte. Daher wurde der achtjährige Prinz sogleich nach Krakau gebracht, um in Polen seine Erziehung zu erhalten.

Bei Sigismund erregte dieses Bündniß des Kurfürsten mit Jagiel, dem Bundesgenossen der Hussiten, großes Mißfallen, das er auch bald durch sein Verfahren gegen Friedrich zu erkennen gab. Als nämlich Albrecht III., Kurfürst von Sachsen, durch seinen Tod die Reihe der sächsischen Herzoge aus dem Hause Anhalt beschloß (1422), nahm Friedrich sogleich von dem herrenlosen Lande Besitz, weil theils das Recht der Erbschaft (denn sein Sohn Johann war mit Albrechts einziger Tochter vermählt), theils die Geschichte der Vergangenheit ihn dazu aufforderte, die ihn belehrte, daß das Kurfürstenthum Sachsen früher (unter Albrecht dem Bären) mit Brandenburg vereinigt gewesen sei. Aber der Kaiser ließ diese Gründe nicht gelten und übertrug Sachsen dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren (1423). Da räumte Friedrich, um es nicht zu einem Kriege mit der Uebermacht kommen zu lassen, seine Erbschaft gegen eine angemessene Entschädigungssumme (1423).

Einen neuen Beweis seiner abnehmenden Zuneigung gab Sigismund dadurch, daß er 1424 die Neumark aufs Neue dem deutschen Orden bestätigte, als er fürchtete, daß Friedrich mit Hülfe Polens das Land an sich bringen möchte. Er belehnte auch Herzog Casimir von Pommern-Stettin mit der Uckermark, die Friedrich gewaltsam den Pommern zu entreißen suchte. Die hohen Pläne in Betreff der Machthebung Deutschlands hatte Sigismund aufgegeben.

Mittlerweile dauerte der Krieg gegen die Hussiten fort. Nach Zizkas Tode (1424) stellten sich die beiden Brüder Prokopius an die Spitze der Böhmen, und wenn Ziska das Land nur vertheidigt und feindliche Heere daraus vertrieben hatte, so griffen diese die Nachbarländer an, und verheerten Schlesien, Franken, Sachsen, Mähren und Oesterreich auf das fürchterlichste. Da ließ der Papst das Kreuz gegen sie predigen (1431). Hunderttausend Krieger traten zusammen, um die muthigen Ketzer aus-

zurotten. Dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg ward mit großer Feierlichkeit in der Sankt Sebalduskirche zu Nürnberg das Feldherrnschwert für diesen Krieg überreicht. Aber weder die Waffe, noch des Kurfürsten Heldenmuth konnte die Böhmen zügeln. Als die Nachricht kam, daß die Hussiten herbeieilten, löste sich sein Heer aus Furcht vor ihnen auf. Das ganze Heergeräth, alles Feldgeschütz fiel in die Hände der Feinde. Nun drangen die Hussiten rächend in Franken und die brandenburgischen Marken ein. Längs der Oder trugen sie Tod und Verderben umher. Viele Städte loderten als Opfer ihrer Rache auf; nur Frankfurt und Bernau widerstanden ihren Waffen (1432). Darauf fielen sie in die Neumark ein, wo Jagiel sich mit ihnen verband und sie nach Pommerellen gegen den deutschen Orden führte. Man erkannte, daß mit Gewalt gegen die Hussiten nichts auszurichten sei und entschloß sich, wie sehr der Papst sich auch dagegen sträubte, irgend welche Zugeständnisse den „Ketzern" zu machen, ihre Religionsangelegenheiten auf der (1431) neueröffneten Kirchenversammlung zu Basel friedlich zu erörtern. Der Zwiespalt unter den Hussiten selbst, der Sieg der Gemäßigten über die wilden Taboriten, führte endlich den völligen Frieden herbei. Kaiser Sigismund den ruhigen Besitz (1436).

E Sigismund (1437); als man zur neuen ! arb sich auch Friedrich I. um die Krone, rheit fiel auf Albrecht von Oesterreich, den Schwiegersohn des Verstorbenen, den von nun an Friedrich, obgleich er sein Nebenbuhler war, eifrig unterstützte.

Auch der Kurfürst begann endlich die Bürde des Alters zu fühlen und beschloß daher, sein Haus zu bestellen. Er theilte seine Länder dergestalt unter seine Söhne, daß sein zweiter und vierter Sohn, beide Friedrich genannt, die Marken erhalten sollten, der ältere von beiden als Kurfürst die Mittelmark, Sternberg und die Uckermark, der jüngere die Altmark und Priegnitz. Johann sein ältester und Albrecht sein dritter Sohn, wegen seiner Tapferkeit der deutsche Achilles genannt, sollten sich in die fränkischen Besitzungen theilen. — Wenige Jahre nach dieser Anordnung starb Friedrich I. zu Kadolzburg in Franken (1440). Die Mark hatte er schon 1426 für immer verlassen, nachdem sein ältester Sohn Johann mit dem Beinamen der Alchymist von ihm zum Statthalter eingesetzt worden war, wiewohl sich dieser wegen seines friedlichen Characters wenig zur Regierung eines so in Verwirrung gerathenen Landes geeignet zeigte und bei dem Tode seines Vaters leicht zu bestimmen war, das Regiment an seinen jüngern Bruder abzutreten.

Friedrich I. starb hoch geehrt von seinen Zeitgenossen. Sie rühmten an ihm Einsicht, Gerechtigkeitssinn und Tapferkeit und nannten ihn einen Fürsten „hoher Art." Er selbst betrachtete sich nur als „Gottes schlichten Amtmann an dem Fürstenthum" und zeigte sich nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten als ein frommer Mann; sein Wahlspruch, der ihn auch in den bewegtesten Stürmen seines Lebens aufrecht erhielt, war: „Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht." Seine civilisirtere fränkische Heimath mußte ihn allerdings mehr anziehen, als die verwilderte Mark, und es war zu bedauern, daß, nachdem er zum Kurfürsten erhoben war, sein Aufenthalt in der Mark sich im Ganzen nur auf die kurze Zeit von etwa drei Jahren beschränkte.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Friedrich II., der Eiserne, 1440—1470.

Es war eine unruhige Zeit voll Krieg und Verwirrung, in welcher der neue Kurfürst Friedrich II., zugleich auch als Vormund seines jüngsten Bruders, die Regierung übernahm. Der frühzeitige Tod des Kaiser Albrecht (1439) hatte in Ungarn und Böhmen Unruhen hervorgebracht, welche der neugewählte Kaiser Friedrich III. keineswegs zu dämpfen vermochte. Kaiser Albrechts nach dem Tode des Vaters geborener Sohn, Wladislaw (Posthumus), sollte die Kronen von Ungarn und Böhmen erben. Aber beide Völker wollten das Kind, über welches Kaiser Friedrich die Vormundschaft führte, nicht als König anerkennen. Die Ungarn beriefen Jagiels Sohn, Wladislaw, auf ihren Thron; die Böhmen trugen ihre Krone verschiedenen benachbarten Fürsten an, wurden aber überall zurückgewiesen und vereinigten sich endlich zur Anerkennung des jungen Wladislaw als ihres Königes, doch ohne irgend eine vormundschaftliche Regierung zu dulden. Innerer Krieg war die Folge dieser Maßregel und besonders litt Schlesien, welches damals zu Böhmen gehörte, unbeschreiblich unter diesen Zerrüttungen. Der Kurfürst von Brandenburg suchte unter dieser Verwirrung wieder die Lausitz an sich zu bringen, welche, wie wir wissen, früher zu den brandenburgischen Besitzungen gehört hatte. Auch gelang ihm dieses, indem er gegen Sachsen, und selbst wider den Willen Kaiser Friedrichs III., seine Ansprüche durchsetzte und einen Theil nach dem andern für sich gewann. (1441—48). Dies hatte zur Folge, daß der Kaiser

die benachbarten Fürsten aufforderte, sich mit Sachsen gegen Brandenburg zu verbinden (1450). Aber schon im nächsten Jahre kam zu Naumburg ein Friede zu Stande, wo denn Friedrich die Lausitz behielt bis auf zwei Schlösser, die er an Sachsen abtrat. Doch als Georg v. Podiebrad sich bald darauf der obersten Gewalt in Böhmen bemächtigte und anfangs im Namen des unmündigen Wladislaw, nach dessen frühzeitigem Tode (1457) aber selbst als König herrschte, zwang er unsern Kurfürsten (1462) zu einem Frieden zu Guben, worin derselbe die Lausitz zurückgeben und sich mit den Herrschaften Kottbus, Peitz, Teupitz und Bärwalde, sowie mit der Anwartschaft auf Beeskow und Storkow begnügen, auch für diese Länder die böhmische Lehenshoheit anerkennen mußte.

Friedrichs Aussichten auf die polnische Krone waren zwar durch das frühe Dahinscheiden seiner jungen Braut und noch mehr dadurch, daß Jagiel in seinem Alter noch Vater zweier Söhne geworden war, wie es schien, gänzlich verschwunden; dennoch traten bald Umstände ein, die es in des Kurfürsten eigenen Willen stellten, Polens Thron zu besteigen. Jagiels Sohn Wladislaw, der König von Polen und Ungarn, fand seinen Tod in der Schlacht bei Varna gegen die Türken (1444). Die Polen wählten nun den Bruder des Verstorbenen, Kasimir, Großfürsten von Lithauen, zum Könige. Kasimir aber wies diese Wahl von sich, weil sie den Lithauern unangenehm war. Da trug eine mächtige Partei der polnischen Großen die Krone dem Kurfürsten an. Für Friedrich II. wäre es ein Leichtes gewesen, sich mit Hülfe seines mächtigen Anhanges zum König von Polen zu machen. Doch mit Recht besorgt, daß bei den ungeordneten Verhältnissen Polens seine Herrschaft vielen Wechselfällen ausgesetzt sein würde, lehnte er ab, obgleich seine feierliche Wahl bereits geschehen war. Er rieth dem Großfürsten Kasimir dringend, sich den Wünschen der Polen zu fügen und die dargebotene Krone anzunehmen. Kasimir gab endlich nach (1447), bestieg den Thron seines Vaters und vergalt des Kurfürsten Großmuth durch treue Freundschaft.

Gleich nach dem Antritte seiner Regierung beendete der Kurfürst zwei von seinem Vater ererbte Streitigkeiten, die eine mit dem Kurfürsten von Sachsen, die andere mit den Herzogen von Mecklenburg. Zwischen jenem und dem Hause Brandenburg herrschte noch immer Eifersucht, weil, wie wir oben gesehen haben, Friedrich I. seinen wohlbegründeten Ansprüchen auf Sachsen widerrechtlich hatte entsagen müssen. Jetzt aber glich Friedrich II. durch seine Vermählung mit der Schwester des

sächsischen Kurfürsten (1441) diese Spannung auf das freundlichste aus, und bald darauf kam eine Erbverbrüderung zwischen den beiden Fürstenhäusern zu Stande, welcher späterhin auch Hessen beitrat.

Mit den Herzogen von Mecklenburg wurde, nach kurzem Kriege, zu Wittstock Friede geschlossen (1442). Der Kurfürst entsagte seinen Ansprüchen an das Land Wenden, wogegen ihm der Anfall aller mecklenburgischen Lande, nach dem Erlöschen der männlichen Nachkommen des dortigen Fürstenhauses zugesichert wurde.

Länger dauerte die Fehde mit Pommern. Friedrich wollte gerne die zur Uckermark gehörigen Städte Pasewalk und Torgelow, welche sich noch unter pommerscher Botmäßigkeit befanden, wieder an sich bringen. Doch mußte er sich, nach mehrjährigem unentschiedenen Kampfe, endlich mit der Zusage begnügen, daß die beiden Städte nach dem Aussterben der Herzoge von Pommern-Stettin, welches nahe bevorstand, an Brandenburg zurückfallen sollten (1448). Den Erzbischof von Magdeburg wußte er dahin zu bewegen, daß er der Lehnshoheit, die ihm auf die Altmark und Zauche durch jenen Vertrag des Markgrafen Otto II. im Jahre 1196 zugestanden war, entsagte, wofür ihm auf immer eine Reihe von Orten abgetreten wurde (1449). Damit waren die lang anhaltenden Streitigkeiten mit Magdeburg endlich beigelegt. Auch die Lehnsherrschaft Wernigerode, deren sich die Erzbischöfe von Magdeburg bemächtigt hatten, erhielt der Kurfürst wieder zurück. Die wichtigste Erwerbung aber, womit er seine Staaten vergrößerte, war die Neumark, welche er von dem schwerbedrängten Orden im Jahre 1455 zurückkaufte. So hatte er erreicht, wonach sein Vater schon so eifrig gestrebt.

Während der umsichtige, kluge Fürst seine Grenzen in solcher Weise theils sicherte, theils beträchtlich erweiterte, wußte er auch im Innern des Landes seine Macht zu vermehren. Friedrich I. hatte die Macht des Adels gebrochen, sein Sohn Friedrich II. suchte die Städte in ihrem Streben nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu zügeln. Denn um die Mitte des 15. Jahrhunderts erhoben sich nicht nur, wie wir gesehen haben, Kap. 15, die preußischen Städte gegen den deutschen Orden, sondern es lagen auch die deutschen und märkischen mit den Landesfürsten im Kampf; entweder galt es die Behauptung alter, oft mit schwerem Gelde erkaufter Rechte oder die Erwerbung neuer. In der Mark waren die Stadtgemeinden von Berlin-Köln die mächtigsten, die seit dem Jahre 1307 ihre Obrigkeiten vereinigt und schon lange das alte ehrwürdige Brandenburg über-

flügelt hatten. Doch es gab viel Streit zwischen den Bewohnern der Doppelstadt, namentlich deshalb, weil ein Theil die Aufhebung der gemeinschaftlichen Verwaltung verlangte, und die Uneinigkeit wurde im Jahre 1442 darüber so groß, daß die Unzufriedenen den Kurfürsten zum Schiedsrichter herbeiriefen. Dieser benutzte die ihm dargebotene Gelegenheit, in die Verhältnisse der Doppelstadt einzugreifen, gern, erschien rasch mit sechshundert Reitern vor dem Spandauer Thor, erzwang von den bestürzten Bürgern Einlaß, obwohl sie nach dem sogenannten Oeffnungsrecht nicht verpflichtet waren, den Kurfürsten in ihre Mauern aufzunehmen, und forderte Rechenschaft von dem Rathe. Der aber legte sein Amt nieder und übergab ihm die Schlüssel zu den Thoren beider Städte. Er setzte wiederum für jede Stadt einen besondern Rath ein, der jährlich neu gewählt und von ihm bestätigt wurde, und verbot ihnen, ohne seine Einwilligung ein Bündniß mit einer andern Stadt zu schließen. Als er abgezogen war, erkannten die Bürger, wie thöricht sie gehandelt; sie verjagten die Kurfürstlichen und stellten ihre alte Verfassung wieder her. Jetzt behandelte sie Friedrich wie Empörer, nahm ihnen (1443) mehrere Dörfer und begann an der Spree zwischen Berlin und Köln eine Zwingburg zu bauen, deren Fortgang durch die oft erneuten und von Gewaltthätigkeiten begleiteten Versuche, ihre Selbstständigkeit wiederzuerlangen, behindert wurde. Eine Versammlung der Stände sämmtlicher märkischer Städte zu Spandau entschied 1447 zu Ungusten Berlin-Kölns; die Städte verloren einen großen Theil ihrer Rechte und mußten dem Kurfürsten Treue und Gehorsam schwören. Die Vollendung des Schlosses (1451) machte ihn dauernd zum Herrn der beiden Städte, und auch die übrigen zeigten sich seitdem gefügig.

Noch einmal ward der Kurfürst in Krieg mit Pommern verwickelt. Einer alten Erbeinigung zufolge, geschlossen 1338, sollte das Land der Herzoge von Pommern-Stettin an die Mark Brandenburg fallen, sobald der Mannsstamm jenes herzoglichen Hauses erloschen wäre. Dieses Ereigniß trat jetzt mit dem Tode des Herzogs Otto III. von Stettin ein, der keine Leibeserben hinterließ. Doch behaupteten die Herzoge von Pommern-Wolgast, den stettinischen Fürsten verwandt zu sein und nahmen die Erbschaft für sich in Anspruch. Als nun Ottos Leiche feierlich in die Gruft der Väter niedergesenkt wurde und die ganze Landschaft um das offene Grab versammelt stand, da ergriff der Bürgermeister von Stettin, Albrecht Glinde, den Schild und Helm des Herzogs und warf sie in die Gruft und rief: „da liegt unsere Herrschaft von Stettin!“ — So war die Sitte der

Vorzeit, um anzudeuten, daß ein Fürstengeschlecht erloschen sei. Aber ein Ritter, Franz Eickstedt, sprang eilig in die Gruft. „Nicht also," sprach er, „wir haben noch erbliche, geborne Herrschaft, die Herzoge von Wolgast. Denen gehört Helm und Schild zu!" und mit diesen Worten holte er beides wieder herauf. Seine Meinung fand unter den Versammelten den meisten Beifall, und Helm und Schild ward den Herzogen Erich und Wratislaw von Pommern zugeschickt (1464).

Darüber mußte es natürlich zum Kriege zwischen unserm Kurfürsten und diesen Herzogen kommen, die ihre Ansprüche durchaus nicht fahren lassen wollten. Friedrich griff zum Schwerte (1469); aber ungeachtet seines zahlreichen Heeres hatten seine Waffen nicht den erwünschten Fortgang. Das belagerte Uckermünde wehrte sich herzhaft und die Pommern drohten das gesammte Heer einzuschließen. Als endlich eine Kugel, die in das Zelt einschlug, dem schon kränklichen Kurfürsten durch den gewaltigen Luftdruck Vermehrung seines Uebels brachte, hob er die Belagerung auf. Bei dem Rückzug verlor er einen großen Theil seines Geschützes. Die Verhandlungen über einen Waffenstillstand übertrug er seinem Bruder Albrecht, denn er selbst fühlte sich dazu nicht mehr kräftig genug. Sein einziger Sohn war ihm schon früher gestorben und der mißglückte Zug gegen Pommern ließ die Schwermuth, die seit dem Tode seiner Braut Hedwig von Polen (1431) nie ganz von ihm gewichen war, mit erneuter Heftigkeit hervortreten. Er vermochte nach längeren Unterhandlungen seinen Bruder Albrecht die Regierung zu übernehmen und dankte nach einem ergreifenden Abschied von den märkischen Ständen ab (Juli 1470). Ein Jahr später starb er auf der Plassenburg in Franken. Die zähe Beharrlichkeit, mit welcher er seine Absichten festhielt, bis er sie zur Ausführung gebracht hatte, erwarb ihm den Beinamen „mit den eisernen Zähnen." Seine fromme Gesinnung bewies er durch eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe (1453) und die Stiftung des Schwanenordens (1443). Dies war ein Verein von Adligen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich verpflichteten, ein frommes, gottgefälliges Leben zu führen und danach trachteten, durch ihr Wirken die vielen Gebrechen des damaligen kirchlichen Lebens zu heilen. Sein Hauptsitz war in der Marienkirche zu Brandenburg, aber der Orden überdauerte nicht lange seinen Stifter.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Albrecht Achilles 1470—86. — Johann Cicero 1486—99. — Joachim I., Nestor, 1499—1535.

Albrecht stand bereits im vorgerücktem Mannesalter, als ihm sein Bruder den kurfürstlichen Stuhl von Brandenburg räumte, aber noch immer war er feurig, tapfer und ritterlich. Seine körperliche Schönheit und Größe, die eiserne Kraft seines waffenstarken Armes und seine unwiderstehliche Tapferkeit hatten ihm nicht mit Unrecht den Beinamen Achilles, jenes Helden der griechischen Sage, des unnahbaren Göttersohnes, dessen Thaten Homers unsterbliche Gesänge feiern, von seinen Zeitgenossen erworben. In siebzehn Turnieren trug er den Kampfpreis davon; nur ein einziges Mal mußte er den Sattel räumen, doch nicht ohne auch seinen Gegner zu fällen. In neun Schlachten, die er gegen die Nürnberger und ihre Bundesgenossen lieferte, wurde er nur einmal besiegt. Einen Mann wie ihn, hat Deutschland sonst kaum aufzuweisen. Sein Hof auf der Kadolzburg war weit berühmt und überstrahlte an Pracht und Glanz alle andern fürstlichen Höfe Deutschlands. Dabei war er von feiner Sitte, gebildeten Geistes und klug im Rathe, aber auch voll Stolz gegen den Bürgerstand, hochmüthig und gewaltthätig, wo er es sein konnte, prachtliebend und verschwenderisch, und, weil er das Schwert zu gebrauchen wußte, nie um Geld verlegen.

Der Ruf des Fürsten erfüllte die Märker mit den schönsten Hoffnungen. Aber sie täuschten sich. Die öden Gegenden der Marken zogen ihn nicht an und die einfachen Sitten ihrer Bewohner gefielen ihm nicht. Gleich sein erstes Erscheinen und das Benehmen seiner fränkischen Ritter machte keinen günstigen Eindruck auf die märkischen Stände; noch größer ward aber ihr Unwille, als sie für die Bestätigung ihrer Freiheiten nicht unbedeutende Summen zahlen mußten. Von dem Recht, das ihm der Kaiser verliehen hatte, Zölle anzuordnen, machte er in der umfassendsten Weise Gebrauch. Zweimal kam es darüber zum Streit, aber das eingesetzte Schiedsgericht entschied zu Gunsten Albrechts und die Märker mußten zahlen. Allerdings setzten sie es durch, daß die Summen nicht durch eine Biersteuer aufgebracht wurden, wie Albrecht in Vorschlag gebracht hatte. Mehr wie seinen Vorgängern gelang es ihm, die Sonderinteressen zurückzudrängen, und er sprach es deutlich in dem Landfrieden, den er 1484 gab, aus, daß Alle für einen Mann stehen, Alle aber in dem Herrscher ihren gemeinsamen Mittelpunkt finden sollten, zum

Nutzen und Besten des Ganzen. Er hielt sich meistens in Franken auf und kam nur selten nach Brandenburg, während sein ältester Sohn Johann hier die Verwaltung leitete. Nach dem Tode seiner Brüder vereinigte er alle Besitzungen seiner Väter, sowohl in den Marken als in Franken, unter seinem Herrscherstabe.

Der Krieg mit Pommern war Erbstück seines Bruders. Er dauerte bis zum Jahre 1479, wo Herzog Bogislaw zu Prenzlau durch Handschlag sein Land von Brandenburg zu Lehn nahm.

Glücklich war Albrecht in der Erweiterung seiner Besitzungen in Schlesien. Er vermählte seine zehnjährige Tochter Barbara mit dem geistesschwachen Herzoge Heinrich von Glogau, der seiner jungen Gattin alle seine Länder zum Erbthume versprach, wenn er kinderlos stürbe (1474). Schon nach zwei Jahren war Barbara Wittwe. Aber die Könige von Ungarn und Böhmen und der Herzog Johann von Sagan machten ihr die Erbschaft streitig. Es entspann sich darüber ein Krieg, der endlich durch den Frieden zu Kamenz in der Oberlausitz (1482) dahin entschieden wurde, daß das Herzogthum Krossen nebst Züllichau, Bobersdorf und Sommerfeld für ewig mit Brandenburg vereinigt wurden.

Nachdem Albrecht noch eine Hausordnung (Dispositio Achillea) gestiftet (1473), nach welcher die märkischen Lande untheilbar sein, sein ältester Sohn Johann ihm in der Kurwürde und in den braudenburgischen Marken, seine beiden jüngern Söhne Friedrich und Sigismund aber in den fränkischen Landen folgen sollten, starb er auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main (1486), wo er Maximilians Kaiserwahl befördern half, schon vorher an großer Schwäche leidend, in einem Alter von zweiundsiebenzig Jahren.

Johann, dem seine Zeitgenossen wegen seiner Gelehrsamkeit und Wohlredenheit in der lateinischen Sprache, den Namen „Cicero" gaben, folgte seinem Vater in der Regierung. Er war in manchen Stücken geradezu das Gegentheil seines Vaters: Albrecht ewig kriegerisch, unruhig, verschwenderisch, stolz; Johann friedliebend, den Wissenschaften ergeben, sparsam, leutselig. Seine Regierung ist der Anfang eines mehr als hundertjährigen, nur durch seltene Störungen unterbrochenen Friedens für die Marken.

Die ewigen Fehden und die Prachtliebe seines Vaters, dem er alles Geld zuschicken mußte, was in den Marken erhoben wurde, hatte die Kassen gänzlich geleert, das Land in Schulden gestürzt. Johann dachte darauf, diesem Uebel abzuhelfen und

ordnete, mit Bewilligung der Städte, eine sogenannte Bierziese an. Von jeder Tonne Bier, die in der Stadt gebraut war, sollten zwölf Pfennige Abgabe gezahlt werden, von denen acht an den Kurfürsten, vier an die Stadt fielen. Die meisten fügten sich dieser Auflage, nur die der Altmark, zumal Stendal, widersetzten sich, ermordeten die Abgesandten des Kurfürsten und begingen die gröbsten Ausschweifungen. Johann bezwang sie mit Waffengewalt und bestrafte sie mit Entziehung ihrer Vorrechte und Freiheiten (1488). — Ein Jahr darauf kaufte er die Herrschaft Zossen für 16,000 rheinische Gulden. Der Kampf mit Pommern drohte wieder ausbrechen zu wollen, da aber Johann fürchtete, daß Kaiser Maximilian sich auf die Seite Bogislaws X. stellen werde, so sprach er zu Pyritz 1493 in einem Vertrage die pommerschen Fürsten für immer davon frei, ihr Land von Brandenburg zu Lehn zu nehmen. Dagegen erhielt er die Zusicherung, daß nach dem Aussterben der pommerschen Herzöge das Land an Brandenburg fallen sollte.

Er war der erste unter den Kurfürsten aus dem Geschlechte der Hohenzollern, der seinen bleibenden Sitz in der Mark nahm und auch dort begraben wurde. Schon dadurch machte er sich um sein Land verdient. Noch mehr durch die Aufrechthaltung der Ordnung und öffentlichen Sicherheit, und am allermeisten durch die Unterstützung, die er den Wissenschaften angedeihen ließ. Schon im Jahre 1488 legte Joachim Westpfal eine Buchdruckerei in Stendal an, und der Kurfürst selbst wurde von der Vollendung der Hochschule zu Frankfurt, zu welcher er bereits den Grund gelegt hatte, nur durch seinen frühzeitigen Tod abgehalten (1499).

Joachim I., wegen seiner vortrefflichen Bildung und Redefertigkeit „Nestor" genannt, war erst fünfzehn Jahre alt, als er ohne Vormund die Regierung übernahm. Sein vielseitig gebildeter, wißbegieriger Geist (er schämte sich nicht, noch im einundzwanzigsten Jahre und als regierender Fürst bei dem damals berühmten Gelehrten Johann Trithemius täglich vier Stunden Unterricht in verschiedenen Wissenschaften zu nehmen) sein redlicher Wille, für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen und seine strenge Gerechtigkeitsliebe weisen ihm einen hohen Ehrenplatz unter den Fürsten seiner Zeit an. Aber seine Strenge artete nicht selten in Grausamkeit aus, und die Festigkeit seines Willens grenzte zuweilen an Hartnäckigkeit und Eigensinn.

Der raublustige, übermüthige Adel der Mark glaubte die Jugend seines Fürsten zur Erneuerung seines Raubgewerbes benutzen zu können. Die Landstraßen wurden wieder unsicher, der friedliche Kaufmann durfte es nicht wagen, ohne kriegerische Be-

deckung zu reisen, der wohlhabende Bürger und Landmann war nirgend vor den eisernen Griffen der beutegierigen Raubgesellen sicher. Da flehte man im öffentlichen Kirchengebete:

„Vor Köleritze und Lüderitze,
Vor Krachte und vor Itzenplitze
Behüt' uns lieber Herre Gott!"

Doch die adligen Räuber hatten sich in dem jungen Kurfürsten geirrt. Er griff mit Kraft durch und ließ einige Edelleute, die auf der Wegelagerung ergriffen wurden, ohne Gnade hinrichten. Da erfrechte sich ein Herr von Otterstedt an des Fürsten Kammerthüre folgende Worte zu schreiben:

„Jochimken, Jochimken höde dy!
Wo wy dy krygen, hangen wy dy."

Die Drohung bestand nicht in leeren Worten. Otterstedt hatte sich mit seinen Gesellen in einem Walde gelagert, durch welchen Joachim ziehen wollte, und gedachte den Fürsten zu fangen. Aber von einem getreuen Bauern gewarnt, entging dieser dem ausgespannten Netze, verfolgte den Hochverräther, bekam ihn in seine Gewalt und ließ ihn, aller Bitten ungeachtet, viertheilen und seinen Kopf auf einen eisernen Pfahl stecken. In einem einzigen Jahre büßten siebzig dieser vornehmen Räuber auf dem Blutgerüste. Dennoch gelang es dem Fürsten nur allmälig, diesem schändlichen Unwesen ganz zu steuern.

Mit väterlicher Fürsorge nahm sich Joachim der Städte seines Landes an und half ihnen durch viele zweckmäßige Einrichtungen empor. Er bereiste die einzelnen Städte und berathschlagte mit denselben, wie ihnen [illegible] Das Ergebniß der Berathungen war ein neues [illegible] sogen. Reformation (1515), durch welches eine [illegible] chnungsführung, Besteuerung, Feuerordnung, Bea[illegible] on Maaß und Gewicht und andere für das W[illegible] te wichtige Bestimmungen gegeben wurden. Zur Sicherung des Verkehrs ordnete er an, daß Landreiter die Straßen bewachten und den Reisenden Schutz gegen den übermüthigen Adel gewährten. Das größte Verdienst aber erwarb er sich durch die Einführung des Kammergerichtes (1516), wodurch Recht und Gerechtigkeit in seinen Landen bedeutend gefördert wurden. Dieses Kammergericht wurde nach dem Beispiel des Reichskammergerichtes eingesetzt, das auf dem Reichstag zu Worms im Jahre 1495, wo zur Beseitigung der Fehden der ewige Landfriede vereinbart wurde, durch Kaiser Maximilian begründet war und seinen Sitz in Frankfurt am Main hatte. Auch vollendete er, was sein Vater begonnen hatte. Er stiftete die Hochschule zu Frankfurt an der Oder, welche im Jahre 1506 eingeweiht wurde. Der ge-

lehrte Konrad Koch aus Wimpfen in Schwaben, daher Wimpina genannt, wurde ihr erster Rektor.

So wohlthätig hier Joachims Regierung erscheint, so betrübend ist es, seine grausame Verfolgung der Juden und seine störrische Unduldsamkeit gegen Luthers Lehre und deren Anhänger zu sehn. Ein Jude Salomon in Spandau ward verklagt, mit zwei geweihten Hostien (Oblaten) Frevel und Spott getrieben zu haben. Er ward ergriffen, mit glühenden Zangen gezwickt und dann lebendig verbrannt. Von andern Juden erpreßte man durch die Folter Geständnisse, wie man sie wünschte. Achtunddreißig wurden auf dem Neuen Markt in Berlin (19. Juli 1510) verbrannt und darauf alle Juden aus der Mark vertrieben. Trauriges Zeitalter, wo man den Mitmenschen wegen seines Glaubens verfolgt! —

Theils Joachims Erziehung, theils andere Umstände mochten dazu beitragen, ihn zu einem ergrimmten Feinde der Kirchenverbesserung zu machen. Denn sein Bruder Albrecht, Kurfürst von Mainz und Erzbischof von Mainz und Magdeburg, ein prachtliebender, lebenslustiger Fürst, der viel Geld brauchte, war eifriger Beförderer des Ablaßkrams, gegen welchen Luther sein männlich kühnes Wort zuerst richtete. Um die großen Summen, die Albrecht dem Papste für die Bestätigung seiner Wahl zu den obengenannten hohen Aemtern und seinem Bruder für Einlösung verpfändeter Güter in Mainz schuldete, aufbringen zu können, hatte er Leo X. den Vorschlag gemacht, er möge ihm erlauben, in seinen Kirchensprengeln Ablaß predigen zu lassen. Von dem Ertrage wollte er die eine Hälfte für den Bau der Peterskirche in Rom hingeben, die andere für sich behalten und dem Papste noch besonders für die Bewilligung 10,000 Gulden zahlen. Leo X. ging auf diesen vortheilhaften Vorschlag, der auf die abergläubische Dummheit des Volkes berechnet war und reichen Gewinn versprach, bereitwillig ein und schickte den Dominicaner Johann Tetzel, der schon früher dergleichen Handel getrieben hatte. So kam Tetzel mit seinem Ablaßkasten auch in die Umgegend von Wittenberg. Die Unverschämtheit jedoch, mit der er gewissermaßen nach einem ganz bestimmten Tarif für Vergebung der einzelnen Sünden zu Werke ging, bewog den Augustiner-Mönch Dr. Martin Luther, Professor an der Universität Wittenberg am 31. October 1517 an die Thür der Schloßkirch jene 95 Thesen anzuschlagen, in denen er gegen die Vergebung der Sünden für Geld auftrat und es als Unsinn und Gotteslästerung bezeichnete, zu sagen, wie es Tetzel that: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Feg-

feuer springt.“ Er behauptéte dagegen, wahre Reue allein könne nur Vergebung der Sünden bewirken. Dieser kühne Schritt führte die Reformation der katholischen Kirche herbei, die Luther ursprünglich gar nicht beabsichtigt hatte.

Außerdem that die Hochschule zu Wittenberg der von unserm Kurfürsten zu Frankfurt gestifteten vielen Abbruch, und die Frankfurter Gottesgelehrten waren Luthers heftigste Gegner. Dieß mochten wohl die Hauptgründe sein, welche Joachim zu einem Feinde der gereinigteren Glaubenslehre machten, obwohl seine Gemahlin Elisabeth, sein ältester Sohn und Thronerbe, selbst der Bischof von Brandenburg und mehrere seiner Verwandten, unter diesen sein Vetter, Herzog Albrecht von Preußen, sich heimlich oder öffentlich für die Kirchenverbesserung erklärten. Joachims hartnäckiger Zorn ging so weit, daß seine Gemahlin nach Sachsen (1518) flüchten mußte und sich für immer von ihm trennte. Selbst auf seinem Todbette noch ließ er sich von seinem Nachfolger das Versprechen geben, Luthers Lehre in seinen Landen nie zu begünstigen. Aber das Versprechen blieb unerfüllt.

Joachim erhielt seinem Lande den äußern Frieden und beendete für immer die alte Fehde mit den Herzogen von Pommern. Er erkannte sie im Vertrage zu Grimnitz (1529) als unmittelbare deutsche Reichsfürsten an, mit Sitz und Stimme im Fürstenrathe, und erhielt dafür die Mitbelehnung, sowie die abermalige Versicherung, nach dem Erlöschen ihres Fürstenhauses Pommerns Erbe zu sein. — Die Grafschaft Ruppin vereinigte er, nach dem Tode ihres letzten Stammherrn (1524), als ausgestorbenes Lehen mit seinen Landen, und Markgraf Albrecht, damals noch Hochmeister des deutschen Ordens, verzichtete für immer auf das Wiederkaufsrecht der Neumark (1517).

Eine seiner wissenschaftlichen Liebhabereien war die Astrologie, d. h. die Wissenschaft aus den Sternen die Zukunft vorher sagen zu können. Er war in ihr sehr erfahren und glaubte unter andern in den Sternen zu lesen, daß Berlin und Köln am 15. Juli 1525 durch eine Art Sündfluth untergehen werden. Trotz aller Abmahnungen seiner Gemahlin begab er sich, begleitet von seinem Hofstaat, auf den an der Südseite Berlins gelegenen Kreuzberg, um von hier aus den Untergang der Stadt anzusehn. Nachdem er vergebens bis zum Nachmittag auf das Hereinbrechen desselben gewartet hatte, kehrte er beschämt in sein Schloß zurück.

Joachim I. starb 1535 zu Stendal, noch nicht 52 Jahre alt, nachdem er, gegen das Hausgesetz seines Vaters, die märkischen Lande unter seine beiden Söhne, Joachim und Johann, getheilt hatte. Johann, der Jüngere, erhielt die Neumark,

Krossen und den märkischen Antheil der Lausitz; Joachim nebst der Kurwürde die übrigen Lande.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Joachim II., Hector, 1535—1571. — Einführung der Reformation. — Johann Georg 1571—98.

Joachim II., Hector zubenannt, erfreute sich, wie alle seine Ahnen, einer vorzüglichen wissenschaftlichen Bildung, besaß aber nicht in vollem Maße den Heldenmuth und die persönliche Tapferkeit seiner Vorfahren, obgleich ihn Kaiser Karl V., bei einem Feldzuge gegen die Türken, wo der junge Prinz sich rühmlich auszeichnete (1532), mit eigener Hand vor dem gesammten Heere zum Ritter geschlagen hatte. Er suchte mehr durch diplomatische Unterhandlungen, in denen er eine große Gewandtheit besaß, seine Ziele zu erreichen als durch das Schwert. Darin war er besonders seinem Vater höchst unähnlich, daß er bis zur Schwäche gutmüthig war, selten eine Bitte abschlug und sich vielfach von seinen Günstlingen beherrschen ließ, die seine Nachsicht bisweilen mißbrauchten. Außerdem liebte er Pracht und Vergnügungen und ließ sich dadurch häufig zur Verschwendung verleiten. Dennoch ist seine Regierung für die Marken in vielfacher Hinsicht höchst wichtig und wohlthätig geworden, und wenn es ihm, dem Pracht und Genuß liebenden Fürsten, auch beständig an Geld fehlte, so blühten seine Länder doch in reicherem Wohlstande, als je zuvor.

Die erste Wohlthat, die er seinem Volke erwies, war, daß er dem längst gehegten Wunsche desselben nachgab und die Kirchenverbesserung in seinem Staate einführte. Beinahe in keinem andern Lande ging diese wichtige Veränderung so ruhig und ohne gewaltsame Auftritte vor sich, als in Brandenburg. Am 1. November 1539 empfing der Kurfürst, in Gegenwart aller Prediger der Mark, aus der Hand des brandenburgischen Bischofs Matthias von Jagow, der in seinem Herzen der evangelischen Lehre längst zugethan gewesen war, das heilige Abendmahl nach lutherischer Weise. Dieser feierliche Uebertritt zur gereinigten Kirchenlehre geschah zu Spandau, wo die Mutter des Kurfürsten ihren Wittwensitz hatte. Eine allgemeine Kirchenordnung, worin noch manche Gebräuche der katholischen Kirche beibehalten wurden, ward darauf im ganzen Lande bekannt

gemacht und eingeführt. Der erste November aber wurde alljährlich als kirchlicher Festtag, zum Andenken an die Einführung der Kirchenverbesserung, mit vielem Prunke gefeiert. Die drei Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus gingen nach und nach ein, und an ihre Stelle trat eine geistliche Oberbehörde, das Konsistorium.

Obgleich nun Joachim Protestant geworden war, so trat er dennoch dem schon 1531 zu Schmalkalden geschlossenen Bunde der protestantischen Fürsten, trotz aller Aufforderungen dazu, nicht bei. Sein Bestreben war vielmehr darauf gerichtet, versöhnend und vermittelnd zwischen den beiden feindlichen Religionsparteien aufzutreten. Er wollte es nicht ganz mit der alten Kirche und noch vielweniger mit dem Kaiser verderben und hoffte noch immer auf eine friedliche Ausgleichung des Glaubensstreites durch die vom Kaiser berufene Kirchenversammlung zu Trident. Als aber die Protestanten jede Theilnahme an dieser Kirchenversammlung verweigerten und ihre Vollmacht zur Entscheidung des Religionsstreites nicht anerkennen wollten, als der Kaiser bald nach dem Tode Luthers (1546) zum Kriege gegen sie rüstete und dieser Krieg wirklich losbrach, da hütete sich Joachim eben so sehr, auf die Seite der Katholiken zu treten. Er wollte parteilos bleiben. Indessen verschaffte die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der evangelischen Fürsten, an deren Spitze Sachsens Kurfürst, Johann Friedrich, und der Landgraf Philipp von Hessen standen, dem Kaiser in Oberdeutschland den Sieg, und als er nun hinzog, um die Sachsen anzugreifen, da führte ihm Joachims ältester Sohn, Johann Georg, fünfhundert brandenburgische Reiter zu. Denn Karl V. hatte feierlich versichert, daß der Kampf nicht dem evangelischen Glauben gelte. Die Schlacht bei Mühlberg (1547) verschaffte dem Kaiser den vollständigsten Sieg. Der Kurfürst von Sachsen fiel selbst, nach dem tapfersten Widerstande, als Gefangener in des Siegers Hände. Der erzürnte Kaiser war sehr geneigt, eine unedle Rache an dem Besiegten zu nehmen, und drohte mit Hinrichtung. Da eilte Joachim herbei und seine Bitten erhielten dem Kurfürsten Johann Friedrich das Leben. Doch mußte dieser sich bequemen, dem verrätherischen Herzog Moritz von Sachsen die Kurwürde abzutreten. — Noch stand Philipp von Hessen unbezwungen da. Karl V. versprach mit seinem kaiserlichen Worte, ihm Leben und Freiheit zu lassen, wenn er sich freiwillig unterwerfen würde. Unser Kurfürst Joachim und Moritz von Sachsen wußten den tapfern Landgrafen zu diesem Schritte zu überreden. Er kam nach Halle und that dem Kaiser knieend Abbitte. Aber der wortbrüchige Karl V.

ließ ihn dennoch durch den Herzog von Alba gefangen nehmen und schleppte ihn lange Zeit in peinlicher Haft mit sich umher. Darüber zürnte Joachim, der eben zugegen war, als Herzog Alba den Verhaftungsbefehl vollzog, so sehr, daß er sein Schwert gegen den Spanier gezogen haben soll und ihn unfehlbar niedergehauen haben würde, wäre ihm nicht sein Hofmarschall, Adam von Trotha, in den Arm gefallen.

Kaiser Karl bewies sich indessen unserm Kurfürsten geneigt, indem er den zweiten Sohn desselben, Friedrich, die Verwaltung des Erzbisthums Magdeburg und Halberstadt übergab. Fast ununterbrochen wurden diese geistlichen Fürstenthümer von jetzt ab länger als hundert Jahre durch brandenburgische Prinzen verwaltet, wodurch ihre nachmalige Vereinigung mit dem Kurstaate vorbereitet ward. — Der Kaiser aber schickte sich jetzt an, die gereinigte Kirchenlehre in Deutschland gänzlich zu unterdrücken, und übte eine Gewaltherrschaft über die Fürsten des Reiches aus, wie kaum vor ihm ein anderer. Aber Moritz von Sachsen vereitelte Karls herrschsüchtige Pläne. Er überfiel den Kaiser unvermuthet mit Heeresmacht und zwang ihn zu dem Passauer Vertrage, durch welchen den Protestanten freie Ausübung ihrer Religion gestattet wurde (1552). Diesem Vertrage folgte bald der Augsburger Religionsfriede (1555), der den ersten blutigen Kampf um den freien Glauben beendete.

Die Marken beglückte während dieses Krieges ein ununterbrochener Friede. Gewerbe und Handel mehrten sich auf das erfreulichste und führten immer wachsenden Wohlstand herbei. Tuchwebereien, Bierbrauereien und Weinbau standen in der schönsten Blüthe, und der Handelsverkehr des Landes war so groß, daß der Wasserzoll zu Lenzen in der Prignitz allein 70,000 Dukaten jährlich eintrug. Eisenwerke (bei Zehdenik in der Uckermark), zwei Kupferhämmer, eine Papier- und Lohmühle waren in voller Thätigkeit. Dieser vermehrte Wohlstand aber führte auch größere Ueppigkeit und Genußsucht in das Land. Der Kurfürst mußte gegen die Spielsucht und die verschwenderischen Prassereien im Essen und Trinken Gesetze geben, die aber wohl nur wenig fruchteten, da der Landesherr selbst mit dem Beispiele der Verschwendung voranging. Wie in Preußen, so spielten auch in der Mark die gewaltigen Pluderhosen eine große Rolle und der gelehrte Andreas Muskulus zu Frankfurt a. d. O. gab sogar eine Predigt gegen sie heraus mit der Ueberschrift: „der Hosenteufel."

Joachim steuerte indessen durch weise Landesgesetze dem überhand nehmenden Wucher, traf verschiedene zweckmäßige Verbesserungen bei dem Kammergerichte, rief die durch seinen Vater

verbannten Juden zurück und gestattete ihnen den bleibenden Wohnsitz in den Marken gegen ein jährlich zu entrichtendes Schutzgeld. Er machte sich besonders um die geistige Bildung seiner Unterthanen verdient, indem er die Universität zu Frankfurt reichlich ausstattete und auch die Schulen in den übrigen Städten auf alle Weise zu heben suchte.

Ebenso nahm die Kunst, Bildhauerei, Malerei und Musik, unter ihm ihre Anfänge, wenn sie auch noch schwach waren.

Den äußern Umfang seiner Länder hat er zwar nicht unmittelbar vergrößert, doch zu den wichtigsten künftigen Vergrößerungen den Grund gelegt. Denn mit dem Herzoge von Liegnitz, Wohlau und Brieg (in Schlesien) schloß er eine Erbverbrüderung (1537), wonach die Lande des Herzogs, mit dem Erlöschen seines Hauses, an Brandenburg fallen sollten. Auf diese Erbverbrüderung gründete nachmals Friedrich der Große seine Ansprüche auf Schlesien. Dann verschaffte er sich, durch seinen klugen Kanzler, Lampert Distelmeier veranlaßt, von Polens König die Mitbelehnung auf Preußen (1569), wodurch er den ersten Grundstein zu des preußischen Staates nachmaliger Macht und Größe legte.

Wenn die schwache Gutmüthigkeit und das ewige Geldbedürfniß des Kurfürsten es möglich machte, daß der Wucherjude Lippold sein Schatzmeister und sein vornehmster Günstling wurde und ungestraft auf Pfänder leihen und 54 von 100 nehmen durfte; wenn er den Reizen der schönen Wittwe eines berlinischen Stückgießers (Anna Dietrich, geborne Sydow) nicht widerstehen konnte und sich von ihr bisweilen beherrschen ließ; so gewannen ihm doch sein aufrichtig wohlwollendes Herz und seine liebenswürdigen Eigenschaften auch edle und treue Freunde, wie Thomas Matthias, den Bürgermeister von Berlin, der zugleich des Fürsten Rentmeister und Kammerrath war. Dieser treue, uneigennützige Mann opferte großmüthig sein ganzes Vermögen auf, um den ewigen Geldverlegenheiten seines Landesherrn abzuhelfen. Durch ihn bewogen, übernahmen die Landstände für den Fürsten eine Schuldenlast von 600,000 Thalern, und doch hinterließ Joachim II. bei seinem Tode noch drittehalb Millionen Thaler Schulden!

Er starb am 3. Januar 1571 zu Köpnick an den Folgen einer Erkältung, die er sich auf der Wolfsjagd zugezogen hatte. Nur zehn Tage überlebte ihn sein Bruder, der Markgraf Johann, der noch früher (1536) als Joachim die Kirchenverbesserung in seinem Landesantheil eingeführt hatte. Johann hinterließ keine männliche Nachkommen, und seine Lande, die er

durch weise Sparsamkeit und vortreffliche Regierung sehr gehoben hatte, wurden nach seinem Tode wieder mit dem Kurstaate vereint.

Johann Georg war bereits 46 Jahre alt, da er aus der Hand seines sterbenden Vaters die Herrschaft übernahm. Durch die strengste Sparsamkeit suchte er die Fehler seines Vaters wieder gut zu machen und den erschöpften Staatsschatz zu füllen. Die Wohlfahrt seiner Unterthanen als das höchste Ziel seines Strebens vor Augen, ließ er nichts unbeachtet, was dem Gedeihen des Landes förderlich sein konnte. An den kriegerischen Händeln, die Europa damals bewegten, nahm er nur entfernten Antheil, indem er dem Kaiser 600 Reiter gegen die Türken, dem König Heinrich von Navarra (nachmals König von Frankreich Heinrich IV.) einige tausend Krieger zum Schutze der bedrängten Protestanten in Frankreich zu Hülfe sandte. Im übrigen beglückte ununterbrochener Friede während seiner Regierung die märkischen Lande. Desto lauter aber war das elende Wortgezänk der protestantischen Geistlichen, die sich nun untereinander zu verketzern anfingen. Um den ärgerlichen Streit beizulegen, ward auf Veranlassung unseres Kurfürsten und mehrer andrer evangelischer Fürsten zu Torgau eine sogenannte Eintrachtsformel aufgesetzt, die allen Theilen genügen sollte. Johann Georg führte sie in seine Staaten ein (1577); doch war der geistliche Krieg dadurch nichts weniger als beendet. Die Machtstellung des Hauses Hohenzollern erweiterte er dadurch, daß er (1575) von Kaiser Maximilian II. Beeskow und Storkow erwarb und Erbansprüche auf Preußen durch die Vermählung seines Enkels, des Prinzen Johann Sigismund, mit Anna, der ältesten Tochter Herzog Albrechts von Preußen, die zugleich Erbin der jülich-clevischen Lande war, erlangte (1594). Auch in Betreff Magdeburgs wurde eine wichtige Bestimmung getroffen. Seit Albrecht, dem Bruder Joachims I., war die Würde des Erzbischofs bei dem Hause Hohenzollern geblieben, unter Joachim II. wurde der Titel Erzbischof in „Administrator" verwandelt und das Eigenthum Magdeburgs wie die Oberhoheit über die Stadt unter Joachim, Moritz von Sachsen und das Domkapitel vertheilt. Johann Georg hob diesen Vertrag auf, und die Stadt kehrte unter die alleinige Herrschaft des Administrators zurück.

Für Künste, Handel, Gewerbe und Wissenschaften sorgte der Kurfürst väterlich. Die Einkünfte der Hochschule zu Frankfurt wurden durch ihn bedeutend vermehrt, und die Gelehrtenschule zum grauen Kloster in Berlin verdankt ihm ihren Ursprung. Mit offenen Armen nahm er die, durch die Glaubenswuth

Phillipps II., Königs von Spanien und Herrn der Niederlande, vertriebenen Protestanten in seinen Staaten auf. Brandenburg gewann durch diese ausgewanderten Niederländer eine große Anzahl fleißiger und geschickter Handwerker, die zum schöneren Emporblühen eines nützlichen Kunstfleißes unendlich viel beitrugen. — Auch ließ es Johann Georg, nachdem er seines Vaters Schulden bezahlt, nicht daran fehlen, durch fürstlichen Aufwand Geld unter die Leute zu bringen. Er berief ausländische Künstler, vorzüglich Maler, Formschneider und Buchdrucker, in das Land, beendete das Schloß zu Berlin, verbesserte die Landesfestungen und legte neue an, und befriedigte die Schaulust des Volkes bei festlichen Gelegenheiten durch prächtige Ritterspiele und glänzende Feuerwerke.

Gewiß würde von diesem Fürsten nur Gutes zu berichten sein, wenn er nicht so grausam mit den Günstlingen seines Vaters verfahren wäre. Den biedern Thomas Matthias ließ er, gleich nach dem Antritte seiner Regierung, als Verbrecher in den Kerker werfen; und als sich des ehrlichen Mannes Unschuld untrüglich auswies, erhielt er zwar seine Freiheit und seinen Bürgermeisterposten, aber nichts von den großen Geldvorschüssen zurück, die er dem vorigen Kurfürsten gemacht. Im Gegentheile wurden ihm noch Abzüge von seinem Gehalte gemacht, wodurch Matthias sich so tief gekränkt fühlte, daß er bald darauf aus Gram starb. Die schöne Gießerin mußte nach Spandau ins Spinnhaus wandern, wo sie als Gefangene auch starb. Der Aberglaube des Volkes sah seitdem ihr Gespenst als „weiße Frau" im Berliner Schloße umgehen und den Hohenzollern jedes Unglück vorher ankünden. Der unglückliche Jude Lippold wurde angeklagt, seinen Wohlthäter Joachim II. vergiftet zu haben, durch die Folter zum Geständnisse gezwungen, dann zehnmal mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert und geviertheilt. Sein Vermögen ward eingezogen, und seine Wittwe, die mit ihren neun unerzogenen Kindern des Landes verwiesen ward, erhielt davon nur 1000 Thlr. zurück. Alle übrigen Juden wurden gleichfalls aus dem Lande gejagt.

Johann Georg starb am 8. Januar 1598. Von seinen dreiundzwanzig Kindern, die er mit drei Frauen erzeugt hatte, überlebten ihn nur fünfzehn. Von diesen bestimmte er dem ältesten Sohne aus seiner dritten Ehe, Christian, die Neumark; das übrige sollte der Erstgeborene, Joachim Friedrich, erben.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Joachim Friedrich 1598—1608 und Johann Sigismund 1608—19. — Vereinigung des Herzogthums Preußen mit der Mark Brandenburg 1618.

Joachim Friedrich stand bereits im zweiundfünfzigsten Jahre seines Alters, als er seinem Vater in der Regierung folgte. Er wollte die väterliche Anordnung, wonach sein Bruder Christian die Neumark erhalten sollte, durchaus nicht gelten lassen, berief deßhalb die Stände seines Landes, beschwerte sich bei dem Kaiser Rudolf II. und wandte sich an seinen Vetter, den Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach. Dieser, der letzte von den Nachkommen des Kurfürsten Albrecht Achilles in den fränkischen Landen, sah einem kinderlosen Tode entgegen und bot daher gern die Hand, um den Zwist der beiden fürstlichen Brüder auszugleichen. Es ward zwischen ihm und dem Kurfürsten zu Gera im Voigtlande der wichtige Hausvertrag geschlossen (1598), in welchem das Recht der Erstgeburt anerkannt und dem Kurfürsten der ungetheilte Besitz sämmtlicher Marken, sowie die Anwartschaft auf Preußen und alle damit verbundenen Ländererwerbungen zugesprochen, in Hinsicht der fränkischen Besitzungen aber festgesetzt ward, daß dort nie mehr, als zwei Markgrafen des Hauses regieren, die übrigen Prinzen aber durch Jahrgelder abgefunden werden sollten. — Als nun der Markgraf Georg Friedrich, welcher außer den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth auch noch das Fürstenthum Jägerndorf in Schlesien besaß, im Jahre 1603 mit dem Tode abging, so erhielt Christian, des Kurfürsten älterer Bruder, Baireuth, wo seine Nachkommen bis 1769 herrschten; der jüngere, Joachim Ernst, bekam Ansbach, dessen letzter Erbe im Jahre 1792 seine Besitzungen an den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen abtrat. — Das Herzogthum Jägerndorf aber gab der Kurfürst seinem zweiten Sohne Johann Georg.

Der Markgraf Georg Friedrich von Ansbach hatte, wie wir aus Preußens Geschichte wissen, über den tiefsinnigen Herzog Albert Friedrich die Vormundschaft geführt und zugleich die Regierung des preußischen Herzogthums verwaltet. Unser Kurfürst, der durch die Mitbelehnung seines Vaters ohnehin begründete Ansprüche auf Preußen hatte, trat nun in die Rechte des verstorbenen Markgrafen, doch nicht, ohne daß er zuvor eine Menge von Schwierigkeiten überwinden mußte, die ihm dabei von polnischer Seite in den Weg gelegt wurden. Erst im Jahre 1605 übernahm er wirklich die vormundschaftliche Regierung über Preußen. Sein

ältester Sohn und Thronerbe, Johann Sigismund, war wie uns bereits bekannt, mit der ältesten Tochter des schwermüthigen Herzogs vermählt; dieß hielt aber unsern Kurfürsten nicht ab, die jüngere Schwester dieser seiner Schwiegertochter, Eleonore, zu heirathen, um durch dieses Doppelbündniß Preußen desto fester an Brandenburg zu knüpfen. Zugleich erhielt er durch diese Verbindung die Hoffnung auf die clevischen Lande, deren einzige Erbin die Herzogin Maria Eleonore von Preußen, die Mutter seiner zweiten Gemahlin und seiner Schwiegertochter war (1603).

Um die Wohlfahrt seiner Lande machte sich der Kurfürst zuvörderst durch die Einführung des geheimen Staatsrathes verdient (1605), der aus den verdienstvollsten und würdigsten Männern zusammengesetzt wurde. Den Handel erleichterte er durch Schiffbarmachung der Ströme und Anlegung des Finow-Kanals, der aber durch den dreißigjährigen Krieg so vollständig vernichtet wurde, daß das Andenken an denselben sogar entschwunden war, als König Friedrich II. den Bau aufs Neue begann; die Wollwebereien beförderte er durch das Verbot, unverarbeitete Wolle auszuführen. Auch legte er bei dem Jagdschlosse Grimnitz die erste Glashütte an, und der überhand nehmenden Ueppigkeit seiner Unterthanen suchte er durch zweckmäßige Gesetze zu steuern. Auch die Wissenschaften fanden an ihm einen edlen Beschützer. Er stiftete zu Joachimsthal, in der Nähe von Grimnitz, eine Gelehrtenschule, welche späterhin nach Berlin verlegt wurde und unter dem Namen: Joachimthalsches Gymnasium, noch heute in der schönsten Blüthe steht.

Wie er seinem Volke sich als Landesvater bewies, so zeigte seine herrliche erste Gemahlin, Katharina, die Tochter seines Großoheims, Johann von Küstrin, sich als Landesmutter. Sie war eine mildthätige Pflegerin und Beschützerin der Armen und Kranken und verwandte das Geld, das sie durch die von ihr gestifteten Melkereien, auf dem „Molkenmarkte" zu Berlin gewann, zur barmherzigen Verpflegung der Nothleidenden. Ihr verdankt die Schloßapotheke, aus welcher noch jetzt der unbemittelte Kranke unentgeltlich Arzenei erhält, das Dasein.

Der Kurfürst starb, während sich in Deutschland der Stoff zu dem furchtbaren 30jährigen Kriege immer mehr und mehr entwickelte, am 18. Juli 1608.

Johann Sigismund (geboren 1572) hielt sich, vor dem Tode seines Vaters, gewöhnlich in Preußen auf, um die Rechte seines Hauses dort wahrzunehmen. Auch jetzt eilte er, nachdem er kaum die Huldigung der märkischen Stände empfangen hatte,

wieder nach Königsberg, wo er, nach mancherlei Schwierigkeiten, die vormundschaftliche Regierung des Landes (1609) und nach einigen Jahren (1611) auch die persönliche Belehnung über Preußen für sich und seine Nachkommen und Brüder von Polens Könige erhielt.

Das Jahr 1609 war für die brandenburgischen Lande in doppelter Hinsicht von Wichtigkeit. Es starben nämlich in demselben zwei Fürsten, auf deren Länder das Kurhaus Brandenburg die begründetsten Ansprüche hatte. Der eine war Martin, der Graf von Schwedt und Vierraden, dessen Gebiet im Umkreise der Uckermark lag. Er war der letzte seines Stammes, und ohne Schwierigkeit vereinigte der Kurfürst die eröffnete Lehengrafschaft mit seinen Staaten. Größere Verwirrung stiftete der Tod des Herzogs Johann Wilhelm, der die Herzogthümer Jülich, Kleve und Berg, die Grafschaften Mark und Ravensberg und die Herrschaft Ravenstein besessen hatte. Nach einem Hausvertrage sollte die älteste Tochter des Verstorbenen, die Gemahlin des Herzogs von Preußen, und deren Kinder Erben sein. Aber jetzt meldeten sich auch der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Burgau, als Schwiegersöhne des Verstorbenen, zur Erbschaft, der Kurfürst von Sachsen trat mit alten Ansprüchen hervor, und der Kaiser Rudolf II., der mit mißgünstigen Blicken die bevorstehende Erweiterung des brandenburgischen Staates durch Erwerbungen am Rhein und Pregel betrachtete, unterstützte Sachsen. Diese vielseitigen Ansprüche erregten einen langwierigen Streithandel, der durch den Vertrag zu Xanthen (1614) beendet wurde, nach welchem das Herzogthum Kleve, die Grafschaften Mark und Ravensberg, sowie die Herrschaft Ravenstein an Johann Sigismund, die Herzogthümer Jülich und Berg an den Pfalzgrafen Wolfgang kamen. Aber dieser Vergleich kam nur zur theilweisen Ausführung, und es verflossen mehr als fünfzig Jahre, ehe die Kurfürsten in den ruhigen und ungestörten Besitz ihres Theiles der Erbschaft gelangten.

Während dieser Streitigkeiten trat unser Kurfürst zur reformirten Religion über (1613). Ob das aus innerer Ueberzeugung, oder nur darum geschehen sei, sich seinen reformirten Unterthanen am Rheine beliebt zu machen, dürfte jetzt schwer zu entscheiden sein. Soviel ist aber unbestreitbar, daß der ungeberdige Eifer, den die lutherische Geistlichkeit seit langer Zeit durch die lästerlichsten Schimpfreden in ihren Predigten gegen die Reformirten an den Tag legten, ihn mit Unwillen erfüllte und nicht wenig dazu beigetragen haben mag, ihn der reformirten Lehre zuzu-

wenden. Uebrigens erließ er ein Toleranzedict, das erste, das ein Fürst gegeben hat, durch das er jeden bei seinem Glauben ließ, aber alles Schmähen und Schimpfen auf den Kanzeln gegen Andersgläubige verbot. Sein Uebertritt brachte in den Kurlanden namentlich in Berlin manche unruhige Auftritte hervor, die Johann Sigismund indessen durch besonnene Mäßigung bald dämpfte.

Die Marken befanden sich unter seiner Regierung nicht im glücklichsten Zustande. Pest und Mißwachs entvölkerten das Land und untergruben seinen Wohlstand. Der Handel stockte, die Erwerbsquellen versiegten und Bettelei und Straßenraub nahmen überhand. In Deutschland ward inzwischen die Spannung zwischen den Katholiken und Protestanten immer stärker. Das nahende, furchtbare Kriegsgewitter grollte schon, und noch ehe der Kurfürst starb, erfolgten seine ersten blutigen Schläge. Doch das grenzenlose Elend, welches der blut- und thränenvolle dreißigjährige Krieg über Deutschland brachte, erlebte er nicht mehr. Dagegen erlebte er noch die Vereinigung des Herzogthums Preußen mit Brandenburg, die der Tod des tiefsinnigen Albert Friedrich (1618) herbeiführte. Aber des Besitzes, den er in Osten und Westen erworben hatte, ist er nie froh geworden, überall stieß er auf Hindernisse. In seinem Lande war für die neuen Erwerbungen kein Interesse, er stand allein da, ohne Unterstützung von treuen Rathgebern und Freunden, die ihm sein schweres Werk erleichterten. Sein religiöser Sinn ließ ihn Kraft suchen in den Trostsprüchen der Psalmen, und sein Glaube, daß „die, die auf den Herrn hofften, nicht fallen würden, sondern ewig bleiben," hat ihn nicht getäuscht. Seine Saat war für die Zukunft ausgestreut und herrlich ist sie emporgewachsen. In ihr lagen nicht nur die Keime zur territorialen Macht Preußens, sondern Johann Sigismund hat auch durch seine Toleranz seinen Nachkommen ein leuchtendes Beispiel für Duldung und Lehrfreiheit gegeben.

Dritter Theil.

Der preußisch-brandenburgische Staat von 1618—1871.

Erster Abschnitt.

Von der Vereinigung des Herzogthums Preußen mit der Mark Brandenburg bis zum Tode des großen Kurfürsten 1618—1688.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Kurfürst Georg Wilhelm und sein Günstling Schwarzenberg. — Der dreißigjährige Krieg. — Der erste schwedisch-polnische Krieg. — Gustav Adolf. — Ansprüche auf Pommern. — Traurige Lage des Landes.

Georg Wilhelm, Johann Sigismunds Sohn, folgte seinem Vater in der Regierung (1619). Aber es war eine unheilvolle, verderbenschwangere Zeit, in welcher er den vereinigten Herrscherstuhl von Preußen und Brandenburg bestieg, und auch wohl ein Fürst von größerem Geiste und höherer Kraft, als er sie besaß, würde die schwerste Mühe gehabt haben, aus den Stürmen und Drangsalen des Unglücks, die von allen Seiten auf ihn losbrachen, siegreich und ruhmvoll hervorzugehen. In Böhmen entzündete sich gerade um diese Zeit jener greuelvolle Krieg, der bald ganz Europa in Flammen setzte und dreißig blutige Jahre lang das schöne Deutschland in ein schauerliches Schlachtfeld voll Blut und Leichen, voll Trümmer und Verwüstung umwandelte. Auch durch Preußen zog die Gewitterwolke eines gleichzeitigen Krieges mit harten heftigen Schlägen, und während auf diese Weise Feinde und Freunde in den Staaten des Kurfürsten hausten, den Wohlstand der Bewohner auszehrten und ungescheut Frevelthaten verübten, fehlte es dem Fürsten nicht nur an Geld, sondern auch an einem stehenden Heere, seine Staaten zu beschützen, und was mehr noch als dieses sagen will, sogar an einem uneigennützigen und edeln Rathgeber. Er selbst, schwach und ohne besondere Gaben, dabei aber starrsinnig und hochfahrend und noch dazu den Freuden des Bechers ergeben,

hatte sein ganzes Vertrauen einem Manne zugewandt, der zwar den entehrenden Namen eines Staatsverräthers, mit welchem er lange Zeit in der Geschichte gebrandmarkt worden, gewiß nicht verdient, aber auch eben so gewiß nicht dazu geeignet war, in so sturmbewegten Tagen das Ruder des Staates zu führen und den Kurfürsten für ein wahrhaft festes und edles Verhalten zu den großen Fragen jener Zeit zu gewinnen. Dieser Mann war Adam, Graf von Schwarzenberg, der in den klevischen Landen geboren und herzoglicher Rath Johann Wilhelms, dem Kurhause bei der Besitznahme jener Länder so vortreffliche Dienste geleistet hatte, daß er von Johann Sigismund mit der Leitung der dortigen Geschäfte betraut wurde. Der Umstand, daß er sich zur katholischen Kirche bekannte, machte den Argwohn der strengprotestantischen Brandenburger gegen ihn rege und ließ alle seine Schritte als Staatsmann in einem höchst zweideutigen Lichte erscheinen, zumal da der Kurfürst eine außerordentliche Macht in seine Hand gelegt. Denn er hatte ihm nicht nur den Oberbefehl über das Kriegsheer, sondern auch die Statthalterschaft in Kleve und in der Mark Brandenburg — so oft nämlich der Fürst sich auf längere Zeit nach Preußen begab — anvertraut. Wenn aber Schwarzenberg, während des blutigen Religionskrieges, der sich mittlerweile in Deutschland entzündet hatte, seinen Herrn beständig auf der Seite des Kaisers zu erhalten suchte, so kam er dadurch nur der eigenen Neigung des Kurfürsten entgegen, der viel zu ängstlich oder — zu gewissenhaft war, um die Waffen gegen seinen Oberlehnsherrn, den Kaiser, zu erheben, und dem überdieß ein enges Bündniß mit den protestantischen Ständen des deutschen Reichs, zumal aber mit Schweden, aus vielen Gründen durchaus nicht vortheilhaft erschien. An die große Sache der evangelischen Glaubensfreiheit, um die es sich eigentlich handelte, dachte er dabei eben so wenig, als der Kurfürst von Sachsen und mancher andere protestantische Fürst Deutschlands, die nur Sinn für den Glanz ihres Hauses und die Vergrößerung ihrer Macht zu haben schienen. — Darf man es also auch nicht Verrath nennen, wenn Schwarzenberg, indem er dem Kurfürsten diente, gleichzeitig den Vortheil des Kaisers wahrzunehmen suchte, weil der Kurfürst selbst ja nichts weiter als ein vornehmer Unterthan des Kaisers war, so ist er doch von schmutziger Habsucht nicht freizusprechen, da er sich seine Dienste nicht allein von seinem Landesherrn überreich bezahlen ließ, sondern auch von fremden Fürsten Geldgeschenke annahm und auf diese Weise, mitten unter den Greueln des Krieges, ein sehr großes Vermögen erbeutete.

Doch wir könnten die Geschichte unseres Vaterlandes während der Regierung Georg Wilhelms nur halb verstehen, wenn wir die Entstehung und die wichtigsten Begebenheiten des großen dreißigjährigen Religionskrieges, der eben so fürchterlich für die damalige Zeit, als segensreich für die Nachwelt geworden ist, unbeachtet ließen. Kaiser Rudolf der Zweite 1576—1612 hatte den protestantischen Böhmen durch den sogenannten Majestätsbrief die freie Ausübung ihrer Religion feierlich zugesichert. Sein Nachfolger, der Kaiser Matthias (1612—19), bestätigte anfangs diesen wichtigen Brief, ließ aber in der Folge dennoch zu, daß sein leiblicher Vetter, der Erzherzog Ferdinand, die Protestanten in Böhmen hart bedrückte. Alle ihre Vorstellungen und Bitten blieben vom Kaiser unbeachtet. Das brachte das Volk zur Verzweiflung. Es stürzte im Mai 1618 die kaiserlichen Räthe aus den oberen Fenstern des Schlosses hinaus und griff zu den Waffen, bereit, die freie Ausübung seiner Religion mit dem Schwerte zu vertheidigen. Inzwischen starb Matthias, und Erzherzog Ferdinand folgte ihm als Kaiser von Deutschland und König von Böhmen (1619). Aber die Böhmen erklärten in einer feierlichen Ständeversammlung, daß sie ihn nicht als ihren Herrn anerkennen wollten, und erwählten den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich den Fünften, einen evangelischen Fürsten, zu ihrem Könige. — Schon längst hatten einige protestantische Fürsten Deutschlands Verfolgung und Krieg von Seiten der Katholiken befürchtet und deßhalb unter einander ein enges Schutz- und Trutzbündniß errichtet, das den Namen des evangelischen Bundes (Union) erhielt. Das Haupt dieser Verbindung war eben Friedrich der Fünfte. Im Vertrauen auf seine mächtigen Verwandten, — denn der König von England war sein Schwiegervater und Georg Wilhelm von Brandenburg sein Schwager, — nahm er nun die dargebotene Krone von Böhmen an. Aber sein Königthum hatte bald ein Ende. Denn auch die katholischen Fürsten hatten einen Bund geschlossen (1610 die Ligue), und das Heer, welches der Kaiser zu Friedrichs Bekämpfung aussandte, erfocht am weißen Berg, in der Nähe von Prag, (1620) einen so glänzenden Sieg über ihn, daß er landflüchtig werden mußte. Von der kaiserlichen Acht verfolgt, wußte der unglückliche Fürst mit seiner bedauernswerthen Gemahlin nirgend eine Freistatt zu finden, bis ihm endlich sein Schwager Georg Wilhelm in seinem Lande Schutz gewährte. Mit übermüthiger Gewaltthätigkeit verfuhr der siegreiche Kaiser jetzt gegen alle Anhänger Friedrichs von der Pfalz. Den meisten nahm er ihre Länder fort und verschenkte sie, alle Reichsgesetze verhöhnend, an

andere Fürsten. Solcher schnöden Willkür Einhalt zu thun, rüstete sich nun aufs Neue eine Menge protestantischer Fürsten in Deutschland und rückte angeführt von Christian IV., dem Herzoge von Holstein, der zugleich König der Dänen war, gegen den katholischen Kaiser ins Feld. — Georg Wilhelm aber trat dem Bunde für deutsche Freiheit nicht bei, sondern erklärte, daß er parteilos bleiben wolle. Dessenungeachtet mußte die Mark Brandenburg alle Greuel und Verwüstung des Krieges doppelt tragen. Denn die Feldherren Wallenstein und Tilly, welche der Kaiser den protestantischen Fürsten entgegenschickte, besetzten das unbewaffnete Land und behandelten es fast noch ärger als ein feindliches. Die wilden Horden des Kaisers raubten und plünderten, wo sie etwas fanden, erbrachen Kirchen und Heiligthümer und verübten ungescheut und unbestraft jeden Frevel, und während sie nach ihrer eigenen Weise stahlen, erpreßten auch ihre Heerführer von den unglücklichen Brandenburgern Geld auf Geld. Vergebens bat der Kurfürst den Kaiser um Schonung für seine hartbedrängten Unterthanen; — der Kaiser schien sich dafür rächen zu wollen, daß Friedrich von der Pfalz in Brandenburg Schutz gefunden hatte. Inzwischen waren die protestantischen Fürsten bei Lutter am Barenberge (1626) von den kaiserlichen Feldherren gänzlich besiegt und zum Theil ihrer Länder beraubt worden. Der Kaiser war nun fast unumschränkter Herr in Deutschland, und seine Rücksichtslosigkeit kannte keine Grenzen mehr. Er ging jetzt mit nichts Geringerem um, als die Protestanten Deutschlands zu vernichten und die Fürsten sich gänzlich zu unterwerfen (1629). Niemand widerstand ihm mehr. Ueberall hatten seine Heere Schrecken und Angst verbreitet, und Tod und Verderben bezeichneten die Wege, worauf sie gezogen waren. Jetzt wäre es vielleicht mit der Freiheit des protestantischen Glaubens und mit der allerdings sehr schlechten Verfassung Deutschlands vorbeigewesen, doch die Vorsehung führte noch einen Helden auf die Kampfbahn dieses blutigen Krieges, der beides rettete und den stolzen Kaiser demüthigte. Dieses war der große Gustav Adolf, Schwedens edler und tapferer König (1611—32).

Bevor wir ihn aber auf seinem Zuge nach Deutschland begleiten, müssen wir das Schicksal des Preußenlandes kennen lernen, wo der Schwedenheld gerade um diese Zeit mit den Polen schlug.

Nach unendlich vielen Schwierigkeiten, welche die Polen dem Kurfürsten in den Weg legten, und nach tausend Demüthigungen und Kränkungen, die er sich von diesem übermüthigen Volke gefallen lassen mußte, erhielt er endlich, auf einstimmige Fürsprache

der preußischen Stände, die Belehnung über das genannte Land (1621). Des langen innern Zwiespalts müde, fingen auch die beiden streitenden Parteien, die sich seit so vielen Jahren in Preußen feindlich gegenüber gestanden, endlich an, sich die Hand zur Versöhnung zu reichen, und es wären nun vielleicht recht bald glückliche Tage wiedergekehrt, wenn das arme Preußen nicht ganz ohne seine Schuld in einen Krieg verwickelt worden wäre, den die Polen mit den Schweden führten.

Polens König Sigismund nämlich, als schwedischer Fürstensohn geboren*), von den protestantischen Schweden aber seines katholischen Glaubens wegen verworfen, wollte seinen Ansprüchen auf die Herrschaft jenes Landes nicht entsagen. Darüber gerieth er mit Gustav Adolf, den die Schweden als ihren rechtmäßigen Herrscher anerkannt hatten, in Krieg. Anfangs wurde nur in Livland, welches damals den Polen gehörte, der Kampf geführt; da aber der Polenkönig, trotz der wiederholten Niederlagen, die seine Heere erlitten, durchaus von keinen billigen Friedensbedingungen hören und nicht anders unterhandeln wollte, als wenn Gustav Adolf sich dazu bequemen würde, ihm seine Krone abzutreten, so war ein Angriff der Schweden in Preußen vorauszusehn.

Die Lage des Kurfürsten hiebei war äußerst unangenehm. Mit den Polen durfte er es nicht verderben, da er ihren König als seinen rechtmäßigen Oberlehnsherrn anerkannt hatte und befürchten mußte, daß sie ihm das mühevoll erlangte Herzogthum wieder fortnehmen würden, sobald er sich als ihren Feind zeigte; gegen die Schweden aber konnte er nur mit Widerwillen fechten, da sie als Protestanten seine Glaubensbrüder, und ihr König durch die Bande des Blutes nahe mit ihm verwandt war. Denn die Gemahlin Gustav Adolfs war eine Schwester unseres Kurfürsten. Da nun alle Friedensvermittelungen, die er zwischen den beiden streitenden Mächten versuchte, ohne Erfolg blieben, so mußte er sich schon entschließen, gegen seinen eigenen Schwager das Schwert zu ziehen, und eine allgemeine Bewaffnung des preußischen Volkes wurde beschlossen, um gegen die Schweden gerüstet zu sein. Denn von einem stehenden Kriegsheere war zu

---

*) Sein Vater war König Johann von Schweden, seine Mutter aus dem polnischen Königshause entsprossen. Noch bei Lebzeiten seines Vaters erwählten ihn die Polen zu ihrem Könige, und obgleich er späterhin auch in Schweden gekrönt wurde, so kündigten ihm doch bald die Schweden den Gehorsam auf und erkoren seinen Oheim, den Herzog Karl von Südermannland zu ihrem Könige. Dieser aber war Gustav Adolfs Vater und hieß als König Karl IX.

jener Zeit in Preußen noch gar nicht die Rede. Die ganze bewaffnete Macht, die der Kurfürst beständig unterhielt, bestand nur in seiner Leibgarde, die etwa 1000 Mann stark war. Eine sogenannte Landmillz, etwas Aehnliches wie unsere Landwehr, erhielt gar keinen bestimmten Sold, sondern wurde darauf angewiesen, sich durch Betteln zu ernähren. Dabei war es festgesetzt, daß jeder Käthner einen, jeder Hubenbesitzer aber zwei Pfennige zu spenden hätte, und wenn sich die bettelnden Vaterlandsvertheidiger mit dieser Gabe nicht genügen lassen wollten, so sollten sie durch tüchtige Prügel zufrieden gestellt werden. — Sollte in Kriegszeiten ein größeres Heer zusammengebracht werden, so mußte man Söldlinge anwerben, und die Edelleute waren verpflichtet, sich und ihre Unterthanen zu bewaffnen.

Ehe nun aber noch die beschlossene Bewaffnung zu Stande kam, erschien der Schwedenkönig plötzlich (am 6. Juni 1626) mit einer Flotte vor Pillau. Die Befestigung dieses Hafens bestand damals nur in einer schlechten Schanze und seine ganze Bedeckung in vier preußischen Schiffen. Die Besatzung versuchte einige Gegenwehr, aber es währte nicht volle drei Stunden, da hatten die Schweden den Hafen erobert und die Festung überwältigt, ohne dabei auch nur einen einzigen Mann verloren zu haben. Weit davon entfernt, sich an dem wehrlosen Lande, das nun offen vor ihm lag, dafür zu rächen, daß der Kurfürst die Partei der Polen ergriffen hatte, erklärte der Schwedenkönig den preußischen Abgeordneten, die ihn um milde Behandlung und Schonung baten, daß er den Frieden des Landes keineswegs stören würde, wenn die Bewohner desselben in diesem Kriege parteilos bleiben wollten. Aber auf des Kurfürsten Befehl, der sich vor den Polen gar zu sehr fürchtete, und dem Rathe Schwarzenbergs gar zu willig Gehör schenkte, mußte das Land dieses Anerbieten ablehnen. Nur die einzige Stadt Königsberg nahm es an.

Jetzt ward Preußen der Schauplatz des Krieges zwischen Polen und Schweden, und ehe die ersteren noch darin übereingekommen waren, welchem Feldherrn sie den Oberbefehl über ihr Heer anvertrauen sollten, hatte Gustav Adolf schon fast ganz Ost- und Westpreußen erobert. Als Denkmäler jenes Krieges sind noch an vielen Orten des Preußenslandes die Ueberbleibsel von Verschanzungen zu sehen, die von schwedischen Kriegern aufgeworfen wurden. — Wo nun aber der siegreiche König hinzog im westlichen Preußen, wo die Protestanten damals unter dem harten Drucke der Katholiken schmachteten und besonders auf dem Lande nicht einmal die Erlaubniß erhielten, sich eigene

Kirchen zu erbauen, sondern ihre Gottesverehrung in Wohnhäusern halten mußten, da schenkte er den Evangelischen die großen Kirchen und wohnte jeden Sonntag dem Gottesdienste bei. Doch diese Freude der Protestanten dauerte nur so lange, als die Schweden in Preußen waren, das heißt, nur wenige Jahre.

Indessen erlaubten sich die Polen Mord und Plünderung in dem unglücklichen Lande und behandelten ihre Bundesgenossen und Freunde viel härter, als es die feindlichen Schweden thaten. Die Verwandtschaft des Kurfürsten mit Gustav Adolf gab ihrem Argwohne hinreichenden Stoff, ihn zu beschimpfen und zu kränken. Ja sie beschuldigten ihn sogar, er habe befohlen, das Geschütz von Pillau ohne Kugeln zu laden, weil er in einem verrätherischen Einverständnisse mit den Schweden stehe. Im Frühling 1627 landete Gustav Adolf mit frischem Kriegsvolk aus Schweden, und vielleicht hätte der Kurfürst, der nun mit einem neugeworbenen Heere von 4000 Mann Fußvolk und 600 Reitern aus der Mark Brandenburg nach Preußen kam, sich wirklich mit den Schweden vereinigt und auf diese Weise der Abhängigkeit von Polen ein Ende gemacht, wenn er nicht dem Rathe seines Günstlinges Schwarzenberg gefolgt wäre.

Gustav Adolf, der seinen Schwager gerne schonen wollte, brach nun plötzlich gegen Lochstädt auf, wo sich die preußischen Staatsräthe zur Berathung versammelt hatten, und zwang dem Kurfürsten das Versprechen ab, in diesem Kriege nicht weiter gegen ihn zu kämpfen. Doch geschreckt von polnischen Drohungen, brach dieser sein Versprechen und sandte den Polen eine Hilfsschaar von 1000 Kriegern zu Fuß und 500 Reitern, die von 600 bewaffneten Bürgern und Bauern begleitet werden mußte, damit sie nicht auseinander liefe. Gustav Adolf aber ersparte den Söldlingen das Auseinanderlaufen. Er rückte ihnen bei Preußisch Mark entgegen, und sie streckten bei dem Anblicke der schwedischen Fahnen sogleich das Gewehr, ohne auch nur den geringsten Widerstand versucht zu haben. Der König vertheilte die Gefangenen unter sein Heer und schickte Anführer und Waffen dem Kurfürsten zurück, mit dem Rathe, „seine Krieger künftig besser bewachen zu lassen."

Im Jahre 1629 kam endlich ein sechsjähriger Waffenstillstand zu Stande, kraft dessen den Schweden mehrere Städte in Preußen eingeräumt wurden, und Gustav Adolf gewann nun Zeit, den bedrängten Protestanten in Deutschland zu Hilfe zu eilen. — Der abgeschlossene Waffenstillstand wurde späterhin (am 9. September 1635) bei Stuhmsdorf, eine Meile von Stuhm, auf 26 Jahre erneuert. Ein großer Stein auf freiem Felde,

in welchem die Jahreszahl 1635 eingegraben war,*) bezeichnet als Denkmal dieses Vertrages noch heute die Stelle, wo er unterschrieben ward. Die Schweden gaben ihre Eroberungen in Preußen zurück und räumten das Land. Der Kurfürst aber gelangte wieder in den ruhigen Besitz seines Herzogthums. Der Krieg war nun zu Ende. Nicht aber so die Noth und das Elend des Landes. Indessen hatte dieses noch viel Ursache, zufrieden zu sein und sich glücklich zu schätzen, weun es seine Lage mit dem grenzenlosen Elende und den unendlichen Drangsalen verglich, welche die Mark Brandenburg und ganz Deutschland zu erdulden hatten, wohin wir jetzt unsere Blicke zurückwenden.

Mit Deutschlands Glaubens- und Staatsfreiheit wäre es aus gewesen, wenn nicht der heldenherzige Schwedenkönig, getrieben durch die Unterdrückung seiner Glaubensbrüder und die Aussicht auf Erwerbung deutscher Gebiete an der Ostseeküste, mit 15000 seiner tapfern Krieger zu ihrer Rettung herbeigeeilt wäre. Am 24. Juni 1630 war es, wo die schwedische Flotte an Pommerns Küste, bei Wolgast, landete und das kleine aber muthige Heer des nordischen Helden zuerst den deutschen Boden betrat. Aber in Pommern hausten die kaiserlichen Horden und stellten sich dem Eindringen der Schweden entgegen. Doch der Sieg begleitete Gustav Adolfs Fahnen, der gegen Uebermuth und Unterdrückung, für Recht und Glauben focht. Mit Pommerns Herzog schloß er ein Bündniß, und bald gelang es seinem tapfern Schwerte, einige protestantische Fürsten, die des Kaisers Gewaltthätigkeit ihrer Länder beraubt hatte, wieder in ihre Fürstenthümer einzusetzen. Aber seine Siege vermehrten das Unglück der hartgeplagten Mark Brandenburg. Denn die geschlagenen kaiserlichen Völker flüchteten in dieses Land und verübten raubend und mordend Schandthaten vor denen das menschliche Gefühl zurückschaudert. Und der Kurfürst war ein Freund des Kaisers!**)

Indessen zog der kaiserliche Feldherr Tilly gegen die alte und berühmte Stadt Magdeburg (die jetzt unserm Vaterlande angehört, damals aber einen Administrator aus dem Hause Brandenburg als Landesherrn hatte,) um ihre protestantischen Bewohner dem kaiserlichen Willen zu unterwerfen. Tilly war

---

*) Die jetzt aber nicht mehr zu sehen ist.

**) Als die schändlichen Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Krieger noch immer höher stiegen, erließ der Kurfürst einen Befehl an seine Unterthanen, wodurch er ihnen gebot, „Gewalt gegen die Räuber zu brauchen.“ Doch wo sich Bürger und Bauern zur Wehre setzten, da wurde das Unglück nur noch größer.

durch und durch von jenem schwärmerischen Wahnglauben belebt, der jede Abweichung von den Lehren der katholischen Kirche als das höchste Verbrechen betrachtet. Gefühllos gegen die Qualen derer, die er für Ketzer hielt, wähnte er mit ihrem Blute dem Gotte der Liebe ein wohlgefälliges Opfer zu bringen. Ein ausgezeichneter Feldherr, ganz Soldat im Schlachtgewühle, verband er mit dieser kriegerischen Tapferkeit die schweren Bußübungen eines Mönches. Seine Gestalt war abschreckend und wenn er mit seinem widerlichen, durch den Verlust eines Auges noch mehr entstellten Gesichte, die rothe Feder auf dem spanischen Hute, auf seinem kleinen Schimmel daherritt, so bebte jeder vor dieser Erscheinung zurück.

Muthig vertheidigten sich Magdeburgs Bürger, die auf des Schwedenkönigs Beistand hofften, gegen die Angriffe des Belageres. Und Gustav Adolf war im Begriff, ihnen Hilfe zu bringen, aber Georg Wilhelm, von dem er die Einräumung der beiden Festungen Küstrin und Spandau verlangte, um im Nothfall einen sichern Rückhalt zu haben, und der Kurfürst von Sachsen, der ihm den Durchzug durch seine Länder verweigerte, legten ihm so viele Schwierigkeiten in den Weg, daß darüber das Schicksal der unglücklichen Stadt auf das Fürchterlichste entschieden wurde. Halb durch List, halb durch Gewalt gelang es dem Grafen Tilly, am 10. Mai a. St. 1631 sie zu erobern. Magdeburg ward in einen Aschenhaufen verwandelt und dreißigtausend Menschen jedes Alters und Geschlechts mit viehischer Wuth niedergemetzelt. Ein ähnliches Blutbad hat die Weltgeschichte kaum aufzuweisen. Die Verantwortung für diese ruchlose That fällt jedoch nur zum Theil auf Tilly. Den Befehl zur Einäscherung der Stadt, von der nur der Dom stehen blieb, hat er nicht gegeben, auch versuchte er der zügellosen Rohheit seiner Soldaten Einhalt zu thun, aber ohne Erfolg.

Mit unsäglichem Schmerze vernahm Gustav Adolf die grauenvolle Botschaft und gelobte, das Schicksal der unglücklichen Stadt zu rächen. Rasch zwang er jetzt unsern Kurfürsten, indem er das Geschütz gegen die Stadt Berlin richten ließ, sich mit ihm zu verbünden. Auch der Kurfürst von Sachsen und alle protestantischen Fürsten traten auf seine Seite, und nun erfolgte (am 7. September a. St. 1631) jene denkwürdige und berühmte Schlacht bei Breitenfeld nördlich von Leipzig, worin der Schwedenkönig den Tilly so gänzlich schlug, daß von des Kaisers Heere nur wenige aus dem Gefechte sich flüchteten. Jetzt richtete sich Deutschlands Freiheit wieder empor, aber ihr Retter mußte sie schon im folgenden Jahre (am 6. a. St. November 1632) in der siegreichen Schlacht bei Lützen, mit seinem Leben bezahlen.

Nach Gustav Adolfs Tode trennte sich Sachsen abermals von dem Bunde der Protestanten und schloß mit Oesterreich zu Prag Frieden (1635). Auch Georg Wilhelm, der immer nur widerstrebend auf schwedischer Seite gestanden, trat diesem Frieden bei, um endlich einmal seinem erschöpften und ausgeplünderten Lande Ruhe zu verschaffen. Doch dieser Zweck sollte noch lange nicht erreicht werden. Die Schweden, über Sachsens Unbeständigkeit mit vollem Rechte erzürnt, erklärten diesem den Krieg, und die Mark Brandenburg wurde der Schauplatz des Kampfes. Bei Wittstock, einem Städtchen der Mark, trug der schwedische Feldherr Banér einen entscheidenden Sieg über das vereinigte sächsische und kaiserliche Heer davon (1636), und überschwemmte nun das Land mit seinen Schaaren. Ungeheuer waren die Geldsummen, welche die Schweden von den hartgeplagten Marken erpreßten. Nicht genug, daß fast Jedermann sein baares Geld ausliefern mußte, auch die Gold- und Silbergeräthe, die man noch bis dahin vor der Raubsucht der Freunde und Feinde gerettet hatte, wurden jetzt eine Beute der Sieger. Die Noth und Armuth des Landes war aufs Aeußerste gestiegen, als zu alle diesem Unheil sich noch eine fürchterliche Seuche gesellte, die gewöhnliche Begleiterin langwieriger Kriege, welche besonders im Jahre 1639 so entsetzlich wüthete, daß viele Dörfer ganz ausstarben und selbst in Berlin Menschen fehlten, um die Stadt zu bewachen.

Inzwischen war (1637) der letzte Herzog von Pommern gestorben. Die Kurfürsten von Brandenburg hatten mit den Herzogen jenes Landes eine Erbverbrüderung geschlossen, das heißt, sie hatten festgesetzt, daß Pommern mit der Mark vereinigt werden sollte, wenn der Fürstenstamm Pommern früher aussterben würde, als der brandenburgische; und im umgekehrten Falle sollte Brandenburg an die Herzoge von Pommern fallen. Nach Fug und Recht war also Pommern jetzt ein Eigenthum unseres Kurfürsten. Doch die Schweden hatten dieses Land besetzt und waren nicht Willens, es dem rechtmäßigen Eigenthümer abzutreten, sondern wollten es vielmehr zum Ersatz für ihre Kriegskosten selbst behalten. Der Kurfürst aber, der nicht einmal im Stande war, seine alten Besitzungen vor der schnöden Gewaltthätigkeit böser Freunde und schlimmer Feinde zu beschützen, hatte noch viel weniger die Macht, seine gerechten Ansprüche auf Pommern geltend zu machen.

In so tiefer Ohnmacht lag der brandenburgische Staat! so war er ein Spiel der Willkür jedes Mächtigen geworden! von Armuth, Krankheiten und Elend jeder Art geplagt, ohne Kraft zu

irgend einem Widerstande, herrschte in allen seinen Gauen nur Verwüstung und Unglück. Aber es schien, als sollte er nur darum recht tief in den Staub getreten werden, um sich, gleichsam wie von Neuem geboren, desto ruhmvoller und glänzender, an der Hand seiner großen und ausgezeichneten Fürsten wieder emporzuheben.

Georg Wilhelm starb zu Königsberg im Jahre 1640, und mit ihm wurde Preußens ruhmlose, jammervolle Zeit zu Grabe getragen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. — Westfälischer Friede. — Zweiter schwedisch-polnischer Krieg. — Schlacht bei Warschau. — Preußen unabhängig von Polen.

Ein neuer, glänzender Tag ging für unser Vaterland auf, als Georg Wilhelms großer Sohn, Friedrich Wilhelm, den väterlichen Thron bestieg (1640). Vorgebildet in der Schule des Unglücks und der Gefahren, männlich stark an Leib und Seele, ausgerüstet mit schätzbaren Erfahrungen und vortrefflichen Kenntnissen, begabt mit einem durchdringenden, viel umfassenden Verstande, mit unerschütterlichem, nie verzagendem Heldenmuthe und mit einem Herzen, das für Recht und Gerechtigkeit schlug, und dessen innere Güte sich in den sanften Zügen seines schönen Antlitzes abspiegelte, — so ausgestattet, übernahm der zwanzigjährige Jüngling die Regierung eines Staates, der noch kaum diesen Namen verdiente, — um ihn aus dem Staube der tiefsten Ohnmacht, worin er lag, zu einer ruhmvollen Höhe emporzuheben.

Um das Verdienst, welches dieser große Fürst sich um die Erhebung des Staates erworben, genauer würdigen zu können, dürfen wir nur einen Blick auf die damalige Lage der Länder werfen, die er von seinem Vater ererbt hatte. Alle waren von Krieg und Pest ausgeplündet, verheert und entvölkert, und die meisten befanden sich in der Gewalt fremder Mächte. Denn in dem größten Theile der brandenburgischen Marken hausten die Schweden; die Holländer und Spanier tummelten sich in den klevischen Besitzungen umher, und unter dem Vorwande des Schutzes, preßten und drückten sie das Land gewaltig. Pommern war ganz von den Schweden besetzt, welche dieß Land als ihre Eroberung betrachteten, und von den gerechten Ansprüchen, die unser Kurfürst darauf hatte, nichts hören wollten. So mußte

Friedrich Wilhelm seine Länder also eigentlich erst erobern, wenn er sie beherrschen wollte, — Preußen etwa ausgenommen. Aber auch hier waren ja die Schwierigkeiten zu besiegen, welche die Polen jedesmal bei der Belehnung dem neuen Herrscher in den Weg legten. Es kam dazu, daß sich Alles, was an Gewalt im Staate noch übrig war, in den Händen Schwarzenbergs befand, der, wenn er wirklich der Verräther war, für den der junge Kurfürst und viele seiner Zeitgenossen ihn hielten, gerade jetzt im höchsten Grade gefährlich werden konnte. Von Jugend auf scheint Friedrich Wilhelm eine große Abneigung gegen den allmächtigen Günstling seines Vaters gehegt zu haben, und die Gegner des Grafen unterließen nicht, ihn darin zu bestärken. Nur so ist's zu erklären, daß die Gerüchte, Schwarzenberg trachte dem Prinzen nach dem Leben, um durch des Kaisers Gnade sich selbst mit den brandenburgischen Landen belehnen zu lassen, Glauben finden konnten. Denn Alles, was man zum Beweise dieses hochverrätherischen Planes anführt, zerfällt, bei näherer Beleuchtung, in Nichts. Durch Schwarzenbergs Vermittelung wurde der junge Prinz nach Holland geschickt. Dahinter sollte die Absicht liegen, ihn durch eine dort herrschende Pest dahinraffen, oder durch Ausschweifungen sich entkräften zu lassen. Und doch war es in jener Zeit allgemeine Sitte, junge Prinzen an fremde Höfe zu senden; doch herrschte die Pest damals in ganz Europa; doch waren Ausschweifungen überall zu finden. Aber Holland lag den klevischen Landen, dem Erbe des Prinzen, nahe, und er hatte hier Gelegenheit, seinen künftigen Unterthanen sich persönlich beliebt zu machen; der Prinz von Oranien, einer der ausgezeichnetesten Feldherren seiner Zeit, war sein Verwandter, und von ihm konnte er die Kunst des Krieges erlernen. Die regsame Handelsklugheit der Holländer konnte ihm als Vorbild für Verbesserungen des Handels in seinen Staaten dienen. Warum sollte der Graf nicht diese guten Absichten gehabt haben, als er Georg Wilhelm bewog, seinen Sohn nach Holland zu schicken? — Eben so wenig begründet sind die übrigen Anschuldigungen: daß nämlich der Graf den alten Kurfürsten auf seinen Sohn eifersüchtig gemacht, weil die klevischen Unterthanen ihn lieb gewonnen und ihn sich zum Statthalter erbeten; oder daß er bald mit Gift, bald durch gedungene Meuchelmörder versucht habe, den Prinzen aus dem Wege zu räumen. —

Wie dem aber auch sei: der junge Kurfürst traute dem Grafen nicht und dieser schien jetzt in der That dieses Mißtrauen zu rechtfertigen. Als Oberbefehlshaber des brandenburgischen Kriegsheeres, das etwa 6000 Mann zählte, lag ihm die Verpflichtung ob, die

Truppen für den neuen Landesherrn in Eid und Pflicht nehmen zu lassen. Er ließ sie aber nur den Eid der Treue gegen den Kaiser erneuern und dem Kurfürsten sich bloß durch Handschlag verpflichten. Was ihn dazu berechtigte, war allerdings der Umstand, daß die meisten dieser Truppen ausdrücklich für den Dienst des Kaisers angeworben waren. Immerhin aber ließ sich dem Verfahren des Grafen eine andere Deutung geben, und höchst bedenklich war die Sache für einen Fürsten, der fest entschlossen war, dem Kaiser gegenüber eine ganz andere Stellung einzunehmen, als sein Vater. — Indessen ließ er ruhig geschehen, was er ohne große Gefahr vor der Hand nicht ändern konnte. Nur entfernte er allmälig von den höheren Staatsämtern und aus seiner Nähe alle, die dem Grafen und seinen Ansichten ergeben waren, und nahm ihm selbst ein Amt nach dem andern. Da legte Schwarzenberg von selbst den Befehl über die Truppen nieder und zog sich nach Spandau zurück, wo ihm ein Brief die Gewißheit der Ungnade seines Fürsten meldete. Das griff ihn so heftig an, daß er plötzlich erkrankte und bald darauf starb (1641).

Jetzt ging der Kurfürst daran, das Heer umzugestalten. Den unsichern Schaaren, die nur dem Kaiser Treue geschworen, ertheilte er den Abschied. Aber sie wollten nicht gehorchen und vor allem widersetzten sich die Befehlshaber der Landesfestungen dem Gebote, vom Posten abzutreten. Einige traten sogar mit offener Drohung hervor. Doch man wußte sich mit List ihrer zu bemächtigen und schickte sie außer Landes. Nun ward man mit den ihrer Führer beraubten Schaaren leicht fertig.

Jetzt erst, nachdem er sich von seinem gefährlichsten Feinde befreit sah, konnte der Kurfürst seine ungetheilte Aufmerksamkeit der Wohlfahrt des Staates widmen, und das erste, was er in dieser Hinsicht unternahm, war ein Waffenstillstand mit Schweden, wodurch die brandenburgischen Marken, bis auf einige Städte, von diesen beschwerlichen Gästen erlöst wurden (1641).

Bald darauf erhielt Friedrich Wilhelm auch die Belehnung über Preußen, wobei die Polen ihm seine Abhängigkeit auf eine recht drückende Weise fühlbar machten. Denn er mußte sich nicht nur zu einer jährlichen Abgabe von 130,000 Gulden verpflichten, sondern auch darin willigen, daß es jedem unzufriedenen preußischen Unterthan frei stehn sollte, bei dem Polenkönige gegen ihn Klage zu führen.

Das Ungewitter des dreißigjährigen Krieges tobte inzwischen noch volle acht Jahre lang, bis endlich die Ermüdung beider Parteien im Oktober des Jahres 1648 den berühmten westfälischen Frieden herbeiführte, durch welchen die Rechte der Protestanten

in Deutschland für immer sicher gestellt wurden. So war durch das entsetzliche Blutvergießen und die grausame Verheerung der gesegnetsten Lande das unschätzbar köstliche Kleinod christlicher Glaubensfreiheit errungen worden. Aber nicht bloß die Angelegenheiten des Glaubens, auch die Verhältnisse der Staaten sollten durch diesen Frieden in Ordnung gebracht werden, und dem gemäß verlangte der Kurfürst von den Schweden die Ueberlieferung des Herzogthums Pommern, als seines rechtmäßigen Eigenthumes. Die Schweden aber waren keineswegs geneigt, in diese Forderung zu willigen, sondern wollten das Land zur Entschädigung ihrer Kriegskosten für sich behalten. Mit vieler Mühe gelang es endlich, sie dahin zu bewegen, daß sie sich mit Vorpommern nebst den Eilanden Rügen, Usedom und Wollin und den Städten Stettin, Garz, Damm und Golnow mit sämmtlichen Odermündungen begnügten. Nur Hinterpommern, das Bisthum Kamin und die Güter des Johanniterordens in Vorpommern fielen an Brandenburg. — Mit dem tiefsten Schmerze empfand der Kurfürst diese Verkürzung seines wohlbegründeten Rechtes. Denn an Pommern, namentlich an den Besitz Stettins und der Odermündungen, hatte er die kühnsten Entwürfe geknüpft. Die brandenburgischen Marken mit ganz Pommern vereinigt, bildeten schon an und für sich einen bedeutenden Länderzusammenhang, dessen Wichtigkeit durch die unmittelbare Verbindung mit der See noch um vieles erhöht wird. Und Friedrich Wilhelm hatte den großen Plan, seinen Staat zu einer bedeutenden See- und Handelsmacht zu erheben. Stettin, wohin wie man sagt, er sogar seine Hofburg zu verlegen beabsichtigte, sollte das Herz des Staates werden, das durch seinen Handel in alle Adern desselben Wohlstand verbreitete. Jetzt war ihm das Meer hier abgeschnitten, und das Herzogthum Preußen lag zu entfernt und zu abgesondert von seinen übrigen Landen, als daß er hier seine Entwürfe hätte verwirklichen können, wo überdieß das mächtige Danzig sich schon fast im Alleinbesitze des Seehandels befand. Darum fand er sich auch durch die schönen Ländereien, die man ihm als Entschädigung an der Elbe und Weser zusprach, nicht befriedigt. Er erhielt nämlich die Bisthümer Camin, an der rechten Odermündung, Halberstadt in Sachsen und Minden in Westfalen und vor allem das Erzbisthum Magdeburg, eins der gesegnetesten und fruchtbarsten Gebiete Deutschlands, als weltliche Fürstenthümer. So wurden die Kosten des Krieges mit dem Eigenthume der Kirche bezahlt. Der Kurfürst hatte 160 Geviertmeilen von Pommern an Schweden abtreten müssen; 200 Geviertmeilen des wohl-

bebautesten und reichbevölkertesten Landes wurden ihm dafür zugesprochen. Und doch achtete er das nicht für Gewinn, sondern für Schaden. Die Odermündungen galten seinem weitblickenden, hochstrebenden Geiste bei weitem mehr, als 40 Geviertmeilen des fruchtbarsten Landes, und so lange er lebte, war sein Streben darauf gerichtet, Pommerns vollständigen Besitz zu erringen, was indessen erst seinen Nachfolgern gelang.

Willkommen war der langersehnte Frieden dem edeln Fürsten, der nun Alles aufbot, um mit landesväterlicher Sorgfalt seinen unglücklichen Unterthanen wieder aufzuhelfen, und seine verheerten Länder in neue Blüthe zu bringen. Aber die glückliche Ruhe hatte bald ein Ende, und abermals ward das Preußenland der Schauplatz eines schwedisch-polnischen Krieges.

Christine, Schwedens Königin, des großen Gustav Adolfs Tochter, entsagte 1654 aus einer überspannten und schwärmerischen Vorliebe für die Künste und Wissenschaften, ihrer Herrschaft und dem Glauben, für welchen ihr Vater Blut und Leben geopfert hatte. Sie ward katholisch und begab sich nach Rom, um dort ungestört ihren Lieblingsneigungen leben zu können. Die Krone ihres Landes aber übergab sie ihrem Vetter, dem Herzog Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken (Karl X.). Doch Polens König, Johann Kasimir, glaubte die alten Ansprüche seines Vaters Sigismund auf Schwedens Herrschaft nicht stillschweigend aufgeben zu dürfen und widersetzte sich dieser Anordnung. Darüber brach der Krieg los (1655). Mit einem erprobten Heere tapferer Krieger fiel Karl Gustav in Polen ein, und bald war das ganze Land von ihm erobert. Denn treulos verließen die Polen und selbst das Kriegsheer, dem des Fürsten und des Landes Vertheidigung anvertraut war, ihren König und eilten, sich dem fremden Sieger zu unterwerfen. Von allen verlassen, floh Johann Kasimir nach Schlesien, und die einzige Hoffnung, die ihm noch übrig blieb, setzte er in unsern Kurfürsten.

Vergeblich hatte dieser vorher die erzürnten Fürsten von der blutigen Entscheidung ihres Zwistes zurückzuhalten gesucht. Ihre Leidenschaft verschmähte seine gütlichen Vorstellungen, und mit Recht gerieth er nun in Besorgniß, da das schwedische Heer sich Preußens Grenzen nahte. Denn Karl Gustav hatte weder Aufforderungen noch Versprechungen gespart, um den Kurfürsten auf seine Seite zu bringen, um von ihm unterstützt Polen mit desto größerem Erfolge angreifen zu können. Friedrich Wilhelm wollte parteilos bleiben und wies jedes Anerbieten des Schwedenkönigs zurück. Nun konnte der Sieger leicht an dem wehrlosen Lande die Weigerung seines Fürsten rächen. Darum

zog der Kurfürst mit 8000 Streitern aus Brandenburg herbei, um Preußen im Nothfalle gegen die Schweden vertheidigen zu können. Zu größerer Sicherheit schloß er noch ein Bündniß mit den Ständen von Westpreußen, und in seinem Herzogthume rief er alle Dienstpflichtigen zu den Waffen. Mit Freuden vernahm Johann Kasimir diese Nachrichten, ließ den Kurfürsten zur standhaften Gegenwehr aufmuntern, und versprach ihm die vollkommene Oberhoheit über Preußen, wenn er den Krieg gegen Schwedens siegende Waffen wagen wollte. Aber ehe noch Friedrich Wilhelm seine ganze Macht sammeln konnte, hatte Karl Gustav schon Westpreußen erobert und drang von zwei Seiten unaufhaltbar in das Herzogthum ein. Schon nahte er sich Königsberg, wo der Kurfürst die Trümmer seines Heeres, die dem raschen Ueberfalle der Schweden noch entgangen waren, gesammelt hatte. Die Noth und Gefahr des Landes war groß und an Widerstand nicht mehr zu denken. Die Polen, welche sich bei dem Heere des Schwedenkönigs befanden, häuften Grausamkeit auf Grausamkeit gegen die wehrlosen Bewohner, und dem Fürsten blieb nur die Wahl, sich in Königsberg belagern zu lassen und seine Unterthanen der Plünderung und Mißhandlung noch ferner Preis zu geben, oder sich den Bedingungen zu unterwerfen, die der siegreiche Schwedenkönig ihm vorschreiben würde. Wer wollte ihn tadeln, daß er das Letztere wählte? — So kam im Jahre 1656 ein Vertrag zu Stande, worin der Kurfürst sich verpflichten mußte, den König von Schweden als seinen Oberlehnsherrn anzuerkennen und ihm Beistand gegen die Polen zu leisten.

Inzwischen hatte Johann Kasimir seine Unterthanen schriftlich aufgefordert, an der Rettung ihres Vaterlandes nicht zu verzweifeln, sondern den Kampf für Glauben, Freiheit und Vaterland noch einmal zu wagen. Allen, die ihn verlassen hatten, versprach er volle Verzeihung, wenn sie zu ihm zurückkehren würden, doch harte Strafen drohte er denen, die bei ihrer Verbindung mit dem Feinde beharrten. Die Polen aber schämten sich ihrer Feigheit und des Verrathes, den sie an ihrem eigenen Vaterlande begangen, und kehrten zu den Fahnen ihres Königs zurück, von Begierde brennend, ihr Unrecht wieder gut zu machen. Um den Eifer seines Volkes noch mehr zu entflammen, eröffnete der König seine erneute Regierung mit einer feierlichen Religionshandlung. In Lembergs Hauptkirche, umgeben von den Großen seines Reiches, warf er sich vor dem Altare der Jungfrau Maria nieder, flehte um ihren Schutz und erklärte sie zur Königin von Polen. Dieß that die gehoffte Wirkung bei dem abergläubischen

Volke. Alles griff zu den Waffen, um für die neue Königin zu fechten.

Dem Kurfürsten aber sandte Johann Kasimir den gemessenen Befehl zu, von dem Schwedenbündnisse abzustehn und sich der polnischen Oberhoheit wieder zu unterwerfen. Doch bei der Nähe des schwedischen Heeres würde Friedrich Wilhelm sehr unklug gehandelt haben, diesem Befehle zu folgen. Nur noch enger verband er sich mit den Schweden, um sich vor der Rache Polens sicher zu stellen, vielleicht auch um den Polen zu zeigen, daß er nicht mehr gesonnen sei, ihre Oberhoheit jemals wieder anzuerkennen. Dieser Ungehorsam reizte aufs Heftigste den Zorn Johann Kasimirs, der dem Kurfürsten die härtesten Strafen drohte.

Und in diesem Augenblicke schien es, als ob er seine Drohungen zu erfüllen im Stande wäre. Denn von tartarischen und russischen Hilfsvölkern unterstützt, stand er an der Spitze eines Heeres von zwischen 40,000 und 100,000 Kriegern bei Warschau gelagert. Ihm konnte Karl Gustav nur 16,000—28,000 Mann gegenüberstellen, von denen ein großer Theil Brandenburger waren, die der Kurfürst selber anführte. Dennoch wollte der Schwedenkönig den ungleichen Kampf muthig wagen. Die Polen aber, auf ihre Menge trotzend, glaubten sich des Sieges so gewiß, daß sie prahlten, nur ein Frühstück für ihre Tartaren sei das schwedische Heer. Sie sahen den Kurfürsten in ihrem Geiste schon als Gefangenen zu den Füßen ihres Königs um Gnade flehen, und dann sollte er seinen Ungehorsam in einem fürchterlichen Kerker büßen, wo weder Sonne noch Mond ihn bescheinen könnte. Doch Hochmuth kommt vor dem Falle.

Es war am 18. Juli a. St. 1656, als das vereinigte Heer der Schweden und Brandenburger, von seinen Fürsten geführt, die polnischen Verschanzungen bei Warschau angriff. Der Boden, mit Sümpfen, Wäldern und Dörfern bedeckt, verhinderte, in einer allgemeinen Schlacht zu kämpfen. Einzelne Heerhaufen nur konnten anfangs sich miteinander messen. Daher verzögerte sich die Entscheidung des Kampfes drei Tage lang. Unser Kurfürst entwickelte hier seine Feldherrnklugheit und seinen unerschrockenen Heldenmuth im schönsten Glanze. Mit seiner kleinen Schaar, die er geschickt auf einer Ebene aufgestellt, hielt er zweimal muthig den Angriff der wüthenden Tartaren aus und zwang sie zweimal zur Flucht, und die kühne Tapferkeit, womit er am dritten Tage des heißen Kampfes die polnische Reiterei angriff, entschied hauptsächlich das Schicksal der Schlacht. Mit dem lauten, freudigen Schlachtrufe: „Gott mit uns!“ drangen die tapfern Brandenburger unerschrocken in die Reihen der Polen,

die rechts und links vor ihren gewichtigen Schwerthieben zu Boden sanken. Nicht lange hatten sie widerstanden, da wandten sie sich zur Flucht, und bald rissen die flüchtigen Reiterschaaren auch das Fußvolk mit sich fort. Ein eigener Anblick muß es gewesen sein, die prächtig gekleideten und bewaffneten polnischen Reiter vor Friedrich Wilhelms Kriegern fliehen zu sehen, die von aller Pracht so weit entfernt waren, daß sie nicht einmal gleiche Kriegskleidung trugen, sondern sich nur an Strohbüscheln, welche sie an ihren Hüten befestigt hatten, kenntlich machten.

Die Polen erlitten eine blutige Niederlage, ließen ihr reichangefülltes Lager und ihr sämmtliches Geschütz den Siegern als Beute und flohen unordentlich vom Schlachtfelde.

Auf der Weichselbrücke stehend hatte Johann Kasimirs Gemahlin, umringt von den edelsten Frauen ihres Volkes dem Gefechte zugesehen. Eine Niederlage der Ihrigen hielten sie für unmöglich. Jetzt aber wurden sie in der wilden Unordnung der raschen Flucht mit fortgerissen, und ihr Angstgeschrei vermischte sich mit dem Klirren der Waffen.

Die Sieger besetzten Warschau, waren aber zu sehr erschöpft, um den fliehenden Feind weit verfolgen zu können. Der Kurfürst jedoch, welcher besorgte, daß die Lithauer einen Angriff auf Preußen unternehmen würden, ließ nur einen Theil seiner Krieger dem Schwedenkönige und eilte mit den übrigen sein Herzogthum zu beschützen. Karl Gustav wurde dadurch sehr geschwächt und konnte in Folge dessen den Sieg wenig benutzen.

Bald verbreitete sich der Kriegsruhm, den Friedrich Wilhelm bei Warschau errungen, im Auslande und erwarb ihm allenthalben Bewunderung. Auch Karl Gustav erkannte nun den hohen Werth seines Bundesgenossen, und um ihn noch enger mit sich zu vereinigen, sagte er ihm in einem Vergleiche, der am 10. November a. St. zu Labiau geschlossen ward, den förmlich unabhängigen Besitz über Ostpreußen feierlich zu (1656).

Inzwischen aber war auch schon der Lithauer Feldherr Gonsiewsky, an der Spitze eines Heeres von 20,000 Mann, das mehrentheils aus Tartaren bestand, in das Herzogthum Preußen eingebrochen. An den Ufern des Lykflusses, bei dem Dorfe Prosken, versuchte zwar eine kleine Schaar von Preußen und Schweden dem Eindringen des furchtbaren Feindes sich zu widersetzen; so tapfer sie kämpften, von dem preußischen Grafen Waldek angeführt, so unterlag die kleine Heldenschaar dennoch der großen Uebermacht, und kaum 2000 retteten ihr Leben aus dem blutigen Gefechte. Jetzt war das Unglück Preußens entsetzlich! Wüthend durchzogen die tartarischen Räuberhorden das

Land, plünderten, brannten und mordeten unmenschlich, und weder Jugend und Schönheit, noch Alter und Geschlecht fanden vor ihnen Erbarmen. Ihr ganzer Weg wurde von Trümmern verbrannter Städte und Dörfer und blutigen Leichen bezeichnet. Doch die, welche unter ihren Säbeln den Tod fanden, waren noch zu beneiden gegen das jammervolle Loos der Unglücklichen, welche als Gefangene in die gräßlichste Sklaverei geschleppt wurden und fern von ihrem Vaterlande ein beklagenswerthes Dasein führen mußten. Und was die Tartaren verschonten, wurde von Hungersnoth und Pest aufgerieben, die sich mit dem Kriege verbunden hatten, um das Elend des Landes aufs Höchste zu treiben. Die Felder blieben unbebaut liegen, und viele Gegenden glichen so gänzlich einer Einöde, daß man kaum noch eine menschliche Spur darin entdecken konnte. Wo man aber noch Menschen antraf, da glichen sie nur dem Bilde des Elendes. Zwar gelang es dem Grafen Waldek noch in demselben Jahre, den polnischen Feldherrn zu schlagen und auch den herumschwärmenden Tartarenhaufen manchen Verlust beizubringen; — gemildert wurde dadurch allerdings des Landes Noth, doch ihr gänzlich abzuhelfen, dazu gebrach es an waffenfähigen Armen.

Unterdessen hatte Karl Gustavs Kriegsglück den Neid mehrerer Fürsten erregt. Der deutsche Kaiser sandte den Polen ein Hilfsheer zu, die Holländer rüsteten sich zur See gegen Schweden und die Dänen griffen seine deutschen Besitzungen an. Dadurch ward der Schwedenkönig genöthigt, Polen und Preußen zu verlassen, um sich den dänischen Waffen entgegenzustellen. Diese Gelegenheit benutzte Friedrich Wilhelm, um seinem armen Lande den langersehnten Frieden zu schenken. Er ließ sich mit Polen in Unterhandlungen ein, und schon am 19. Septbr. a. St. 1657 kam zu Wehlau ein Friede zu Stande, der späterhin in Bromberg ergänzt wurde, worin Polens König der Oberhoheit über Preußen förmlich entsagte und das Land der Alleinherrschaft des Kurfürsten übergab. Außerdem erhielt der Kurfürst die beiden Herrschaften Lauenburg und Bütow in Pommerellen. Jetzt waren die schmählichen Fesseln der Abhängigkeit von Polen gebrochen, und dadurch die Hauptquelle der innern Uneinigkeit, welche Preußen so lange zerrüttet hatte, für immer verstopft! — Frei und selbstständig trat Preußen wieder in die Reihe der übrigen Staaten.

Bald nach diesem Frieden verband sich der Kurfürst mit Oesterreich, Dänemark und Polen gegen Schweden, weil er befürchten mußte, daß Karl Gustav, wegen des Friedens mit Polen an ihm Rache nehmen würde. Er selbst stellte sich an

die Spitze eines Heeres, das aus seinen eigenen, aus österreichischen und polnischen Kriegern bestand, und griff die Schweden von Deutschland aus tapfer an. In Schleswig und dem schwedischen Pommern machte er viele Eroberungen, und eine Menge glänzender Siege vermehrte seinen Heldenruhm, während ein anderer Theil seines Heeres, mit Oesterreichern und Polen vereint, die Schweden aus West- und Ostpreußen vertrieb und sie sogar aus Kurland verdrängen half.

Diese Unglücksfälle und der Tod des kriegerischen Karl Gustav machten die Schweden zum Frieden geneigt, der am 3. Mai 1660 im Kloster Oliva, bei Danzig, dem langen Blutvergießen Einhalt that. Die Schweden räumten die preußischen Städte, welche sie noch besetzt hielten, der Kurfürst gab seine Eroberungen in Schleswig und Pommern zurück, und erhielt dafür von Neuem die Bestätigung der unabhängigen Herrschaft in Preußen. Die abschließenden Mächte, sowie England, Frankreich und Spanien übernahmen die Gewährleistung der abgeschlossenen Verträge, so daß seit dieser Zeit der Kurfürst allgemein als souveräner Herzog von Preußen anerkannt wurde. Eine schwarze Marmorplatte, die in einem Seitengange des Klosters zu Oliva in der Wand eingemauert ist, meldet mit goldenen Buchstaben der Nachwelt den Tag und die Jahreszahl jenes Friedens, der einen Krieg beendigte, welcher nur dazu geführt zu sein schien, die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes zu begründen und den Heldenruhm Friedrich Wilhelms weit zu verbreiten.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Preußische Huldigung. — Verbesserung des Kriegsheeres. — Der Kurfürst leistet den Holländern und dem deutschen Reiche Beistand gegen Ludwig den Vierzehnten. — Schlacht bei Fehrbellin. — Winterfeldzug in Preußen. — Ruhm des Kurfürsten. — Schlesische Erbverbrüderung.

Wir sahen den großen Kurfürsten mit bewundernswürdiger Klugheit und mit derjenigen Kühnheit, die das Vertrauen auf die eigene Kraft einflößt, aus den Drangsalen einer schrecklichen Zeit nicht blos sein bisheriges Besitzthum glücklich retten, sondern auch die Unabhängigkeit Preußens als köstlichen Siegespreis davontragen. Ihm schwebte der hohe Gedanke vor, Begründer eines mächtigen Staates zu werden, der sich stolz den Großmächten unseres Erdtheiles zur Seite stellen könnte. Als deutscher

Fürst war und blieb er des Kaisers Lehnsmann, aber als unabhängiger Herzog von Preußen stand er so frei und selbstständig da, wie der Kaiser selbst. Doch um eine solche Stellung nicht bloß zu behaupten, sondern sie zur vollen Geltung zu bringen, bedurfte es außerordentlicher Anstrengungen und Opfer, welche dem durch das Kriegselend tief erschöpften Lande unendlich schwer fielen und es daher zur höchsten Unzufriedenheit aufregten. Die Stände des Herzogthums Preußen genossen, bis dahin ihrem Landesherrn gegenüber, sehr ausgedehnte Vorrechte und Freiheiten, die sie mit großer Eifersucht nicht nur bewachten, sondern auch wo möglich zu erweitern suchten. An Polen, dem Lehnsherrn ihres Herzogs, fanden sie allemal einen bereitwilligen Beschützer, wenn sie Beschwerden über eigenmächtige Eingriffe ihres Landesherrn vorzubringen hatten. Denn Polens Vortheil erheischte es, den Herzog in recht fühlbarer Abhängigkeit und Ohnmacht zu erhalten. Daher war die Gewalt des Landesherrn in Preußen äußerst beschränkt. Alle Abgaben, mit Ausnahme des Grundzinses und einiger andern, wurden ihm von den Ständen immer nur auf wenige Jahre bewilligt, und es bedurfte jedesmal einer neuen Zustimmung des Landtages, wenn sie noch ferner erhoben werden sollten. Neue Abgaben einzuführen, auch wenn das Bedürfniß dem Fürsten noch so dringend erschien, war immer eine höchst schwierige Sache, die nur nach dem hartnäckigsten Widerstande erreicht werden konnte. Durch eine solche Verfassung aber waren natürlich dem Fürsten die Arme dermaßen gebunden, daß er, ohne die Einwilligung der Stände, keinen Plan von Wichtigkeit durchzuführen vermochte.

Friedrich Wilhelms hochstrebendem Geiste war diese Abhängigkeit von seinen Unterthanen äußerst lästig. So lange er aber polnischer Lehenträger war, konnte er sich ihrer nicht entziehen. Doch als Polen die Oberhoheit über Preußen aufgegeben, trug er kein Bedenken mehr, die engen Schranken der preußischen Landesverfassung zu durchbrechen. Ohne den Landtag zu befragen, befahl er neue Abgaben an und ließ sie oft mit rücksichtsloser Härte beitreiben, wo sie verweigert wurden. Gegen die Klagen der Stände entschuldigte er sich mit dem Drange der Umstände. „Noch stünden alle benachbarten Fürsten in den Waffen und schreckliche Zeichen am Himmel und auf Erden verkündeten der Welt neue Plagen. Darum könne er sein Kriegsheer nicht vermindern und deßhalb bedürfe er des Geldes.“ Solche Sprache waren die preußischen Stände nicht gewohnt, und sie mußte ihnen die nahe liegende Besorgniß einflößen, daß dieser Fürst ihre alten Rechte und Freiheiten nicht eben schonend

behandeln werde. Deßhalb zeigten sie sich durchaus unzufrieden mit der Aufhebung des polnischen Lehenverhältnisses und verweigerten dem Kurfürsten die Huldigung, als ihrem unabhängigen Landesherrn. Er müsse erst des Landes Privilegien und Freiheiten beschwören, ehe sie ihm die verlangte Huldigung leisten könnten. Der Kurfürst dagegen forderte erst die unbedingte Huldigung und verhieß dann die Rechte und Freiheiten der Stände zu bestätigen. Darüber entspann sich ein langwieriger und heftiger Streit. In Königsberg, das aus drei Städten — Altstadt, Kneiphof und Löbenicht — bestand, lebte damals ein Mann, Namens Hieronymus Rhode. Er war Bürger der Altstadt und Schöppenmeister, etwa dasselbe, was heute Stadtgerichtsdirektor. Er war die Seele des Widerstandes gegen den Kurfürsten. Seine ernste Besonnenheit, seine unbescholtene Rechtlichkeit, der überwiegende Verstand, den er in allen Dingen bewies und die Reinheit seines ganzen Lebenswandels, sowie seine ausgezeichnete Vaterlandsliebe hatten ihn zum allgemeinen Lieblinge des Volks gemacht. Er forderte aber nicht zum Ungehorsam gegen den Landesherrn auf, sondern suchte vielmehr die aufgeregten Gemüther, wo er wußte und konnte zu beschwichtigen und sie in die Grenzen des Rechts und der Gesetze zurück zu führen. Nur behauptete er, es sei Unrecht, daß Polen die Oberhoheit über Preußen aufgegeben, ohne die Stände zu befragen. Denn die Stände eben seien es gewesen, die dem Könige von Polen das Land übergeben hätten und zwar unter sehr bestimmt ausgesprochenen Bedingungen. Und darum käme es dem Könige nicht zu, nach eigener Willkür über das Land zu verfügen. Indessen wolle und werde das Land dem Kurfürsten, als seinem alleinigen Herrn huldigen, wenn Polen dafür gut sage, daß der Fürst und seine Nachfolger die Rechte und Freiheiten des Landes nicht verletzen und der Fürst selbst diese zuvor beschworen haben würde. Ganz in demselben Sinne sprach sich auch die Ritterschaft aus. Land und Städte waren einig, hievon nicht abzuweichen, und mit dem Könige von Polen wurden Unterhandlungen angeknüpft. Der Kurfürst erkannte bald, daß Rhode der gefährlichste Gegner seiner Entwürfe sei, und suchte denselben daher in seine Gewalt zu bekommen. Aber seine Aufforderungen, sowohl an den Rath, wie an das Stadtgericht, Rhode zu verhaften, blieben unbeachtet, und als er Soldaten schickte, um mit Gewalt durchzudringen, bewaffneten sich die Bürger und trieben die kurfürstlichen Söldner aus der Stadt. In den letzten Tagen des Octobers 1662 kam Friedrich Wilhelm selbst nach Königsberg und nahm seine Wohnung im Schlosse, das damals noch

eine feste Burg und von der Stadt durch Mauern und Thore abgesondert war. Ihm lag Alles daran, den kecken Schöppenmeister, der seine hochfliegenden Entwürfe so kühn durchkreuzte, unschädlich zu machen. Eine List half ihm zum Ziele. Er ließ die Bürgerschaft auf die Rathhäuser fordern, um über einen von ihm gestellten Gegenstand zu berathen. Während dessen mußte sein Oberst Hille mit 100 Reitern, die angeblich einen Zug von Rüstwagen nach der Festung Friedrichsburg geleiten sollten, durch die Stadt ziehen. Nach einem verabredeten Plane verwirrten sich die Wagen in der Straße, wo Rhode wohnte, dermaßen, daß sie nicht auseinander konnten und die Fuhrleute auf einander loszuschlagen anfingen. Rhode, der aus seinem Fenster diesem Auftritte zusah, eilte hinunter, um zu schlichten. Da ergriffen ihn die Reiter und brachten ihn gefangen in das Schloß. Niemand war da, dem Gefangenen beizustehen. Als aber die Bürgerschaft von ihren Rathhäusern kam, bewaffnete sie sich, um ihren Liebling gewaltsam zu befreien. Der Kurfürst aber ließ die Kanonen des Schlosses auf die Stadt richten, und vom Thurme herab wehte die rothe Kriegsfahne. Dreitausend Söldner lagen in der Burg, bereit, auf den Wink ihres Gebieters die Stadt anzugreifen. Die drohende Gefahr beugte den Muth der Bürgerschaft. Sie legte die Waffen ab und bat um Schonung, zugleich aber dringend um Rhodes Freilassung. Die Schonung ward gewährt und zum Zeichen die weiße Friedensfahne aufgepflanzt; die Freilassung Rhodes aber ernst verweigert. Er wurde zuerst nach Kolberg, dann nach Stettin, zuletzt nach Peitz in Gefangenschaft gebracht. Vergebens verwendete sich für ihn der Erzbischof von Gnesen, selbst der König von Polen, und auf die wiederholten Bitten der Bürgerschaft von Königsberg erwiederte der Kurfürst, er sei nicht abgeneigt gewesen, ihm zu verzeihen; Rhode aber habe darauf trotzig geantwortet, er hätte nur seine Pflicht, nichts Unrechtes gethan. — Dieser fürstliche Bescheid bezieht sich wahrscheinlich auf ein damals vielfach erzähltes Ereigniß. Der Kurfürst besuchte nämlich einige Jahre nach Rhodes Verhaftung die Feste Peitz, vielleicht mit in der Absicht, den Gefangenen frei zu lassen. Er fragte nach ihm in nicht ungnädigen Ausdrücken, und es schien, als wünschte er selbst nur eine, seine landesherrliche Ehre nicht verletzende Veranlassung, um ihn seiner Haft zu entledigen. Rhode aber, dem es dienstfertig hinterbracht und angerathen wurde, dem Kurfürsten, der die Festungswälle besichtigen wolle, dort wie zufällig zu begegnen und ihn um Gnade zu bitten, entgegnete stolz: er hoffe von der Gerechtigkeit des Fürsten seine Freilassung; von seiner Gnade habe er nichts zu

erbitten. So verriegelte er sich selbst die Pforten seines Kerkers, bis ihn nach sechszehn Jahren der Tod daraus erlöste (1678).

Aber der Kurfürst hatte sich dennoch verrechnet, wenn er meinte, den Trotz der Stände dadurch völlig gebrochen zu haben, daß er den kühnen Schöppenmeister von Königsberg unschädlich machte. Zwar waren sie eingeschüchtert durch den Verlust ihres Führers, und die Abgeordneten der drei Städte Königsbergs erkannten, auf die Versicherung, daß der Landesherr das Vergangene verzeihen, sie auch nicht zu Sklaven machen, sondern bei ihren Freiheiten schützen wolle, die unabhängige Oberhoheit des Kurfürsten an. Aber es verging noch ein volles Jahr unter den zähesten und unerquicklichsten Verhandlungen, ehe die Stände sich zur Ableistung der Huldigung verstanden. Sie suchten dabei von ihren althergebrachten Vorrechten und Freiheiten, so viel zu retten, als irgend möglich. Der Gedanke an eine innige Verschmelzung mit den übrigen brandenburgischen Landen, mit diesen vereint einen Staat zu bilden, der Achtung gebietend unter den Mächten Europas seinen Platz einnehme, — dieser Gedanke, der des großen Fürsten Seele ganz erfüllte, lag ihnen so fern, daß sie im Gegentheile nichts mehr wünschten, als mit den andern Unterthanen des Kurfürsten nur den Herrscher, aber nicht die Verfassung gemein zu haben. Nur auf die engen, von der Selbstsucht gezogenen Grenzen der Gegenwart, nicht auf die Größe eines mächtigen Gesammtvaterlandes, war ihr Blick gewendet.

Der Kurfürst, um nur endlich zum Ziele zu gelangen, erwies sich nachgebend — und so leisteten denn am 28ten October 1663 die Stände Preußens ihm in Königsberg die Huldigung, als ihrem alleinigen Landesherrn. Auch polnische Beauftragte waren dabei, um den Treuschwur des Landes für den Fall entgegen zu nehmen, daß der fürstlich brandenburgische Mannsstamm erlöschen würde, in welchem Falle das Land wieder zu Polen zurückkehren sollte. — So blieb denn die Sonderverfassung Preußens, wie sie unter dem Herzog Albrecht eingerichtet worden, wenigstens dem Namen nach, bestehen. Das Land behielt seine eigene Regierung in den „Regimentsräthen“ und noch bis auf unsre Tage erinnern die, jetzt allerdings zu bloßen Ehrentiteln gewordenen Würden des Landhofmeisters, Oberburggrafen, Kanzlers und Obermarschalls an jene frühere Selbstständigkeit.

Sein nächstes Ziel hatte nun der Kurfürst erreicht. Aber die Unzufriedenheit und die Besorgniß des Landes, im Laufe der Zeit eine Freiheit nach der andern einzubüßen, war durch die Huldigung keineswegs beschwichtigt. Im Geheimen wurde

von Polen her diese Mißstimmung genährt, und die nächsten Schritte des Landesherrn waren nicht geeignet, dieselbe zu beseitigen. Noch immer drohte der kaum erloschene Kriegsbrand sich aufs Neue zu entzünden, und der Fürst durfte an eine Verminderung des Kriegsheeres nicht denken, ohne seinen Staat der höchsten Gefahr auszusetzen. Im Gegentheil mußte er auf die Vermehrung desselben Bedacht nehmen. Dazu kamen die kostbaren Gesandtschaften, die er an den fremden Höfen unterhalten mußte und noch viele andere zufällige Ausgaben. Die althergebrachten Abgaben reichten dazu bei weitem nicht aus, und er sah sich daher gezwungen, von seinen Unterthanen, vor allem aber von dem Herzogthume Preußen, immer neue Opfer zu verlangen. Es war kaum mehr die Frage, ob die Stände neue Abgaben bewilligen wollten, sondern nur, wie und unter welchem Namen dieselben aufzubringen wären. So wuchs die Unzufriedenheit von Tage zu Tage. Man sehnte sich nach dem polnischen Lehensjoche zurück, wie einst die Israeliten nach den Fleischtöpfen Aegyptens, und kaum vermochte noch der kurfürstliche Statthalter in Preußen, Fürst von Radziwil, die widerstrebenden Gemüther zu besänftigen.

Da trat an die Spitze der murrenden Stände ein Mann, dem es zwar nicht an Muth und Entschlossenheit, wohl aber an jener ernsten sittlichen Haltung fehlte, welche jeden krummen Weg, jedes verwerfliche Mittel verschmäht und sich allein auf Recht und Tugend stützt. Es war dies Christian Ludwig von Kalkstein, ein reichbegüterter Edelmann, dem der Kurfürst vielfache Beweise seiner Gnade gegeben. Er hatte ihn zum Obersten eines Reiterregiments und zum Landeshauptmann*) von Oletzko befördert. Kalkstein war bei der Landeshuldigung nicht zugegen gewesen und glaubte sich darum berechtigt, „gegen die unerhörten Eingriffe des Fürsten in des Landes wohlbegründete Gerechtsame", lauten und kecken Widerspruch zu erheben. Natürlich entsetzte der Landesherr den ungetreuen Diener seiner Aemter und Würden, zumal da aus dem Oletzkoer Kreise überdieß noch Klagen über sein willkürliches und grausames Verfahren gegen die Unterthanen einliefen. — Da kannte Kalksteins Leidenschaftlichkeit keine Grenzen mehr. „Er werde die Polen in das Land rufen, um dieser Sklaverei ein Ende zu machen; ja, er werde den Kurfürsten niederschießen, wo er ihm begegne" — so soll er

*) Diese „Hauptleute" waren gewissermaßen die Nachfolger der frühern Ordenskomthure und übten in dem ihnen übertragenen Gebiete auch so ziemlich dieselben Obliegenheiten und Befugnisse aus, als jene. S. Th. I. 140.

laut geprahlt, auch immer geladene Pistolen bei sich getragen haben, wiewohl der Kurfürst damals gar nicht in Preußen anwesend war. Deshalb ward Kalkstein verhaftet und als Hochverräther zum Tode und zum Verluste seiner Güter verurtheilt. Allein der Kurfürst milderte die harte Strafe in lebenslängliche Gefangenschaft (1667), ja als nach einem Jahre seine Gemahlin (die zweite) ihn mit einem Prinzen beschenkte und sich aus Veranlassung dieser frohen Begebenheit bittend für den Eingekerkerten verwendete, begnadigte er ihn gänzlich. Kalkstein durfte frei auf seine Güter zurückkehren, nur mußte er mit einem feierlichen Eide geloben, dieselben nie ohne besondere Erlaubniß des Fürsten zu verlassen und sich wegen seiner Verurtheilung und Gefangenschaft an Niemanden rächen zu wollen. Von einem, ihm außerdem auferlegten Bußgelde von 10,000 Thalern, wurde ihm, auf seine dringenden Bitten, die Hälfte erlassen.

In wie weit nun Kalkstein des ihm zur Last gelegten Hochverrathes wirklich schuldig gewesen, ob man nicht einige von ihm in Uebereilung und Zorn ausgestoßene Aeußerungen geflissentlich vergrößert und schlimmer gedeutet habe, als sie gemeint gewesen; darüber hat die Geschichte bis jetzt noch nicht endgiltig entscheiden können. So viel aber steht fest, daß er durch sein nachheriges Betragen die Anklage auf Hochverrath vollkommen rechtfertigte. Denn nicht allein, daß er freventlich seinen Eid brach und sich ohne Wissen und Willen des Kurfürsten von seinen Gütern entfernte; er begab sich (1670) nach Warschau an den Hof des neugewählten Polenkönigs Michael und ließ kein Mittel unversucht, um sowohl diesen als auch die Großen des Reiches gegen seinen Landesherrn aufzuhetzen und ihm Krieg zu bereiten, um das Herzogthum Preußen, wo möglich durch die Gewalt der Waffen wieder unter die polnische Oberhoheit zurückzuführen. Mit offenen Armen wurde er in Warschau empfangen, und mit Vergnügen hörte man dort auf die Schmähungen, die er gegen Friedrich Wilhelm ausstieß. Dieser forderte vergebens, sowohl durch ein eigenhändiges Schreiben an den König, als durch die mündlichen Vorstellungen seines am polnischen Hofe beglaubigten Gesandten, eines Herrn von Brandt, die Auslieferung Kalksteins. Man schützte und ehrte ihn nicht nur als einen willkommenen Gast, sondern las sogar in eröffnetem Reichstage zwei Schriftstücke vor, die er angeblich im Namen der preußischen Stände überreicht hatte, worin diese höchst beleidigend von ihrem Landesherrn sprachen und das polnische Reich um Rettung von dem schmählichen Joche der Knechtschaft anflehten, unter dem sie seufzen mußten. Es ist aber erwiesen, daß Kalkstein von den

preußischen Ständen nie einen solchen Auftrag empfangen hatte. Mögen immerhin Einzelne mit ihm gleich gedacht und ihn zu solchem Schritte ermuntert haben: die Stände als Gesammtheit hatten es nicht gethan. Als nun bald darauf Brandt dem Könige eine Gegenschrift übergab, die eben durch den Reichsreferendarius dem versammelten Reichsrathe vorgelesen werden sollte, erfrechte sich Kalkstein, die Stufen des Thrones hinaufzusteigen und die Schrift dem Reichsreferendarius, obgleich dieser neben dem Könige stand, aus der Hand zu reißen. Der beleidigte polnische Großwürdenträger befahl zwar dem Sekretär, den Kalkstein zu ohrfeigen, dieser aber hatte nicht den Muth dazu. So ging es, selbst im Angesichte des Königs, im höchsten polnischen Reichsrathe zu! — Genug, Brandts Schrift wurde nicht verlesen, und selbst eine Erklärung der Stände Preußens, daß jener ohne ihre Vollmacht gehandelt, blieb unbeachtet. Der König entschuldigte sich gegen den Kurfürsten, daß es ihm die Reichsgesetze verböten, Kalkstein auszuliefern, weil eingeborne Preußen in Polen dasselbe Recht mit seinen übrigen Unterthanen genössen. Die Sache müsse erst genauer untersucht werden.

Während dessen fuhr Kalkstein fort, seinen rechtmäßigen Landesherrn zu verlästern und die polnischen Großen zu einem Kriege gegen ihn zu gewinnen. Um sich auch die Begünstigung der vielvermögenden polnischen Geistlichkeit zu verschaffen, verleugnete er sogar seinen protestantischen Glauben und trat öffentlich zur katholischen Kirche über. Da ward ihm ein Schutzbrief ausgefertigt, daß ihn Niemand an Freiheit, Ehre und Leben verletzen dürfe.

Als der Kurfürst alle seine Bemühungen, den Hochverräther in seine Gewalt zu bekommen, auf solche Weise vereitelt sah, gab er dem Herrn von Brandt den Auftrag, sich der Person Kalksteins, auf welche Art es auch sei, zu bemächtigen und sandte ihm ein Häuflein Reiter zu, um seinen Willen nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Kalkstein aber, auf den Schutzbrief des Königs bauend, hielt sich für unverletzlich und glaubte, keine Vorsicht nöthig zu haben. Deshalb begab er sich auch ganz sorglos in das Haus des Kurfürstlichen Gesandten, sei es nun, wie einige behaupten, daß dieser ihn zu einem Schmause eingeladen, oder sei es, daß ihn sein böser Stern freiwillig trieb, wie Brandt behauptete. Genug, hier wurde er plötzlich ergriffen, gefesselt, in eine Tapete gewickelt, auf einen Wagen gelegt und im raschen Rosseslaufe auf kurfürstliches Gebiet hinübergeführt. Kalkstein ward nach Memel gebracht und einem Gerichtshofe überliefert, der allerdings nicht aus eingeborenen Preußen bestand,

wie es doch die Landesverfassung erheischte. Man verurtheilte ihn als Eidbrüchigen, Fälscher (weil er behauptet hatte, im Auftrage der preußischen Stände zu handeln) und Hochverräther zum Tode durch das Schwert und zur Einziehung seiner Güter. Und das Todesurtheil wurde sehr bald nach seiner Verhaftung (1671) an ihm vollzogen. Mit einer edleren und sittlicheren Haltung, als er sein bisheriges Leben geführt, erlitt er den Tod und flehte nur am Tage vorher den Kurfürsten schriftlich an, er möge sein Weib und seine Kinder nicht zu Bettlern werden lassen, was der edle Fürst auch gewährte.

Welch' ein Unterschied zwischen dem Schöppenmeister Rhode und dem Herrn von Kalkstein hier vor Augen liegt, bedarf der nähern Auseinandersetzung nicht. Jener stand fest auf dem Boden des Rechtes und wich nie von dem Pfade der Ehrenhaftigkeit, diesem war jedes Mittel gleich, wenn es scheinbar nur zum Ziele führte, und selbst Meineid und Verrath an seiner Religion verschmähte er nicht. Jener starb als Biedermann im Kerker, dieser als Hochverräther auf dem Blutgerüste.

Mittlerweile hatte der Kurfürst angefangen, so viel in seinen Kräften stand, die Wunden zu heilen, welche der lange Krieg seinen Landen geschlagen. Städte und Dörfer erhoben sich durch seine Sorgfalt aus ihren Trümmern. Von ihm begünstigt fingen Handel und Gewerbe von Neuem an zu blühen, und vor allen Dingen war es der Ackerbau, dieser Grundpfeiler alles Wohlstandes, den der Kurfürst mit ganzer Kraft zu unterstützen und zu befördern suchte. Landesväterlich half er einer großen Anzahl von Menschen, die der Krieg an den Bettelstab gebracht hatte, wieder auf und ward nicht müde, von früh des Morgens bis spät des Abends, mit rastloser Thätigkeit für das Wohl seiner Unterthanen Sorge zu tragen. Doch wendete er solche Sorgfalt bei weitem mehr seinen deutschen Provinzen zu, als dem Herzogthum Preußen, das durch den Widerstand, den es seinen Wünschen geleistet, auch sein Wohlwollen verloren zu haben schien. Vorzüglich beschäftigte ihn ferner die Vervollkommung seiner Kriegsmacht. Denn die Erfahrung hatte ihn hinreichend belehrt, daß ein Land ohne waffenkundige Heere beständig der Willkür mächtiger Nachbarn preisgegeben sei, und bald gelang es seiner Bemühung, seinem Heere ein ganz vorzügliches Ansehn zu erwerben. Es zeichnete sich durch Kriegskunde, Ordnung, Zucht und Tapferkeit so rühmlich aus, daß es schon damals für ein Muster gehalten wurde. Sein Fußvolk bestand theils aus Lanzenträgern (Pikenieren), theils aus Büchsenschützen (Musketieren). Die ersten trugen noch einen eisernen Harnisch und

eine Blechhaube. — Die großen Feuerbüchsen, welche man Muskete nannte, waren noch so unbehilflich, daß sie nicht aus freier Hand abgefeuert werden konnten, sondern man mußte sie zu diesem Zwecke auf eine hölzerne Gabel legen, die jeder Schütze mit sich führte. Auch hatten sie kein Schloß; das Pulver mußte, wie jetzt noch bei dem groben Geschütz, vermöge einer Lunte angezündet werden. — Die Reiter trugen über ihren ledernen Reitwämsen einen eisernen Brustharnisch und auf dem Kopfe einen Federhut mit breiter Krempe. Zu ihrer Vertheidigung diente ein breites Schwert. Auch führten die Reitergeschwader immer einiges Geschütz mit sich, was in den Schlachten von großer Wirkung war.

Die ausgezeichnete Achtung, welche Friedrich Wilhelm sich allenthalben erworben hatte, bewog jetzt die Polen, ihm ihre Königskrone anzutragen, die durch Johann Kasimirs Abdankung erledigt worden war. Aber der Kurfürst war zu gewissenhaft, um den Schimmer einer unsichern Königskrone durch die Verleugnung seines freien Glaubens zu erkaufen — denn als Polens Beherrscher hätte er zur katholischen Religion übertreten müssen — und wies den glänzenden Antrag von sich.

Um dieselbe Zeit (1663) bot der Kaiser ihm die Oberbefehlshaberstelle über die Kriegsvölker an, welche gegen die Türken zu Felde ziehen sollten, die des Kaisers Gebiet angegriffen hatten. Aber auch diese Ehre schlug der Kurfürst aus, um sich seinen Regierungsgeschäften nicht zu entziehen, und sandte nur 2000 Krieger dem Reichsheere zu Hilfe.

Doch nicht lange durfte Friedrich Wilhelm seine Waffen ruhen lassen. Auf dem französischen Königsthrone saß damals Ludwig XIV. (1643—1715), ein Fürst, dem seine Zeitgenossen den Namen des Großen beilegten, der aber nur in ungezügelter Herrschsucht, Gewaltthätigkeit und Eitelkeit, und in der frevelhaften Verletzung aller Menschen- und Völkerrechte groß genannt werden kann. Doch seine Feldherren waren die tapfersten, seine Staatsräthe die klügsten und sein Hof der glänzendste und prächtigste in ganz Europa; — Grund genug, um die Augen des großen Haufens zu verblenden, der sich ja immer nur vom Scheine leiten läßt. — Von Begierde brennend, berühmt zu werden, hatte dieser König gleich bei dem Antritte seiner Regierung, unter einem nichtigen Vorwande, denjenigen Theil der Niederlande angegriffen, der damals noch den Spaniern gehörte. Die freien Holländer, in Verbindung mit England und Schweden, leisteten ihren Nachbarn Beistand, und der eroberungssüchtige Fürst mußte mit einem geringen Theile des Landes, das er gerne ganz an

sich gerissen hätte, zufrieden sein. Darüber erbittert, schwur er dem holländischen Freistaate schwere Rache, wußte durch Schmeicheleien und Ueberredungen England und Schweden auf seine Seite zu bringen, und schickte seinen tapfern und kriegserfahrenen Feldherrn Türenne, die Holländer zu unterjochen. Aller seiner bisherigen Bundesgenossen beraubt und gegen die gefürchtete und große Kriegsmacht des Franzosenkönigs allein im Kampfe, schien der verlassene Freistaat seinem Untergang nahe. Niemand wollte ihm beistehen, und der siegreiche Türenne eroberte eine Festung des Landes nach der andern. Da beschloß unser großer Kurfürst, des hartbedrängten Volkes Retter zu werden. Es gelang ihm auch, Oesterreich, Dänemark und einige deutsche Fürsten zum Beistande der Holländer geneigt zu machen, und so brach er im Sommer des Jahres 1672 mit 20,000 Kriegern auf, um gegen den französischen Eroberer zu kämpfen. Aber der österreichische Feldherr, mit dem er seine Kriegsschaaren vereinigte, hatte von seinem Kaiser den geheimen Befehl erhalten, die Franzosen nicht geradezu anzugreifen und handelte deshalb dem Kurfürsten in allen Stücken entgegen. Friedrich Wilhelms Heldenthaten hatten ihm Neid erregt, und man wollte es daher gerne verhindern, daß er in diesem Feldzuge neuen Ruhm gewinne. Sein eigenes Heer aber war zu klein, als daß er es allein hätte wagen können, die große Macht Türennes anzugreifen. So wurde denn durch diesen Feldzug nichts weiter bewirkt, als daß die Franzosen ihre Kriegsmacht theilen mußten, wodurch die Holländer von dreißigtausend Feinden befreit wurden. Als aber Türenne bald darauf in die klevischen Länder des Kurfürsten eindrang und sie ohne Widerstand eroberte, und die Holländer überdies die versprochenen Hilfsgelder dem brandenburgischen Helden schuldig blieben, da sah sich dieser, der aus eigenen Mitteln den kostspieligen Krieg nicht fortsetzen konnte, zum Frieden mit Ludwig XIV. gezwungen (1673).

Der Abschluß desselben wurde erleichtert durch den Edelmuth des Kurfürsten, der Türenne zu großer Dankbarkeit verpflichtet hatte. Während der französische Feldherr nämlich in den klevischen Ländern des Kurfürsten feindlich hauste, erbot sich ein Franzose, den Feldherrn heimlich zu ermorden, wenn der Kurfürst diese That mit Gold belohnen wollte. Dieser aber verwarf mit tiefem Abscheu das schändliche Anerbieten, so vielen Vortheil er auch daraus hätte ziehen können, und warnte edelmüthig seinen tapfern Feind, indem er hinzufügte, er freue sich, Gelegenheit gefunden zu haben, seinem heldenherzigen Gegner einen Beweis seiner Achtung geben zu können.

Indessen dauerte der Krieg in Holland fort, und mit unerhörter Grausamkeit verwüstete Ludwig auch die benachbarte Pfalz. Da beschlossen die deutschen Fürsten endlich einen allgemeinen Reichskrieg gegen den französischen Gewaltherrscher und forderten auch den Kurfürsten von Brandenburg zum Beistande auf. Und wie hätte dieser sich der Rettung und Befreiung des allgemeinen Vaterlandes entziehen mögen? Abermals führte er seine Kriegsschaaren dem übermüthigen Feinde entgegen (1674). Mit Deutschland hatte sich auch Spanien und Holland verbunden, und nun hätte man einen vollständigen Sieg über die Franzosen erwarten sollen. Aber nichts desto weniger bewirkte die Uneinigkeit der Verbündeten und der schmähliche Neid auf den Ruhm unseres Kurfürsten, daß die Franzosen auch in diesem Kampfe die Oberhand behielten. Ludwig XIV. merkte indessen wohl, welch einen Gegner er an Friedrich Wilhelm hatte, und da es ihm nicht gelungen war, den Helden auf seine Seite zu bringen, so that er alles Mögliche, um ihn von dem Schauplatze des Krieges zu entfernen, weil er ihn allein fast mehr fürchtete, als seine übrigen Feinde zusammen. Deßhalb schloß er ein Bündniß mit den Schweden und überredete diese, die brandenburgischen Marken und Pommern anzugreifen, weil er voraus sah, daß der Kurfürst dann genöthigt sein würde, dorthin zu eilen, um sein Land zu vertheidigen.

Eben hatte Friedrich Wilhelm seine Krieger in die Winterrast geführt — denn gewöhnlich unterbrach in jenen Zeiten die strengere Jahreszeit jede kriegerische Unternehmung, als ihm von Pommern und der Mark her die Unglücksbotschaft von dem Einfalle der Schweden (1674) entgegenscholl. Mit sechszehntausend Mann hatten sie die beklagenswerthen Länder überzogen, und Habsucht und Muthwillen bewegten sie zu den schrecklichsten Gewaltthaten und Grausamkeiten. Sie erbrachen und plünderten die Kirchen, verheerten die Aecker, tödteten das Vieh, und selbst die Todten fanden vor ihrer Raubsucht keinen Schutz, denn sie eröffneten sogar die Grabgewölbe, um die Leichen ihres letzten Schmuckes zu berauben. Von den Lebenden aber erpreßten sie durch abscheuliche Qualen auch das letzte Eigenthum. Das hartgeplagte Volk konnte endlich sein Leiden nicht länger ertragen und griff zu dem letzten Mittel, das ihm noch übrig war, zur Gegenwehr. Die Bauern rotteten sich zusammen, von Dorf zu Dorf erscholl das Sturmgeläut, jeder bewaffnete sich so gut er konnte, und in geschlossenen Gliedern gingen sie ihren Peinigern entgegen. Auch Fahnen flatterten aus ihren Haufen empor, auf denen die Worte zu lesen waren:

„Wir sind Bauern von geringem Gut,
Und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut."

Aber die verzweiflungsvolle Nothwehr des ungeübten Landvolkes gegen die kriegserfahrenen schwedischen Schaaren konnte nur wenig helfen und hatte kaum eine andere Folge, als des Landes Elend noch zu vergrößern.

Kaum vernahm Friedrich Wilhelm diese traurige Kunde, als er sogleich Anstalt traf, sein unglückliches Volk zu retten. Inzwischen schrieb er seinen Unterthanen, sie möchten den Muth nur nicht verlieren und noch eine kurze Zeit Geduld haben; er würde bald bei ihnen sein. So schnell als möglich machte er sein Kriegsheer vollzählig, bewarb sich um die Hilfe anderer Mächte, und schon zu Ende Mai 1675 brach er so plötzlich und heimlich aus seiner Winterrast auf und eilte mit so schnellen Märschen zur Rettung seines Landes herbei, daß er, ohne die Aufmerksamkeit des Feindes rege zu machen, schon am 11. Juni in Magdeburg ankam. Die Schweden ahnten indessen nichts von seiner Nähe und waren so unbesorgt, daß sie sich ganz ungestört frohen Festen hingaben. In der Stadt Rathenau, wo eine ihrer größern Schaaren stand, hatte der Landrath von Briest, auf des Kurfürsten geheimen Befehl, die Befehlshaber zu einem großen prächtigen Abendessen eingeladen, wobei die sorglosen Schweden sich ganz ihrem Vergnügen überließen und wacker zechten. Während sie nun ihren frohen Rausch ausschliefen, nahte sich Friedrich Wilhelm, von dem Dunkel der Nacht begünstigt, den Thoren der Stadt. Sein tapferer Feldherr Derfflinger verkleidete sich nebst einigen Reitern als Schweden und verlangte von den Thorwachen, schleunig eingelassen zu werden, indem er vorgab, daß ihn die Brandenburger verfolgten. Die Wachen ahnten das nahe Unheil nicht, das ihnen bevorstand, und öffneten die Thore. Kaum war dies geschehen, so wurden sie von den verkleideten Brandenburgern niedergehauen, und in kurzer Zeit befand sich die Stadt, sammt der schwedischen Besatzung, in den Händen des Kurfürsten (am 15. Juni). Die feindlichen Anführer, durch das Waffengetös aus ihren Morgenträumen erweckt, konnten es gar nicht begreifen, wie sie die Gefangenen Friedrich Wilhelms sein sollten, der, ihrer Meinung nach, noch viele Meilen entfernt in seiner Winterrast stand.

Gleich am folgenden Morgen eilte der Kurfürst an der Spitze seiner Reiterschaaren, um es zu verhindern, daß die Schweden ihre ganze Macht, die in den Städten Brandenburg und Havelberg getrennt stand, vereinigen könnten. Allein die Schreckensnachricht von der plötzlichen Ankunft des branden-

burgischen Helden hatte auch die Schweden Eile gelehrt und sie zum Rückzug bewogen. Ehe Friedrich Wilhelm es noch wehren konnte, waren schon ihre Heerhaufen in der Nähe von Fehrbellin, am Fluße Rhin, zusammengetroffen. Da standen 11,000 erprobte schwedische Krieger, seit einer Reihe von Jahren gewohnt zu siegen, unter der Anführung ihres tapfern und berühmten Feldherrn Wrangel. Sie hatten Reiter, Fußvolk und 38 Geschütze, und ihnen entgegen rückte der Kurfürst mit 5600 Rettern, die von des Weges Mühe und Eile abgemattet und durch kein Fußvolk gedeckt waren. Dreizehn kleine Kanonen — das war Alles, was sie an grobem Geschütze bei sich hatten. Indessen beschloß Friedrich Wilhelm den überlegenen Feind muthig anzugreifen, und der Feldmarschall Derfflinger hoffte sogar, ihn auf dem Plateau des Ländchen Bellin südlich von Fehrbellin einzuschließen. Er übertrug dem jungen Fürsten Friedrich von Hessen-Homburg den Befehl über den Vortrab seines kleinen Heeres und gebot ihm, die Schweden zum Stehen zu bringen. Der junge Fürst aber, von Begierde brennend, durch eine tapfere That sich Ruhm zu erwerben, und von seiner Hitze verleitet, griff um 6 Uhr Morgens die Vorposten des Feindes an und trieb sie zurück. Jetzt verließ das schwedische Heer in Schlachtordnung seine Stellung und es war um den jungen Helden geschehen, wenn Friedrich Wilhelm ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. Mit raschem Blicke entwarf er den Plan zur Schlacht. Die dreizehn Kanonen werden unter dem Schutze des Nebels auf einen Sandhügel geführt und fangen an, Tod und Verderben in der Schweden dichte Glieder zu speien. Der Feind vermag nicht mehr dem heftigen Kugelregen Stand zu halten, und beginnt seine Stellung zu verlassen. Diesen Augenblick benutzt der Kurfürst, und rasch entschlossen stellt er sich selbst an die Spitze seiner braven Reiter, und wie ein Ungewitter sprengt er im vollen Rosseslaufe stürmend gegen den rechten Flügel der Schweden. Diese wehren sich tapfer genug. Eine Saat von Kugeln fliegt auf die brandenburgischen Reiter und saust ihrem fürstlichen Feldherrn hart am Leibe vorbei. Hierbei geschah es auch, daß eine schwedische Kanonenkugel den Stallmeister Froben, der dicht an der Seite des Kurfürsten ritt, dahinraffte. Die spätere Sage hat dies Ereigniß ausgeschmückt, indem sie erzählt, daß Froben, um den Kurfürsten zu retten, den Schimmel jenes bestiegen und ihm sein Pferd gegeben habe, als er bemerkte, daß die Schweden den Schimmel zum Zielpunkt nahmen. Indessen half den Schweden ihre hartnäckige Gegenwehr nichts. Bald waren ihre Reihen zerrissen, und von den

Schwerthieben der brandenburgischen Reiter verfolgt, wandten sie sich zur Flucht. All ihr Gepäck, ihr Geschütz und 2400 Erschlagene ließen sie auf dem blutigen Wahlplatze zurück. Friedrich Wilhelm hatte um 11 Uhr den vollständigsten Sieg errungen. Der Verlust der Brandenburger an Todten und Verwundeten betrug nur 500. Freudigen Herzens spendete er seinen tapfern Kriegern das wohlverdiente Lob. Diese denkwürdige Schlacht aber wurde am 18. Juni des Jahres 1675 geschlagen.

Durch den einen Sieg befreite der Kurfürst sein Land auf einmal von so vielen und mächtigen Feinden. In großer Unordnung flohen die Schweden innerhalb sieben Tagen aus den brandenburgischen Marken, nachdem ihnen noch zuvor der größte Theil ihres Raubes wieder abgenommen worden war. Die befreiten Brandenburger jauchzten ihrem fürstlichen Retter entgegen, und mit Bewunderung erfüllte die Nachricht der außerordentlichen Schlacht ganz Europa. Von allen Zungen ertönte der Ruhm des Kurfürsten, und der deutsche Kaiser sowohl als die übrigen Fürsten, die Schwedens Feinde waren, ließen in ihren Ländern Dankfeste halten für den herrlichen Sieg. Der Kaiser aber that noch mehr. Er erklärte die Schweden für Feinde des deutschen Reiches und sandte dem Kurfürsten Kriegsschaaren zu, um noch ferner gegen sie zu fechten. Auch Dänemarks König, den die Schweden hart gedemüthigt hatten, kündigte ihnen von Neuem den Krieg an, und die Holländer gleichfalls.

Von so mächtigen Bundesgenossen unterstützt, brach nun Friedrich Wilhelm in das schwedische Pommern ein und erfocht sich neuen Ruhm. Die Insel Wollin, die Städte Wolgast, Anklam und Demmin eroberte er, und nach einer sechsmonatlichen Belagerung mußte sich auch die Festung Stettin ergeben. (December 1677).

Aber der hohe Ruhm des Kurfürsten erweckte ihm abermals Neid und Eifersucht. Der Kaiser fürchtete, an der Ostsee „ein neues Königreich der Wenden" entstehen zu sehen, und Holland schloß mit Frankreich und Schweden Frieden (1678 zu Nimwegen). Gerne wäre auch Friedrich Wilhelm diesem Frieden beigetreten, doch Frankreichs stolzer König Ludwig XIV. wollte unter keiner andern Bedingung davon hören, als wenn der Kurfürst alle seine Eroberungen an Schweden zurückgäbe. Das durfte dieser sich nicht gefallen lassen. Denn das Glück seiner Waffen hatte ihn ja nun zum Herrn des Landes gemacht, das ihm von Rechtswegen zukam. Darum erneuerte er sein Bündniß mit Dänemark und setzte den Krieg gegen Schweden muthig fort. Er eroberte Rügen, und selbst die mächtige Festung

Stralsund, welche Wallenstein, der berühmteste Feldherr des dreißigjährigen Krieges, vergeblich belagert hatte, widerstand nicht der Gewalt seiner Waffen. Bald war ganz Schwedisch-Pommern in seinen Händen.

Mit neuem Ruhme bedeckt kehrte er nun nach Berlin zurück, um den Winter über von den Beschwerden des Krieges auszuruhen (1678). Denn die Anstrengungen des Feldzuges hatten ihn kränklich gemacht. Doch das Schicksal wollte ihm die gewünschte Ruhe nicht gönnen.

Von Livland aus waren 16,000 Schweden, unter Anführung ihres Feldherrn Horn, in Ostpreußen eingedrungen. Mit ihnen befanden sich Polens König und eine Menge polnischer Großen im heimlichen Einverständnisse gegen den Kurfürsten, und ihr gemeinsamer Plan zweckte auf nichts Geringeres ab, als diesem das preußische Herzogthum mit Waffengewalt zu entreißen und dasselbe mit dem polnischen oder schwedischen Reiche zu vereinigen. In Preußen aber war die Furcht vor den Schweden groß. Noch erinnerte sich Jedermann an ihre früheren Gewaltthätigkeiten, und die wenigen geübten Krieger, welche als Besatzung in einzelnen Städten lagen, waren nicht hinreichend, dem zahlreichen Feinde die Spitze zu bieten. Darum rief ein allgemeines Landesaufgebot Alles, was die Waffen führen konnte, zur Vertheidigung des Vaterlandes auf. Aber das ungeübte Landvolk, noch dazu schlecht bewaffnet, wie hätte es den kriegskundigen schwedischen Soldaten ernstlich widerstehen können? — Diese hatten die Vorstadt von Memel verbrannt, Tilsit und Ragnit erobert und drangen plündernd und raubend bis Insterburg vor, und voll Angst und Schrecken floh, was noch fliehen konnte, von allen Enden nach Königsberg, um dort vor dem gefürchteten Feinde Schutz und Zuflucht zu suchen.

Dies hörte Friedrich Wilhelm, und vergessen war über des Landes Noth die eigene Kränklichkeit und die ihm so nöthige Ruhe. Rasch schickte er seinen Feldherrn Görtzke mit 3000 Kriegern voran, dem Lande zu Hilfe, und trotz der grimmigen Kälte des Winters stellte er sich selbst an die Spitze von 9000 seiner erprobtesten Krieger, die er aus allen Schaaren ausgewählt, und brach am 30. December 1678 von Berlin auf. Schon am 10. Januar 1679 war er in Marienwerder, der ersten Grenzstadt des damaligen Ostpreußens.

Ueberraschender konnte nichts sein für die Schweden, als die Schreckensnachricht von des Kurfürsten plötzlicher Ankunft. „Der Kurfürst ist da!“ mehr bedurfte es nicht als dieser Worte, um sie zum Weichen zu bringen und den gesunkenen Muth des

Preußenvolkes wieder hoch zu erheben. Der schwedische Feldherr will es nicht wagen, dem Sieger von Fehrbellin, der auf einmal so unvermuthet mitten in Preußen ist, sich entgegenzustellen. Er will sein Heer aus dem Lande führen. Doch dazu läßt ihm Görtzke nicht Zeit. Das Fußvolk muß hinter die Reiter zu Pferde steigen, und nun geht es ohne Rast und Ruhe dem fliehenden Feinde nach. Das erbitterte Landvolk aber sammelt sich haufenweise zu Görtzkes Schaaren, und was den Schwertern seiner Reiter und den Kugeln seiner Schützen entging, das erlag den Sensen und Dreschflegeln der Bauern.

Indessen war der Kurfürst selbst mit seinem Heere bis zu den Gestaden des frischen Haffes vorgerückt. Aber seine kampflustigen Schaaren waren unwillig, daß sie den beschwerlichen Wintermarsch nach Preußen vergeblich gemacht und nun nicht einmal die Ehre haben sollten, den Feind in offener Feldschlacht besiegen zu können. Sie verlangten durchaus eine Schlacht. Doch wie war es möglich, dem raschfliehenden Feinde nachzukommen und ihn zum Halten zu bringen? — Friedrich Wilhelms großer Geist war um Hilfsmittel nie verlegen. Schnell ließ er eine Menge von Schlitten herbeischaffen, und zur Schlacht geordnet bestieg das Fußvolk die nordischen Fuhrwerke. Ihm zur Seite sprengten die Reiter, und so ging es flügelschnell fort auf dem glatten Eise von Heiligenbeil über das frische Haff nach Königsberg und von dort über Labiau und das kurische Haff nach der Gilge. Der ganze Kriegszug glich einer fröhlichen, prächtigen Lustfahrt. Denn des Kurfürsten Gemahlin und sein ältester Sohn, von ihrem ganzen Hofstaate umgeben, befanden sich mit auf dem Zuge, und Alles war heiter und wohlgemuth. Es muß ein merkwürdiger Anblick gewesen sein, ein ganzes Kriegsheer mit Gewehr und Geschütz, von seinem Fürsten angeführt und von seiner Fürstin begleitet, Schlitten fahren zu sehn! Den tapfern Kriegern mag die ungewohnte Lustbarkeit selber wohl seltsam genug vorgekommen sein.

Alle Tage wurden sieben deutsche Meilen zurückgelegt, und überall wurde der fürstliche Held von dem Jubelrufe des Volkes das ihn Retter und Vater des Vaterlandes nannte, festlich begrüßt. So ging es immer weiter, nun schon auf dem kurischen Haff, gegen Tilsit los, wo die Schweden sich gesetzt hatten. Aber sie hielten auch dort dem Kurfürsten nicht Stand. Der Feldherr Treffenfeld, den er mit den Reitern vorausgeschickt hatte, vernichtete zwei schwedische Schaaren bei dem Dorfe Splitter, und die übrigen zogen sich in der größten Eile und in der höchsten Unordnung zurück und flohen nach Kurland.

Doch auch hier ließen ihnen Görtzke und Treffenfeld keine Ruhe, nahmen ihnen allen Raub, den sie aus Preußen führten, wieder ab, und kehrten endlich, mit Siegeszeichen und Beute beladen und mit vielen Gefangenen nach Preußen zurück. Von dem großen schwedischen Heere führte Horn kaum 2000 Mann nach Livland. Die Wälle von Riga wurden von dem geängsteten Feinde schon mit Wasser begossen, um durch die Eisrinde ihre Erstürmung beschwerlich zu machen.

So war ganz Preußen in weniger als zehn Tagen von dem mächtigen Feinde gesäubert und das Land gerettet. Wenn es möglich war, den Kriegsruhm, den sich Friedrich Wilhelm schon erworben hatte, noch zu erhöhen, so geschah dieß durch diesen außerordentlichen Feldzug, der in seiner Art ganz einzig ist. Inzwischen aber schlossen auch der Kaiser und das deutsche Reich mit Frankreich einen Frieden, durch welchen Deutschland die schönsten Gauen jenseits des Rheines an den französischen Machthaber schimpflich abtrat (1679). Ludwig XIV. hatte nun in Europa das entscheidende Uebergewicht, und mit seiner überlegenen Macht nöthigte er den Kurfürsten sowohl zum Frieden mit Schweden, als auch zur Zurückgabe aller in Pommern gemachten Eroberungen. Friedrich Wilhelm suchte durch vernünftige Vorstellungen den übermüthigen Franzosenkönig von der Ungerechtigkeit dieses Verlangens zu überzeugen; aber vergebens! auf die Größe seiner Macht trotzend, bestand der Stolze auf seiner Forderung. So ungleich nun auch ein Kampf gewesen wäre, den der Kurfürst mit Ludwig XIV. beginnen sollte, so war er doch schon halb entschlossen, die Waffen entscheiden zu lassen: als er die Nachricht erhielt, daß bereits 30,000 Franzosen in seine klevischen Lande eingerückt seien. Dieß änderte seinen Entschluß und zwang ihn zum Frieden, der am 29. Juni 1679 zu St. Germain geschlossen wurde. Der Kurfürst mußte ganz Vorpommern den Schweden zurückgeben und wurde dafür nur durch eine kleine Strecke Landes längs dem rechten Ufer der Oder und eine für so große Anstrengungen unbedeutende Geldzahlung entschädigt. Mit dem tiefsten Unwillen unterschrieb er diese Friedensbedingungen, nach welchen er, der Sieger, wie ein Besiegter behandelt worden war, und soll dabei ausgerufen haben: „Möchte doch einer meiner Nachkommen mich rächen!“ —

Mit diesem Frieden war nun auch die Heldenlaufbahn des großen Kurfürsten geschlossen, der von jetzt ab nie mehr selbstthätigen Antheil an einem Kriege nahm. Aber er hatte auch genug ausgeführt, um seinem Volke Achtung und seinem Staate Festigkeit zu verschaffen. Der Ruhm seiner Thaten war bis nach

Asien gedrungen, und selbst der neue Tatarchan*) Murad Gherat, huldigte seiner Größe, indem er eine Gesandtschaft nach Berlin schickte, die dem Kurfürsten seine Freundschaft antragen und ihm Glück zu seinen Siegen wünschen sollte. Freilich war die Gesandtschaft nicht eben glänzend. Der Dolmetscher hatte weder Nase noch Ohren und seine Begleiter suchten sich durch Stehlen ihren Unterhalt zu verschaffen. Alle zusammen waren mit zerrissenen Lumpen bedeckt, die kaum ihre Blöße verhüllten. Der Kurfürst mußte ihnen erst Kleider schenken, ehe er sie vor sich lassen konnte. Eben so elend wie ihr Aufzug, war auch das Ehrengeschenk, das ihr Beherrscher dem brandenburgischen Helden übersandte. Es bestand nämlich in einem schlechten, abgemagerten Gaule.

Ehe wir aber zur Erzählung dessen übergehen, was der große Kurfürst für das innere Wohl seiner Völker that, muß noch zuvor einer Sache erwähnt werden, die in spätern Zeiten von den wichtigsten Folgen wurde.

Es hatten nämlich Friedrich Wilhelms Vorfahren mit einigen schlesischeu Fürsten eine Erbverbrüderung geschlossen, kraft deren die Länder des zuerst aussterbenden Fürstenhauses dem überlebenden anheimfallen sollten. Nun war im Jahre 1675 das schlesische Fürstengeschlecht erloschen, und von Rechtswegen sollte unser Kurfürst Erbe sein. Es waren die Fürstenthümer: Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, die ihm auf diese Weise zukamen. Der Kaiser Leopold aber nahm gegen Recht und Billigkeit die Länder selbst in Besitz und wies den Kurfürsten mit seinen gerechten Ansprüchen zurück. Weil er indessen die Hilfe des brandenburgischen Helden gegen die Türken bedurfte, so trat er ihm endlich einen kleinen, unbedeutenden Landstrich an der märkischen Grenze ab, der Schwiebuser Kreis genannt (1686). Und auch hierbei wurde der Kurfürst betrogen, indem sich der Kaiser insgeheim von dem Knrprinzen versprechen ließ, das Land gegen eine Geldentschädigung wieder zurückzugeben, sobald er zur Regierung gelangt sein würde. Diese Händel waren die Ursache der berühmten schlesischen Kriege, welche Preußen im folgenden Jahrhunderte gegen Oesterreich führte.

---

*) Chan ist der Titel des Oberhauptes der Tataren, mehrerer halbwilden Völkerstämme in Asien.

Neununddreißigstes Kapitel.

Verdienste des Kurfürsten um das innere Wohl des Landes. — Aufnahme der französischen Flüchtlinge. Der Kurfürst stirbt.

Obgleich langwierige Kriege und thätige Theilnahme an den Staatshändeln der übrigen Fürsten Europas den großen Kurfürsten fast immerwährend beschäftigten, so wußte er dennoch Zeit zu gewinen, auch für das innere Wohl seiner Völker ernstlich zu sorgen. Es ist schon früher erwähnt worden, daß er den Ackerbau, welcher durch den dreißigjährigen Krieg in seinen deutschen Landen fast zu Grunde gegangen war, wieder in Aufnahme zu bringen suchte. Dieses bewerkstelligte er hauptsächlich dadurch, daß er deutsche, holländische und schweizerische Einwanderer in seinen Staaten aufnahm und ihnen verödete und wüste Ländereien anwies, die nun bald, unter der Pflege fleißiger Menschenhände, freundlich emporblühten. Dörfer und Städte, die der Krieg in Asche gelegt, erhoben sich allmälig wieder. Eben so thätig sorgte er für Gartenbau und Baumzucht, indem er die Anlegung von Gärten seinen Unterthanen zur Pflicht machte, und sie dabei auf jede mögliche Weise unterstützte. Kein Landmann durfte sich verheirathen, der nicht zuvor ein halbes Dutzend Obstbäume veredelt und eben so viele Eichen angepflanzt hatte. Auf des Kurfürsten Geheiß fing man an, die Landstraßen mit Baumreihen zu verzieren, und durch alle diese Bemühungen gewannen seine Länder bald ein freundliches, gastliches Ansehen. Wie der weise Fürst nun durch die Sorgfalt für den Acker- und Gartenbau den Wohlstand seiner Unterthanen beförderte, so that er dies nicht minder durch thätige Aufmerksamkeit auf die Handwerker. Fleißige und geschickte Handwerker ermunterte er durch mannigfaltige Belohnungen, besuchte selbst ihre Werkstätten, sah ihrer Arbeit zu, sprach leutselig und freundlich mit ihnen und forderte sie zu fernerem Fleiße auf. Ein altes, abgeschmacktes Vorurtheil, wodurch einige Stände, als z. B. Nachtwächter, Schäfer u. a. m. für unehrlich gehalten wurden, weßhalb es jeder Handwerker sich zur Schande rechnete, die Kinder solcher Menschen in die Lehre zu nehmen, suchte er mit aller Kraft zu bekämpfen und gewann dadurch für die Handwerker eine Menge fleißiger Hände. Hauptsächlich aber richtete er sein Augenmerk auf die Anlegung von Werkhäusern aller Art (Fabriken und Manufakturen) und hierbei kam ihm ein Umstand zu Statten, der überhaupt für unser Vaterland von großer Wichtigkeit geworden ist.

In Frankreich nämlich war den Reformirten seit dem Jahre 1598, durch den gesetzlichen Schutzbrief, welchen König Heinrich IV. zu Nantes ausstellen ließ, vollkommene Glaubensfreiheit zugesichert worden. Ludwig XIV. hob aus unverständigem Glaubenseifer dieses wohlthätige Gesetz auf (1685) und verfolgte die Reformirten in seinen Ländern mit unerhörter Grausamkeit. Ihnen wurde nur die Wahl gelassen, entweder ihrem freien Glauben zu entsagen, oder sich den schrecklichsten Mißhandlungen auszusetzen. Da beschlossen viele dieser hart verfolgten Menschen lieber ihrem Eigenthume und ihrem Vaterland den Rücken zuzuwenden, als ihre heiligsten Ueberzeugungen zu verleugnen, und trotz den bewaffneten Reitern, die Frankreichs Grenzen bewachen mußten, um einen jeden, der etwa entfliehen wollte, zurückzuhalten, gelang es ihnen dennoch, ihren Peinigern zu entkommen. Kaum hörte Friedrich Wilhelm davon, als zugleich der gerechteste Unwille gegen den französischen Gewaltherrscher und das wärmste Mitleid gegen die unglücklichen Opfer der Glaubenswuth, sein menschenfreundliches Herz bewegten. So viele tausend Menschen irrten heimathlos und flüchtig, ohne zu wissen, was aus ihnen werden und wie sie ihren Unterhalt erwerben sollten, in der Fremde umher, und dieß allein darum, weil sie standhaft an ihrem Glauben hielten! — Der Kurfürst bot den Verlassenen eine Freistatt und ein neues Vaterland in seinen Staaten an, welche, durch die langen Kriege entvölkert, hinreichenden Raum gewährten, um sie alle aufzunehmen. Und dieß that Friedrich Wilhelm, obgleich er befürchten mußte, daß er sich dadurch den gefährlichen Zorn des mächtigen Franzosenkönigs zuziehen würde. — Zwanzigtausend der französischen Flüchtlinge nahmen sein gütiges Anerbieten mit Freuden an. Ihnen wurden mancherlei wichtige Gerechtsame zugestanden und viele Wohlthaten erwiesen. Ländereien und Baustellen wurden ihnen zugetheilt und die zur ersten Einrichtung nöthigen Gelder geschenkt. Auf diese Weise entstanden die französischen Ansiedelungen, die sich lange Zeit durch besondere Eigenthümlichkeit und Beibehaltung ihrer Muttersprache auszeichneten. Jetzt haben sie sich mit den übrigen Einwohnern des Landes gänzlich vermischt, und nur ihre französischen Namen und bei einigen Gemeinden die Beibehaltung des Gottesdienstes in französischer Sprache erinnern an ihre Abkunft. Wie nun jede gute That ihren Lohn in sich trägt, so geschah es auch hier. Die Verlassenen und Heimathlosen fanden ein neues Vaterland, und das Vaterland gewann an ihnen eine Menge fleißiger und guter Bürger, die nicht wenig dazu beitrugen, den Wohlstand und die Blüthe desselben zu befördern. Es waren meistentheils

Gewerkverständige und Handwerker, die in die preußisch-brandenburgischen Staaten einwanderten, und eben durch sie kamen alle Gewerkzweige hier in Aufnahme. Viele Kunsterzeugnisse, die man sonst aus fremden Ländern kaufen mußte, wurden nun auf vaterländischem Boden verfertigt. Zudem zeichnete sich das französische Volk schon damals durch geschmeidige, gewandte Sitten vor allen Völkern der Erde aus, und so wurde durch die aufgenommenen Flüchtlinge auch in unserm Vaterlande eine größere äußere Bildung befördert. Freilich blieb die Vermischung mit den leichtsinnigen, genußsüchtigen Franzosen auch nicht ohne nachtheiligen Einfluß für den biederen und geraden Sinn unseres Volkes. Mit der größern Sittenfeinheit schlich sich auch eine größere Sittenverderbniß und eine Menge überflüssiger und schädlicher Bedürfnisse bei uns ein. Es ist eine besondere Schwäche des deutschen Volkes, die sich von jeher bemerklich gemacht hat, Frankreichs Sitten und Gebräuche nachzuahmen. Dazu boten die aufgenommenen Flüchtlinge jetzt vielfältige Gelegenheit, und bald fand man keine Kleidung mehr geschmackvoll, die nicht nach französischem Schnitte verfertigt war. Ja selbst das Unanständigste und Abgeschmackteste daran wurde schön gefunden. Die Tracht der französischen Frauen, die sich von Ludwigs XIV. üppigem Hofe über sein ganzes Land verbreitet hatte, beleidigte Zucht und Ehrbarkeit, und die gewaltigen Atzeln (Perücken) diese unnatürlichen Haargebände, womit die Männer ihren Kopf verunstalteten, sprachen allem guten Geschmacke Hohn. Dennoch fand beides Beifall und Eingang bei unsern Landsleuten und verdrängte die züchtige Kleidung bei den Frauen und den schönen Schmuck des natürlichen Haares bei den Männern. Die Kleidung eines Volkes aber bleibt nie ohne Einfluß auf seine Sitten, und die unnatürliche Tracht eröffnete auch unnatürlichen Bedürfnissen den Zutritt. Tabackrauchen und Schnupfen lernte man von den französischen Flüchtlingen, die nun auch in unserm Vaterlande den Taback in großer Menge zuzubereiten anfingen, um dem erkünstelten Bedürfnisse vollkommenes Genüge zu verschaffen.*) Eben so war der Gebrauch des Kaffees und der Chocolade von

*) Möge das folgende Beispiel erweisen, wie unbekannt bisher der Gebrauch des Tabaks in den brandenburgischen Landen war. Der Kurfürst hatte einst ein großes Treibjagen veranstaltet, zu welchem die Bauern der Umgegend aufgeboten worden waren. Ein ehrlicher märkischer Bauer stand neben einem Mohren aus der Dienerschaft des Kurfürsten und betrachtete mit mißtrauischen Blicken den schwarzen Menschen, dergleichen er noch nie gesehen. Als nun aber gar der Mohr eine Tabakspfeife hervorzog, Feuer anschlug und zu rauchen anfing, steigerte sich das Erstaunen des Märkers

den Einwanderern kennen gelernt und angenommen. Der höchst nachtheilige Genuß des Branntweins, den man vorher nur als Arzneimittel angewandt hatte, wurde allgemein beliebt, und die Leckerei in feinen, fremden Weinen führte vieles Geld aus dem Lande. — So hatte allerdings die Aufnahme der französischen Flüchtlinge auch einigen Nachtheil für unser Vaterland; aber der Gewinn, den sie für Betriebsamkeit und Kunstfleiß mit sich brachte, ist groß genug, um diesen Nachtheil übersehen zu können, zumal es gewiß ist, daß die französischen Sitten und Gebräuche, auch ohne die französischen Einwanderer, wie im übrigen Deutschland so auch in den Ländern des Kurfürsten, sich Eingang verschafft haben würden.

Da sich nun durch das Emporblühen der Handwerke die Gegenstände des Handels in unserm Vaterlande bedeutend vermehrten, so verwandte der große Kurfürst auch viele Sorgfalt auf die Beförderuug des Handels und des öffentlichen Verkehrs. Im Inlande that er dieß hauptsächlich durch die wohlthätige und vortreffliche Einrichtung des Postwesens (1650), wodurch zunächst der Verkehr in seinen Staaten unendlich erleichtert wurde. Ferner verdankt ihm der Müllroser- oder Friedrich-Wilhelms-Canal, welcher die Spree mit der Oder verbindet, seinen Ursprung (1660). Auch den Handel mit dem Auslande suchte er sehr thätig zu befördern, und als Merkwürdigkeit verdient es erwähnt zu werden, daß er sogar Kriegsschiffe ausrüsten ließ, die unter Major von der Gröben nach der afrikanischen Küste Guinea segeln mußten, um mit den dortigen Negern Verkehr anzufangen. Zum Schutze des neuerrichteten Handelsbündnisses ward in dem fernen Welttheile auch eine kleine Festung (Fort Groß-Friedrichsburg) angelegt (1682). Da indessen kein bedeutender Vortheil aus dem afrikanischen Handel hervorgehen wollte, so ward in spätern Zeiten die ganze Besitzung in Guinea an die Holländer verkauft.

Nicht mindere Sorgfalt als auf die Belebung des Handels und der Gewerbe, verwandte der große Kurfürst auf die Verbreitung der Wissenschaften und Künste. Er verbesserte die Schulen und legte gelehrte Bildungsanstalten an. So wurde das Joachimthalsche Gymnasium, das während des dreißigjährigen Krieges in Verfall gerathen war, 1655 nach Berlin verlegt, das Gymnasium zum grauen Kloster 1682 besser dotirt und das Friedrichs-

---

aufs Höchste. „Wollt ihr nicht auch einmal einen Zug thun?“ fragte ihn der Schwarze, indem er ihm die Pfeife darbot. Der Bauer aber antwortete: „Nee, gnädiger Herr Düwel (Teufel), ek frete keen Füer!

werdersche Gymnasium ebendaselbst 1683 zunächst als Stadtschule gegründet. Die königliche Bibliothek zu Berlin, worin die Schätze menschlicher Wissenschaft und Gelehrsamkeit von allen Zeiten aufbewahrt werden, verdankt ihm ihren Ursprung. Gelehrte Männer standen bei ihm in hoher Achtung, da er selbst ein großer Freund der Gelehrsamkeit war. Unter andern lebte der ausgezeichnete Gelehrte Samuel Pufendorf an seinem Hofe, der eine Biographie des großen Kurfürsten geschrieben hat. Auch darf hiebei nicht unerwähnt bleiben, daß der preußische Dichter Simon Dach sich seiner besondern Gunst zu erfreuen hatte. Simon Dach war zu Memel geboren und lebte eine Zeit lang als Lehrer der Domschule zu Königsberg, bis er, seiner Verdienste wegen, zum Lehrer bei der dortigen Hochschule ernannt wurde. Seine geistlichen Lieder, unter denen besonders das bekannte Kirchenlied: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht!“ von seinen Zeitgenossen den ausgezeichnetsten Beifall erhielt, athmen meistentheils alle ein wahrhaft frommes, tiefes Gefühl und werden noch heute hochgeschätzt und gerne gesungen. Doch auch viele seiner nicht kirchlichen Dichtungen wurden von seinen Zeitgenossen ungemein geschätzt und einige darunter erfreuen sich noch des Beifalls der heutigen Zeit, so das weitbekannte und beliebte „Aennchen von Tharau.“ Er hatte einen Kreis von gleichgesinnten Freunden um sich gesammelt, die von seinem Geiste angeregt, in der Dichtkunst wetteiferten und gleichzeitig ein tonkünstlerisches Kränzchen bildeten. Dieser Freundesbund übte einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die schönwissenschaftliche Bildung nicht bloß Königsbergs und des Herzogthums, sondern weithinaus über dessen Grenzen. Eben so sehr aber, und noch mehr wie sich Dach als Dichter auszeichnete, verdient er seines seltenen, edeln Gemüthes wegen geachtet zu werden. Daher liebte und ehrte der große Kurfürst ihn auch außerordentlich und kam nie nach Königsberg, ohne den gefeierten Dichter zu sich rufen zu lassen und sich freundlich mit ihm zu unterhalten. Eine große Menge von Dachs Gedichten konnte er auswendig, und man sagt, er hätte es jedem Gedichte, das ihm vorgelegt wurde, leicht ansehen können, ob es von Dach verfaßt war oder nicht. Dach hatte, wie die meisten Dichter, nie daran gedacht, Vermögen zu sammeln und sehnte sich doch, zumal in seinen spätern Jahren, nach einem kleinen ländlichen Besitze, wo er einmal sein Leben sorgenfrei beschließen könnte. Er gab diesen Wunsch dem Kurfürsten in einem Gedichte, das er ihm übersandte, zu erkennen, und der gütige Fürst beschenkte sofort den Dichter mit einem Landgütchen. Ein noch bekannterer Zeitgenosse des großen Kurfürsten ist der hochgeehrte

Berliner Geistliche und bekannte Liederdichter Paul Gerhardt. Dieser wurde aber 1667 seines Amtes entsetzt, als er sich weigerte, dem Beispiel anderer Geistlichen zu folgen und sich schriftlich zu verpflichten, gehässige Zänkereien in den Predigten zu vermeiden. Trotz der zunehmenden Geistesbildung und Aufklärung aber wollten sich der Aberglaube und die Irrthümer früherer Zeiten noch immer nicht ganz aus den Herzen der Menschen verdrängen lassen. Gespenster, Hexen, Zauberer und Teufelsbanner spukten noch fortwährend in den Köpfen der Leute, und man hat behauptet, daß selbst der erleuchtete Kurfürst von diesem Wahne nicht ganz frei gewesen sei.

So vortrefflich und bewundernswürdig Friedrich Wilhelm uns nun auch aus dem Vorhergehenden erscheinen muß, so waren seine Unterthanen doch nicht immer ganz mit ihm zufrieden. Sie klagten häufig über den Druck der vielen Abgaben, die auf ihnen lasteten und welche der Kurfürst nicht vermindern konnte, da seine Verbesserungen und neuen Einrichtungen, hauptsächlich aber sein Kriegsheer, einen großen Kostenaufwand erforderten. Als aber der große Mann vom Schauplatze abgetreten war, da erkannten die Unzufriedenen, wie viel sie an ihm verloren hatten, und sahen ein, wie unbillig es sei, über die Opfer zu murren, die man der Wohlfahrt und dem Gedeihen des Staates zu bringen schuldig ist. Wie es fast allen guten und ausgezeichneten Fürsten ergeht: — Friedrich Wilhelms Verdienste wurden erst nach seinem Tode ganz erkannt und gewürdigt.

Fassen wir nun Alles, was der große Kurfürst für unser Vaterland gethan hat, mit einem Blicke zusammen, so finden wir, daß er mit vollem Rechte als der Schöpfer und Begründer der preußischen Macht und Größe anzusehen ist. Preußen hatte er von den schmählichen polnischen Fesseln erlöst, seine übrigen Länder aus den Händen habsüchtiger Feinde befreit, dem entvölkerten Staate neue Bewohner geschenkt, ihm durch ein tüchtiges Kriegsheer Achtung und Festigkeit errungen, seine einzelnen Theile durch eine gleichmäßige Verfassung genauer mit einander verbunden, und Kunstfleiß und Betriebsamkeit in seinen Bürgern rege gemacht. Wahrlich, wenn einem solchen Manne nicht der ehrende Beiname des Großen gebührt, so gebührt er keinem. Unstreitig war er nicht nur der ausgezeichnetste Fürst seiner Zeit, sondern er nimmt auch einen Ehrenplatz unter den vortrefflichsten Fürsten aller Zeiten ein. 1464 Geviertmeilen umfaßte der Staat, den Friedrich Wilhelm von seinen Vater ererbte; 2013 Geviertmeilen von $1\frac{1}{2}$ Millionen fleißiger Einwohner bevölkert, ein Heer von mindestens 25,000 Mann, dessen Tapfer-

keit und Kriegskunde sich die Achtung ganz Europas erworben hatte, und einen Staatsschatz von 650,000 Thlr. hinterließ er seinem Nachfolger. Die Einwohnerzahl Berlins hatte sich unter seiner Regierung von 6000 bis auf 20,000 vermehrt und selbst kundige Fremde nannten es eine wohlgebaute Stadt.

Schon lange hatte der große Mann an Gichtschmerzen gelitten, zu denen sich jetzt noch eine Wassersucht gesellte, die auch seinem ruhmreichen, thatenvollen Leben ein Ende machte. Als er die Annäherung seines Todes fühlte, versammelte er den Staatsrath. Mit ruhigem und klarem Geiste nahm er noch einmal an den Sorgen der Regierung Theil, dankte dann seinen Staatsräthen für ihre Treue und forderte sie auf, seinem Sohne und Nachfolger eben so treu zu dienen, als ihm. Darauf wandte er sich an seinen Kronerben, machte ihm eine kurze Schilderung der Angelegenheiten des Staates, legte ihm in einer rührenden Anrede die Pflichten eines guten Fürsten an das Herz, empfahl ihm seine künftigen Unterthanen, und bat ihn, dieselben immer mit väterlicher Innigkeit zu lieben und, so viel er könne, für ihr Wohl zu sorgen. Die alten erprobten Diener des Fürsten und der gerührte Sohn weinten laut und unterbrachen oftmals durch ihr Schluchzen die Rede des Sterbenden. — Am andern Tage rief er seine Angehörigen zusammen, segnete sie und nahm den langen Abschied für dieses Leben von ihnen. Dann erhob er seine Seele in ernster Andacht zu Gott und mit den Worten: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ neigte sich sein ehrwürdiges Haupt. In einem Alter von 69 Jahren starb er zu Potsdam am 29. April 1688. „Er starb“ — wie sein Urenkel, der große König Friedrich der Zweite, von ihm sagt, — „mit der heldenmüthigen Gleichgiltigkeit, von welcher er, in dem glücklichen Laufe seiner Siege, so viele Beweise gegeben hat.“ Er war zweimal verheirathet gewesen. Seine erste Gemahlin war Luise Henriette von Oranien, die durch ihren Wohlthätigkeitssinn sich große Liebe beim Volke erworben hatte. Nach ihrem Tode (1667) heirathete er Dorethea von Holstein, nach welcher die Dorotheenstadt in Berlin ihren Namen führt.

Zweiter Abschnitt.

Erhebung Preußens zu einem Königreiche. Die beiden ersten Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I.

Vierzigstes Kapitel.

Kurfürst Friedrich III. — Krieg mit Frankreich. — Preußen Königreich. Der große nordische Krieg. Pest in Preußen.

Friedrich, in der Reihe brandenburgischer Kurfürsten dieses Namens der Dritte, übernahm jetzt des Landes Herrschaft. Er hat das eigenthümliche Schicksal gehabt, von den Geschichtsschreibern aller Zeiten und auch von seinem Enkel Friedrich II. vielfach verkannt und in allen seinen Regierungshandlungen getadelt zu werden. Allerdings war er nicht mit so reichen Gaben des Geistes ausgestattet wie sein Vorgänger und Nachfolger, auch hat er nicht so große Erfolge in seiner äußern Politik wie jene erzielt, keineswegs aber ist seine Regierung eine schlechte gewesen. Ja die Erwerbung der Königskrone allein schon, deren Erlangung ein diplomatisches Meisterstück zu nennen ist und welche das Haus Brandenburg von dem Joche befreite, unter dem der Kaiser damals die deutschen Fürsten zu halten bestrebt war, weist ihm eine höhere Stelle in der Reihe unserer Regenten an, als ihm gewöhnlich eingeräumt wird. Die ungünstige Beurtheilung seiner Thaten rührt vor allen Dingen daher, daß, wie Friedrich der Große selber erklärt, er das Unglück hatte, zwischen einen Vater und einen Sohn gestellt zu werden, deren überwiegendes Talent ihn verdunkelt hat. Läugnen läßt es sich nicht, daß er, beeinflußt durch den von Frankreich ausgehenden Geist der Zeit, eine große Eitelkeit besaß, bei deren Befriedigung das Wohl des Staates zu Gunsten seiner Persönlichkeit litt, daß er zu schwach war, den Einfluß französischen Wesens abzuwehren, wenn auch am preußischen Hofe die französische Sittenlosigkeit keinen Eingang fand, und daß er zu wenig selbstthätig in die Verwaltung des Landes eingriff, sondern sie vielmehr Günstlingen überließ, die das Vertrauen ihres Gebieters in arger Weise mißbrauchten. Bei alle dem aber fehlte es dem Herzen Friedrichs auch nicht an vielen schätzbaren und liebenswürdigen Eigenschaften. Wohlwollend gegen Jedermann, umfaßte er seine Unterthanen mit herzlicher Liebe und von grausamer Gewaltthätigkeit konnte Niemand entfernter sein, als er. Unbestechliche Treue und

unerschütterliches Festhalten an seinem gegebenen Mannesworte zeichneten ihn vortheilhaft aus. Sein Aeußeres war nicht schön. Eine starke Verbiegung des Rückgrades, — die unglückliche Folge eines frühzeitigen Falles vom Arme seiner Amme, — verunstaltete seinen Körperbau. Desto mehr Sorgfalt verwendete er darauf, dieses Gebrechen durch den Schimmer glänzender Kleidung übersehen zu lassen, und eine gewaltige Atzel, deren herunterwallendes Lockengekräusel die Hälfte des Rückens bedeckte, sollte dasselbe gänzlich unbemerkbar machen.

Kaum hatte Friedrich die Regierung übernommen, als die ungerechte Ländergier Ludwigs XIV. einen neuen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland entzündete. In der That waren die Anmaßungen dieses Königs eben so empörend, als es erniedrigend für die deutschen Fürsten gewesen sein würde, sich dieselben gefallen zu lassen. Der Kaiser hatte gegen die Türken zu kämpfen, deßhalb verbündete sich unser Kurfürst mit einigen deutschen Fürsten und ließ 25,000 Krieger unter der Anführung des Feldherrn Schöning nach dem Niederrhein aufbrechen, um das deutsche Reich zu vertheidigen (1688). Bald übernahm er auf kurze Zeit die Anführung dieses Heeres selbst, und überall bedeckten sich die preußisch-brandenburgischen Truppen mit neuem Ruhme. Es würde zu weit führen, die Einzelnheiten dieses Krieges hier näher erzählen zu wollen. Nur soviel sei hier erwähnt, daß, nachdem das ganze deutsche Reich, Spanien, England und Holland sich gegen Frankreich vereinigt hatten, unser Kurfürst während des ganzen Krieges ein Heer von 20,000 Mann im Dienste der Verbündeten kämpfen ließ und außerdem noch 6000 Krieger dem Kaiser gegen die Türken zu Hilfe schickte, bis endlich der Friede zu Ryswick (1697) mit Frankreich, und der Friede zu Karlowitz (1699) mit den Türken, dem Blutvergießen auf eine kurze Zeit Einhalt that.

Was den Kurfürsten eigentlich bewog, an diesen Welthändeln so thätigen Antheil zu nehmen, war einerseits seine protestantische und wahrhaft deutsche Gesinnung, andererseits das Bemühen, die Geneigtheit des Kaisers für einen Plan zu gewinnen, der ihm schon lange als der Hauptzweck seines Strebens am Herzen lag. Der zufällige Umstand, daß er zu Königsberg geboren war (12. Juli 1657), hatte wahrscheinlich einige Dichter jener Zeit, welche die Geburt des Fürstensohnes durch ihre Reime zu feiern bemüht waren, veranlaßt, dem Neugeborenen die Erlangung einer Königskrone vorher zu verkündigen. Auf das Gemüth Friedrichs, der an dem Schimmer äußern Glanzes hing, mögen diese Vorausverkündigungen einigen Einfluß gehabt haben, entscheidend

waren sie nicht. Das Streben nach der Königskrone ist keineswegs aus ungemessenem Ehrgeiz und kleinlicher Eitelkeit hervorgegangen, sondern vielmehr aus dem klaren Bewußtsein von der Macht und Bedeutung des Staates, wie er ihn vom großen Kurfürsten überkommen hatte. Er wollte denselben aus den bisherigen engen Grenzen herausheben, innerhalb deren seine Weiterentwickelung erschwert wurde, und erkannte als ein wichtiges Mittel dazu die Erhebung von der Würde eines Kurfürsten und Herzogs zu der eines Königs. Waren ja doch Fürsten, deren Reich kleiner war als das Friedrichs, wie die Herrscher von Dänemark und Portugal, in dem Besitze der Königskrone und hatten doch unter seiner Mitwirkung Wilhelm von Oranien als Herrscher von England und Friedrich August von Sachsen als Träger der polnischen Krone den Königstitel erlangt, — Fürsten, die an Macht ihm unterlegen waren. Ja es kam noch hinzu, daß ein Theil seines Reiches, das Herzogthum Preußen, schon souverän war, und dieser Umstand mag nicht wenig dazu beigetragen haben, in ihm den Wunsch zu erwecken, souveräne Gewalt über den ganzen Staat zu erlangen. Dies war aber nur durch Erwerbung des Königstitels möglich. Doch die war nicht leicht. Freilich hätte er seinen Unterthanen gebieten können, ihm hinfort den königlichen Namen beizulegen; aber er wollte nicht bloß von seinem Volke, er wollte von der ganzen Welt als König anerkannt sein, und dazu gehörte die Zustimmung aller übrigen Fürsten Europas und hauptsächlich des Kaisers, der dem Range nach, als der erste von ihnen betrachtet wurde. Sein edler und treuer Rathgeber, Eberhard von Dankelmann, der des Kurfürsten Erzieher gewesen war, und ihm jetzt als Staatsrath zur Seite stand, bemühte sich mit aller Kraft um die Erreichung dieses Ziels, wiewohl er vielfach angefochten wurde, als wenn er etwas Unmögliches erstrebte. Anfangs herrschte zwischen beiden ein intimes freundschaftliches Verhältniß. Aber der ernste Charakter Dankelmanns — man behauptet, er habe nie gelacht — und seine oft große Rücksichtslosigkeit gegen Friedrich riefen allmählig eine Verstimmung hervor, die 1697 damit endete, daß Dankelmann wegen Eigennutz und Pflichtvergessenheit zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde, woraus er erst nach zehnjähriger Haft befreit wurde. Was den Kurfürsten zu diesem harten Schritte verleitete, war nicht sein wohlwollendes Herz, sondern der Einfluß, den ein gewisser Freiherr von Kolb, welcher nachher in den Grafenstand erhoben und Graf von Wartenberg genannt wurde, sich über ihn zu verschaffen gewußt hatte. Dieser Graf von Wartenberg war einer von den

schlechten Menschen, die sich an die Fürsten drängen, um durch verächtliche Schmeichelei sich selber groß zu machen. Er verstand es meisterhaft, Friedrichs Schwächen zu seinem Vortheile und zur Befriedigung seines Eigennutzes zu gebrauchen. — Der Kaiser aber wurde dem Plan des Kurfürsten immer geneigter, je mehr er die Wichtigkeit und Vortrefflichkeit der brandenburgischen Krieger kennen lernte und sich in seinen ferneren Kriegen von ihrer Tapferkeit die größten Vortheile versprach.

Nach vielen Weitläufigkeiten war es den Bemühungen Friedrichs III. endlich gelungen, alle Schwierigkeiten, die ihm im Wege standen, glücklich zu besiegen. Die langersehnte kaiserliche Einwilligung, das bisherige Herzogthum Preußen in ein Königreich zu verwandeln, kam im December 1700 zu Berlin an. Nichts konnte größer sein, als die Freude des Kurfürsten, der sich nun endlich an dem glänzenden Ziele seiner heißesten Wünsche sah, und die schweren Opfer, die dahin geführt hatten, waren leicht vergessen. Doch die Bedingungen, unter welchen der Kaiser die neue Königswürde anzuerkennen versprach, waren hart. Es war vorauszusehen, daß Europa in kurzer Zeit wieder der Schauplatz eines blutigen Krieges werden würde. Denn der König von Spanien war ohne männliche Erben gestorben, und sowohl der Kaiser als auch der mächtige Franzosenkönig, beide nahe verwandt mit dem Verstorbenen, machten zugleich Anspruch auf die spanische Krone. Des Kaisers Rechte zu verfechten, machten sich England und Holland, aus angeborenem Hasse gegen Frankreich, anheischig, und bald entstand auf diese Weise ein blutiger Kampf, der in der Geschichte den Namen des spanischen Erbfolgekrieges erhalten hat. Um König von Preußen zu werden, mußte sich Friedrich verpflichten, dem Kaiser, während der Dauer des ganzen Krieges, 10,000 Mann Hilfsvölker zu stellen, und außerdem noch in jeder Angelegenheit auf die Seite des Kaisers zu treten. Der Kaiser hatte seine Zustimmung gegeben, daß sich Friedrich „König in Preußen" nennen durfte. Friedrich wählte diesen Titel aus Rücksicht auf Polen, das im Besitz von Westpreußen war, und erst 1772, als dieses in die Hände Friedrichs II. kam, nannte sich derselbe „König von Preußen."

Kaum war jetzt die kaiserliche Einwilligung in Friedrichs Händen, als er auch, trotz der rauhen und kalten Jahreszeit, sogleich die Reise zur feierlichen Krönung nach der Hauptstadt des neuen Königreichs antrat. Mit ihm reisten seine Gemahlin, die edle, vortreffliche Sophie Charlotte, und der Kronerbe, Friedrich Wilhelm, in Begleitung eines fast unermeßlichen Gefolges, zu dessen Fortschaffung jedesmal 30,000 Pferde erforderlich

waren. — Als man nun über die Anordnung der Prunkgebräuche übereingekommen war, — da verkündeten am 15. Januar 1701 vier prächtig gekleidete Herolde den Bürgern Königsbergs die Erhebung des Herzogthums Preußen zu einem Königreiche. Dazu donnerten die Geschütze, Trompeten schmetterten und Pauken wirbelten, und in den Jubelruf des Volkes, das dem neuen Könige langes Leben wünschte, mischte sich feierlich der Klang aller Glocken. Von den beiden folgenden Tagen wurde der erste — ein Sonntag, — dem Gebete um Gottes Segen gewidmet, an dem andern aber stiftete Friedrich den berühmten schwarzen Adlerorden, der das höchste Ehrenzeichen in unserm Staate ist. Er besteht in einem silbernen Sterne, in dessen Mitte der schwarze Adler schwebt, mit der Umschrift: suum cuique! („Jedem das Seine!") Dieser Stern ist in den Rock auf der linken Seite der Brust gestickt. Dazu gehört ein Ordensband von gelbrother Farbe, das von der linken Schulter zur rechten Hüfte herunterhängt, und woran ein kleines blaues achteckiges Kreuz mit goldener Einfassung befestigt ist. Außerdem aber giebt es noch eine sehr prächtige und kostbare Ordenskleidung.

Da erschien nun endlich der langersehnte und in Preußens Geschichte hochwichtige Tag der Krönung. Es war am 18ten Januar 1701, als das Geläut der Glocken und der Donner des Geschützes dem Volke schon früh die Feier des Tages verkündete. Um 9 Uhr trat Friedrich im königlichen Schmucke aus seinem Zimmer. Sein Kleid war von rothem Sammet, mit reicher goldener Stickerei. Diamantene Knöpfe, deren jeder auf 3000 Goldstücke an Werth geschätzt wurde, funkelten prächtig daran, und von den Schultern herab wallte ein kostbarer Mantel von Purpursammet mit goldgestickten Kronen und Adlern übersät und mit Hermelin gefüttert und verbrämt. Des Mantels Schleppe aber trug der Oberkämmerer, Graf von Wartenberg. An ihn schlossen sich, in bestimmter Rangordnung, die glänzenden Reihen der vornehmen Hofbedienten an. So ging der Zug nach dem reich verzierten Hauptsaale des Schlosses, wo sich Friedrich auf dem goldstrahlenden Throne niederließ und sich dann feierlich die Königskrone, die von Diamanten flimmerte, auf das Haupt setzte, — zum Beweise, daß er selber sich zum Könige erhoben. Dann nahm er den Herrscherstab in die rechte, den Reichsapfel in die linke Hand und empfing die Huldigung seiner Brüder und des Thronerben, die knieend des Thrones Stufen umringten.

Im feierlichen Zuge begab er sich nun in das Zimmer der Königin, um auch diese zu krönen. Sophie Charlotte ließ sich vor ihrem Gemahl auf das Knie nieder und empfing aus seiner

Hand das höchste Zeichen der königlichen Würde. Jetzt sollte eine kirchliche Feierlichkeit der ganzen Handlung ihre Weihe geben. Die Schloßkirche war zu diesem Zwecke prachtvoll verziert und an jeder Seite des Altars erhob sich ein glänzender Thron. Der Weg, der aus dem Flügel des Schlosses, worin der König sich befand, zur Kirche führt, war mit Dielen belegt, welche rothes Tuch überkleidete. Zu beiden Seiten dieses Ganges standen die kostbar gekleideten Leibwachen, unter denen die sogenannte Schweizergarde durch auffallende Kleidung hervorschimmerte. Ihre Kleider, aus Silberstoff und weißem Atlas, waren nach dem Schnitte alterthümlicher Schweizertracht verfertigt, und als Waffe trugen sie, außer dem breiten Schwerte, das von ihrer Hüfte hing, Hellebarden.

Als ein glückliches Vorzeichen des Schicksals wurde es angesehen, daß das ungestüme Wetter, welches die ganze vergangene Nacht und den Morgen über heftig getobt hatte, zur Stunde des feierlichen Zuges nach der Kirche plötzlich vorüberging und ein schöner, klarer Winterhimmel die Festlichkeit begünstigte.

Herolde, von Gold und Silber strahlend, eröffneten den Feierzug. Ihnen folgten alle königlichen Hausdiener, die Abgeordneten der Stände, die Landesbehörden, die Hofleute, die Staatsräthe und die obersten Beamten des neuen Reiches, welche das funkelnde Reichsschwert, den Reichsapfel und das Reichsinsiegel vor dem Herrscher hertrugen. An diese schloß sich der Kronerbe mit seinem Hofmeister und dann trat, unter einem flimmernden und schimmernden Traghimmel, der von vornehmen Edelleuten über des Königs Haupt gehalten wurde, der Beherrscher selbst in ernster Würde daher. Hinter ihm wehte das Reichsbanner von einem Grafen zu Dohna getragen.

Jetzt kam der Zug der Königin, auf ähnliche Weise geordnet und aus den vornehmsten Frauen des Landes bestehend.

Endlich war der Zug in der Kirche angelangt. Der König und die Königin hatten sich auf den Prachtsitzen niedergelassen, und der Gottesdienst begann. Nachdem Gebete, Lieder und Predigt geendet waren, erhob sich der König von seinem Throne, um sich, nach uralter Sitte, salben zu lassen. Zu diesem Ende hatte er sowohl den reformirten wie auch den lutherischen Hofprediger, Ursinus und Sanden, zu Bischöfen erhoben, und ihnen schwarzsammetne Röcke und köstliche Talare geschenkt. Beide erwarteten, vor dem Altare stehend, den Fürsten, der an den Stufen des Altars niederknieend Krone und Herrscherstab ablegte. Der reformirte Bischof goß sich nun von dem geweihten Salböl, das ihm der Oberkämmerer in einem prächtigen Gefäße

überreicht hatte, etwas in die Hand, und nachdem man dem Könige die gewaltige Atzel ein wenig von der Stirne geschoben, bestrich er unter feierlichen Worten die Stirne und beide Hände des Königs. Unter Trompeten und Paukenschall antwortete die Menge auf sein Gebet: Amen! Amen! Glück zu dem Könige! Gott verleihe ihm langes Leben!

Nachdem in gleicher Weise die Salbung der Königin vollbracht war, bewegte sich der Feierzug wieder in derselben Ordnung, wie er gekommen, aus der Kirche nach dem Schlosse. Hier war ein überaus prächtiges und glänzendes Festmahl angeordnet, wobei der König und die Königin von ganz goldenen, der Kronerbe aber und die Brüder des Königs von vergoldeten Tellern aßen. Dabei war auch des Volkes nicht vergessen. Ein großer gebratener Ochse, mit Wildprett und Federvieh aller Art ausgefüllt, wurde der Eßlust des schaubegierigen Volkes Preis gegeben, und um auch den Durst desselben zu stillen, sprudelte aus einem künstlichen Springbrunnen, der die Gestalt eines doppelten Adlers nachahmte, den ganzen Tag über rother und weißer Wein. Auch das Tuch, womit der Gang bis zur Kirche überzogen war, durfte das Volk abschneiden, und zudem wurden noch an 6000 Thaler Gold- und Silbermünzen unter dasselbe ausgestreut. — Doch wichtiger als alles dieses war für Preußen die Stiftung des Waisenhauses zu Königsberg, wodurch Friedrich dem Tage seiner Krönung ein schönes Denkmal setzte. — Des Abends war die Stadt glänzend erleuchtet, und in einem ganz vergoldeten Wagen, von einem prächtigen Gefolge umgeben, durchfuhr der König, unter dem immerwährenden Jubelrufe des Volkes, die Straßen der Stadt.

Bis zum achten März verweilte der Fürst in der Hauptstadt seines Königreiches, und Feste und Lustbarkeiten aller Art drängten sich während dieser Zeit an einander.

Alle diese Herrlichkeiten und die Prachtliebe, so sehr sie auch den äußern Sinnen schmeichelten, und so lange sie auch in der Erinnerung derer lebten, die sie mit angesehen, hatten dennoch manchen nachtheiligen Einfluß für Land und Volk. Denn abgesehen davon, daß es dem kleinen Lande unendlich schwer fallen mußte, alle die Bedürfnisse der Prunksucht seines Fürsten zu befriedigen, so ist es auch eine alltägliche Erfahrung, daß die Unterthanen sich nach dem Beispiele ihres Oberhauptes richten. Deßhalb war Prachtliebe und Neigung zu der unmäßigsten Verschwendung jetzt allgemein unter dem Volke verbreitet. Jeder wollte so glänzend als möglich auftreten und oft wurde der Putz weit über Vermögen getrieben. Gold- und Silberstoffe waren

an der Tagesordnung und goldverbrämte Kleider sah man überall. Auch die geschmacklosen Atzeln kosteten erstaunlich viel Geld, und obgleich der König diesem Hange zur Pracht bei seinem Volke dadurch entgegen zu arbeiten suchte, daß er die Gegenstände des Prunkes hoch besteuerte, so hatte dieß doch wenig Erfolg. So wurde der Wohlstand des Landes untergraben, während eine Menge von seinen Bürgern in fremden Kriegen ihr Blut hinopfern mußte. Aber wenn auch die Königswürde so theuer erkauft war, so wurde sie doch in der Folge die Ursache der Größe unseres Vaterlandes. Friedrich hatte, wie sein großer Enkel sagt, seinen Nachkommen damit eine Lockspeise hingeworfen, wodurch er ihnen zu sagen schien: „ich habe euch einen Titel verschafft, macht euch seiner würdig!“ —

Inzwischen hatten zwei gewaltige Kriege begonnen. Der eine im Süden Europas, der schon erwähnte spanische Erbfolgekrieg (1701—14), und der andere im Norden, der sich von Schweden aus über Dänemark, Polen, Sachsen und Rußland verbreitete. Nur an dem ersteren nahm unser König, der als solcher jetzt Friedrich I. heißt, thätigen Antheil, indem er den Verbündeten Hilfstruppen gegen Frankreich schickte. Ludwig XIV. gab sich zwar alle ersinnliche Mühe, um den König durch glänzende Versprechungen auf seine Seite zu bringen, weil ihm die Tapferkeit der preußischen Krieger, die unter der Anführung des Fürsten Leopold von Dessau immer neuen Ruhm erwarben, viel zu schaffen machte; — Friedrich I. blieb dem Worte, das er dem Kaiser gegeben, unerschütterlich treu. Die Thaten, welche Preußens Helden am Rhein, in den Niederlanden und in Italien ausführten, liegen zu entfernt für die Geschichte unseres Vaterlandes, als daß sie hier erzählt werden könnten. Der König aber erlebte das Ende dieses Krieges für Preußen durch den Frieden zu Utrecht 1713 nicht mehr.

Der Held des großen nordischen Krieges (1700—21) war der Schwedenkönig, Karl XII. Die Fürsten von Dänemark, Polen und Rußland hatten beschlossen, sich eines großen Theiles seiner Länder zu bemächtigen, weil sie von der Jugend des 15jährigen Knaben nichts befürchten zu dürfen glaubten. Die Ausführung ihrer unrechtmäßigen Pläne verzögerte sich aber drei Jahre, und als Dänemark nun die Feindseligkeiten anfing, da zeigte der 18jährige Karl, daß man, um ein Held zu sein, nicht eines reiferen Alters bedürfe. Ein Feuergeist und eine Kraft, die selbst dem Schicksale muthig Trotz bietet, lebten in der Seele des jungen Helden und führten ihn auf einer Bahn, die von Wundern bezeichnet war. „Sein Wille war Gesetz, seine Schlachten

Siege!“ sagt Friedrich der Große. — So zwang der Heldenjüngling in wenigen Tagen die Dänen zum Frieden, demüthigte dann (1701) den mächtigen Czar Peter bei Narva, wo er 80,000 Russen mit 8000 Schweden besiegte, eroberte Polen, stieß den König August, der zugleich Kurfürst von Sachsen war und durch Verleugnung seines freien Glaubens sich die Krone Polens erkauft hatte, von seinem Königsthrone, eroberte Sachsen und zwang den bedrängten August zu einem schimpflichen Frieden, der seine Entsetzung bestätigte.

Der fürchterliche Krieg wüthete hart an den Grenzen Preußens, — aber König Friedrich wußte seinem Volke den Frieden zu erhalten, indem er gänzlich parteilos blieb und dem mächtigen Schwedenhelden das Versprechen gab, nicht gegen ihn in Kampf zu treten. Das polnische Preußen aber empfand alle Schrecken des blutigen Krieges.

So hoch nun auch Karl gestiegen war, sein unbezwinglicher Eigensinn bereitete ihm einen eben so tiefen Fall. Er wandte sich wieder nach Rußland und griff den Czar, trotz aller vernünftigen Warnung seiner Feldherren, unüberlegt an. Die Schweden fochten tapfer, aber alle Umstände vereinigten sich, sie zu besiegen (1709 bei Pultawa). Karls ganzes Heer ward vernichtet, und er selbst suchte bei den Türken Zuflucht. Jetzt suchte Peter der Große unsern König dahin zu bewegen, gegen die Schweden Partei zu nehmen. Doch diesem war sein gegebenes Wort heilig und trotz der Vortheile, die er durch einen Krieg mit Schweden hätte erringen können, blieb er parteilos.

Um eben diese Zeit aber ward Preußen von einem entsetzlichen Unheil heimgesucht. Eine fürchterliche Pest, die sich von Thorn aus über das ganze westliche Preußen verbreitete und sich nun auch nach Ostpreußen hinüberzog, wüthete auf das Schrecklichste. Mit ihr hatte sich Hungersnoth verbunden, und das Elend des Landes war in der That grenzenlos. Grauenerregend sind die Schilderungen, welche Zeitgenossen uns davon machen. Die Straßen lagen voller Leichen und Kranken, und es konnten nicht Pestkarren genug angeschafft werden, um sie fortzuschaffen. Todte und Sterbende wurden oft auf demselben Wagen fortgeführt. Die unglücklichen Kranken aber blieben ohne Pflege, weil jeder sich vor ihnen zurückzog, um das eigene Leben zu retten. Die Kirchhöfe waren nicht groß genug, um die Menge der Leichen zu fassen und mehre Todte mußten in einem Grabe bestattet werden. In Königsberg starben in mancher Woche allein 700 Menschen und ganz Preußen glich einem großen Kirchhofe. Ostpreußen soll in dem einen Jahre (1709—1710),

wo Pest und Hungersnoth dort wütheten, über 200,000 Menschen verloren haben.

Dieß schauerliche Unglück aber blieb den Augen des Königs verborgen. Die schlechten Menschen, die sich in seine Gunst eingeschmeichelt hatten, fanden ihren Vortheil darin, seinem wohlwollenden Herzen die fürchterliche Noth der Unterthanen zu verhehlen, und während dort das Elend über alle Beschreibung groß war, suchten sie den König durch die glänzendsten Lustbarkeiten zu zerstreuen. Dieß empörte den Kronerben Friedrich Wilhelm am meisten, und endlich gelang es ihm, den Grafen von Wartenberg und seine Genossen ihres großen Einflusses zu berauben und sie der verdienten Strafe allgemeiner Verachtung Preis zu geben. Jetzt wurde dem armen Lande in etwas wieder geholfen. Wichtig ist noch zu bemerken, daß Friedrich III. im Jahre 1695 mit dem Hause Hohenzollern-Hechingen-Siegmaringen, das seit 1623 in den Fürstenstand erhoben war, eine Erbverbrüderung schloß, nach welcher der jedesmalige Kurfürst als das Haupt des gesammten Hauses angesehn werden und eine gegenseitige Erbfolge im Falle des Aussterbens eines Zweiges stattfinden sollte. Den Schwiebuser Kreis trat er allerdings an den deutschen Kaiser nach jenem geheimen Vertrage wieder ab, dafür erwarb er aber von Neuem Ansprüche auf Schlesien und die Anwartschaft auf Ostfriesland. Eine sofortige Erweiterung seines Reiches erhielt er durch die oranische Erbschaft nach dem Tode Wilhelm III., des Königs von England und Statthalters von Holland (1702), bestehend in Mörs, Lingen und Neuschatel, und durch Kauf der Grafschaft Tecklenburg. Im ganzen vergrößerte er den Landesbestand um 30 Quadratmeilen.

Ehe wir nun die Regierungsgeschichte Friedrichs I. beschließen, dürfen wir seine Verdienste um Künste und Wissenschaften nicht unerwähnt lassen. Die berühmte Hochschule zu Halle verdankt ihm ihren Ursprung (1694). Durch seine Unterstützung gelang es dem edlen August Hermann Franke das berühmte hallische Waisenhaus zu stiften, das zum Segen des Volkes noch immer fort besteht. Die Friedrichsschule zu Königsberg und noch viele andere gelehrte Anstalten rühmen den ersten König Preußens als ihren Gründer. Hauptsächlich aber war es die hochgebildete Königin Sophie Charlotte, die ihren Gemahl in allen diesen Schritten lenkte und deren heilsamem Einflusse auch die Academie der Wissenschaften (1700) und bildenden Künste (1699) zu Berlin ihren Ursprung verdanken. Auf diese Weise erblühte Wissenschaft und Kunst unter dem jungen Königreich in der schönsten Pracht, und Namen wie Leibnitz, Thomasius, Wolff und

Spener genügen, um zu zeigen, wie reich jene Zeit an hoch begabten und bedeutenden Männern auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft war. Mit dem Aufblühen der Wissenschaften steht auch die Einführung des verbesserten Kalenders, der von dem Papst Gregor XIII. (1572—85) herrührt, in Zusammenhang. Der Unterschied in der Zeitrechnung betrug 10 Tage, und so kam es, daß auf den 18. Februar des alten Kalenders unmittelbar der 1. März 1701 folgte. Die Reiterbildsäule des großen Kurfürsten und das königliche Schloß zu Berlin, sowie der großartige Flügel des Königsberger Schlosses, in welchem jetzt die Zimmer der Regierung sich befinden, und viele andere Prachtgebäude sind Beweise, wie sehr Friedrich die Künste schützte. Der Baumeister aber, der alle Denkmäler errichtete, hieß Schlüter.

Der König, welcher von Jugend auf kränklich gewesen war, verfiel in ein hitziges Fieber; er glaubte, die weiße Frau gesehn zu haben und starb in einem Alter von 56 Jahren am 25sten Februar 1713.

Einundvierzigstes Kapitel.

Friedrich Wilhelm I. — Krieg mit Schweden. — Krieg mit Frankreich. — Der König bringt den zerrütteten Staat wieder in Ordnung. — Seine wohlthätigen Einrichtungen.

Mit dem festen Entschlusse, alle die Mißbräuche und Unordnungen, welche sich in die Staatsverwaltung eingeschlichen hatten, abzuschaffen und den erschöpften Unterthanen durch Einführung einer zweckmäßigen Staatswirthschaft wieder aufzuhelfen, übernahm Friedrich Wilhelm, in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren, die Herrschaft des Landes. Ungeschwächt und kräftig an Leib und Seele, mit einem unbeugsamen, festen Willen und einem klaren Verstande begabt, der überall nach dem Nützlichen strebte, Verächter jeder wollüstigen Ausschwei-

entfernt von aller Sucht, durch
fach in seiner Lebensart wie in
ch für die Lockungen der Schmei-
eigneter sein, als er, dem wan-
en und ihm eine dauernde, innere
glich einem geschickten Arzte, der
Gesundheit wieder schenkte und
, obgleich die Mittel, die er an-
ndesten waren. Denn außerdem,

daß die natürliche Heftigkeit seines Gemüthes ihn oftmals in raschem Zorne fortriß und zu Gewaltthätigkeiten verleitete, so ging es ihm, wie den meisten Männern von seiner Kraft und seinem Willen, daß er keinen Widerspruch duldete und überall nur blinden Gehorsam verlangte, ohne auf Gegenvorstellungen, wenn diese auch noch so gegründet waren, Rücksicht zu nehmen. Was er wollte, mußte geschehen, wenn auch manchmal ein anderer darunter zu leiden hatte. „Raisonnir' er nicht!" antwortete er im aufgebrachten Tone, wenn man ihm zu widersprechen wagte, und Stockprügel, Fußtritte oder Faustschläge mußte sich auch mancher hohe Beamte gefallen lassen, wenn er das Unglück hatte, den Zorn des Königs zu reizen. Denn von seiner königlichen Machtvollkommenheit hatte er eigenthümliche Vorstellungen, indem er sich für den unbedingten Gebieter über Leben, Eigenthum und Freiheit seiner Unterthanen hielt. Die Landstände, deren Macht schon durch den großen Kurfürsten gebrochen war, sanken unter seiner Herrschaft vollends zu einem bloßen Schattenbilde herab.

Als er die Regierung übernahm, erlosch zwar die Kriegsfackel im Süden Europas, aber im Norden, hart an den Grenzen des preußischen Staates, wüthete der gewaltige Kampf noch fort. Während Karl XII. die Türken gegen Rußland in Waffen zu bringen suchte, wurden seine Heere aus Sachsen und Polen vertrieben. Kurfürst August hatte sich den polnischen Königsthron von Neuem erobert, und von den Grenzen seiner deutschen Länder zog sich der Krieg nach dem schwedischen Pommern hin. Von allen Seiten gedrängt, wußte der Statthalter dieses Landes kein anderes Mittel, um dasselbe seinem Könige zu erhalten und vor feindlicher Eroberung zu schützen, als daß er Friedrich Wilhelm bat, die einstweilige Verwaltung (Sequestration) von Schwedisch-Pommern zu übernehmen. Unser König, in der Hoffnung, auf diese Weise den Krieg aus der Nähe seiner Staaten zu entfernen, willigte ein. Da sich aber der schwedische Befehlshaber von Stettin weigerte, preußische Krieger in die Festung zu lassen, so zog er sich wieder zurück und überließ das Land seinem Schicksale. Bald darauf rückten die Russen vor Stettin und ihre Kugeln brachten die Stadt in Verzweiflung. Dieß machte ihren Befehlshaber geneigt, die Festung unserm Könige zu überliefern, um sie vor der Gewalt der Feinde zu retten. Friedrich Wilhelm aber zahlte den Russen und Sachsen 400,000 Thaler aus und trat nun die Verwaltung des Landes an (1714). Bei dem künftigen Frieden sollte er der Uebereinkunft gemäß dieses Geld von den Schweden wiedererhalten und

ihnen das Land räumen. Kaum aber hörte Karl XII. von diesem Vertrage, als er plötzlich aus der Türkei aufbrach und unglaublich schnell nach Stralsund kam. Hier erklärte er den ganzen Vertrag mit Preußen für nichtig und wollte von der Rückzahlung des Geldes an unsern König nichts wissen, — ja er fing sogar offenbare Feindseligkeiten gegen das preußische Heer an. „Ach, muß ein König, den ich achte, mich zwingen, sein Feind zu werden!" rief Friedrich Wilhelm aus, als er davon Nachricht erhielt. Wirklich blieb ihm jetzt auch wohl kaum etwas anderes übrig, als den Schweden den Krieg zu erklären (1715). Zweiunddreißigtausend Preußen stießen, unter Anführung des tapfern Fürsten von Dessau, zum Heere der gegen Schweden verbündeten Mächte. Das Kriegsglück begleitete ihre Waffen, und die preußischen Streiter behaupteten ihren alten Ruhm. Endlich ward auch Stralsund, worin der Schwedenkönig sich hartnäckig vertheidigte, belagert und mußte sich nach standhafter Gegenwehr ergeben. Karl XII. entkam nur durch eine schleunige und kühne Flucht mitten durch die feindliche Flotte der Gefangenschaft (1715). Drei Jahre darauf fand der unruhige Held, bei der Belagerung der Festung Friedrichshall in Norwegen seinen Tod (1718), und mit seinem Tode endigte der blutige Krieg des Nordens. Der eigentliche Frieden mit Preußen kam aber erst im Jahre 1720 zu Stande, und unser Vaterland wurde dadurch gegen die Bezahlung von zwei Millionen Thaler, mit einem bedeutenden Stücke von Vorpommern vergrößert. Es umfaßte den Rest der schwedischen Besitzungen auf der Ostseite der Oder, Stettin nebst den Inseln Usedom und Wollin, sowie dem Theile von Pommern zwischen Oder und Peene.

Noch einmal sollte Preußens Ruhe, während Friedrich Wilhelms Regierung durch auswärtige Händel unterbrochen werden. König August II. von Polen war gestorben (1733). Zu dem erledigten Throne meldeten sich drei Bewerber. Sachsens Kurfürst, des verstorbenen Königs Sohn, gleichfalls August mit Namen, hatte anfänglich die meiste Aussicht, seine Wünsche durchzusetzen. Weniger Hoffnung hatte ein Königssohn von Portugal. Doch keiner von beiden, sondern Stanislaus Leszinski*), der schon einmal fünf Jahre lang Polens Thron besessen hatte und als Schwiegervater Ludwigs XV. sehr nahe verwandt mit Frankreichs Königshause war, wurde von den

*) Ihn hatte Karl XII. schon einmal zum Könige gemacht, als August gezwungen war, der Krone zu entsagen (1704), und er war es geblieben bis zu der großen Niederlage der Schweden bei Pultawa. —

Polen zu ihrem Herrscher erkoren. Doch der Schimmer der Königskrone war zu lockend für den sächsischen Kurfürsten, und er beschloß nun mit Gewalt das zu erobern, was er auf friedlichem Wege nicht erreichen konnte. Von Rußland und Oesterreich unterstützt, griff er Polen an. Eine Menge von aufrührerischen Edelleuten dieses Volkes gesellte sich zu ihm, und Stanislaus ward geschlagen. Er mußte nach Danzig flüchten, und treu und muthig vertheidigte die feste Stadt ihren rechtmäßigen Herrn gegen die stürmenden Waffen der Russen. Aber die Kugeln der Feinde beugten ihren Muth. Es war vorauszusehen, daß sie sich bald würde ergeben müssen, wenn die feindlichen Geschosse sie nicht in einen Schutthaufen verwandeln sollten. Da entfloh der bedauernswerthe König, in schlechter Bauerntracht und unter beständiger Lebensgefahr, aus ihren Mauern. Glücklich entkam er nach Ostpreußen, wo Friedrich Wilhelm ihn in Königsberg mit aller Würde und Auszeichnung, die seinem Stande und seinem Unglücke gebührten, aufnehmen ließ. — August III. ward nun Polens König. Doch Frankreich hielt sich für verpflichtet, sich des enthronten Fürsten Stanislaus anzunehmen, und erklärte Oesterreich den Krieg.

Schon im Jahre 1726 hatte unser König einen Vertrag mit Oesterreich geschlossen, worin er sich verbindlich machte, die älteste Tochter des Kaisers, Maria Theresia, nach dem Tode des Vaters, der keine männliche Nachkommen hatte, als die Erbin aller kaiserlichen Staaten anzuerkennen und sie bei ihren Rechten zu schützen. Eben so verpflichtete sich Friedrich Wilhelm den Kaiser mit 12,000 Mann Hilfsvölkern zu unterstützen, so oft dieser es verlangen würde. Dagegen versprach der Kaiser ihn zu dem Besitze der Herzogthümer Jülich und Berg zu verhelfen, worauf Preußen, durch die klevische Erbschaft die gerechtesten Ansprüche hatten.

Diesem Vertrage gemäß führte jetzt Friedrich Wilhelm dem Kaiser 10,000 tapfere Krieger zu (1734). Aber ein heftiger Krankheitsanfall, den er sich durch die großen Beschwerden des Feldzuges zugezogen, nöthigte ihn bald, den Schauplatz des Krieges zu verlassen, auf welchem auch wenig Rühmliches gegen die Franzosen ausgeführt ward. Schon im folgenden Jahre schlossen Oesterreich und Frankreich Frieden (1735). August blieb König von Polen, aber der Kaiser verlor das Königreich Neapel an einen Sohn aus dem Fürstenstamme Bourbon, der jetzt schon Frankreich und Spanien beherrschte. Preußen ging, trotz seines geleisteten Beistandes, ganz leer aus. Ja der Kaiser schickte unserm Könige nicht einmal die Friedensverhandlungen

zu. Ein so schnödes Betragen kränkte tief das Herz Friedrich Wilhelms, und mit ahnender Seele zeigte er auf seinen ältesten Sohn und Erben Friedrich, indem er ausrief: „da steht einer, der mich rächen wird!“ —

Ohne weitere Unterbrechung können wir jetzt unsere ungetheilte Aufmerksamkeit den Einrichtungen widmen, die König Friedrich Wilhelm seinen Staaten gab.

Der erste Schritt, womit er seine neue Herrscherbahn bezeichnete, war der, daß er die große Menge von unnöthigen Hofbedienten, welche die Prachtliebe seines Vaters freigebig unterhielt, verabschiedete. Von mehren hundert Kammerherren, die Friedrich I. um sich versammelt hatte, behielt Friedrich Wilhelm nur vier. Die kostbaren Edelsteine und Kleinode, die prachtvollen Staatswagen und die auserlesenen Pferde, nebst allen den glänzenden Herrlichkeiten, worauf der vorige König einen so außerordentlichen Werth gesetzt hatte, wurden verkauft und das eingelöste Geld theils zur Tilgung alter Schulden, theils zur Begründung eines Staatsschatzes verwendet. Die allergrößte Einfachheit und Sparsamkeit kehrte jetzt in den Königshof ein, der kurz vorher noch ein Sitz der Ueppigkeit und des Prunkes gewesen war. Die ausgesuchten Leckerbissen waren von der königlichen Tafel verschwunden und einfache Hausmannskost hatte darauf Platz genommen. Der König ging in einfache Kriegstracht gekleidet, und nichts unterschied ihn von seinen Heerführern, als der Stern auf seiner Brust. Dem Staate Reichthum und innere Festigkeit zu verschaffen, — darauf ging alle seine Sorge und seine ganze Thätigkeit hinaus. Zu diesem Ende suchte er ganz insbesondere Ackerbau und Gewerbe wieder in Blüthe zu bringen. Er befreite die Bauern seiner Kammergüter von der Leibeigenschaft, schenkte ihnen alle Rechte freier Menschen und zugleich den Boden, welchen sie bebauten, als freies Eigenthum. Auch die Lage derjenigen Bauern, welche Unterthanen adliger Gutsherren waren, suchte er zu verbessern, indem er sie vor der oft empörenden Willkür ihrer Herren in Schutz nahm und ihren Beschwerden, wo er konnte, abhalf. So sparsam der König auch sonst sein mochte, so freigebig war er doch, wenn es darauf ankam, verarmten Landleuten wieder aufzuhelfen. Er lieh oder schenkte ihnen bedeutende Geldsummen, um die nöthigen Ackergeräthschaften und das unentbehrliche Vieh anzuschaffen. Besonders war in dieser Hinsicht Preußen, das durch die Pest entsetzlich verödet und entvölkert war, ein Hauptgegenstand seiner Sorgfalt. Er berief Ansiedler aus Deutschland und der Schweiz in das Land, und gab ihnen die wüstliegenden Grundstücke zur

Bebauung. Wie oftmals das Böse, das andere Menschen thun, den Besseren Gelegenheit zu guten Thaten giebt, so war dieß auch damals hier der Fall (1732). Mit unmenschlicher Härte verfolgte der Erzbischof Firmian von Salzburg seine protestantischen Unterthanen. Er wollte sie mit Gewalt zwingen, ihrem Glauben zu entsagen und sich der römischen Kirchenherrschaft zu unterwerfen. Friedrich Wilhelm, der mit Abscheu von dieser Gewaltthätigkeit hörte, verwandte sich für die Unglücklichen beim Kaiser. Aber umsonst. Da drohte er, an den katholischen Kirchengütern in seinen Staaten zu vergelten, was die Protestanten in Salzburg leiden müßten. Diese Drohung half wenigstens in so ferne, daß die bedrängten Glaubensgenossen die Erlaubniß erhielten ihr Vaterland zu verlassen. Ihnen bot Friedrich Wilhelm, nach dem Beispiele des großen Kurfürsten, eine Freistatt in seinen Ländern an, unterstützte sie in ihrer Noth mit Reisegeld und nahm sie in seinen Staaten auf. Die meisten wurden nach Preußen geschickt, um das verödete Land wieder zu bevölkern. Es kamen an 20,000 Salzburger hierher, die auf ihrer Wanderung fast in jeder Stadt mit Gesang und Glockengeläute empfangen wurden, fleißige, wackere Leute, mit echt deutschen Herzen. So blühte das zu Grunde gerichtete Land bald wieder fröhlich auf, hunderte von Dörfern erstanden neu aus ihren Trümmern und selbst einige neue Städte (z. B. Gumbinnen) wurden angelegt. Sonderbar ist es, daß der König strenge Gesetze geben mußte, um die Viehzucht zu befördern und eine bessere Ackerwirthschaft einzuführen. Auch kostete es viele Mühe, ehe er es dahin brachte, daß die Dörfer umzäunt und die Landstraßen mit Bäumen bepflanzt wurden.

Um den einheimischen Gewerbfleiß in desto größere Aufnahme zu bringen, verbot Friedrich Wilhelm das Tragen aller ausländischen Zeuge. In inländisches Tuch wurden die Soldaten gekleidet, und der König selbst trug seinen Rock davon. So, meinte der wirthschaftliche König, müsse nothwendig eine Menge Geld im Lande bleiben, das sonst dem Auslande zugeflossen wäre, und dadurch der Volksreichthum befördert werden. Allerdings eine irrige Meinung, die aber viele Staatsmänner selbst bis in die neueste Zeit hinein mit ihm getheilt haben. Denn der Handel ist die Seele allgemeinen Volkswohlstandes, und um so unbeschränkter er sich bewegen kann, desto sicherer führt er zum Reichthum. Handelssperren und Handelszwang haben noch nie ein Volk reich gemacht. Die sorgsame Pflege, welche der Fürst allenthalben dem Gewerbfleiße angedeihen ließ, und die reichlichen Unterstützungen, die er jedem neuen Unternehmen dieser

Art ertheilte, blieben indeß nicht ohne den reichlichsten Segen für seine Länder.

So sehr aber auch Ackerbau und Gewerbe sich des Schutzes und der Unterstützung Friedrich Wilhelms zu erfreuen hatten, in eben dem Maße wurden die edleren Künste und Wissenschaften von ihm gering geachtet und zurückgesetzt. Nur für das unmittelbar und handgreiflich Nützliche schien er Sinn zu haben, als ob der Mensch nur dazu geschaffen wäre, recht viel Geld zu verdienen. Die höhere Ansicht, wonach die Entwickelung und Ausbildung des geistigen Lebens als Hauptaufgabe des Menschen erscheint, stand ihm fern, und Künste und Wissenschaften als solche, verachtete er daher als höchst überflüssige und unnütze Dinge. Nur mit Mühe konnte er dahin bewegt werden, daß er die Academie der Wissenschaften, welche seine Mutter in Berlin gestiftet, nicht gänzlich aufhob; doch konnte er davon nicht abgehalten werden, daß er seine Hofnarren als Mitglieder in die gelehrten Anstalten eintreten ließ, um die Gelehrsamkeit lächerlich zu machen. Lesen, Schreiben und Rechnen schienen ihm indessen unentbehrlich für jeden Menschen in jedem Stande, und vor allem Religionskenntniß, ohne die es, seiner Meinung nach, keine gehorsamen Unterthanen geben könne. Er selbst befleißigte sich einer großen Frömmigkeit, die allerdings nicht frei von Aberglauben war, und so sehr er auch alle übrigen Gelehrten verachtete, so hoch standen doch die Gottesgelehrten bei ihm in Ansehn.

Der Stand aber, welchen er am meisten schätzte und für den ersten und nützlichsten in der Welt hielt, war der Kriegerstand. Schon von Jugend auf soll er eine unglaubliche Vorliebe dafür gezeigt und schon als Knabe und Jüngling in seinem Schlosse Wusterhausen seine Freude an einer kleinen Schaar auserlesener und großgewachsener Söldner gehabt haben, die er, ohne Vorwissen seines Vaters, bloß zu seinem Vergnügen unterhielt. Nichts konnte ihn mehr ergötzen, als ihre kriegerischen Uebungen mit anzusehen. Man erzählt, daß er noch als Jüngling dem Gespräche zweier englischen Feldhauptleute zugehört habe, deren einer behauptete, der König von Preußen könne höchstens 15,000 Krieger besolden, der andere aber meinte, er könne auch wohl ein Heer von 20,000 Mann halten. Der junge Fürst aber soll ausgerufen haben: „Der König, mein Vater, kann 30,000 halten, sobald er nur will." Und als er selber König geworden war, machte er diese Behauptung nicht allein wahr, sondern unterhielt in den letzten Jahren seiner Regierung ein Heer von mehr als 80,000 Mann wohlgeübter und vor-

trefflicher Krieger, bei deren Ausbildung ihm der gleichgesinnte Fürst Leopold von Dessau treulich zur Seite stand. Hauptsächlich waren es großgewachsene Männer, an denen er sein Wohlgefallen hatte. Auf alle mögliche Weise suchte er sich dergleichen zu verschaffen und sandte Werber in fremde Länder aus, die oft mit List und Gewalt seinem Heere große Leute zuführten. Kein Mensch von ansehnlicher Leibeslänge war vor den preußischen Werbern sicher, und die Leibgarde des Königs zu Potsdam war allgemein unter dem Namen der potsdamschen Riesen bekannt. Seinen Lieblingen aber erzeugte der König auch jede Art von Gunst. Er schenkte ihnen Häuser und Ländereien, schlug ihnen selten eine Bitte ab, und sah ihnen sogar manches Vergehen nach. Daher kam es, daß die übrigen Unterthanen von den Söldnern oft viel zu leiden hatten. Die Liebhaberei des Königs, nicht bloß für den Soldatenstand im Allgemeinen, sondern besonders für große und wohlgewachsene Soldaten, war eine schwere Plage sowohl für seine eigenen Unterthanen, als auch für Ausländer. Das Werbewesen war in der That nichts anderes, als eine listige Menschenkäuferei. Denn die preußischen Werber durchzogen aller Herren Länder und scheuten weder Betrug noch Gewalt, sparten weder Geld noch lügnerische Versprechungen, um sich derjenigen zu bemächtigen, die sie sich auserwählt. Unglaubliche Summen verschwendete der sonst so sparsame König, um langgewachsene Menschen zu kaufen, und wenn ein armer Betrogener erst in der Gewalt der Werber war, so wurde er so lange auf das Sinnreichste gemartert, bis er endlich aus Verzweiflung sich entschloß, den Fahneneid zu schwören. Dies Gelübde war eben so unauflöslich und bindend, wie ein mittelalterliches Klostergelübde und führte zu einer noch viel härteren Sklaverei, als dieses. Denn wenn der König auch den Soldaten viele Vergehungen verzieh, die sie sich außer dem Dienste zu Schulden kommen ließen; Dienstvergehungen wurden allemal auf das Grausamste und Härteste bestraft. Stockprügel und Spießruthen waren alltägliche Dinge und die geringste Widersetzlichkeit gegen einen Befehlshaber wurde sogar mit dem Tode bestraft. Uebrigens bestand das Heer beinahe zur Hälfte aus angeworbenen Ausländern, weil der König dem Ackerbau und den Handwerkern in seinen eigenen Landen nicht gern allzuviele Hände entziehen mochte. Aber alle Eltern sahen es als ein großes Unglück an, wenn sie einen hochgewachsenen wohlgebildeten Sohn hatten. Denn oft war es selbst mit den schwersten Opfern nicht möglich, einen solchen Jüngling vom Soldatenstande loszukaufen.

Auf strenge Ordnung in der Staatsverwaltung und auf Recht und Gerechtigkeit, sofern er nicht von seiner Leidenschaftlichkeit verblendet wurde, konnte Niemand eifriger halten als Friedrich Wilhelm. „Eine schlechte Rechtspflege schreit zum Himmel, und wenn ich sie nicht verbessere, so lade ich die Verantwortung auf mich!“ — Das sind des Königs eigene Worte, und bei seinen Bestrebungen, die Rechtspflege zu bessern, stand ihm namentlich der hochverdiente Minister von Cocceji zur Seite. Er bereisete alljährlich seine Staaten, sah überall selbst nach, prüfte und musterte Alles, und wehe dem Beamten, der nicht seine Schuldigkeit gethan hatte! Er pflegte dergleichen Leute wohl gar mit eigener Hand zu züchtigen. Nichts aber konnte ihn mehr erbittern, als wenn er erfuhr, daß vornehme Leute sich Ungerechtigkeiten gegen geringere erlaubt hatten. Einen Edelmann, der wegen Bedrückung der Bauern angeklagt war, ließ er auf der Stelle hinrichten. Ueberhaupt waren die Strafgesetze, die er dem Lande gab, höchst strenge, und Hinrichtungen gehörten unter die alltäglichen Dinge. — Aber auch hier leitete ihn sein richtiger Verstand auf das Bessere. Bisher war der Glaube an Zauberkünste und Hexerei noch groß gewesen, und Menschen, welche dieser Vergehungen angeklagt waren, wurden oftmals durch entsetzliche Qualen gezwungen, ein ersonnenes Verbrechen einzugestehen, und dann hingerichtet. Diese Hexenprozesse schaffte Friedrich Wilhelm ab. Das gerichtliche Verfahren gegen vermeinte Hexen und Zauberer hörte auf, nachdem der hochverdiente Professor Thomasius zu Halle der Welt über diese Dinge ein helles Licht aufgesteckt hatte.

Der ganzen Staatsverwaltung gab er eine neue, verbesserte Gestalt. Die Erhebung der für das gemeine Beste erforderlichen Abgaben wurde regelmäßiger besorgt und die Abgaben selbst gleichmäßiger vertheilt. Nie wurde der König müde, Vorschläge zu Verbesserungen anzuhören, und wenn seine Staatsräthe sich versammelt hatten, um über des Landes Wohl zu berathschlagen, so ließ er sie in seinem königlichen Schlosse bewirthen, damit sie sich nur gehörig Zeit nehmen möchten, Alles reiflich zu überlegen. Ihnen wurde dann ein gutes Mittagessen und jedem eine Flasche schönen Rheinweins gereicht. Auch giebt es eine Menge wohlthätiger und zweckmäßiger Anstalten, die ihm ihr Dasein verdanken. Er stiftete das Militair-Waisenhaus zu Potsdam, wo uneheliche, elternlose oder verwahrloste Kinder Unterricht und Pflege erhielten. Die Kriegsschule, zur Bildung tüchtiger Anführer, rühmt ihn gleichfalls als ihren Stifter. Eben so legte er Krankenhäuser und Bildungsanstalten für

Aerzte und Wundärzte an. Genug, es giebt keinen Zweig der Landesverwaltung, kein Feld gewerblicher Thätigkeit, an welchem des Königs verbessernde Hand sich nicht bemerkbar gemacht hätte. Sein Geist umfaßte mit durchdringender Kraft das ganze Getriebe des Staates, und nie hat ein Fürst in höherem Maße den Namen eines Selbstherrschers verdient, als er. Ueberall wollte er das Beste, und wo er irrte oder sich durch die Heftigkeit seiner Leidenschaft verblenden ließ, muß man nicht vergessen, daß er eben nur ein Mensch war. An seinem Willen lag die Schuld gewiß nicht, wenn sein Staat nicht in jeder Beziehung ein Musterstaat war.

In seinem Schlosse ging es, wie schon erwähnt, einfach und prunklos zu, wie in einem Bürgerhause, und fern von allen rauschenden Vergnügungen leuchtete er seinen Unterthanen mit einem schönen Beispiele der Häuslichkeit und ehelicher Treue voran. Seinen Aufenthalt hatte er gewöhnlich in Potsdam, und wenn er nach den schweren Sorgen der Regierung Erholung suchte, so fand er sie am liebsten in dem sogenannten Tabakskollegium. Dieses bestand in einer Gesellschaft von Männern aus allen Ständen, mehrentheils aber Kriegern, welche der König in seinem Schlosse mit Tabak und Bier, mit Butterbrod und kaltem Braten des Abends bewirthete. An den Späßen aufgeräumter Lustigmacher fand er hier sein größtes Wohlbehagen, und sehr gerne hatte er es, wenn der Witz seiner Hofnarren einen gründlich Gelehrten dem allgemeinen Gelächter Preis gab. Jeder der Anwesenden durfte seine Meinung über die verschiedensten Gegenstände frei und ungehindert aussprechen und mußte es zu vergessen scheinen, daß es der König sei, in dessen Gesellschaft er sich befinde. Nur mit Mühe war er einmal davon abzuhalten, einem seiner Kriegsobersten, den er beleidigt, durch einen Zweikampf Genugthuung zu geben.

Ein zweiter Zug, der Friedrich Wilhelms Sinnesart vortheilhaft auszeichnete, war seine Gottesfurcht. Diese äußerte er besonders in einer treuen Liebe für seine Glaubensgenossen, deren er sich überall mit vieler Wärme und großem Eifer annahm. Hiebei darf eine Begebenheit nicht übergangen werden, die, so schrecklich und unmutherregend sie auch ist, dennoch für die genauere Schilderung der Geschichte unseres Vaterlandes nicht fehlen darf. Wir meinen nämlich den schauderhaften Vorfall, der unter dem Namen des thornschen Trauerspiels bekannt ist. — Längst hatte sich der größere Theil von Thorns Einwohnern zu der verbesserten Kirchenlehre gewandt, und nur sehr wenige aus dem niederen Volkshaufen waren noch dem

römisch-katholischen Glauben ergeben. Aber die Jesuiten*), welche es sich zum Geschäfte machten, die aufgeblühte Glaubensfreiheit zu zerstören und die alte Dunkelheit über die Welt zurückzuführen, stifteten eine Gelehrtenschule in der Stadt, um auf diese Art Einfluß auf Thorns Bürger zu gewinnen. Nun geschah es, daß die Katholiken am 16. Juli des Jahres 1721 eine Prozession durch die Stadt veranstalteten. Bei dieser Gelegenheit verleitete entweder Uebermuth oder falscher Glaubenseifer einen Jesuitenschüler, daß er von einigen evangelischen Zuschauern verlangte, sie sollten vor dem Zuge das Knie beugen. Natürlich wurde dieses Ansinnen von den evangelischen Christen zurückgewiesen, die nur vor Gott ihre Kniee zu beugen gewohnt sind. Diese Weigerung reizte den jungen Jesuiten zu Schimpfreden und Mißhandlungen, die aber geduldig von den Zuschauern ertragen wurden. Indessen ward der Prozessionszug beendet, doch nicht die glaubenswüthige Streitsucht des Jesuiten. In Begleitung einiger Genossen fing er von Neuem Zank mit einigen Bürgern an. Bald kam es von Worten zu Schlägen, und der Lärm konnte nur dadurch gestillt werden, daß man den Unruhstifter in Haft brachte. Hiedurch fanden sich seine Mitschüler auf das Höchste beleidigt. Sie verlangten von dem Bürgermeister Rößner unter heftigen Drohungen die Loslassung ihres Genossen. Rößner verwies die Ungeduldigen zur Ruhe und bedeutete ihnen, daß die Sache einer genauen Untersuchung bedürfe. Doch hiemit wenig zufriedengestellt, ergriffen die Jesuitenschüler einen schuldlosen evangelischen Schüler, der friedlich vor seiner Hausthüre stand, mißhandelten ihn auf das Schrecklichste und schleppten ihn in ihr Schulgebäude, wo sie ihn gefangen hielten. Vergeblich verlangte der Bürgermeister die Auslieferung des Schuldlosen. Sie versicherten, ihn nicht eher frei zu lassen, als bis ihr Genosse in Freiheit gesetzt wäre. Dieser Trotz empörte den Pöbel der Stadt. Das Volk versammelte sich vor der Jesuitenschule, und da die Schüler Steine

*) Die Jesuiten, oder die „Gesellschaft Jesu", ist ein Mönchsorden, welcher einem spanischen Edelmann, Ignatz von Loyola, seinen Ursprung verdankt. Der Zweck dieses Ordens war der, die Verbreitung der Kirchenverbesserung zu verhindern und die Herrschaft des Papstthums so weit als möglich zu verbreiten. Aber die schändlichen Grundsätze dieses Ordens, die aller Sittlichkeit Hohn sprachen, bereiteten ihm seinen Untergang. Er ward im Jahre 1773 und zwar von dem damaligen vortrefflichen Papste Klemens XIV. förmlich aufgehoben, nachdem er unglaublich viel Unfug in der Welt gestiftet. In der neueren Zeit ist er jedoch wieder hergestellt worden und in Deutschland erst im Jahre 1872 durch die Reichsregierung aufgehoben worden.

auf die zusammengerottete Menschenmenge warfen und nach ihr schossen, so stürmte der erzürnte Haufe das Gebäude, zerschlug Thüren, Fenster und Geräthschaften, trieb die Jesuitenschüler in die Flucht und befreite den Gefangenen. Nur den thätigen Bemühungen des Bürgermeisters gelang es endlich, die empörte Menge zur Ruhe zu bringen und von größeren Gewaltthätigkeiten abzuhalten. — Nun klagten die Jesuiten bei der polnischen Regierung und meldeten ihr den ganzen Vorfall, aber — von einer Menge Lügen und Verdrehungen entstellt. Die Regierung, den evangelisch Gesinnten längst abgeneigt, hörte nicht auf die gegründeten Entschuldigungen der thornischen Obrigkeit, sondern verdammte durch ein eben so abscheuliches, als ungerechtes Urtheil, den Bürgermeister Rößner nebst vielen evangelischen Bürgern der Stadt, zum Tode. Andere sollten mit Gefängnißstrafe, Peitschenhieben und Geldbuße gezüchtiget werden. Die Urheber des ganzen Aufruhrs aber, die Jesuitenschüler, wurden für schuldlos erklärt. Ueberdieß sollte die Stadt eine bedeutende Geldstrafe erlegen und eines Theiles ihrer alten Rechte verlustig gehn. — Kaum hörte unser König von diesem empörenden Urtheilsspruche, als er Alles aufbot, seine schuldlosen Glaubensgenossen zu retten. Er drohte sogar mit Krieg; — doch vergeblich! Die unglücklichen Opfer der entsetzlichen Glaubenswuth mußten ihr Leben unter der Hand des Henkers verbluten. Dieß reizte den König zum höchsten Zorne — so wie es das Herz jedes gerechten Mannes erbittern mußte — und schon war er bereit, das unschuldige Blut mit den Waffen in der Hand zu rächen, als der Tod Peters des Großen, auf dessen Beistand er gehofft hatte, ihn davon zurückhielt. Uebrigens mag diese Erzählung zugleich als Beweis dienen, wie beklagenswerth die Lage des westlichen Preußens unter der polnischen Herrschaft war und wie wenig die Bewohner desselben jene erträumte Freiheit gefunden hatten, die sie hofften, als sie sich der Botmäßigkeit des Ordens entzogen.

Doch wir kehren von diesem Greuelauftritte zu unserm Könige zurück. Eben so wie er seine Frömmigkeit durch eifrige Theilnahme an dem Schicksale seiner Glaubensbrüder bewies, so leuchtete sie auch aus den meisten seiner Gespräche hervor. Keine Unterhaltung war ihm lieber, als die über Gegenstände der Religion, Fleiß, Ehrlichkeit und Sparsamkeit. Oft schrieb er eigenhändig an Prediger und Lehrer, und forderte sie dringend auf, ihre großen Pflichten mit Treue und Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Den Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten hielt er nur für Pfaffengezänk. Auch

dem Volksunterricht widmete er sein ganzes Interesse. Er verpflichtete die Eltern, ihre Kinder zum Schulbesuch anzuhalten und bestimmte, daß nur derjenige, der wenigstens lesen könnte, zum Confirmandenunterricht zugelassen werden sollte. Friedrich Wilhelm legte hierdurch den Grund zur allgemeinen Volksbildung im preußischen Staat. Groß war die Zahl der Kirchen, die er erbauen ließ, in Berlin allein drei. Daneben stiftete er hier das berühmte Krankenhaus, die Charité (1727), in dessen Garten, nebenbei gesagt, der erste Versuch gemacht wurde, die Kartoffeln in Preußen anzupflanzen.

Er selber war gewissenhaft in seinen Versprechungen, offen und redlich, ohne Falsch und Heuchelei. In allen seinen Geschäften waltete die größte Ordnung und Genauigkeit. Seine Unterthanen liebte er väterlich, und weil er sich bewußt war, sie glücklich machen zu wollen, so verlangte er unbedingten und blinden Gehorsam von ihnen. Den Grundsatz, daß dem Wohle des Staates sich jeder Einzelne unterordnen müsse, hielt er unbedingt fest. Sie sollten nur Werkzeuge seines Willens sein. Eben darum war er ein Feind der Gelehrsamkeit, weil er meinte, die Menschen lernten durch die Wissenschaft nichts weiter als widersprechen, was er am wenigsten dulden mochte. Als Richter war er unerbittlich strenge, und nie nahm er ein gefälltes Todesurtheil zurück.

Bei dem vielfachen Guten, das der König an sich hatte, darf es doch nicht verschwiegen werden, daß sein inneres Wesen durch einen Fehler entstellt wurde, der ihn oft zur Härte, ja selbst zur Grausamkeit hinriß. Dieß war ein fürchterlicher Jähzorn, den er niemals zurückzuhalten wußte. Uebereilte ihn seine Hitze, so verschonte er Niemanden. Sehr viel hatte hievon insbesondere sein ältester Sohn Friedrich zu leiden, der nachmals als König das Muster aller Fürsten geworden ist. So sehr nämlich Friedrich Wilhelm die Wissenschaften und schönen Künste verachtete, so eifrig verehrte sie der Kronerbe. Seine Lieblingsbeschäftigungen waren Ton- und Dichtkunst, und er schien an nichts weniger Gefallen zu finden, als an den kriegerischen Uebungen, die sein Vater so sehr liebte. Schon diese entgegengesetzte Denkart erzeugte viel Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn und zog dem Letzteren manche üble Behandlung zu. Der König äußerte oft, daß er seinen ältesten Sohn für unfähig zu einem tüchtigen Herrscher halte. Die Spannung zwischen beiden erreichte aber den höchsten Grad, als der junge Fürst eine englische Königstochter zur Gemahlin begehrte. Friedrich Wilhelm war ein Feind des Königs von England und

wollte daher von einer solchen Verbindung nichts wissen. Da faßte der Jüngling den Entschluß, sich der strengen väterlichen Gewalt durch eine Flucht nach England zu entziehen. Mit einigen Freunden (von Keith und von Katte) verabredete er den Plan, und schon war die glückliche Ausführung desselben nahe, als der ganze Anschlag durch einen ungünstigen Zufall dem Könige entdeckt wurde. Dieser hatte die strengsten Begriffe von der Pflicht des Gehorsams, welchen Kinder ihren Eltern schuldig sind, und der Ungehorsam seines eigenen Sohnes versetzte ihn daher in den größten Zorn. Er ließ ihn gefangen nehmen, mißhandelte ihn heftig und würde ihn auf der Stelle mit seinem Degen durchbort haben, wenn ihn die Anwesenden nicht von dieser raschen That zurückgehalten hätten. Friedrich ward nach der Festung Küstrin in strenge Haft gebracht, und der König war fest entschlossen, ihn hinrichten zu lassen. Weder die Bitten seiner Gemahlin noch seiner Kinder, die fußfällig und unter tausend Thränen um das Leben des geliebten Sohnes und Bruders flehten, vermochten den strengen Richterspruch des zornigen Vaters zu beugen, und sicher wäre sein Haupt unter dem Schwerte des Henkers gefallen, wenn nicht viele wackere Männer unseres Vaterlandes sich voll edeln Muthes der Ungnade des Königs ausgesetzt und sein unmenschliches Verfahren ihm mit großer Freimüthigkeit vorgehalten hätten. Auch die meisten Fürsten Europas verwandten sich für den Kronerben. Am Meisten aber trug die ernste Erklärung des deutschen Kaisers dazu bei das Leben Friedrichs zu erhalten, indem er dem Könige mit seiner Feindschaft drohte, wofern er seinen blutigen Vorsatz ausführen würde. Bedauernswerth war indessen das Schicksal des jungen Herrn von Katte, der für seine zärtliche Liebe zu dem Königssohne mit dem Leben büßen mußte, und grausam war es, daß Friedrich gezwungen wurde, es mit anzusehn, wie seinem Freunde der Kopf abgeschlagen ward. Herr von Keith war glücklich nach England entflohen, doch noch sehr viele andere, die in den Plan Friedrichs mehr oder weniger verwickelt gewesen waren, und selbst viele ganz Unschuldige, mußten den Zorn des Königs hart empfinden.

Aber der König war nicht unversöhnlich, und Friedrich that in der Folge Alles, um seine Liebe zu gewinnen, so daß zuletzt ein herzliches und liebevolles Verhältniß zwischen beiden Statt fand.

Uebrigens leuchtet es von selbst ein, daß das Beispiel der Ordnung, der Sparsamkeit und Frömmigkeit, womit der König seinen Unterthanen voranging, von dem günstigsten Einfluße auf

dieselben sein mußte. Die nutzlose Verschwendung, die des vorigen Königs Beispiel im Lande herrschend gemacht hatte, verschwand allenthalben. Man sah keine prächtigen, goldgestickten Kleider mehr, die schimmernden und kostspieligen Lustbarkeiten hörten auf und mit ihnen die Laster, welche durch Ueppigkeit und Prachtsucht erzeugt werden. Einfache Sitten und bürgerliche Ehrbarkeit kehrten zurück und führten häusliches Glück und ruhigen Wohlstand in die Häuser ein. Die Tanzsäle und Spielhäuser wurden leer, aber die Kirchen voll, und in den meisten Bürgerhäusern ging es die ganze Woche still zu. Die Hausväter übernahmen selbst die schöne Pflicht, ihre Hausgenossen zu erbauen und versammelten sie regelmäßig zu Morgen- und Abendgebet. Von sogenannten Betstunden wollte der König aber nichts wissen, er war nicht für den bloßen Schein von Frömmigkeit und erklärte sie für Heuchelei. So erstarkte das Volk zu hoher, sittlicher Kraft, und die Bürger des Staates stellten das erfreuliche Bild einer großen Hausgenossenschaft dar, die durch Frömmigkeit, Ordnung und Fleiß enge miteinander verbunden ist.

Inzwischen waren heftige Krankheitsanfälle die Vorboten von dem herannahenden Tode des Königs. Kurz vor seinem Ende fühlte er noch eine große Sehnsucht nach dem Erben seiner Macht und ließ ihn zu sich nach Potsdam rufen. Friedrich fand seinen Vater auf einem Rollstuhle sitzend im Garten und stürzte mit Thränen aufrichtiger Kindlichkeit ihm in die Arme. Der König nannte ihn seinen lieben Fritz und unterhielt sich lange ohne Zeugen mit ihm. Darauf ordnete er selbst sein Leichenbegängniß an, besah seinen Sarg, den er schon vor mehreren Jahren aus schwarzem Marmor hatte machen lassen, und ließ noch einmal die Befehlshaber der Garde vor sich kommen, um den letzten Abschied von ihnen zu nehmen. Darauf segnete er seine Gemahlin und seine Kinder und vor allen seinen Kronerben, dem er zweierlei an das Herz legte, das Emporkommen seines Hauses und das Wohl seiner Völker, und starb unter eifrigen Gebeten am 31. Mai 1740. Er hinterließ seinem Erben einen wohlgeordneten Staat, der bereits 2159 Geviertmeilen umfaßte, die von drittehalb Millionen Unterthanen bevölkert wurden, einen Schatz von nahe neun Millionen Thalern und ein auserlesenes Kriegsheer von über 80,000 Mann.

Dritter Abschnitt.

Preußen wird durch Friedrich II. zu einer Großmacht erhoben 1740 – 1786.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Friedrich II. wird König. — Die beiden ersten schlesischen Kriege.

Ein Jahrhundert war vorübergegangen, seitdem der große Kurfürst Friedrich Wilhelm die väterliche Herrschaft übernahm, und wie ruhmvoll und herrlich hatte die Gestalt des Vaterlandes sich verändert! — Die Trümmer eines zerfallenden Staates hatte die Riesenkraft des großen Kurfürsten zusammengehalten und einen neuen Staat geschaffen, dem sein Schwert Sicherheit und seine Weisheit Achtung erwarb. Den Glanz der Königskrone verlieh ihm Friedrich I., und sein Nachfolger schenkte ihm Ordnung und Festigkeit. Schon galt der preußische Name — vor einem Jahrhundert kaum mehr genannt — wieder unter den Mächten Europas. Noch aber war die Macht des jungen Königreiches, verglichen mit andern Staaten desselben Ranges, nur schwach, es fehlte seinen Ländern an äußerm Zusammenhange, seiner Verfassung an genauer Bestimmtheit und Vollendung, seinen Bürgern an gesetzlicher Freiheit und Aufklärung, der Hauptbedingung wahren Bürgerglückes. Dieses Alles dem Vaterlande zu schenken, war Friedrich II. geboren.

Wenn dem Preußen das Herz höher und stolzer schlägt bei diesem Namen, wenn feuriger dem Jünglinge das Auge blitzt, so oft er von des großen Königs Thaten hört, und wenn Auftritte aus seinem Leben noch fortwährend die Lieblingsunterhaltung des Volkes sind, so ist dieß nichts, als die nothwendige Anerkennung der Größe, welche dem unsterblichen Friedrich den Beinamen des Einzigen verschaffte. Denn mögen auch andere Völker der Vor- und Mitwelt gute, große und tapfere Fürsten aufzuweisen haben; — einen Friedrich haben sie nicht, — dem Preußenlande gehört er allein an und steht einzig da in der Weltgeschichte. Ein feingebildeter, mit den Schätzen der Wissenschaften hochbereicherter Geist, ein ausgezeichneter Scharfblick, der mit seltener Genauigkeit die Menschen zu durchschauen, die Zeit in ihren mannigfachen Verhältnissen aufzufassen und stets das richtige Urtheil zu fällen und das beste Mittel zu erwählen verstand, ein Heldenmuth, welcher der eigenen starken Kraft sich

bewußt, nie gebeugt und unterdrückt werden konnte, und sich nur um so herrlicher zeigte, je drohender die Gefahr auf ihn eindrang, ein Herz, das der zartesten Gefühle der Freundschaft empfänglich war und für das Glück seiner Unterthanen schlug, und eine edle Ruhmbegierde, die den erhöhten Glanz des Vaterlandes zum Ziele ihres Strebens erwählte: — das waren die Eigenschaften, welche Friedrich II. zierten, der jetzt in einem Alter von achtundzwanzig Jahren den Herrscherstab aus den Händen seines sterbenden Vaters empfing (31. Mai 1740).

Mit gespannter Erwartung waren die Blicke des ganzen Volkes auf den jungen König gerichtet, dessen Neigungen und Geistesbeschaffenheit in vielen Stücken so sehr von denen des Vaters abwichen. Die einen hofften von ihm Alles, während die andern Alles fürchteten. Aber Friedrichs erstes Auftreten gleich gewann ihm die Herzen seiner Unterthanen ungetheilt und beruhigte ganz die Zweifelnden. Mit Achtung und Auszeichnung behandelte er die erprobten Rathgeber und Feldherren seines Vaters und bewies ihnen, wie hoch er die Erfahrung schätzte und wie gerne er ihrem Rathe sein Ohr zu öffnen bereit sei. Zugleich fand er Gelegenheit, den ersten Schritt auf der neuen Herrscherbahn mit einer Wohlthat für sein Volk zu bezeichnen. Der strenge Winter des Jahres 1740 hatte die Wintersaat getödtet und eine Theuerung hervorgebracht, die zur Hungersnoth zu werden drohte. Da öffnete der König die Vorrathshäuser, welche durch die Sparsamkeit seines Vaters reich angefüllt waren mit Getreide aller Art, und verkaufte das Brotkorn den Wohlhabendern zu den billigsten Preisen, unter die Dürftigsten aber ließ er es unentgeltlich vertheilen.

Die harten, oft so grausamen Todesstrafen, welche unter Friedrich Wilhelms Herrschaft üblich gewesen waren, schaffte er ab, „weil sie die Menschheit entehrten.“ Auch hörte, auf sein Gebot, die grausame und unzweckmäßige Sitte auf, von denjenigen, welche eines Verbrechens angeklagt waren, durch allerhand sinnreich erfundene, gräßliche Martern (Tortur) ein Geständniß zu erpressen. Von nun an ward auch in dem Angeklagten die Würde des Menschen geehrt und seine Gesundheit, wie sein Leben, nicht mehr der grausamen Willkür Preis gegeben. Die Abstellung dieses Mißbrauchs allein erwirbt dem großen Friedrich den wärmsten Dank seines Volkes.

Auch die Leibschaar der Potsdamer Riesen, die dem Staate so vieles Geld gekostet hatte, verschwand jetzt, und statt ihrer wurden zweckmäßigere Heeresabtheilungen errichtet.

Jetzt durchreiste der König seine Staaten, um durch den

eigenen Anblick sich von ihrem Zustande zu überzeugen und die Huldigung seiner Unterthanen zu empfangen. Aber kaum war er von seiner Reise zurückgekehrt, als eine wichtige Nachricht seine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand richtete.

Deutschlands Kaiser Karl VI. war gestorben am 20ten Oktober 1740. Wohl hatte er, wie schon früher erwähnt worden, mit den meisten Fürsten Europas und auch mit Friedrich I. ein Uebereinkommen getroffen, kraft dessen sich diese verpflichteten, seine Tochter Maria Theresia, die Erbin seiner Kronen, nicht nur im Besitze ihrer Länder anzuerkennen, sondern auch zu schützen. Die deutsche Kaiserwürde war seit Jahrhunderten schon in den Händen der Erzherzoge von Oesterreich gewesen, indem der Vater jedesmal noch bei seinen Lebzeiten die Wahl der Kurfürsten auf den Sohn zu lenken wußte. Dadurch gelang es diesen Fürsten, die Macht ihres Hauses unglaublich zu vermehren. Viele Länder, die sonst selbstständig in dem großen Staatenbunde der deutschen Völker gestanden hatten, waren jetzt ein Eigenthum Oesterreichs. Sein Herrscherstab erstreckte sich nicht nur über das eigentliche Erzherzogthum Oesterreich und dessen deutsche Nebenlande, sondern auch über die Königreiche Ungarn und Böhmen, über Mähren, Schlesien, einen Theil der Niederlande und fast ganz Oberitalien. Außerdem gehörten noch einige kleinere deutsche Grenzländer dazu. Da nun die Art, wie Karls VI. Vorfahren zum Besitze aller dieser Länder gelangt waren, nicht immer die rechtlichste gewesen, und noch viele gegründete Ansprüche anderer Fürsten auf denselben ruhten, so hatte er seine Tochter durch den genannten Vertrag vor jedem feindlichen Angriffe sicher stellen wollen. Aber Friedrich II. glaubte durch einen Vertrag vom Jahre 1726 durch den als Gegenleistung der Anfall von Berg an Preußen zwar von Karl VI. versprochen aber nicht verwirklicht war, sich keineswegs gebunden. Vielmehr schienen ihm seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Brieg, Wohlau, Jägerndorf und Liegnitz, die schon seinem großen Ahnherrn, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, durch das Recht der Erbverbrüderung anheim fallen sollten (s. S. 65. 129.), zu wohl begründet und die jetzige Gelegenheit zu vortheilhaft, als daß er nicht hätte Alles daran setzen sollen, um sein Recht geltend zu machen. Indessen sah er leicht ein, daß Maria Theresia wohl schwerlich im Guten zur Abtretung des schönen, fruchtbaren Schlesiens sich bewegen lassen dürfte, und um sogleich, im Falle einer abschlägigen Antwort, mit allem Nachdrucke handeln zu können, bereitete er sich alles Ernstes auf den Krieg vor. In den Zeughäusern ward gearbeitet, die Vorrathskammern wurden gefüllt und die Kriegerschaaren zusammenge-

zogen. Und diese Zurstüungen waren nicht unnöthig. Denn die Königin von Ungarn und Böhmen verwarf mit Geringschätzung die Forderungen Friedrichs, die er nach Wien sandte, als er bereits in Schlesien stand, obgleich dieser ihr, im Falle der Gewährung, nicht allein den kräftigsten Beistand gegen jeden andern Feind, sondern auch seine Stimme zur Kaiserwahl ihres Gemahls, des Großherzogs Franz von Toskana, und überdies einen bedeutenden Geldvorschuß versprach. So war denn das Loos des Krieges unwiderruflich gezogen. Schon am 16. December hatte der König rasch sein schlagfertiges Heer in das schwach vertheidigte Schlesien geführt (1740). Am 1. Januar 1741 stand er vor Breslau, das ihm freudig die Thore öffnete. Der Widerstand, welchen der österreichische Feldherrn Browne (Braun) der preußischen Uebermacht beim weiteren Vordringen leisten konnte, war nicht der Rede werth, und so geschah es denn, daß sich schon nach Verlauf weniger Wochen das ganze Land in Friedrichs Händen befand, die Festungen Glogau, Neiße und Brieg ausgenommen. Nicht ungern sah der größte Theil von Schlesiens Bewohnern den preußischen Adler in ihrem Gebiete wehen, — denn zwei Drittheile der Bevölkerung bekannten sich zur Lehre der Kirchenbesserer und hatten bisher unter dem harten Drucke einer streng katholischen Landes-Regierung seufzen müssen. Diesen erschien Friedrich als ein rettender Engel, indem er ihnen seinen vollkommenen Schutz versprach und alle Bedrückungen, die sie ihres Glaubens wegen erlitten, sogleich abstellte. Nicht so willkommen war er dem katholischen Theile des Volks, — doch auch diesen wußte er durch seine herablassende Freundlichkeit und durch die Versicherung, ihren Glauben keinesweges beeinträchtigen zu wollen, für sich zu gewinnen. Der König gönnte darauf seinem Heere eine kurze Winterrast und ging selbst nach Berlin zurück, um für den nächsten Feldzug zu rüsten.

Inzwischen hatte Maria Theresia die bedeutensten Mächte Europas um Beistand gebeten, aber nur bei dem Könige von England Hilfe gefunden, der sich anheischig machte, sie von seinem Kurfürstenthum Hannover aus, mit einem Heere zu unterstützen.

Doch der Preußenkönig ließ seinen Feinden nicht Zeit zu langen Zurüstungen. Schon im Februar 1741 kehrte er wieder zu seinen Kriegsschaaren zurück, und das erste Unternehmen galt jetzt der starken Feste Glogau. Angeführt von dem tapfern Erbfürsten Leopold von Dessau überraschte ein preußischer Heerhaufen die Festung. Es war am 9. März, als mit dem Glocken-

schlage, der die Mitternachtstunde verkündigte, die Festung an fünf verschiedenen Enden zugleich von den Preußen berannt wurde. Ein leichterer Sieg ist wohl selten errungen worden. Denn schon um ein Uhr flatterte der preußische Adler siegreich auf den Wällen der bezwungenen Feste, deren Befehlshaber nebst der Besatzung sich zu Gefangenen ergeben mußte. Friedrichs Krieger aber wußten den Ruhm ihrer Tapferkeit noch durch strenge Mannszucht und ein menschliches Betragen gegen die Besiegten zu erhöhen. Nichts von jenen Gräueln ward verübt, womit sonst wohl gewaltsame Eroberungen dieser Art zu enden pflegen. Kein Haus ward erbrochen, und Leben, Freiheit und Eigenthum der friedlichen Bürger blieben unangetastet. Der höchst erfreute König aber spendete seinen Tapfern das gebührende Lob und ließ eine bedeutende Menge Geld unter sie vertheilen.

Jetzt wandte sich Friedrich südlich, nach Nieder-Schlesien, um die Feste Brieg zu gewinnen. Aber diesem Plane wollten sich die Oesterreicher widersetzen. Endlich hatte sich denn doch ein Heer von 19,000 Mann unter der Anführung des Feldmarschalls von Neipperg in Bewegung gesetzt, um den König wieder aus Schlesien zu vertreiben. Kaum hatte Friedrich hievon Nachricht erhalten, als er auch dem Feinde muthig entgegenging. Denn eine Schlacht — das sah er ein — war unvermeidlich, und sie sollte geliefert werden. Der feindliche Feldherr stand zwischen der Feste Brieg und dem Städtchen Ohlau. Dorthin führte der König seine Schaaren. Es war der 10. April, an welchem Friedrich die erste Feldschlacht fechten und sein Heer die preußischen Waffen mit neuem Glanze schmücken sollte. Hoch durch den tiefen Schnee watend, der Tages zuvor gefallen war, fanden die preußischen Krieger den Feind bei dem Dorfe Mollwitz. Unter dem Feuer des preußischen Geschützes stellten sich die Oesterreicher in Schlachtordnung, und ihre Reiterschaaren stürzten sich mit so kühner Tapferkeit auf die Reiter Friedrichs, daß diese dem grimmigen Angriffe nicht zu widerstehen vermochten, sondern fliehend sich auf das Fußvolk warfen. Vergebens war es, daß der König selbst die Fliehenden sammelte und sie von Neuem dem Feinde entgegenführte. Ihn zwar erschütterten die furchtbaren Auftritte nicht, die er hier zum ersten Male mit ansah, und sein Herz bebte nicht, als sein Pferd von einer feindlichen Stückkugel getroffen, unter ihm sterbend zusammensank — doch seine geschlagenen Reiter waren nicht mehr im Stande, den siegenden Feind aufzuhalten. Gegen das Fußvolk drang er stürmend vor. Aber unerschütterlich fest, wie eine Felsenmauer, standen diese wackern Krieger und vereitelten mit unglaublicher

Tapferkeit alle Angriffe des Feindes. Schon fünf Stunden wüthete der Kampf. Allgemach begann den preußischen Kriegern der Schießbedarf zu mangeln. Selbst die Kugeltaschen der Gefallenen, die man durchsuchte, halfen dem dringenden Bedürfnisse nicht mehr ab. Und schon dunkelte der Abend mächtig herein. Da schien es, als ob die ausdauernde Tapferkeit von Friedrichs Heerschaaren fruchtlos bleiben werde. Der König selbst zweifelte an dem glücklichen Ausgange der Schlacht und mit sorgenvoller Seele sprengte er nach dem linken Flügel des Treffens. Hier befehligte der alte Graf von Schwerin, ein Held voll ritterlichen Sinnes, der unter den Waffen grau geworden war. Seine Feldherrnklugheit, seine Tapferkeit und sein edler, frommer Sinn hatten ihn zum würdigen Vorbilde des ganzen Heeres gemacht, und der gemeine Krieger nannte ihn mit kindlicher Ehrfurcht „seinen Vater Schwerin." Zu diesem eilte Friedrich, um bei seiner Erfahrung Rath zu suchen. Der alte Feldherr rieth ihm, das mörderische Getümmel der Schlacht zu meiden, wo sein Leben allzusehr bedroht war. Noch stand einige Meilen vom Wahlplatze ein preußischer Heerhaufe unter dem Befehle eines Herzogs von Holstein, — dort sollte der König im schlimmsten Falle seine Zuflucht suchen. Doch dieser Rath mißfiel dem jungen Könige. Zum rechten Flügel, wo die Gefahr am Härtesten drohte, sprengte er noch einmal zurück, um durch seine Gegenwart des Kampfes Geschick vielleicht zu entscheiden. Wie Felsen standen noch immer seine treuen Streiter. Aber dunkler und dunkler ward der Abend und immer ungewisser der Widerstand. Da entschloß sich Friedrich endlich dem Rathe Schwerins nachzugeben, und nur von einem kleinen Gefolge von Befehlshabern und Leibjägern begleitet, verließ er im schnellsten Galopp das Schlachtfeld und eilte dem Städtchen Oppeln zu, wo eine Brücke über die Oder führt. Jetzt hielt er am Thore und verlangte Einlaß. Als aber auf das fragende „Werda?" der Thorwache, die Antwort: „Preußen!" erscholl; da begleiteten Flintenschüsse aus dem Thorgitter die Antwort, und der König erkannte nun erst, daß die Stadt von Oesterreichern besetzt sei. Rasch der nahen Gefahr zu entgehen, wandte er um und sprengte wieder nach dem Städtchen Löwen zurück, das dem Kampfplatze näher lag. Hier kam er mit dem dämmernden Morgen an, und das erste, was er vernahm, war eine frohe Siegesbotschaft vom Schlachtfelde. Der Heldengreis Schwerin, obgleich aus zwei Wunden blutend, hatte seinem Könige die Schlacht gewonnen. Ueber 8000 Oesterreicher bedeckten den blutigen Boden mit ihren Leichen und zwölfhundert hatte das Kriegsglück lebend in die

Hände der Sieger geliefert. Aber auch 2500 Preußen, und unter ihnen selbst ein Verwandter des Königs, lagen kalt und blutig am Boden und mehr als 3000 waren verwundet.

Mit tiefer Wehmuth durchritt jetzt der junge König das Kampfgefilde voll Todter und Sterbender und in seinem Auge glänzte eine Thräne. Gefahr und Kampf hatten seine Seele nicht erschüttert, — doch dem Anblicke des Elends und der Leiden, die ihm jetzt allenthalben begegneten, vermochte er nicht zu widerstehen.

Die nächste Frucht des schwererrungenen Sieges war nun für den König die Eroberung der Feste Brieg. Nach einer sechstägigen Belagerung öffnete sie ihm die Thore. Doch nicht minder ersprießlich war ihm die hohe Meinung von seiner Feldherrnklugheit und von der Heldenkraft seines Heeres, welche er sich durch die glückliche Schlacht allenthalben erwarb. Denn die österreichischen Heere galten mit für die tapfersten, und ihre Feldherren für die klügsten. Frankreich, der alte Feind des österreichischen Hauses, trug dem Preußenkönige ein Bündniß an, und auch die Kurfürsten von Baiern und von Sachsen wünschten seine Freundschaft. Diese drei Mächte schlossen zu Nymphenburg einen Vertrag (Mai 1741), nach welchem sie die meisten Länder der Königin von Ungarn unter sich theilen wollten. Insbesondere war dabei der Kurfürst von Baiern wohl bedacht worden. Er sollte Oberösterreich, das Königreich Böhmen, die Grafschaft Tyrol und den Breisgau*) zu seinem Antheile erhalten und noch dazu mit der deutschen Kaiserwürde geschmückt werden. Friedrich zeigte sich zwar geneigt, diesem Bunde beizutreten, indessen verpflichtete er sich noch durch kein Versprechen, weil er in jedem Falle lieber Frieden mit Oesterreich wünschte. Und dazu schien jetzt Aussicht vorhanden zu sein.

Denn mit Bestürzung hatte inzwischen Maria Theresia die Niederlage ihres Heeres vernommen. Doch eine schlimme Botschaft folgte bald der andern. Der Kurfürst von Baiern, von einem bedeutenden französischen Heere unterstützt, war in Oberösterreich eingefallen, bis zur Stadt Linz vorgedrungen und hatte sich dort den Eid der Treue schwören lassen. Hiemit begann der österreichische Erbfolgekrieg (1741—44.) Dieß machte die stolze Fürstin zum Frieden mit Preußen geneigt. Schon waren die vorläufigen Unterhandlungen glücklich beendet und die Zeit zum vollständigen Friedensschlusse bereits festgesetzt. Das österreichische Heer zog aus Schlesien ab, und Neiße, die

*) Der Breisgau liegt am Rheine und gränzt an die Schweiz und Frankreich. Jetzt gehört er größtentheils zum Großherzogthum Baden.

letzte Festung des Landes, die sich noch in Feindeshänden befand, ergab sich, nach einer kurzen Belagerung, dem Könige. Dieser aber empfing jetzt in Schlesiens Hauptstadt die Huldigung des Volkes und kettete fester noch, als durch den geleisteten Eid, durch Ausspendung von Wohlthaten die Herzen seiner neuen Unterthanen an sich. Geld, Getreide und Baugeräthschaften ließ er austheilen, um denen wieder aufzuhelfen, die durch den Krieg gelitten hatten. Indessen wurde dieser Sonnenblick des Friedens schnell wieder von der Wetternacht des Krieges verschlungen. Denn bald bemerkte Friedrich, wie Maria Theresia nur zum Scheine mit ihm in Unterhandlungen getreten sei, um seiner vorläufig los zu werden. Da hielt er es für gerathener, die Unterhandlungen abzubrechen und wieder feindlich gegen sie aufzutreten. Jetzt trat er dem Vertrage Frankreichs, Baierns und Sachsens förmlich bei und rückte wieder ins Feld (Januar 1742).

Die Eroberung der Festung Glatz — die gleichbenannte Grafschaft war schon im vorigen Feldzuge durch die preußischen Waffen unterworfen worden — eröffnete nun die kriegerischen Auftritte. Der König aber führte seine Krieger nach Mähren, um dieses Land, dem Theilungsvertrage gemäß, für Sachsen zu erobern. — Die Lage der Königin von Ungarn war schlimmer, als je. Unter dem Namen Karl VII. war der Kurfürst von Baiern wirklich zum Kaiser erwählt worden, und seine Kriegsmacht, in Verbindung mit den Franzosen, hatte Böhmen erobert. Doch in dieser höchsten Gefahr ward die bedrängte Fürstin von ihren treuen Ungarn gerettet. Zu den Waffen griff der Adel des Landes, durch eine Rede begeistert, welche die Königin in der Ständeversammlung gehalten, und jeder schwur mit entblößtem Säbel, den letzten Blutstropfen für sie hinzuopfern. So sah sich Maria Theresia bald wieder an der Spitze eines bedeutenden Heeres, das die Baiern und Franzosen aus Böhmen zu verdrängen anfing. — Indessen bemerkte Friedrich wie die Sachsen, zu deren Nutzen er den jetzigen Feldzug unternommen, nur ungern und verdrossen an dem Kriege Theil nahmen. Auch Frankreich ließ deutlich merken, wie es geneigt sei, bei der ersten günstigen Gelegenheit seine Bundesgenossen zu verlassen und Friede mit Oesterreich zu schließen. Dann aber wäre die Last des ganzen Krieges fast allein auf Preußen gefallen. Es war daher Friedrichs größter Wunsch, sich mit Oesterreich zu versöhnen. Doch dazu waren wenig Aussichten, da sich die Lage seiner Feindin in kurzer Zeit so bedeutend gebessert hatte. Nichts konnte sie vielleicht zum Frieden geneigt machen, als ein neuer

Verlust, so dachte der König und entschloß sich, eine Schlacht zu wagen. Mit einem auserlesenen Heere von 40,000 Mann war der österreichische Feldherr, Herzog Karl von Lothringen, in Böhmen eingebrochen. Ihm entgegen zog der König, und bei Kuttenberg, Czaslau und Chotusitz kam es am 17. Mai zu einem blutigen Treffen. Die preußische Tapferkeit errang abermals einen vollständigen, wenn auch theuer bezahlten Sieg. Jetzt erfolgte, was Friedrich vermuthet hatte. Maria Theresia ließ sich zum Frieden geneigt finden, der auch am 11ten Juni 1742 zu Breslau die Ruhe der Waffen zurückführte. Nieder- und Ober-Schlesien nebst der Grafschaft Glatz war der Preis, den Friedrichs Siege errungen hatten.

Mit jubelnder Begeisterung empfingen die Bewohner Berlins ihren siegreichen König, der nun Alles aufbot, um das neueroberte Land gut einzurichten. Auch wurden die Landesfestungen ausgebessert und das Heer mit 18,000 Kriegern vermehrt. Denn der König traute dem geschlossenen Frieden nicht lange Dauer zu und befürchtete, daß Oesterreich, sobald es nur vor seinen übrigen Feinden Ruhe haben würde, an die Zurückeroberung Schlesiens denken dürfte. Denn er wußte, wie sehr der Königin von Ungarn dieses schöne Land am Herzen lag. Sie soll sogar geäußert haben, lieber ihres Hemdes, als Schlesiens entbehren zu wollen. Auch hatte der König mit seinen Befürchtungen vollkommen recht.

Die Heere der Königin fochten mit dem glücklichsten Erfolge gegen den Kaiser Karl VII. Sie vertrieben ihn nicht nur ganz aus Böhmen, sondern eroberten auch Baiern, sein Erbland, und der unglückliche Fürst mußte nach Frankfurt am Main flüchten, wo er von französischer Unterstützung lebte. Vergebens hoffte er, daß Deutschlands Fürsten, die ihn zu des Reiches Oberhaupt gewählt, sich zu seinem Beistande rüsten würden. Kein Arm erhob sich für ihn, und vor Kurzem noch im Besitze einer bedeutenden Macht, von den glänzendsten Hoffnungen geschmeichelt und von dem Glücke der Waffen begünstigt, war er nun zu einer Hilflosigkeit, zu einem Kaiser ohne Macht und Land herabgesunken. Umsonst war es, daß Friedrich sich seinetwegen bei Maria Theresia verwandte; — mit Stolz wies sie alle seine Vorstellungen zurück und beharrte dabei, jenen nicht als Kaiser anzuerkennen. Nicht nur die Ehre des Königs forderte jetzt, sich des verlassenen Kaisers aus allen Kräften anzunehmen und selbst im Falle der Noth die Waffen für ihn zu erheben, sondern seine eigene Sicherheit verlangte, daß er von Neuem zum Schwerte griff. Denn zu Worms im September 1743 hatten Oesterreich,

England und Sachsen*) ein Bündniß geschlossen, dessen geheime Absicht dahin gerichtet war, dem Könige von Preußen Schlesien wieder abzunehmen. Aber was war nicht sonst noch für die Selbstständigkeit der deutschen Fürsten von einem Bündnisse zwischen Oesterreich und England zu fürchten! Schon seit Jahren war die Absicht der Kaiser aus dem österreichischen Hause dahin gegangen, die alte Verfassung des Reiches umzustürzen und Deutschland unmittelbar dem Herrscherstabe Oesterreichs zu unterwerfen, und jetzt nach der Besiegung und Eroberung Baierns, im Bunde mit dem reichen, seemächtigen England, schien die Erfüllung des alten Wunsches es nicht mehr ferne zu liegen. — Solche Betrachtungen bewogen im Frühling 1744 den Preußenkönig mit Karl VII., Ludwig von Hessen-Cassel und dem Kurfürsten von der Pfalz**) ein Schutzbündniß zu schließen, dessen Zweck die Wiederherstellung des Friedens im deutschen Reiche, die Behauptuug der Kaiserwürde für Karl VII. und die Eroberung Böhmens für diesen Fürsten sein sollte. Zugleich hielt er seine Kriegsschaaren schlagfertig, und da seine erneuten Vorschläge von Maria Theresia abermals zurückgewiesen wurden, so brach er mitten im Sommer 1744 mit 80,000 Mann „kaiserlicher Hülfstruppen" ungesäumt auf und drang durch Sachsen in Böhmen ein. Ohne vielen Widerstand zu finden, führte er seine Schaaren bis Prag und bekam selbst diese Hauptstadt in seine Gewalt. So ruhmvoll nun auch durch dieses Unternehmen der Feldzug begonnen war, so sollte er doch nicht gleich ruhmvoll enden. Denn Friedrich gab gegen seine bessere Ueberzeugung den Vorstellungen des Kaisers und des französischen Feldherrn nach und veränderte seinen wohlersonnenen Kriegsplan nach ihrem Wunsche. Er entfernte sich nämlich zu weit von Schlesien und der eroberten Stadt Prag und zog sich näher an die baiersche Grenze. Dadurch erleichterte er den Oesterreichern das Eindringen in Böhmen, die unter ihrem Feldherrn Bathiany ihm in den Rücken kamen, seinem Heere, das bereits an dem Nöthigsten Mangel litt, alle Zufuhr abschnitten und alle schriftlichen Befehle des Königs, die er an seine Unterfeldherren absandte, auffingen. Doch seine Lage wurde noch gefährlicher, als Herzog Karl von Lothringen mit einem bedeutenden Heere schnell vom Rheinstrome aufbrach,

*) Der damalige Kurfürst von Sachsen war zugleich König von Polen und hieß als solcher August III.

**) Die Pfalz, das schönste von den deutschen Ländern, liegt am Rheine, hat jetzt aufgehört ein besonderes Fürstenthum zu sein, und gehört theils zu Baden, theils zu Baiern und theils zu Preußen.

ohne von den Kriegsschaaren der Baiern und Franzosen, die ihm dort entgegenstanden, aufgehalten zu werden, und gleichfalls in Böhmen eindrang. Ein Feldherr von weniger Klugheit und Besonnenheit, als der große Friedrich, hätte, bei so mißlicher Lage, unfehlbar seinen Untergang gefunden. Aber dem Könige gelang es, sein Heer, obgleich beständig von überlegenen Feinden bedrängt, ohne großen Verlust aus Böhmen nach Schlesien zu führen (gegen Ende des Jahres 1744). Während nun der König nach Berlin reiste, um die Anstalten zum nächsten Feldzuge zu besorgen, drangen die österreichischen Feldherren unaufhaltsam in Schlesien ein und brachten bald das ganze Land — die beiden Feste Neiße und Kosel ausgenommen — in ihre Gewalt. Maria Theresia erließ sofort Erklärungen an das Volk, worin sie sagte, wie nur die Noth sie zu dem Breslauer Frieden gezwungen hätte, sie aber nie in die Abtretung Schlesiens willigen würde. Zugleich sprach sie die Unterthanen von dem Huldigungseide gegen Preußen los und forderte sie auf, ihr von Neuem Treue zu schwören. Aber ihre Freude über Schlesiens Wiedereroberung war von kurzer Dauer. Schnell eilte Friedrich wieder zu seinem Heere (1745), rasch entwarf er mit dem Fürsten von Dessau den Plan zur Vertreibung der Feinde, und kaum waren einige Wochen vergangen, so sah sich Schlesien frei von österreichischen Heerhaufen.

Inzwischen hatte sich ein Ereigniß zugetragen, das auf die ganze Lage der Sachen einen höchst entscheidenden Einfluß ausübte. Am 20. Januar 1745 nämlich war Kaiser Karl VII. gestorben, und sein Sohn, Maximilian Joseph, hatte sich darauf mit der Königin von Ungarn friedlich verglichen. Sie gab ihm das eroberte Baiern zurück und erhielt dagegen von ihm das Versprechen, seinen Ansprüchen auf Böhmen u. s. w. zu entsagen und ihrem Gemahl seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben. — Jetzt fiel einer von den Gründen also fort, die Friedrich II. in den Kampf gerufen, und er wünschte den Frieden. Aber Maria Theresia, nun, da sie mit ihm allein zu thun hatte, ihres nahen Sieges zum Voraus gewiß, verwarf alle seine Vorschläge und bestand hartnäckig auf die Zurückgabe Schlesiens, als der einzigen Bedingung eines sichern Friedens. So blieb dem Könige, wenn nicht das Blut so vieler tapfern Krieger vergeblich geflossen sein und er seine Ansprüche auf Schlesien nicht für immer aufgeben sollte, nichts anders übrig, als die Waffen noch ferner walten zu lassen.

Sein Heer war wohl gerüstet, die Vorrathskammern gefüllt und der Plan zum neuen Feldzuge mit kluger Vorsicht entworfen.

Es gelang ihm durch eine glückliche List, den Herzog Karl von Lothringen, der mit den österreichischen Heerhaufen eine vortheilhafte, für den König höchst gefährliche Stellung in den böhmischen Gebirgen genommen hatte, nach Schlesien zu locken. Er hatte ihn nämlich durch falsche Kundschaft zu täuschen gewußt, als ob er Willens sei, sich vor Breslau zu lagern. Da führte der Herzog das vereinigte österreichisch-sächsige Heer in die Gegend von Landshut nach Schlesien herein, um die Preußen, welche seiner Meinung nach auf dem Wege nach Breslau waren, zu verfolgen. Indessen hatte Friedrich zwischen den Städten Schweidnitz und Striegau ein Lager bezogen, das durch Gebüsch und Hügel gedeckt, dem Auge des Feindes verborgen blieb, dessen Ankunft er hier ruhig abwartete. Es war am 3. Juni, als der König die wichtigsten Standörter seines Lagers durchreitend, eine mächtige Staubwolke gewahr ward, die von den Gebirgen in die Ebene sich hinunterzog, und aus deren Mitte er bald die feindlichen Waffen hervorblitzen sah. Rasch traf er nun die Anordnungen zur Schlacht, und als am andern Morgen eine Sachsenschaar auf Striegau zurückte, um die Stadt zu besetzen, sah sie sich plötzlich von preußischen Kanonenkugeln fürchterlich begrüßt und von allen Seiten mit einem Ungestüm angegriffen, dem sie nicht lange zu widerstehen vermochte. Flüchtig verließen die Sachsen den Wahlplatz und meldeten dem bestürzten Herzoge von Lothringen ihre Niederlage, der hier nichts weniger als ein kampfbereites preußisches Heer vermuthet hatte. Sogleich ordnete er seine Streithaufen und zog dem Könige entgegen, den er zwischen Striegau und Hohenfriedberg in Schlachtordnung antraf (4. Juni). Die Oesterreicher fochten mit gewohnter Tapferkeit, mußten aber dennoch erliegen. Vor allen war es neben Ziethen der wackere Reiterführer von Gessler, der seinem Könige den Sieg erringen half. Er brachte ihm 67 erbeutete Fahnen und mehrere Tausend Gefangene. Friedrich erhob den tapfern Mann auf der Stelle in den Grafenstand und stellte seiner Reiterschaar ein ehrendes Belobungsschreiben zu, das zum ewigen Andenken bei ihr aufbewahrt werden sollte. Graf Valori, der französische Gesandte, welcher der Schlacht beiwohnte, war erstaunt über die preußische Tapferkeit und rief verwundert aus: „wahrhaftig, man findet sich nirgend besser, als unter solchen Gefährten! aber man muß ihnen zeigen, daß man ihrer würdig ist.“

Der geschlagene Feind wandte sich nach Böhmen, wo er bei Königingrätz ein festes Lager bezog. Friedrich folgte und lagerte ihm so nahe gegenüber, daß man wohl beide Lager für ein einziges hätte halten können. In dieser Stellung suchte der

König von Neuem Frieden zu erlangen, wozu Englands Vermittelung ihm Hoffnung machte. Aber noch war Maria Theresia, die sich jetzt von allen übrigen Feinden befreit und ihren Gemahl zum Kaiser erhoben sah, durchaus nicht zum Frieden zu bewegen. Vielmehr verlangte sie von ihrem Feldherrn eine abermalige Schlacht.

Friedrich, der bereits ein Vierteljahr müßig in seinem Lager gestanden, hatte eben den Befehl zum Aufbruch gegeben, um sein Heer aus der Nähe des Feindes nach Schlesien zurückzuführen. Er hatte nur noch 19,000 Krieger um sich. Die Uebrigen waren zu verschiedenen Unternehmungen fortgeschickt worden. Diese Schwäche des preußischen Heeres beschloß der Herzog von Lothringen zu benutzen, und in der Nacht zum 30. September griff er plötzlich das preußische Lager mit 35,000 Streitern an. Der Sieg schien ihm, bei seiner ungeheuren Ueberzahl, gewiß, und doch scheiterte seine Hoffnung an der Tapferkeit der Preußen. Unter dem Kugelregen des feindlichen Geschützes stellte sich das kleine Heldenheer im Nu in Schlachtordnung und bot den Oesterreichern die Stirn, und nach fünf Stunden schon war das Unglaubliche vollbracht, 35,000 Oesterreicher von 19,000 Preußen geschlagen! Dies war die berühmte Schlacht bei Soor, welche den Heldennamen der Preußen mit unvergänglichem Glanze geschmückt hat.

Doch auch dieser neue Verlust konnte die Hartnäckigkeit der Kaiserin nicht beugen. Vielmehr entwarf sie jetzt einen Plan, der Friedrichs Macht für immer zertrümmern sollte. In seinen eigenen Staaten, und zwar in der Mark Brandenburg selbst, wollte sie ihn angreifen. Durch die Lausitz sollte der Herzog von Lothringen in die Mark einfallen, während der Feldherr Grünne, der zu diesem Zwecke vom Rheine herbeigerufen war, den Auftrag erhielt, geradeswegs gegen Berlin vorzurücken. Friedrich erhielt von diesem kühnen Anschlage Nachricht, als er eben zu Berlin die rühmlich erbeuteten feindlichen Fahnen in der Garnisonkirche aufhängen ließ. Sofort verließ er die Hauptstadt und eilte zu seinem Heere nach Schlesien (im November 1745). Schnell und heimlich ließ er die Gebirgszugänge, die von Böhmen führen, versperren, damit der Feind von seinen Unternehmungen keine Kunde erhielte. Dann wandte er sich mit seinen Kriegsschaaren rasch gegen das feindliche Sachsen. Bei Katholisch Hennersdorf fand am 23. November das Heer des Königs die ersten Feinde. Hier standen 6000 Sachsen hinter einem Sumpfe, den sie für gänzlich unwegsam hielten, in großer Sicherheit. Aber Ziethen mit seinen Reitern fand den Weg

über den schützenden Sumpf und griff die hochbestürzten Feinde an, welche in ihrer Sorglosigkeit die Preußen noch tief in Schlesien vermutheten. Sie wurden gänzlich geschlagen und der größte Theil von ihnen zu Gefangenen gemacht. Diese schlimme Botschaft erschreckte den Herzog von Lothringen, der schon auf dem Wege nach Brandenburg war, so sehr, daß er schleunig umkehrte und sich nach Böhmen zurückzog.

Jetzt bot der König dem Kurfürsten von Sachsen Frieden an. Dieser aber, von seinem Rathgeber, dem Grafen Brühl, einem persönlichen Feinde Friedrichs, bethört, machte so stolze Forderungen, als ob er die Preußen eben aufs Haupt geschlagen hätte. Das schöne Sachsenland ward nun der Schauplatz des Kampfes, und da auch das österreichische Heer hineinzog, so hatte es die Last und Noth des Krieges im vollem Maaße zu tragen. Das Unglück seiner leidenden Unterthanen ging endlich dem Kurfürsten zu Herzen und er entschloß sich den Frieden zu suchen. Aber für viele tausend Menschenleben war der Entschluß leider! zu spät gefaßt. Denn eben hatte (am 15. Dezember) der König in seinem Standorte bei Meißen des Kurfürsten friedeverlangenden Brief gelesen, als das dumpfe Krachen von fernem Geschützdonner sein Ohr traf. Blutroth glühte der Himmel in der Gegend von Dresden, und nichts ließ den König in Zweifel, daß eben jetzt dort mörderisch gekämft werde. Voll Unruhe sprengte er, von wenigen leichten Reitern begleitet, auf die Straße nach Dresden zu, bis ihm endlich, da der Tag sich zu neigen begann, ein Eilbote des Fürsten Leopold von Dessau die Nachricht überbrachte, wie derselbe bei Kesselsdorf ein vereinigtes Heer von Sachsen und Oesterreichern geschlagen habe. Der Fürst hatte nämlich vom Könige den Auftrag erhalten, gegen Dresden vorzurücken, um zu verhindern, daß der Herzog von Lothringen, der mit seinen Oesterreichern im Anzuge war, sich mit den Sachsen, die mit dem kaiserlichen Feldherrn Grünne vereinigt bei Kesselsdorf in einem fast unangreifbaren Lager auf Felsenhöhen standen, verbinden könnte. Dem Fürsten war es geglückt, dem feindlichen Feldherrn zuvorzukommen. Trotz der schneidenden Winterkälte, wovon die steilen Felsenhöhen, worauf die Sachsen standen, in glatte Eiswände verwandelt waren, und trotz der furchtbaren Kugelsaat, die aus einer feindlichen Batterie auf die Preußen Tod und Verderben spie, wagte Leopold den muthigen Angriff. Dem unerschütterlichen Heldenmuthe der Preußen gelang es, obgleich zweimal durch die feindliche Uebermacht zurückgetrieben, endlich doch, das stark befestigte Kesselsdorf zu erstürmen und auf der andern Seite die glatten Felsenwände

emporzuklimmen. Der vollständigste Sieg belohnte die seltene Tapferkeit.

Die nächste Folge dieses Sieges war, daß Sachsens Hauptstadt dem Könige ihre Thore öffnen mußte. Es war am 18ten Dezember, als Friedrich an der Spitze seines Heeres in Dresden einzog. Der Kurfürst nebst seinen beiden Söhnen hatte sich schon früher aus Sachsen geflüchtet, aber seine Gemahlin und sein Hof waren in Dresden zurückgeblieben. Friedrich hielt es für seine Pflicht die niedergebeugte Fürstin zu besuchen und ihr mit den freundlichsten Worten Trost einzusprechen, indem er ihr alle diejenige Achtung bewies, die er ihrem Stande und ihrem Unglücke schuldig zu sein glaubte. Die preußischen Krieger übten auch jetzt wieder die strengste Mannszucht und hielten sich von jeder Gewaltthat entfernt, während der König selbst die Einwohner mit liebenswürdiger Leutseligkeit behandelte und ihnen die Noth des Krieges durch Feste und Vergnügungen aller Art zu vergüten bemüht war. Dem Kurfürsten aber, der ohne Land, ohne Einkünfte und ohne Heer, keine Mittel mehr sah, den Krieg fortzusetzen, blieb jetzt wohl nichts anderes übrig, als die Friedensbedingungen, welche Friedrich ihm schon längst in Vorschlag gebracht, bereitwillig anzunehmen. Auch der Stolz der Kaiserin war endlich gebeugt, und so kam denn unter russischer und englischer Vermittelung schon am 25. Dezember 1745 zu Dresden der Friede zu Stande. Die Mäßigung des Siegers war bei dem Friedensschlusse bewundernswürdig. Er verlangte nichts weiter, als von Sachsen den Ersatz seiner Kriegskosten, und von Oesterreich die Anerkennung seines rechtmäßigen Besitzes von Schlesien. Beides wurde ihm gewährt. Dagegen verpflichtete er sich den Gemahl der Maria Theresia als rechtmäßigen Kaiser anzuerkennen. — So war auch der zweite Kampf um Schlesien ruhmvoll beendet. Friedrich hatte darin keine Schlacht verloren, stets war Gefecht und Sieg eins gewesen, und beides, sowohl seine Feldherrnklugheit, als auch die Tapferkeit seiner Heerschaaren, ward die Bewunderung der Welt.

Nichts aber glich der Begeisterung, mit welcher die Bewohner Berlins ihren sieggekrönten Heldenkönig empfingen, als er am 28. Dezember seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt hielt. In festlichem Gepränge hatte man ihn eingeholt; Friedrich wurde feierlich als „der Große" begrüßt, und das freudige Jauchzen der Bewunderung und Liebe schallte allenthalben dem Kommenden entgegen. Abends erhöhte eine glänzende Erleuchtung der Stadt die Freude des Volkes. Lichter sah man allenthalben die Fenster hell und fröhlich durchflimmern, aber an den meisten

Häusern waren auch durchscheinende Malereien angebracht, von denen sehr viele sich auf die Begebenheiten des letzten Krieges bezogen. Unter andern sah man vor den Fenstern eines Bürgerhauses den Feldherrn Grünne auf einem Krebse reitend, und darunter waren die Worte zu lesen: „der General Grün will nach Berlin."

Doch aus dem frohen Jubel des lauten Siegesfestes eilte der edle König an das Sterbebette seines vortrefflichen Lehrers Duhan. Der Sterbende war hocherfreut seinen preiswürdigen Zögling noch einmal zu sehen und schloß unter dem herzlichsten Gebet für das Wohl des Königs sein brechendes Auge. Friedrich aber zollte dem Tode des Redlichen aufrichtige Thränen des Dankes und der Liebe.

Unmittelbar vor Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges hatte er (1744) nach Aussterben der Fürsten von Ostfriesland dieses Land im Besitz genommen. Nach Beendigung des Krieges vermochte der König der Wohlfahrt seiner Völker die ganze Aufmerksamkeit seines großen Geistes wieder ungetheilt zu widmen. Alljährlich durchreiste er seine Staaten, wohnte den Sitzungen der Landesbehörden bei, sah allenthalben selbst nach, prüfte mit Aufmerksamkeit jeden Vorschlag, welcher Verbesserungen der innern Verwaltung zum Zwecke hatte, ließ sich die Beschwerden seiner Unterthanen selbst vorlegen, ertheilte jedem ungesäumt darüber Antwort, und ward nicht müde Mißbräuche abzuschaffen und bessere Einrichtungen zu machen, wo er wußte und konnte. Hauptsächlich war es die Pflege der Gerechtigkeit, die ihm vor allen Dingen am Herzen lag. Denn es war seinem scharfen Blicke nicht entgangen, daß von der Art, wie das Recht in einem Lande gehandhabt wird, großentheils das Glück des Volkes abhängig sei. Die Sicherheit des Eigenthums, der bürgerlichen Freiheit, des Lebens und der Ehre sind nothwendig daran gebunden. Zuvörderst entsagte nun der König allen Machteingriffen in den Gang der Gerechtigkeit, d. h. er machte sich anheischig, keinen rechtskräftig gefällten Richterspruch nach eigener Willkür abzuändern und keinen Angeklagten dem ihm zuständigen Richter zu entziehen, ja sich selbst dem geltenden Gesetze zu unterwerfen und sich den Ausspruch des Gerichts gefallen zu lassen, wenn jemand Klage wider ihn hätte. „Denn" sagte er, „vor dem Richter müsse jeder gleich sein, und der ärmste und niedrigste Unterthan sowohl wie der Fürst sein Recht ungeschmälert suchen können." — So kam denn, unter der Leitung des Großkanzlers Cocceji, den Friedrich mit diesem Geschäfte beauftragt hatte, schon im Jahre 1748 ein neues

Gesetzbuch zu Stande, das für alle Theile des Staates gleiche Giltigkeit haben sollte (Codex Fridericianus.)

Eben so thätig sorgte Friedrich für den Wohlstand seines Landes. Durch Kanäle ließ er in der Mark Brandenburg und in Pommern Sümpfe austrocknen, die sich nun in fruchtbare Ackerfelder umwandelten, in welchen viele tausend Menschen Wohnung und Nahrung fanden. In zehn Jahren entstanden 280 neue Dörfer in seinen Staaten. Kein Zweig des menschlichen Gewerbfleißes blieb von ihm unbeachtet und ohne Unterstützung. Die Wollspinnereien und Wollwebereien wurden bedeutend verbessert, eine Zuckersiederei in Berlin angelegt, nützliche und verständige Handwerker aus fremden Ländern herbeigerufen, und auf diese Art nicht nur der Wohlstand der Unterthanen, sondern auch die Einkünfte des Staates sehr bedeutend vermehrt. Mit vielem Eifer suchte der König insbesondere auch den Seidenbau in seinen Staaten einzuführen. Prediger und Schullehrer erhielten durch die Landesbehörden Belehrung über die Behandlung und Pflege der Seidenraupe, und wenn sie darauf eingingen, so bekamen sie auch Land und Geldunterstützung, um Maulbeerbäume anzupflanzen, von deren Blättern der Seidenwurm sich nährt. Jährliche Preisvertheilungen dienten zur Ermunterung des Eifers. Dennoch muß diese Bemühung als eine verfehlte betrachtet werden, da es schwerlich jemals gelingen dürfte, die Seide in unsern nordischen Landen so wohlfeil zu erzielen, als wir sie durch den Handel aus dem Süden erhalten, wo sie ganz mühelos und mit geringen Kosten gewonnen wird. Nicht mindere Sorgfalt verwandte der thätige Fürst auf die Beförderung des Handels. Er war es, der die Havel mit der Elbe durch den plauenschen und die Havel mit der Oder durch den Finowkanal verband, wodurch der innere Verkehr des Landes bedeutend erleichtert wurde.

Was aber die Regierung des großen Königs besonders vortheilhaft auszeichnet, ist das Wiederaufblühen der Wissenschaften und Künste, welche der vorige Herrscher aus Mißverstand fast ganz aus seinen Staaten verbannt hatte. Die Gelehrsamkeit gewann wieder volle Achtung, wie sie es verdient, da Friedrich selbst nicht nur ihr eifriger Freund und Bewunderer war, sondern auch die Stunden der Muße, welche ihm nach den Regierungsgeschäften übrig blieben, zu gelehrten Arbeiten anwandte. Er war selbst Schriftsteller und Dichter und gab der staunenden Welt den Beweis, daß ein gelehrter König zugleich ein großer Staatsmann und ein ausgezeichneter Feldherr sein könne. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin

empfing von ihm neues Leben und neue Thätigkeit. Von ihm herbeigerufen zogen Maler, Bildhauer, Tonkünstler, Baumeister und Gelehrte in seine Staaten, und bald ward sein Hof der Sammelplatz aller schönen und edlen Künste. Eine traurige Erfahrung machte er mit dem französischen Schriftsteller Voltaire, den er wegen seines hervorragenden Geistes hochschätzte und 1750 an seinen Hof berufen hatte. Aber Voltaire zeigte in Berlin so sehr die ganze Häßlichkeit seines Characters, daß er nach drei Jahren in Ungnade fiel und wieder nach Frankreich ging. Dort veröffentlichte er Friedrichs Gedichte, die er ihm gestohlen hatte, und verfaßte eine Schmähschrift, in der er den Character Friedrichs auf das Niederträchtigste verläumdete. Dennoch trat Friedrich später mit ihm wieder in Briefwechsel. „Es ist recht Schade, äußerte er sich zu einem seiner Freunde, daß eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden sein kann, allein ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig. Man kann Schönes auch von einem Böswicht lernen. Ich will sein Französisch, was geht mich seine Moral an.“ Besonders viel that der König für die Verschönerung seiner Hauptstadt. Er hatte eine besondere Baubehörde angeordnet, ohne deren Mitwissen und Genehmigung kein neues Gebäude aufgeführt werden durfte, und dadurch wurde bewirkt, daß die neuen Häuser nicht blos bequem, sondern auch in gefälliger und schöner Form erbaut wurden. Der König selbst zierte Berlin durch viele schöne Gebäude. Unter andern verdankt die neue Schloß- und Domkirche ihm ihre Entstehung. Dorthin ließ er aus der alten, welcher schon der Einsturz drohte, die Särge seiner fürstlichen Ahnen bringen. Er war dabei, als dieser Auftrag vollführt wurde, und indem er den Sarg des großen Kurfürsten erblickte, befahl er, ihn zu öffen. Mit ernster Rührung und in tiefes Nachdenken versenkt, betrachtete er lange schweigend das wohlerhaltene Antlitz des großen Todten. Endlich ergriff er die kalte Leichenhand seines Ahnherrn und rief mit dem Tone der tiefsten Empfindung zu den Umstehenden: „Der hier hat viel gethan, meine Herren! — macht seinen Sarg wieder zu!“ —

Aber während der große Fürst auf diese Weise der Wohlthäter und das Vorbild seines Volkes wurde, zog sich über seinem Haupte ein furchtbares Gewitter zusammen, das ihm Vernichtung drohte und den glücklichen Frieden seines Volkes, der nun in das elfte Jahr gedauert, von Neuem zerstörte.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Der siebenjährige Krieg 1756—63.

Schon zweimal war um Schlesiens Besitz der blutige Kriegswürfel gefallen: — er sollte noch zum dritten Male geworfen werden. Zu tief empfand die Kaiserin den Verlust des schönen Landes, ihres Augapfels, und zu bitter war ihr Stolz gekränkt, sich durch die Waffen einer viel geringern Macht besiegt zu sehen, als daß es ihr mit der Aufrechthaltung des Dresdner Friedens rechter Ernst sein konnte. Auch Sachsens Kurfürst konnte den Schaden nicht verschmerzen, den ihm der letzte Krieg zugefügt, und sein Rathgeber, der Graf von Brühl, in erbittertem Hasse gegen Friedrich befangen, sann fort und fort auf Gelegenheit zur Rache. Zudem fehlte es dem großen Könige auch an den übrigen Fürstenhöfen Europas nicht an geheimen und öffentlichen Feinden und Neidern, — wie denn jede Größe den Neid der Kleinen erregt, — die seine Demüthigung und Unterdrückung wünschten. Rußlands Kaiserin, Elisabeth, durch einige Witzworte Friedrichs beleidigt und durch österreichische Staatskünstler überredet, als wolle der Preußenkönig ihre Unterthanen zur Verschwörung gegen sie verleiten, hatte gleichfalls einen unversöhnlichen Haß gegen ihn gefaßt. So waren denn Preußens Grenzen rings von Feinden umgeben, die nur sehnlich auf eine Gelegenheit warteten, die Fackel des Krieges zu entzünden. Doch der Krieg brach noch früher aus, als die gewünschte Gelegenheit sich zeigte.

Georg II., Englands König, wegen seiner Besitzungen in Nordamerika mit Frankreich im Kampf begriffen, fürchtete, daß die Franzosen sein deutsches Kurfürstenthum Hannover angreifen würden, und schloß deßhalb mit Preußen zu Westminster (Januar 1756) ein Schutz- und Vertheidigungsbündniß, dessen Zweck dahinging, das Eindringen feindlicher Kriegsvölker in Deutschland zu verhindern und hauptsächlich den Franzosen den Angriff auf Hannover zu wehren. Dieß Bündniß machte auch Frankreich, das sich tief gekränkt darüber fühlte, zu Friedrichs Feind, und Oesterreich, Sachsen, Rußland und Frankreich entwarfen jetzt einen geheimen Plan: im nächsten Jahre den Preußenkönig anzugreifen, seine Länder unter sich zu vertheilen und ihn bloß auf den Besitz des Kurfürstenthums Brandenburg zu beschränken. Oesterreich wollte Schlesien, Rußland Ostpreußen, Sachsen die Herzogthümer Magdeburg und Halberstadt, Frankreich die

preußischen Rheinlande für sich nehmen. Auch Schweden, das sich gleichfalls diesem Bunde beigesellt, war reichlich bedacht worden. Pommern sollte sein Antheil an der Beute werden. So waren denn Friedrichs Länder alle vertheilt, — aber glücklicher Weise erst in den Köpfen und an den Schreibtischen seiner Gegner. Zu gleicher Zeit stellte sich an Ostpreußens Grenzen ein russisches Kriegsheer auf, die Sachsen steckten bei Pirna ein Lager ab, und in Böhmen wie in Mähren wurden die Streithaufen der Kaiserin zusammengezogen. In der That war die Gefahr, womit der preußische Staat bedroht wurde, nicht gering. Der Bund so vieler und mächtiger Feinde war gefährlich und noch gefährlicher die Heimlichkeit, mit welcher die Anschläge gegen Friedrich verdeckt wurden. Doch mit Preußen war ein Höherer im Bunde, der über alle Fürsten und Gewaltigen herrscht. — Heimlich genug wähnten die Feinde zu handeln, und dennoch war Friedrich von ihren bösen Plänen zeitig genug unterrichtet. Ein sächsischer Geheimschreiber, Namens Menzel, theilte dem König alle Verhandlungen der feindlichen Höfe abschriftlich mit und verschaffte ihm sogar die Kenntniß der geheimen Urkunden, die in des Kurfürsten Schlosse zu Dresden aufbewahrt wurden, unter denen auch der eben entworfene Kriegsplan gegen Preußen sich in der Urschrift befand. Man wartete nur noch auf einen passenden Vorwand, um die Feindseligkeiten zu beginnen. Allerdings ein abscheulicher Verrath an dem eigenen Landesherrn, der aber unserm bedrohten Könige sehr zu Statten kam, wenn er auch den Verräther verabscheuen mußte.

Friedrich war inzwischen, während des zehnjährigen Friedens, auch thätig gewesen, sein Heer zu vermehren, die Landesfesten auszubessern und ihre Vertheidigungswerke zu vergrößern, die Kriegszucht überhaupt zu vervollkommnen und Geld für den Nothfall zu sammeln. So war er denn mitten im Frieden immer zum Kriege bereit. Jetzt blieb ihm nur die Wahl übrig, entweder zu warten, bis seine Feinde ihre Zurüstungen gänzlich vollendet hätten und ihn dann mit ganzer Kraft angreifen könnten, oder ihnen durch einen rasch entschlossenen, kühnen Angriff zuvorzukommen. Er wählte, wie natürlich, das Letztere.

In der größten Stille und ohne daß seine lauernden Gegner auch nur eine leise Ahnung von seinem Vorhaben erhielten, zog er seine Streithaufen heimlich zusammen, und am 29. August 1756 überschritt er an der Spitze von 70,000 Kriegern die sächsische Grenze. Denn Sachsen mußte zuvor unschädlich gemacht werden, ehe Oesterreich angegriffen werden konnte.

Unbeschreiblich war der Schreck des Kurfürsten August

bei dieſer Nachricht. Von allen Fürſten, die ſich gegen Friedrich verſchworen hatten, war er noch am wenigſten gerüſtet und ſein 17,000 Mann ſtarkes Heer zu keinem Kampfe bereit. Ohne alſo den eindringenden Preußen auch nur den mindeſten Widerſtand entgegenzuſetzen, zog ſich das ſächſiſche Kriegsvolk eilig in die Gegend von Pirna zurück, wo es ſich in einem feſten Lager verſchanzte. Dorthin begab ſich auch der entmuthigte Auguſt mit ſeinen Söhnen. Kaum waren 14 Tage verfloſſen, ſo befand ſich das ganze Sachſenland in Friedrichs Gewalt, und ſchon am 9. September hielt er ſeinen Einzug in Dresden. Wie ſchon früher, ſo auch jetzt, ſuchte der König durch einnehmende Freundlichkeit und gefälliges Betragen ſich mehr das Anſehn eines Freundes und Bundesgenoſſen, als eines Siegers zu geben. Um die Gemahlin Auguſts, die wieder in Dresden zurückgeblieben war, auf keine Weiſe zu beläſtigen, nahm er ſeine Wohnung nicht im Schloſſe, ſondern in einem Gartenhauſe der Vorſtadt. Hier verſtattete er den angeſehenern Sachſen gern und oft den Zutritt zu ſich, unterhielt ſich viel und lange, oft ſogar ſcherzend mit ihnen und hielt offene Tafel, wobei das Volk ſich neugierig herzudrängte, um den großen König zu ſehn. Während er aber auf dieſe Art durch ſein Betragen des Krieges Schreckbild aus den Gemüthern zu verbannen ſuchte, behandelte er das Land ganz wie ein erobertes. Die öffentlichen Gelder und die Vorräthe an Waffen und Lebensmitteln wurden in Beſchlag genommen, Lieferungen ausgeſchrieben und der gewöhnliche Gang der öffentlichen Geſchäfte eben ſo wie alle Verbindungen mit dem entflohenen Kurfürſten und ſeinen Staatsdienern gänzlich gehemmt. Auch hielten 32,000 Preußen das ſächſiſche Lager bei Pirna eng eingeſchloſſen. Denn Auguſt verwarf mit Hartnäckigkeit alle Anträge des Königs, ſich mit ihm zu verbinden. Der Kaiſer verlangte von Friedrich in einem Warnungsſchreiben, „daß der König Sachſen räumen, von ſeiner höchſt frevelhaften und ſträflichen Empörung ablaſſen und ruhig und ſtill nach Hauſe gehn ſollte“.

Um nun aber ſeinen Einbruch in Sachſen vor den Augen der Welt zu rechtfertigen und nicht länger den Verdacht eines muthwilligen Friedenſtörers auf ſich haften zu laſſen, war es nothwendig, daß Friedrich ſich in den Beſitz derjenigen Papiere ſetzte, die den geheimen Plan ſeiner Gegner in der Urſchrift enthielten und in der Urkundenſammlung des Dresdner Schloſſes aufbewahrt wurden. Doch es koſtete viele Mühe, ehe der preußiſche Befehlshaber, der dieſen Auftrag des Königs vollziehen ſollte, die Kurfürſtin dahin bewegen konnte, ihm im Guten den Eingang

in das Urkundenzimmer zu verstatten. Die muthige Frau stellte sich entschlossen vor die Thüre jenes Zimmers und schwur, daß man nur über ihren Leib den Eintritt in dasselbe gewinnen würde, und erst als der preußische Befehlshaber sie auf den Knieen bat, sich keiner Gewaltthätigkeit auszusetzen, gab sie nach. Nun veröffentlichte Friedrich als Antwort gegen den Kaiser eine Denkschrift über die gefährlichen Anschläge des sächsischen und kaiserlichen Hofes gegen Preußen.

Inzwischen hatte Sachsens Unglück die Oesterreicher schnell in Bewegung gesetzt. Von ihrem Feldmarschall Brown geführt, näherten sie sich, 34,000 an der Zahl, durch Böhmen ziehend bereits den sächsischen Grenzen. Aber bei seiner gewohnten Schnelligkeit kam ihnen Friedrich rasch in Böhmen entgegen. Es war am 1. October, als die feindlichen Heere sich in der Nähe von Lowositz, einer kleinen Stadt am Ufer der Elbe, trafen. Trotz des starken Nebels, der die Gegend umschleierte, wurde die Schlacht begonnen. Tapfer kämpften die Oesterreicher, aber auch die Preußen vergaßen ihres alten Ruhmes nicht. Mit Ungestüm drangen Friedrichs Dragoner und Kürassiere auf den Feind ein und zwangen ihn zum Weichen. Fürchterlich dröhnten die Berge von dem Donner des österreichischen Geschützes, und die Kanonenkugeln wütheten in den Reihen der Preußen. Doch über die Leichen der gefallenen Kampfgenossen führte der Herzog von Bevern des Königs Fußvolk im Sturmschritte gegen die österreichischen Fahnen, und nach einem entsetzlichen Blutbade war der Sieg errungen. Wenn auch nicht ganz entscheidend geschlagen, so doch zur Fortsetzung des Kampfes entmuthigt, zog sich der kaiserliche Feldherr tiefer nach Böhmen zurück.

Groß war indessen die Noth der Sachsen, die in ihrem festen Lager bei Pirna eng eingeschlossen waren. Sie hatten kein Brod mehr und befanden sich in Gefahr zu verhungern. Krankheiten, kleine Gefechte und der Hunger hatten ihre Anzahl schon auf 14,000 vermindert. Doch wollten die wackern Krieger sich lieber eine Bahn mit dem Schwerte durch die preußischen Heerhaufen öffnen, als sich ergeben. In der Nacht des 13ten Octobers begannen sie diesen herzhaften Entschluß auszuführen. Aber die Preußen zwangen sie, in das Lager zurückzukehren, und nun blieb ihnen nur die Wahl zwischen dem Hungertodte und der Gefangenschaft. Die letztere wurde erwählt (16. Oktober). Sogleich ließ Friedrich unter die verhungerten Sachsen, die schon drei Tage ohne Nahrung geblieben waren, Brod austheilen. Dem Kurfürsten sandte er die Fahnen und Pauken zurück, die Befehlshaber mußten ihr Ehrenwort geben, in diesem Kriege

nicht mehr gegen ihn zu dienen und die Gemeinen vertheilte er unter sein Heer. Doch dieß Verfahren brachte dem Könige keinen Nutzen. Denn die Sachsen, voll lobenswerther, treuer Liebe zu ihrem Fürsten und ihrem Vaterlande, verließen bei der ersten günstigen Gelegenheit, in Reih und Glied und mit klingendem Spiele die preußischen Fahnen, um wieder zu den Feinden Friedrichs überzugehen, und folgten dann ihrem Kürfürsten in sein Königreich Polen, wohin er sich begeben hatte.

Mit dieser That endigte der Feldzug des Jahres 1756. Der Preußenkönig vertheilte seine Streitschaaren theils in Sachsen, theils in Schlesien zur Winterrast und ging selbst nach Dresden, um für das folgende Jahr zum neuen Feldzuge zu rüsten.

Mittlerweile hatten Preußens Feinde sich nicht bloß vollständig gerüstet zum Kampfe mit den Waffen, sondern auch einen Federkrieg gegen den unbezwungenen Königshelden begonnen. Man nannte sein Unternehmen mit den abschreckendsten Namen. Er sei ein Feind der Ruhe und ein Störer des Landfriedens, der als ein Gegner Deutschlands angesehen und mit der Reichsacht bestraft werden müsse. So suchte Oesterreich den Einbruch in Sachsen darzustellen, und es gelang endlich, die deutschen Fürsten, die zum Reichstage in Regensburg versammelt waren, dahin zu bewegen, daß sie den Reichskrieg gegen Friedrich beschlossen. Nur die Herzöge von Braunschweig und Gotha, die Landgrafen von Hessen und der König von England, als Kurfürst von Hannover, stimmten diesem Beschlusse nicht bei, sondern traten auf Friedrichs Seite. Dieser bemühte sich nun, durch Darlegung der Papiere, die er aus der Urkundensammlung zu Dresden genommen, zu beweisen, daß der Beginn des Krieges ihm von der Selbsterhaltung und Vaterlandsliebe zur Pflicht gemacht worden wäre; — seine Vertheidigungen verhallten unbeachtet in dem tobenden Ausbruche des allgemeinen Hasses gegen ihn. Krieg gegen Preußen! war die allgemeine Losung in ganz Europa, und das nächste Frühjahr (1757) sah fast unzählbare Heerschaaren von allen Völkern zur Unterdrückung und Bezwingung des Unüberwundenen heranziehn. Hunderttausend Russen näherten sich Ostpreußens Grenzen, eben so viele Franzosen bedrohten die Rheinlande, 25,000 Schweden waren bereit, in Pommern einzufallen, und das Heer, welches die Reichsfürsten zusammenbrachten, zählte 32,000 Streiter. Maria Theresia selbst hatte ihre Kriegsschaaren bis auf 150,000 Mann vermehrt. Und alle diese gewaltigen Heerschaaren standen gegen den einzigen Friedrich zusammen, der ihnen, bei der höchsten Anstrengung, nicht mehr als 200,000 Krieger entgegen stellen konnte. Nur einen

Bundesgenossen hatte Friedrich — England, welches sich verpflichtete, jährlich eine Million Pfund Sterling Hülfsgelder zu zahlen, wofür Friedrich 20,000 Mann zum Schutze Hannovers stellte mußte. Sein Untergang schien gewiß — doch der Einzige war größer, als die Gefahren, die ihn rings bedrohten, und schnell war der Plan zum Feldzuge entworfen. Ostpreußen sollte der alte Feldmarschall von Lehwald mit 24,000 Mann gegen die Russen decken, die Vertheidigung der Rheinlande wurde einem Heere, das aus Preußen, Hannoveranern, Hessen und Braunschweigern zusammengesetzt war, unter Anführung eines englischen Fürsten, des Herzogs von Kumberland, übertragen, und gegen die Oesterreicher wandte sich mit seiner Hauptmacht der König selbst.

An vier Stellen zugleich brach er in Böhmen ein, und auf vier verschiedenen Wegen ging es geradezu los auf die Hauptstadt des Landes. Dort sollten an einem bestimmten Tage die verschiedenen Heerhaufen zusammentreffen. Unterwegs schlug der Herzog von Bevern, bei Reichenberg, 20,000 Oesterreicher in die Flucht und bemächtigte sich aller ihrer reichgefüllten Vorrathshäuser, und schon am Morgen des 6. Mai stand der König mit seinen Kriegern vor Prag. Nur einer seiner Heerhaufen fehlte ihm noch, den der Fürst Moritz von Dessau anführte, dessen Eile der Elbstrom ein unerwünschtes Hinderniß in den Weg legte. Vor Prag aber lagerten, wie zwei gewaltige Wächter, der Herzog von Lothringen und der Feldherr Brown mit 72,000 Oesterreichern. So vortheilhaft auch die Stellung des Feindes war, dem Friedrich nur 64,000 Krieger entgegenführen konnte, welche noch dazu des Weges Anstrengung und Mühe ermüdet hatte, so beschloß er dennoch, den Angriff sogleich zu wagen. Es war vergeblich, daß der alte, erfahrene Heldengreis Schwerin ihn von seinem Vorsatze abzubringen und ihn wenigsten dahin zu bewegen suchte, daß er so lange warten möchte, bis Fürst Moritz mit seinen Schaaren zu ihm gestoßen wäre; — der König blieb unerschütterlich fest bei dem einmal gefaßten Entschlusse. „Nichts, nichts!“ entgegnete er dem alten Feldherrn, „es muß noch heute sein! — Frische Fische, gute Fische!“ — Da funkelte in jugendlicher Heldengluth das Auge des Greises, er drückte den Hut ins Gesicht und zog rasch den Degen, indem er rief: „Nun! soll und muß es denn durchaus heute sein; so will ich gleich dem Feinde entgegen!“ Friedrich hatte Mühe, den grauen Helden wenigstens so lange zurückzuhalten, bis er den Plan zur Schlacht entworfen. —

Es war 9 Uhr des Morgens, als die blutigste Schlacht

begann, welche in diesem ganzen Kriege gefochten ward. Im Sturmschritte griffen Friedrichs Krieger die feindlichen Batterien an. Aber mit dem fürchterlichsten Donnerkrachen spieen die Feuerschlünde Tod und Verderben in die Reihen der Stürmenden, daß ganze Rotten mit zerschmetterten Gliedern zu Boden sanken. Hier schien menschliche Tapferkeit vergebens zu sein, und selbst Ziethens Heldenschaaren bebten vor dem gräßlichen Anblicke. Schon begannen die Preußen zu wanken: — doch solchen ungewohnten Anblick vermochte Schwerin, der sechsundsiebzigjährige Held, nicht zu ertragen. Rasch sprang er von seinem Rosse und mit jugendlichem Ungestüm entriß er einem flüchtigen Fahnenträger das Banner. „Heran meine Kinder!" rief er, „wer kein Feigling ist, der folgt mir nach!" Und hoch schwang er die Fahne und neuer Muth belebte jede Brust. Mit kühner Todesverachtung, nur von heißer Kampflust entbrannt, drängten sich die Krieger ihrem ritterlichen Führer nach und immer vorwärts ging es gegen die brüllenden Feuerschlünde. Da sank, von vier Kugeln durchbohrt, der greise Held sterbend in sein Blut, und auf ihn sank die Fahne, die er so kühn getragen. Das war für Preußens Krieger die Losung zu furchtbarer Rache. Der Feldherr Fouqué*) trat an die Stelle Schwerins und führte die begeisterten Streiter, die keines Todes und keiner Wunden mehr achteten, hoch über die Leichen ihrer Kampfgenossen, das schreckliche Ziel hinan. Ihm zerschmetterte eine Kugel den Degen in der Hand, er aber nahm den Degen in die Linke und wich nicht aus dem Kampfe. Auch Herzog Ferdinand von Braunschweig bezeichnete diesen Tag durch Thaten, des höchsten Ruhmes werth. Aus sieben Schanzen vertrieb er die Feinde, so mannhaft sie sich auch wehrten. Doch noch immer wollten die Oesterreicher das Feld nicht räumen, denn sie fochten mit ehrenwerther Tapferkeit; — auch ihr Feldherr Brown war ein Held. Als aber dieser tödlich getroffen aus dem Mordgewühle getragen werden mußte, und als König Friedrich selbst an der Spitze seines Fußvolks des Feindes Mitte angriff; da hielten sie sich nicht länger und überließen den Preußen das schwer errungene Schlachtfeld. Elf Stunden hatte der Kampf gedauert und 19,000 Oesterreicher lagen todt auf dem Wahlplatze. Aber auch 16,000 Preußen waren dem Siege als Opfer gefallen. Die geschlagenen Feinde flüchteten dem größten Theile nach in die feste Stadt Prag.

---

*) Er war der Sprößling eines alten adligen Hauses in Frankreich, das um des Glaubens willen sein Vaterland verlassen und zur Zeit des großen Kurfürsten eine neue Heimath in der Mark Brandenburg gefunden hatte.

Ein anderer Theil von ihnen suchte den kaiserlichen Feldherrn Daun zu erreichen, der mit einem kleineren Heere bei Kuttenberg stand. Friedrich aber schloß Prag enge ein und ließ die Stadt furchtbar beschießen, um sie zur Uebergabe zu zwingen. Schon war die Noth der Belagerten auf das Höchste gestiegen. Es fehlte ihnen Brod und Schießbedarf, und man konnte voraussehen, daß sie sich nur noch wenige Tage würden halten können. Doch für des Königs Eile ging Alles viel zu langsam. Denn seine Feinde ließen ihm nicht Zeit, sich bei der Belagernng einer Stadt lange zu verweilen. Aus Ostpreußen und von den Rheinlanden her, schollen ihm beunruhigende Nachrichten entgegen. Dort waren die Russen, hier die Franzosen eingefallen, und der König hätte wohl gewünscht, sich vervielfachen zu können, um überall den Feinden des Vaterlandes zu begegnen. Darum beschloß er, den Feldmarschall Daun anzugreifen, hoffend, wenn dieser geschlagen wäre, würde Prag nicht länger widerstehen.

Vier Meilen von Prag hatte Daun, bei Kollin, auf schroffen Felsenbergen, ein festes Lager bezogen. Sein Heer war durch die Flüchtlinge und andere kleine Schaaren, die er an sich gezogen, bis auf 60,000 Streiter angewachsen und eine bedeutende Anzahl von Kanonen sicherte sein Lager. Ihm konnte der König nur eine weit geringere Zahl von Kriegern entgegenführen, da er einen großen Theil derselben zur Einschließung Prags zurücklassen mußte. Welch ein Unternehmen also, die feindliche Uebermacht, noch dazu in einer so vortheilhaften Stellung, anzugreifen! Doch es war umsonst, daß die erfahrenen preußischen Feldherren ihren König von seinem kühnen Vorhaben abzulenken suchten. Sein Entschluß war gefaßt; denn unbeugsam wie sein Muth war sein fester Wille, der leider oft bis zum Eigensinne ausartete. Der 18. Juni war der unheilvolle Tag, wo Friedrich zum ersten Male die Unbeständigkeit des Schlachtenglückes erfahren sollte. — Mit einem Muthe, der selbst dem Feinde Bewunderung abnöthigte, begannen Ziethen und Hülsen mit ihren Schaaren den Kampf. Schon fingen die Oesterreicher an, auf dem linken Flügel zu weichen, schon beschloß ihr Feldherr Daun mit allem Ernste den Rückzug, — als der allzukühne und rasche Muth eines preußischen Befehlshabers dem Feinde den Sieg zuwandte. Vor Begierde brennend, an dem Kampfe Theil zu nehmen, stürzte sich Herr von Mannstein mit seinen Schaaren, ohne den Befehl des König abzuwarten, auf ein Dorf, welches die Feinde besetzt hatten und erstürmte es, bewirkte aber dadurch zugleich, daß auf dieser Seite des Schlachtfeldes der Kampf allgemein wurde, und Friedrich mußte nun, wenn er nicht umzingelt werden wollte,

seine Krieger gegen die steilen Felsenhöhen, die mit österreichischen Stückbetten besetzt waren, zum Sturme führen. Was menschliche Tapferkeit vermochte, das leisteten Friedrichs Krieger. Ueber die Leichenhügel ihrer Gefährten kletterten sie muthig fort und gingen den verderbenspeienden Feuerschlünden kühn entgegen. Da brachen plötzlich die sächsischen Reiter, welche sich im feindlichen Heere befanden, auf die Stürmenden ein, sie schnell von allen Seiten umringend, und mit dem Rufe: „das ist für Striegau!" hieben sie Alles nieder, was ihre Schwerter erreichen konnten. Jetzt war des Tages Schicksal entschieden. Die Preußen flohen. Doch Friedrich wollte das Geschick zwingen. Etwa 40 von seinen Streitern sammelte er um sich und mit klingendem Spiel und fliegender Fahne führte er selber dieß kleine Häuflein gegen das feindliche Geschütz. Furchtbar sausten die Kugeln rings um ihn, — doch er kannte die Furcht nicht und immer weiter trug ihn sein Roß. Aber auch die wenigen, die ihm folgten, waren theils zu den Leichen gesunken, theils geflohen. Nur der König allein ritt noch dem Geschützesdonner entgegen. Da rief einer seiner Befehlshaber ihm zu: „Gnädigster Herr, wollen sie denn die Batterie allein erobern?" Friedrich hielt, sah sich staunend um, betrachtete dann ruhig durch sein Fernglas das feindliche Stückbett, wandte sein Pferd und ritt langsam zurück.

Die geschlagenen Preußen zogen sich in größter Ordnung und ohne weiter von dem Feinde beunruhigt zu werden, nach Nimburg zurück. Mit verhängtem Zügel und nur von wenigen leichten Reitern begleitet, sprengte Friedrich den Seinen voran. Unterwegs zwang ihn die Ermüdung seines Pferdes, ein wenig zu rasten. Den König dürstete. Dieß bemerkte einer seiner Reiter und schöpfte aus einem nahen Bache mit seinem Hute. Mit biederer Herzlichkeit brachte er seinem kummervollen Herrscher den dürftigen Trunk, den er zu versüßen glaubte, indem er ausrief: „Ew. Majestät lebt noch und das ist ein Glück; — unser Herrgott lebt auch noch und wird wieder Alles gut machen."

Die preußischen Befehlshaber fanden ihren königlichen Feldherrn zu Nimburg auf einer Brunnenröhre sitzend. Die Blicke von düsterm Kummer umwölkt und in ernstes Nachdenken vertieft, starrte er vor sich hin und zeichnete mit seinem Stabe Gebilde in den Sand. Es war die erste Schlacht, die er verloren hatte, — 14,000 seiner besten Krieger waren im unglücklichen Kampfe für ihn gefallen: — eine bange Ahnung der Zukunft schien sich seiner bemächtigt zu haben, und seine Seele brauchte Ruhe, um den harten Schlag zu ertragen. Bald aber raffte er sich in seiner ganzen Heldenkraft wieder auf und gab mit ruhiger

Fassung die nöthigen Befehle. Nur als er die Ueberbleibsel seiner geliebten Garde sah, wovon er Mann für Mann gekannt hatte — von den 1000 Tapfern hatte die Schlacht nur 250 übrig gelassen — da trübten schnell hervorquellende Thränen sein Heldenauge. „Kinder," rief er seinen Getreuen zu, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt!" — „Leider" entwortete einer aus der Schaar, „wir sind nicht gut angeführt worden." „Nun, habt nur Geduld," fuhr der König fort, „wir wollen Alles wieder gut machen!"

Laut jubelte man in Wien über des Königs Niederlage; — denn Prags Belagerung mußte nun aufgehoben werden und die Preußen mußten sich nach Böhmens Grenzen zurückwenden, auch hatte man die Ueberzeugung erlangt, daß es möglich sei, den preußischen Helden durch Waffen zu besiegen. Aber eben diese Niederlage zeigte dem Könige auch, wie innig ihn sein Volk liebte, und wie fest er auf die Treue desselben rechnen dürfte. Alle Gauen des Vaterlandes beeiferten sich, ihrem großen Fürsten den erlittenen Verlust reichlich zu vergüten. Die Magdeburger und Halberstädter spannten die Pferde, deren sie irgend entbehren konnten, von Wagen und Pflug und machten mit 4000 trefflichen Rossen dem Könige ein Geschenk. In Pommern und Brandenburg bildete sich, auf des Landes Kosten, eine Landwehr (Landmiliz), und alte ausgediente Befehlshaber, die sich längst in die Ruhe ihrer Landgüter zurückgezogen, griffen wieder zum Schwerte, um ihrem Könige zu dienen. Auch Ostpreußen, obwohl von den Russen hart geängstigt, blieb nicht zurück. Oft mit Lebensgefahr führten die wackeren Leute, sich mit Kühnheit und List durch die feindlichen Heerhaufen schleichend, ihrem geliebten Herrscher reiche Spenden Geldes zu. Nicht anders handelten die Bewohner der preußischen Rheinlande, welche bereits von den Franzosen überschwemmt worden waren.

Friedrich war indeß allmählich aus Böhmen herausgegangen. Der Feind folgte ihm mit Uebermacht, ohne jedoch einen Angriff auf den geschlagenen Helden zu wagen. Vergebens bot Friedrich, der gerne in einer neuen Schlacht wiedergewinnen wollte, was er bei Kollin verloren, Alles auf, die Oesterreicher aus ihren festen Verschanzungen an der Neiße hervorzulocken. Sie blieben dort ruhig stehen und vermieden den entscheidenden Kampf.

Um diese Zeit erhielt der König ausführliche Kunde von dem Unglücke, das Preußen und die Rheinlande betroffen. In Preußen nämlich waren die Russen unter Fermor eingebrochen, wie schon erwähnt. Hunderttausend Krieger stark, hatten sie das bedauernswerthe Land überzogen, und keine Grausamkeit

war so empörend, keine Schandthat so abscheulich, daß sie nicht an den wehrlosen Bewohnern verübt worden wäre. Zarte Säuglinge wurden in den Armen der weinenden Mütter von wilden Kosaken gespießt, Männer verstümmelt und Jungfrauen viehischer Begierde geopfert und dann ermordet. Nichts galt dem entsetzlichen Feinde mehr für ehrwürdig und heilig. Der alte Feldmarschall Lehwald, zu Preußens Hüter bestellt, eilte mit Löwenmuth den Unholden entgegen und lieferte ihnen bei Groß-Jägersdorf südlich von Wehlau am 30. August eine Schlacht. Heldenherzig fochten die 25,000 preußischen Krieger gegen die ungeheure Uebermacht der Russen. Zehntausend der unmenschlichen Feinde fielen vor ihrem gerechten Zorne, während sie selber nur 5000 Streiter verloren. Dennoch mußten sie der Uebermacht weichen. — Aber bald darauf verließen die Russen freiwillig das hartgeplagte, ausgeplünderte und ausgesogene Preußen und zogen sich so eilig nach den Grenzen ihres Landes zurück, als ob sie geschlagen wären. Wahrscheinlich hatten die Bitten des russischen Thronerben, Großfürsten Peter, der ein begeisterter Verehrer Friedrichs war, ihren Feldherrn zu diesem Rückzuge bewogen.

In den Rheinlanden hausten um dieselbe Zeit einhunderttausend Franzosen. Sie hatten den Herzog von Kumberland, der nichts weniger als ein großer Feldherr war, mit leichter Mühe überwältigt und ihn sogar zur Ergebung auf Vertrag gezwungen. Als hier kein Feind mehr im Wege stand, schickte der französische Oberfeldherr, der Herzog von Richelieu, den Fürsten von Soubise mit 30,000 Franzosen zu dem Heere ab, welches Deutschlands Reichsfürsten gegen Friedrich bewaffnet hatten. Ihr Zweck war, den König aus Sachsen zu vertreiben. Ein unersetzlicher Verlust für den Helden Preußens, wenn dieß Unternehmen gelang! Denn Sachsen war seine Vorrathskammer für diesen Krieg. Es mußte ihm Geld, Lebensmittel, Waffen und Krieger liefern. Darum erhob er sich schnell, um dem Feinde zu begegnen. Dem Herzoge von Bevern mit einem Heere von 36,000 Mann die Beobachtung der Oesterreicher überlassend, eilte er selbst mit etwa 22,000 Kriegern nach Sachsen. Hier waren inzwischen auch die Franzosen und die Reichsvölker angekommen, und die ersteren benahmen sich in dem Lande, das sie befreien sollten, viel ärger als die feindlichen Preußen. Ihr Uebermuth verleitete sie zu den abscheulichsten Frevelthaten. Nicht allein, daß sie mit offener Gewalt raubten und plünderten; sie entweihten auch in übermüthigem Leichtsinne Kirchen und Heiligthümer, wodurch sie die frommen Sachsen aufs Höchste gegen sich erbitterten.

Indessen sollten die Franzosen bald eine merkwürdige Probe preußischer Kühnheit erfahren. Von allen seinen Befehlshabern umringt, war der Fürst von Soubise am 19. September, an der Spitze von 64,000 Kriegern in die Stadt Gotha eingerückt, um nach den Beschwerden des Marsches sich gütlich zu thun. Dieß erfuhr der tapfere Feldherr Seidlitz, der mit etwa 1500 preußischen Reitern in der Nähe stand, und sofort faßte er den kühnen Entschluß, die Franzosen aus Gotha zu vertreiben. Von einem starken Nebel begünstigt, der die Schwäche seiner Schaar dem Feinde verbarg, nahte er sich unbemerkt den Thoren der Stadt. Seiner kleinen Schaar voran hatte er eine Menge von Trompetern ziehen lassen, die jetzt aus Leibeskräften blasen mußten, um die Franzosen zu überzeugen, es sei ein größerer Heerhaufen im Anzuge. Mit ungeheurem Schrecken erfüllte der Klang der preußischen Drommeten die überraschten Feinde. Der Fürst und seine Befehlshaber waren eben im Begriffe, sich zu einem Mittagsmahle zu setzen, das ihnen auf dem Schlosse des Herzogs bereitet worden war. Aber jetzt bestiegen sie mit unglaublicher Eile ihre Pferde und flohen, so schnell sie konnten mit ihren Kriegern aus der Stadt, während Seidlitz mit den Seinigen ruhig einrückte und an der reichbesetzten Tafel Platz nahm.

Während nun Friedrich Verstärkungen an sich zog, um den Franzosen eine Schlacht liefern zu können, beunruhigte ihn plötzlich die Nachricht, daß der österreichische Feldherr Haddick mit einer Schaar schwärmender Kroaten in die Mark eingefallen sei und des Staates Hauptstadt, Berlin, bedrohe. Sogleich befehligte der König den Fürsten Moritz von Dessau und den tapfern Seidlitz, die Hauptstadt zu beschützen. Doch beide konnten, trotz der großen Eile, mit welcher sie zogen, nicht verhindern, daß Haddick in Berlin eindrang (16. Oktober). Er erpreßte eine große Geldsumme von den geängstigten Bürgern und ließ sich überdieß noch zwei Dutzend Frauenhandschuhe, mit dem Wappen der Stadt gestempelt, ausliefern, um sie seiner Kaiserin als Siegeszeichen überbringen zu können. Aber man sagt, ihm wären zwar 24 Handschuhe richtig gegeben worden, doch alle nur für die linke Hand passend, so daß niemand davon Gebrauch machen konnte. Mit dieser Beute eilte Haddick rasch davon, und kaum hatte er die Thore Berlins verlassen, so rückte Seidlitz mit seinen Reitern ein.

Jetzt dachte Friedrich ernstlich an eine Schlacht mit den Franzosen. Er zog die ausgesandten Schaaren wieder an sich und lagerte sich in der Nähe des Dorfes Roßbach, westlich von Lützen, das der dreißigjährige Krieg durch Gustav Adolfs

Heldentod berühmt gemacht. Nichts schien den Franzosen, die mit den Reichsvölkern vereinigt an Menschenzahl das kleine Heer des Königs dreimal übertrafen, gewisser als der Sieg über die Preußen. Ihre einzige Besorgniß war nur die, daß Friedrich der Gefangenschaft, die sie ihm zugedacht, noch entrinnen möchte. Auch brach unter den Heerführern schon vorläufig ein Streit darüber aus, wem von ihnen die Ehre gebühren sollte, den gefangenen Preußenkönig dem Beherrscher Frankreichs zu überbringen.

Es war am 5. November, als der französische Feldherr das kleine Preußenheer mit seiner Uebermacht zu umzingeln begann. Ruhig sah Friedrich diesen Bewegungen zu. Die Preußen blieben in ihrem Lager und bereiteten gemächlich ihr Mittagessen. Als die Feinde den Rauch dort von den Zelten aufsteigen sahen, glaubten sie, es sei nichts als bange Verzweiflung, was die Preußen in ihrer Ruhe festhalte, und träumten ihren Siegestraum immer weiter. Erst um 2 Uhr Nachmittag gab der König Befehl das Lager abzubrechen. Derweilen hatte sich Seidlitz mit seinen Reiterschaaren, von Gebüsch und Hügel gedeckt, in den Rücken des Feindes geschlichen. Auf einem wohlgelegenen Hügel war eine Batterie aufgefahren, und Friedrich selbst bewegte sich mit seinem Heere auf eine äußerst kunstreiche und geschickte Art. Urplötzlich erzitterten die Hügel von dem Donner des preußischen Geschützes, und während Friedrichs Bruder, Prinz Heinrich, das feindliche Fußvolk in die Seite faßte, hieb Seidlitz mit seinen Reitern gewaltig im Rücken der Franzosen ein. Für die deutschen Reichsvölker*) waren die ersten Geschützkugeln hinreichend, sie vom Schlachtfelde zu jagen, und die überraschten, aus ihren prahlerischen Träumen so plötzlich aufgeschreckten Franzosen folgten ihnen nach einer kurzen Gegenwehr. In anderthalb Stunden war die Schlacht vollkommen gewonnen, und nur die einbrechende Dunkelheit hinderte die Preußen an der Verfolgung. Ein so unglaublicher Schrecken aber hatte sich der Franzosen bemächtigt, daß sie ihre Gewehre und ihr Gepäck fortwarfen, um nur leichter entfliehen zu können. Die

---

*) Die sogenannte deutsche „Reichsarmee" war das bunteste Gemisch von Kriegern, das man ersinnen kann. Denn jeder auch noch so kleine deutsche Reichsfürst, sowie die Reichsstädte, waren verpflichtet, zu diesem Heere Mannschaft oder Waffen zu liefern. Bisweilen hatten sogar zwei und mehrere von den kleinen Reichsständen nur einen Mann auszurüsten. Darum sah man bei diesem Heere eine große Mannigfaltigkeit der Kleidung und der Waffen, und die Krieger bestanden mehrentheils aus dem Auswurfe des Volkes. So tief war die Macht des deutschen Reiches durch die Mängel seiner Verfassung gesunken!

Reiter warfen Harnische und Schwerter von sich und zogen sogar ihre schwerfälligen Stiefeln aus, um dem Tode und der Gefangenschaft desto behender zu entrinnen. Den verfolgenden leichten Preußenreitern ergaben sich ganze Schaaren zu Gefangenen, und man erzählt sogar, daß hundert Mann von den Reichsvölkern vor zwei Dragonern das Gewehr gestreckt haben sollen. Die Zahl aller Gefangenen belief sich auf 5000, darunter 8 Kriegsoberste und 300 Befehlshaber. Den Preußen dagegen hatte die Schlacht nur 165 Todte gekostet, etwa 375 waren verwundet worden. Eine Menge von Fahnen und Kanonen und das unermeßliche Gepäck der französischen Befehlshaber fiel in die Hände der Sieger. Es ergötzte und befremdete Friedrichs Krieger zugleich, welch eine Menge von Putzbedürfnissen die Franzosen mit sich führten. Wohlriechende Wasser und Haarsalben, Pudermäntel und Zahnbürstchen, Schminke und Zahnpulver: — von allen diesen Dingen hatten die feinen Herren sich selbst im Felde nicht trennen können. — Jetzt zeigte sich auch der Haß des sächsischen Volkes gegen die Franzosen unverholen. Obgleich diese seine Bundesgenossen und die Preußen seine Feinde waren, so erregte doch die Nachricht von ihrer Niederlage überall großen Jubel, und die Bauern wetteiferten mit den preußischen Reitern im Einfangen der Flüchtlinge, die sie dem Könige frohlockend überbrachten. Aber Friedrich suchte den gefangenen Franzosen ihr Loos so angenehm wie möglich zu machen. Er sprach herablassend und liebreich zu ihnen, tröstete sie mit den freundlichsten Worten und fügte hinzu: „ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als meine Feinde zu betrachten!“ Denn es gehörte zu des großen Königs Schwächen, ein entschiedener Bewunderer und Verehrer des französischen Volkes zu sein. Aber auch ohne diese Vorliebe würde er durch den hohen Werth, den er auf den Gedanken der kriegerischen Ehre legte, bewogen worden sein, den Reitern, die von den gefangenen Befehlshabern eine solche Menge von Ordenskreuzen erbeutet hatten, daß sie ihre Pferde damit ausputzten, diese Entweihung der französischen Ehrenzeichen zu verbieten.

Während der König durch diesen Einen glänzenden Sieg seine Feinde aus dem Sachsenlande vertrieb, gingen ihm in Schlesien die wichtigsten Vortheile verloren. Der Herzog von Bevern, wie schon erwähnt, zum Hüter dieses Landes bestellt, vermochte der österreichischen Uebermacht nicht lange zu widerstehn. Auf dem Holzberge bei Moys war Friedrichs Liebling, der tapfere und edle Winterfeld, mit 1200 wackern Streitern am 7. September gefallen. Die starke Feste Schweidnitz

mit allen ihren reichen Vorräthen an Geld, Schießbedarf und Lebensmitteln mußte sich dem Oesterreicher Nadasti ergeben. Bevern wurde in seinem festen Lager bei Breslau von dem viermal überlegenen Feinde förmlich belagert, und trotz der musterhaftesten und tapfersten Gegenwehr, mußte er seine Stellung dennoch verlassen und sich zurückziehen. Er that dieß mit der höchsten Geschicklichkeit, gerieth aber Tags darauf, als er des Abends, nur von einem Reitknecht begleitet, zur Untersuchung der Gegend ausgeritten war, in die Hände der Feinde. Am folgenden Tage mußte auch Schlesiens Hauptstadt, Breslau, dem Feinde die Thore öffnen. So befand sich nun Schlesien fast ganz wieder in der Gewalt der Kaiserin, und diese säumte nicht, das Land als ihr wiedererrungenes Eigenthum zu betrachten. Sie richtete österreichische Regierung ein, ließ sich von den Beamten Treue schwören und that ganz so, als ob sie es nicht für möglich hielte, das Land wieder verlieren zu können. Auch war keine Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden. Denn die kleinen Ueberbleibsel der preußischen Heere schienen zu schwach, um wenigstens für jetzt etwas Ernstliches unternehmen zu können, und der eingetretene Frost machte überdieß jedes kriegerische Beginnen schon höchst beschwerlich. Aber die staunende Welt sollte in wenigen Tagen ein Wunder sehn.

Als Friedrich von den Unfällen in Schlesien hörte, weihte er dem Andenken seines gefallenen Freundes Winterfeld eine Thräne der Liebe. „Gegen die Uebermacht meiner Feinde," rief er aus, „hoffe ich wohl noch Rettungsmittel zu finden. Aber ach! nie werde ich einen Winterfeld wieder finden!" Aber schnell raffte sich der königliche Held aus seinem Schmerze empor, und rasch sein kleines Heer um sich sammelnd — es zählte nicht volle 14,000 Krieger — brach er mit Sturmeseile gegen Schlesien auf. Die Feinde hielten das kleine Häuflein nur ihres Spottes werth und nannten es höhnend: „Die Berliner Wachtparade," vermeinend, Friedrich werde jetzt in halber Verzweiflung seine letzten, geringen Kräfte selbst erschöpfen und so dem Kriege ein Ende machen. Aber des Königs Heldenseele war größer, als die erlittenen Unfälle und die Macht seiner Feinde. Fest entschlossen die Oesterreicher anzugreifen „und wenn sie sich auf dem Zobtenberge verschanzt hätten*)" ging er ihnen muthig entgegen. Denn hier galt kein Säumen und keine Wahl. Sollte das so blutig erkaufte Schlesien nicht auf immer für Preußen verloren sein, so mußte es noch in diesem Jahre, mußte

*) Des Königs eigene Worte.

gleich jetzt wiedergewonnen werden, ehe noch die Feinde Zeit hatten, sich darin festzusetzen. Ein Kampf auf Tod und Leben mußte entscheiden, ob Preußens, ob Oesterreichs Adler hier künftig herrschen sollte. Inzwischen führte Ziethen seinem Könige den Ueberrest des Bevernschen Heeres zu, 18,000 Streiter, durch die Gefangenschaft ihres Feldherrn und die erlittene Niederlage muthlos und bestürzt. Aber Friedrichs großer Geist wußte bald den gesunkenen Muth in ihren Herzen wieder aufzurichten. Er sprach freundlich selbst mit den gemeinen Kriegern, hörte ihre Erzählungen an, lobte ihre Tapferkeit, bedauerte ihr Mißgeschick und verhieß ihnen neue Siege. Wein und Lebensmittel ließ er unter sie vertheilen, und die Sieger von Roßbach beeiferten sich, ihre niedergeschlagenen Waffenbrüder durch die Erzählung ihrer Thaten zu erheitern und zu beleben. So führte das Vertrauen auf den königlichen Feldherrn das Bewußtsein der eigenen Kraft und die Sehnsucht, den erlittenen Schimpf durch neue Thaten zu bedecken, in Beverns geschlagenes Heer zurück.

Als der König nur noch eine Tagereise von dem Lager des Feindes bei Breslau entfernt war, berief er seine Heerführer und Befehlshaber zu sich und hielt eine Rede voll Kraft und Feuer an sie. „Wir werden," so sprach er, „des Feindes Uebermacht angreifen, wiewohl er an Zahl uns fast dreimal überlegen ist. Doch was fragen meine tapfern Krieger nach der Feinde Zahl? — Es giebt keine Schwierigkeit, die ihrem Muthe und ihrer Ausdauer unüberwindlich wäre. Nur siegen, oder sterben! wird unser aller Wahlspruch sein. So denke ich und so werde ich handeln. Ihr aber, wenn ihr eures wohlerworbenen Ruhmes gedenkt und daß ihr Preußen seid: so werdet ihr auch jetzt dieses Namens euch würdig zeigen. Doch ist einer unter euch, der sich scheute, die letzte Gefahr mit seinem Könige zu theilen: wohlan, er möge mich verlassen! es steht ihm frei. Kein Vorwurf soll ihn kränken aus meinem Munde."

Da blitzte aus jedem Antlitz der Versammelten des Muthes und der kühnen Begeisterung Strahl, als Antwort auf des Königs Rede, und an das Schwert schlug kampflustig jede Hand. Kein einziger von allen, die zugegen waren, trat in der höchsten Gefahr von seinem königlichen Führer zurück, und jeder eilte, um auch den Muth der gemeinen Krieger zur Begeisterung zu entflammen. Den Abgehenden aber rief Friedrich nach: „Lebet wohl, meine Herren, in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, — oder nimmer sehen wir uns wieder!"

Kaum hatte Oesterreichs Feldherr, der Herzog von Lothringen, von des Preußenkönigs Annäherung Kunde erhalten,

so führte er sein Heer aus dem festen Lager bei Breslau hervor, dem Kommenden entgegen. Denn ihm ziemte nicht, meinte er, mit siegreichen Streitern die Ankunft eines geschlagenen, ohnmächtigen Feindes abzuwarten. „Der Fuchs ist aus seiner Höhle gekrochen!“ rief Friedrich bei dieser Nachricht, „nun will ich auch seinen Uebermuth bestrafen.“

Auf einer weiten Ebene in der Nähe des Dorfes Leuthen, südwestlich von Lissa, fand Preußens Heer, am Morgen des 5. Dezbr. 1757, den Feind in einer Stärke von 80,000 Mann aufgestellt. Aber dem kleinen Heldenhaufen entsank der Muth nicht bei diesem furchtbaren Anblicke, denn er traute auf Gott und seinen König. Und mit klugem Scharfblicke hatte dieser den Plan zur entscheidenden Schlacht entworfen. Die künstlichen Bewegungen, die sein Heer machte, täuschten die österreichischen Feldherren so sehr, daß sie dieselben für einen Rückzug hielten und Daun zum Herzoge von Lothringen rief: „Die Leute ziehen ab! wir wollen sie nicht hindern!“ — Aber kaum daß er's gesprochen, so donnerten die Lüfte von dem Krachen des preußischen Geschützes, und an der Spitze des Fußvolks drang der tapfere Feldherr Wedell stürmend auf den Feind ein. Bald war der mörderische Kampf allgemein und der König unterließ nicht, durch Lob und ermunternde Worte den Muth seiner Streiter zu erhöhen und mit dem eigenen Beispiele ihrer Tapferkeit voranzuleuchten. Und wie sein Wort und sein Beispiel wirkte, davon liefert die Geschichte dieser Schlacht eine merkwürdige Probe. Friedrich selbst befehligte die Mitte des Treffens. Hier wohnte ein dreizehnjähriger Knabe als Fahnenjunker*) zum ersten Male den gräßlichen Auftritten einer Feldschlacht bei. Der schauervolle Anblick und das furchtbare Krachen des Geschützes beängstigten den Knaben so sehr, daß er heftig zitterte und kaum die Last der Fahne zu halten vermochte. Da sprengte der König herbei, schaute ihm freundlich ins Auge und rief: „Nun, in Gottes Namen, mein Kind, frisch heran!“ Und verschwunden war bei diesen Worten Angst und Zagen aus des Knaben Brust. Muthig und kraftvoll trug er seiner Schaar die Fahne vor und führte sie zum Siege. Noch nie hatten Preußens Streiter mit solcher Begeisterung gefochten, als heute. Selbst die, welche von feindlichen Kugeln getroffen in ihr Blut niedersanken, ermahnten noch sterbend ihre Kampfgefährten zu Tapferkeit und Heldenmuth und

*) Dieser Knabe war der Herr von Archenholz, aus Fahrwasser bei Danzig gebürtig, der nachmals durch seine „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ berühmt geworden ist.

riefen mit brechender Zunge ihrem großen Heerführer ein Lebehoch. So war denn schon nach drei und einer halben Stunde die blutige Arbeit des Kampfes vollendet und der schönste Sieg errungen. Die „Berliner Wachtparade" hatte Wunder der Tapferkeit vollbracht, Truppen und Anführer in gleichem Maaße. Den Prinzen Moritz von Dessau ernannte der König auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall, „da er ihm bei dieser Schlacht geholfen habe, wie noch nie einer." Nur die früh einbrechende Dunkelheit rettete das flüchtige Heer der Kaiserin vom völligen Verderben; 2000 von ihnen geriethen, nebst 116 Kanonen und 56 Fahnen, lebend in die Hände der Sieger, während mehr als 6000 das Schlachtfeld mit ihren Leichen bedeckten. Die Preußen hatten nur einen Gesammtverlust von 6000 Mann.

Friedrich aber raffte in der Eile einige Truppen zusammen, und von seinen Feldherren Seidlitz und Ziethen begleitet, sprengte er in der Dunkelheit den Fliehenden nach, immerfort gegen das Städtchen Lissa zu, wo er noch heute eine wichtige Brücke, die dort über das schweidnitzer Wasser führt, besetzen mußte, wenn er nicht morgen sie erst durch Kampf aus des Feindes Händen erobern wollte. In Lissa aber wimmelte es von österreichischen Kriegern und Befehlshabern, und als der König mit seinem Häuflein der Stadt sich nahte, ward er von einer Ladung Kleingewehrfeuer begrüßt. Doch keine Kugel traf, und unerschrocken setzte er seinen Weg fort, gerade zu nach dem Schlosse hin. Dieß war angefüllt mit kaiserlichen Befehlshabern, die von dem Gestampfe der Pferde aufgeschreckt, den Kommenden mit Lichtern entgegeneilten. „Guten Abend, meine Herren," rief Friedrich den Oesterreichern zu, die der Schreck an allen Gliedern gelähmt zu haben schien, „Sie waren mich hier wohl nicht vermuthend? — kann man denn auch noch mit unterkommen?" Nichts als ein staunendes Ach! konnten die Betroffenen erwidern, und ließen sich ohne den geringsten Widerstand von den eintretenden preußischen Feldherren entwaffnen.

Während der König ein so kühnes Abenteuer vollführte, stand sein tapferes Heer in der kalten, finstern Winternacht, von Frost, Hunger und Anstrengung ermattet, auf dem blutigen Schlachtfelde, rings unter Todten oder Sterbenden, deren wehklagendes Gewimmer und Aechzen schauerlich die Luft durchdrang. Jeden wandelte ein unwillkürliches Grauen an und bänger pochte das Herz im Busen der Helden. Da, mit einem Male stimmte ein alter Krieger das schöne Lied an: „Nun danket alle Gott!" und mit Trompeten und Hörnern fielen die Spielleute ein, und tief ergriffen von den heiligsten Gefühlen, stimmte das ganze

Heer mit ein in den herzerhebenden Gesang, und die Hände gefaltet, die Blicke gen Himmel erhoben zu den flimmernden Sternen, sangen sie das Lied zu Ende, und freudiger Muth und gläubiges Vertrauen auf den ewigen Lenker der Schicksale verscheuchte Grausen und Zagen aus jeglicher Brust.

Bald nach diesem glänzenden Siege mußte sich Breslau und dann auch Liegnitz dem Könige ergeben, und nach wenigen Tagen war er wieder, bis auf Schweidnitz, im vollen Besitze des ganzen Landes. Von Ziethen und Fouqué verfolgt, führten die kaiserlichen Feldherren von ihrem großen, trefflichen Heere nur noch 37,000 Mann in dem bedauernswürdigsten Zustande nach Böhmen, und Friedrich gönnte seinen tapfern Kriegern nun die wohlverdiente Winterrast. So endete ruhmvoll auch das zweite Jahr des blutigen Kampfes.

Von Neuem bot jetzt der Preußenkönig der stolzen Kaiserin die Hand zum Frieden: — sie wies ihn kalt zurück, und Alles erwartete mit gespannter Aufmerksamkeit den Frühling und sah neuen Thaten entgegen. Indessen hatten sich Friedrichs Hilfsquellen gemehrt. Mit der grenzenlosesten Bewunderung vernahm das englische Volk die Botschaft von den Thaten bei Roßbach, und Englands alter Haß gegen Frankreich fand darin so viel Befriedigung, daß der große Preußenkönig des Volkes Abgott wurde. In allen Straßen verkaufte man sein Bildniß und besang seine Thaten, und immer lauter wurde das Murren über den Herzog von Kumberland, der sich seines großen Bundesgenossen so wenig würdig gezeigt, und stürmisch verlangte das Volk, der Preußenheld solle kräftig unterstützt werden. Da entschloß sich denn die englische Regierung, ihm nicht allein bedeutende Hilfsgelder zu zahlen, sondern auch von Neuem gegen Friedrichs Feinde in das Feld zu rücken. Man erklärte den Vertrag, welchen der Herzog von Kumberland mit den Franzosen geschlossen, für nichtig und bat den König, dem vereinten Bundesheere am Rheine den Herzog Ferdinand von Braunschweig, dessen Thatenruf gleichfalls bis über das Meer gedrungen war, zum Feldherrn zu geben. Zwar ungern trennte sich Friedrich von dem ausgezeichneten Heerführer, dennoch aber willigte er ein, wohl bedenkend, wie ihm dort der tapfere Mann noch wichtigere Dienste leisten könne, als in seiner Nähe. Die Zeit aber rechtfertigte das Vertrauen vollkommen, das man in Ferdinands Heldenmuth und Feldherrnklugheit gesetzt hatte. Es kann nicht der Zweck dieses Buches sein, eine vollständige Kriegsgeschichte zu erzählen, darum wird auch der Thaten des Herzogs, so groß und ausgezeichnet sie übrigens waren, nur immer beiläufig Er-

wähnung geschehen können, weil wir unsere Blicke hauptsächlich und ausschließlich auf den königlichen Heerführer selbst zu richten haben. Und so möge es denn auch jetzt genügen, zu erfahren, wie Ferdinand schon im Februar des Jahres 1758 den Feldzug gegen die Franzosen unter der Führung des Herzogs Richelieu mit eben so vielem Glücke als großer Geschicklichkeit eröffnete und ihnen bald die bedeutendsten Vortheile abgewann.

Von des Königs übrigen Feinden erschienen in dem neuen Kriegsjahre (1758) die Russen zuerst auf dem blutigen Schauplatze. Vom Grafen Fermor angeführt, mit dem ausdrücklichen Befehle, Ostpreußen in Besitz zu nehmen, überschritten sie abermals die Grenzen ihres Landes. Hier fanden sie auch nicht den mindesten Widerstand. Denn Friedrich, der bei der großen Menge seiner Feinde und bei den geringen Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, unmöglich so viel Krieger aufbringen konnte, um alle Länder seines Staates gehörig zu vertheidigen, hatte die wenigen Streiter, die früher zu Preußens Hütern bestellt waren, von dort abberufen, weil sie doch nicht hinreichten, um dem Lande Schutz zu gewähren, und in andern Gegenden der Kriegsbühne nöthiger gebraucht wurden. Auch lag Ostpreußen von dem eigentlichen Schauplatze des Kampfes viel zu entfernt und noch dazu durch Polen von den übrigen Ländern des Staates getrennt, als daß der König, ohne sein Heer auf eine gefährliche Art zu zertrennen, oder seinen Feinden in Schlesien, Pommern und der Mark freies Feld zu lassen, ihm zur Hilfe eilen konnte. Ungehindert also rückte Graf Fermor mit seinen Russen über die Grenze. Groß war der hülflosen Preußen Angst und Schrecken bei der Ankunft dieser unwillkommenen Gäste, denn sie gedachten mit Entsetzen an die im vorigen Jahre verübten Greuel. Der bloße russische Name war im Stande, schreiende Kinder zum Schweigen, Frauen und Mädchen zum Zittern zu bringen. Aber nicht, um das Land von Neuem zu verheeren und zu plagen, sondern es im Namen ihrer Kaiserin völlig in Besitz zu nehmen, waren die Russen dießmal gekommen. Alle Behörden, der Adel und die Bürgerschaft des Landes wurden aufgefordert, der russischen Gebieterin zu huldigen, — und was blieb ihnen in ihrem hilflosen Zustande anders übrig, als dieser Aufforderung sofort Genüge zu leisten, wenn sie nicht, ganz ohne Nutzen für ihren König, der blinden Wuth der Russen sich zum Opfer bringen wollten? — Von allen wurde demnach der verlangte Eid geleistet, wenn auch mit einem schweren, tiefbekümmerten Herzen. Aber wo die eiserne Nothwendigkeit gebietet, da gilt keine Wahl. Nur aus diesem Gesichtspunkte und aus der Zaghaftigkeit, die den

Begriff des Nothwendigen ungebührlich erweitert und in solcher Täuschung Alles hingiebt, um wenig zu verlieren, läßt es sich erklären, daß die sonst so treuen und mit begeisterter Liebe an ihrem großen Könige hangenden Einwohner Königsbergs, an dem Tage, als die Russen dort ihren Einzug hielten, mit allen Glocken läuteten und des Abends ihre Stadt festlich erleuchteten. Gewiß nicht Liebe zu der neuaufgedrungenen Herrschaft, sondern nur der Wunsch, sich den grausamen Feind geneigt zu machen, und ihn von jeder Gewaltthat durch Beweise der Ergebenheit zurückzuhalten, war die Ursache dieser unerfreulichen Erscheinung. Freilich wäre es bei weitem besser und heldenhafter gewesen, lieber das Aergste zu ertragen, aber ernst zu schweigen, als die Treue gegen den angestammten Fürsten zu verletzen; aber von allen Vertheidigungsmitteln entblößt und ohne alle Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg, ist der Mensch wohl nur äußerst selten oder nie zu solcher Aufopferung und darum auch kaum zu einer würdigen Haltung bereit, und Glockenklang und Festerleuchtung sollte zu Königsberg gewiß nichts weiter, als dem Feinde des Landes tiefe Trauer verbergen.

Mit gerechtem Unwillen aber erfüllte den König die Nachricht von diesen Vorfällen, und kein späterer Beweis von Ergebenheit und treuer Liebe vermochte den unangenehmen Eindruck, den sie in ihm hervorbrachten, je wieder ganz zu verscheuchen. Er bestrafte die Königsberger dadurch, daß er niemals wieder in ihre Stadt kam. — Indessen vergalt er seinen Feinden Gleiches mit Gleichem. Hatte Preußen den Russen huldigen müssen, so ließ er sich jetzt von den Sachsen den Eid der Treue schwören.

Mit der Eroberung von Schweidnitz (im April) begann er darauf die Thaten des neuen Feldzuges. Kaum war diese Feste wieder in seinen Händen, so schritt er zur Ausführung eines kühnen Planes. Um nämlich den Schauplatz des Krieges so viel als möglich aus der Nähe seiner Staaten zu entfernen und zugleich die Kaiserin für ihre Hauptstadt Wien besorgt zu machen, wandte er sich dießmal, gegen alles Vermuthen seiner Feinde, nicht nach Böhmen, sondern nach Mähren und stand plötzlich mit seinen Heerschaaren vor Olmütz. Sogleich ward die Belagerung dieser wichtigen und festen Stadt unternommen. Aber der österreichische Befehlshaber, ein Mann von Einsicht und Muth, wußte einige Fehler, welche die preußischen Ingenieure bei Eröffnung der Belagerung begangen hatten, so geschickt zu benutzen, daß man ihm wenig oder gar keine Vortheile abgewinnen konnte. Inzwischen eilte der Feldmarschall Daun mit seinem Heere der bedrängten Feste zu Hilfe. Der

König, bei dem plötzlichen Anblicke der Oesterreicher ganz voller Verwunderung, soll ausgerufen haben: „Sehet da, die Oesterreicher! wahrhaftig, sie haben marschiren gelernt!“ — Aber der vorsichtige Daun, dessen Feldherrnkunst hauptsächlich darin bestand, daß er seinen Feind durch geschickte Stellungen zu ermüden und ohne Kampf Vortheile über ihn zu erlangen suchte, war auch jetzt weit davon entfernt, dem Könige eine Schlacht anzubieten, wodurch er vielleicht Alles hätte verlieren können, sondern stellte sich so, daß er alle Wege versperrte, auf welchen dem preußischen Heere Geld und Vorräthe zugeführt werden konnten, und daß der König ohne große Gefahr es doch nicht wagen durfte, ihn anzugreifen. Auf diese Weise gelang es ihm, den größten Theil einer bedeutenden Zufuhr an Geld, Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, die unter schwacher Bedeckung aus Schlesien kam und worauf der König hauptsächlich den glücklichen Erfolg seines Unternehmens gründete, in seine Gewalt zu bekommen. Dieß war für Friedrich ein unersetzlicher Verlust. Es fehlte seinen Kriegern nun an dem Nöthigsten, und er mußte sich entschließen die Belagerung unverrichteter Sache aufzuheben. Aber wie sollte er jetzt dem lauernden Feinde, der ihm an Streiterzahl so sehr überlegen war, entkommen, wie mit dem schweren Geschütz und der Menge von Belagerungsgeräthschaften, ohne Verlust den mühsamen Weg durch die Gebirge zurücklegen, wo der nachsetzende Feind ihn so leicht überfallen und vernichten konnte? Auch fühlte der österreichische Feldherr sehr wohl seine Ueberlegenheit und Friedrichs mißliche Lage, und hielt es schon für gewiß, den König mit sammt seinem Heere zu Gefangenen zu machen. Doch des Preußenhelden großer Feldherrngeist, der sich gerade dann immer am reichsten und glänzendsten zeigte, wenn die Gefahr am meisten drohte, erfand auch hier ein Rettungsmittel. Daun nämlich stand in der Meinung, der König wolle sich nach Schlesien zurückziehen, und dieser wußte durch geschickt verbreitete, falsche Nachrichten ihn bei diesem Glauben zu erhalten. Um so höher stieg die Verwunderung und das Staunen des österreichischen Heerführers, als der König sich plötzlich nach Böhmen wandte, und seinem Feinde einen bedeutenden Vorsprung abgewinnend, zwar unter beständigen Gefechten, aber ohne alle Einbuße, glücklich zu Königingrätz ankam, wo ihm seine Verfolger nichts mehr anhaben konnten. Dieser Rückzug, der die Bewunderung der ganzen Welt auf sich zog, wird von den Kriegsverständigen als ein Meisterstück der Feldherrnkunst gepriesen.

Jetzt bezog der König bei Landshut am Bober in Schlesien ein festes Lager, wo er einige Wochen lang ruhig stehen blieb.

Doch neue Unglücksbotschaften jagten ihn bald aus seiner Ruhe auf. Von Preußen durch Polen und Pommern ziehend, wo der Graf Dohna mit 16,000 Kriegern gegen die Schweden kämpfte, waren die Russen in die Neumark eingefallen und näherten sich der Festung Küstrin. Ihren Weg bezeichneten dieselben Greuel, die sie im Anfang des Jahres in Preußen verübt hatten. Graf Dohna wollte es nicht wagen, mit seiner verhältnißmäßig geringen Schaar der ungeheuern Uebermacht im offenen Kampfe entgegen zu treten, und zog sich gegen Küstrin zurück, um die bedrohte Feste gelegentlich unterstützen zu können. Der Russe Fermor schritt indessen sofort zur Belagerung. Er hatte sich die unglückliche Stadt zum Opfer der Kriegswuth ersehen, und auf sein Gebot senkte sich ein verderbender Feuerhagel von glühenden Kugeln und Bomben auf sie herab, der in wenigen Stunden ganz Küstrin in einen Aschenhaufen verwandelte. Furchtbar wütheten die Flammen. An Löschen und Rettung des Vermögens war nicht zu denken, kaum an die Rettung des Lebens. Viele Hunderte von Männern, Weibern und Kindern fanden theils in der schrecklichen Gluth ihren Tod, theils wurden sie von den einstürzenden Gebäuden begraben, theils von dem Qualme des Rauches erstickt. Erst jetzt, nachdem die Stadt in Trümmern lag, forderte der Russe den preußischen Befehlshaber zur Uebergabe der Festung auf. Aber dieser gab zur Antwort, er werde sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen und sich eher unter den Trümmern der Festung begraben, als sie in des Feindes Hand liefern.

Dieß waren die Nachrichten, die Friedrich in seinem Lager bei Landshut erhielt, und sogleich eilte er, den Feldmarschall Keith zu Schlesiens Schutz mit dem Hauptheere zurücklassend, an der Spitze von 14,000 auserwählten Kriegern dem wilden Feinde entgegen. Die Kunde von seiner Nähe befreite sogleich die Festung von ihren Belagerern. Graf Fermor zog sich zurück und lagerte mit seinen Schaaren in der Nähe von Zorndorf. Hier war es, wo der König, durch Dohna's Heerhaufen verstärkt, am Morgen des 25. August die Russen anzugreifen beschloß. Als der König Dohnas wohlgekleidete und gutgenährte Schaar, die allerdings bis dahin noch nicht viel Rühmliches ausgerichtet, betrachtete, sagte er spottend zu ihrem Führer: „Dohna, Er bringt mir ja da lauter geputzte Leute! meine sehen wie Grasteufel aus; aber sie beißen." Des Helden Lage war wieder im höchsten Grade gefährlich. In Sachsen, wo sein Bruder Heinrich nur ein kleines Heer befehligte, war Daun mit den Oesterreichern eingebrochen, und die Franzosen, in Verbindung

mit den Reichsvölkern, waren im Begriff ein Gleiches zu thun. Von Pommern her, wo sie keinen Widerstand mehr vor sich hatten, rückten die Schweden gegen das ungeschützte Berlin vor, und Friedrich selbst stand einem Feinde gegenüber, der durch überlegene Streiterzahl und unerschütterliche Ausdauer doppelt furchtbar war. An den Ausgang dieser einen Schlacht schien sich abermals des ganzen Krieges Schicksal zu knüpfen. Denn gelang es dem Feinde jetzt, den König zu schlagen, so war er Herr von allen preußischen Landen. Dieses in seiner Seele erwägend, entwarf Friedrich den Plan zur Schlacht. Nicht blos besiegen, — gänzlich vernichten wollte er den Feind, oder von ihm vernichtet werden. Darum ließ er alle Brücken, die über den Oderfluß führten, zerstören, um den Russen jede Möglichkeit zur Flucht zu benehmen, und gebot seinen Kriegern, keine Gefangenen zu machen, sondern Alles niederzuhauen, was sich ihnen entgegenstellte.

Die Schlacht begann (25. August). Es standen 32,000 Preußen gegen 52,000 Russen. Die preußischen Kugeln trafen so gut, daß sie augenblicklich eine Verwirrung auf der Feinde rechtem Flügel hervorbrachten, und mit kühnem Feuer drang Friedrichs Fußvolk in die dichten Schaaren der Russen. Doch ihr Muth trieb sie zu hitzig und zu unvorsichtig vorwärts. Dieß bemerkte Graf Fermor und schnell, auf seinen Wink, brach mit wildem Schlachtruf seine Reiterei auf die preußischen Krieger los. Muthig hielten diese im Ganzen den gewaltigen Stoß aus, doch schwankten einige Streithaufen. Aber den Wankenden eilte Seidlitz mit seinen Reitern zu Hilfe, und durch das brennende Zorndorf trieb er die russischen Reiter vor sich her und hieb dann kräftig auf Fermors Fußvolk ein. Nichts konnte ihm widerstehen. Gegen die nahen Sümpfe gedrängt, blieb hier den Russen keine andere Wahl, als eine unregelmäßige Flucht oder schneller Tod. Aber die meisten von ihnen wählten den Tod. Selbst als schon fast alle ihre Befehlshaber gefallen und ihr Geschütz wie ihr Schießbedarf in die Hände der Sieger gerathen war, standen sie noch unerschütterlich fest, wie leblose Steinbilder, und ließen sich gleichgültig hinschlachten. Verschont aber durfte, nach des Königs Gebot, Niemand werden.

Doch erst der rechte Flügel des russischen Heeres war geschlagen. Jetzt sollte auch die linke Seite ihrer Schlachtordnung angegriffen werden. Dieß geschah, — aber die Russen wehrten sich mit unerschütterlicher Tapferkeit, und Friedrich mußte es selber ansehen, wie sein wackeres Fußvolk vor dem wilden Feinde zu weichen begann. Immer größer ward die Unordnung unter

den preußischen Heerhaufen, immer allgemeiner die Flucht — und schon war es nahe daran, daß hier alle Vortheile verloren gingen, welche auf der andern Seite des Schlachtfeldes errungen waren, — da mit einem Male erdonnerte die Erde von mächtigem Rossehufschlag, und mit Sturmeseile flog abermals Seidlitz mit seinen Schaaren herbei. Das war Hilfe in der Noth! — Und wie er den Sieg auf dem rechten Flügel entschieden, so zwang er jetzt das Kriegsglück auch auf dem linken. Schnell gewannen seine Reiter die preußischen Batterien wieder, welche die Russen zuvor schon erobert hatten, und kaum war eine Viertelstunde vergangen, — so war der Feind vom Schlachtfelde vertrieben. Es fehlte beiden Theilen bereits an Schießbedarf, und dieß war die Ursache, daß Friedrich seinen Plan nicht ausführen konnte, die Russen gänzlich zu vernichten. Mit Schwert und Kolben und Flintenspieß aber fuhr man fort, in höchster Erbitterung gegen einander zu kämpfen, bis das Dunkel der Nacht und des Armes Ermattung dem Blutbade ein Ende machten. Jenseits der Sümpfe ordnete Graf Fermor indessen seine Schaaren wieder, und es schien, als sollte der nächste Tag das blutige Trauerspiel erneuern. Aber dieß verhinderte der Mangel an Schießbedarf, und nachdem der Russe einen vollen Tag im Angesichte des siegreichen Preußenheeres zugebracht, führte er, doch beständig verfolgt, seine Streithaufen über Landsberg nach Polen und Preußen zurück. Er hatte 20,000 Tode auf dem blutigen Wahlplatze zurücklassen müssen, und 3000 Gefangene, nebst mehr als hundert Kanonen und vielen Fahnen, wie auch die ganze Kriegskasse waren dem Könige in die Hände gefallen. Trotz diesem entsetzlichen Verluste rühmte Graf Fermor sich dennoch des Sieges, und zu Petersburg feierte man glänzende Freudenfeste.

Während Friedrich durch diesen Sieg die Russen aus der Mark vertrieb, war, wie schon erwähnt, Daun in Sachsen eingebrochen, um mit Hilfe der Reichsvölker dieses Land den Preußen abzugewinnen. Aber er fand hier an dem Prinzen Heinrich einen so klugen und muthigen Gegner, daß ihm sein Vorsatz gänzlich mißlang. Vergeblich forderte der österreichische Heerführer Dresden zur Uebergabe auf. Daun hob jedoch die Belagerung Dresdens auf und beschloß, Heinrichs kleines Heer mit seiner ungeheuern Uebermacht anzugreifen und zu vernichten. Ehe er aber noch zur Ausführung dieses Planes Zeit gewann, war schon Friedrich selbst mit seinem Streithaufen in Sachsen angekommen und suchte kampfmuthig den Feind auf. Aber der Oesterreicher war nicht Willens, eine Schlacht anzunehmen und bezog ein festes Lager, zuerst bei Stolpe und dann auf den

Höhen von Kittlitz in der Nähe von Löbau. Hier lagerte ihm der König, nur durch den Raum, den eine Geschützkugel durchfliegt, von ihm getrennt, auf den Höhen von Hochkirch gegenüber, südöstlich von Bautzen. Das preußische Lager war so äußerst unvortheilhaft gewählt, daß es schien, als habe Friedrich es nur darum bezogen, um dem Feinde seine Verachtung zu erkennen zu geben. Trotz der dringenden Vorstellungen und Bitten seiner erfahrenen Feldherren, ließ er sich durch nichts bewegen, seine gefahrvolle Stellung zu verändern. Er traute allzufest auf einige falsche Nachrichten, womit der verschlagene Daun ihn zu hintergehen wußte, und war gar zu sehr überzeugt, daß der Oesterreicher es nicht wagen würde, ihn anzugreifen. Doch diese unglückselige Beharrlichkeit auf seinem Willen kam ihm wieder wie bei Kollin sehr theuer zu stehen.

Es war in der Nacht vom 13. bis 14. Oktober, als die österreichischen Heerhaufen so geräuschlos wie möglich ihr Lager verließen. Einige Zurückbleibende mußten die Wachtfeuer unterhalten und eine Menge Holzhauer die ganze Nacht über Bäume fällen, um die Preußen zu täuschen. Vom Dunkel begünstigt schlich der Feind immer näher, bis er das ganze preußische Lager umschlossen hatte. Hier schlief, auf des Königs ausdrückliches Gebot, Alles in tiefem Frieden. Nur der wachsame Ziethen, der längst ein Unglück geahnt, war mit seinen Reitern gerüstet. Jetzt schlug die Glocke in dem Dorfe Hochkirch fünf — und auf dieses Zeichen harrend, drangen die Oesterreicher von allen Seiten in das Lager ein. Der Donner des Geschützes und das laute Schlachtgeschrei erweckte Friedrichs Krieger. Viele von ihnen wurden in ihren Zelten überfallen und getödtet, andere griffen halb nackt zu den Waffen und eilten hinaus. Trotz der Dunkelheit und der entsetzlichen Ueberraschung stand im Nu das ganze Heer geordnet und schlachtfertig da! Gänzlich verloren wäre es gewesen ohne die strenge Ordnung und Pünklichkeit, woran der König seine Krieger gewöhnt hatte. So wie durch einen Zauberschlag in Schlachtreihen gestellt, kämpften die Preußen gegen den andringenden Feind lange in der Dunkelheit, ungewiß, wohin ihre Kugeln und ihre Hiebe trafen, bis endlich die Flammen des brennenden Hochkirch den blutigen Schauplatz beleuchteten. Um Hochkirch selbst wüthete das Gefecht am heftigsten. Hier war es, wo der edle Feldmarschall Keith sterbend in sein Blut sank und eine Kanonenkugel dem Herzoge Franz von Braunschweig den Kopf abriß. Der König selbst setzte sich der höchsten Lebensgefahr aus, indem er an die Spitze einiger Heerhaufen trat und diese stürmend dem Feinde entgegenführte. Doch vergebens

waren alle diese Anstrengungen! — Die Schlacht war verloren, und Friedrich von allen Seiten bedrängt, mußte auf den Rückzug denken. Aber hatte die hohe Ordnung und die beispiellose Tapferkeit der überfallenen Preußen schon des Feindes Erstaunen rege gemacht, so ward dieß noch größer durch ihren meisterhaften Rückzug. Sie flohen nicht, — sondern wichen nur Schritt vor Schritt, in aller Ordnung und immer noch fechtend, langsam von der leichenbedeckten Wahlstadt. Aber alles Gepäck, eine Menge von Fahnen und Feldstücken und 9000 Streiter, die für den König gefallen waren, mußten sie auf dem blutigen Felde zurücklassen. Daun wagte es nicht, die Abziehenden zu verfolgen, die nur eine Meile vom Kampfplatze ohne Schießbedarf und ohne Geschütz sich unter freiem Himmel lagerten. Mit betrübter Seele sah Friedrich sein zusammengeschmolzenes Heer, entblößt fast von allem, dessen der Krieger bedarf, an sich vorüberziehen. Mit dem Ausdrucke des Kummers im Gesichte und stumm und schweigend schritten sie reihenweise an dem Könige vorbei. Dieser aber bemühte sich, den gesunkenen Muth der Seinen durch scheinbare Heiterkeit zu erheben. Den Kanonieren, die ohne Feldstücke daherzogen, rief er zu: „Kanoniere, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" — „Die hat der Teufel bei Nacht geholt!" entwortete einer aus der Schaar. „Nun so wollen wir sie ihm bei Tag wieder abnehmen!" entgegnete der König.

Daun zog sich indessen wieder in sein festes Lager zurück, wodurch er den Preußen die Straße nach Schlesien zu versperren meinte. Denn nach Schlesien hin war jetzt Friedrichs Augenmerk gerichtet. Dort wurden die Festen Neiße und Kosel vom Feinde hart bedrängt, und ganz Oberschlesien befand sich in feindlichen Händen. Er mußte hin, um zu helfen und zu retten. Eilig demnach versorgte er sich wieder mit Geschütz und Kriegsbedarf, ergänzte sein Heer durch die Schaaren, welche sein Bruder Heinrich führte, und das Lager der Oesterreicher geschickt umgehend, gelangte er glücklich nach Schlesien. Hier war die bloße Kunde von seiner Ankunft hinreichend, den Feind aus dem Lande zu jagen und die Festungen zu befreien.

Daun machte indessen einen zweiten Versuch gegen Dresden. Hier befehligte der Graf Schmettau, ein Mann von seltener Einsicht und unerschütterlichem Muthe, der allen Drohungen des Feindes noch härtere entgegensetzte, indem er schwur, im Nothfalle sich in das kurfürstliche Schloß zurückzuziehen, dort die königlichen Angehörigen und die angesehensten sächsischen Edelleute zu versammeln und dann das Schloß in die Luft zu sprengen. Aber kaum hatte Daun Anstalten zu einer regelmäßigen Belagerung

getroffen, — so war auch Friedrich schon wieder da und vereitelte sein Vorhaben.

Auch Pommern war in diesem Jahre der Schauplatz rühmlicher Thaten. Während nämlich Wedell die Schweden aus dem preußischen Antheile dieses Landes zurückschlug, vertheidigte der wackere Major Siegmund von der Heyde, mit 700 Mann Landwehr und einigen ausgedienten Kriegern, die Feste Kolberg gegen 10,000 Russen mit so vieler Klugheit und Unerschrockenheit, daß der Feind ihm nicht den mindesten Vortheil abgewinnen konnte. Nicht weniger glücklich hatte Herzog Ferdinand von Braunschweig am Rheine und an der Weser gegen Frankreichs Uebermacht gefochten, und so endete auch das dritte Jahr dieses Krieges günstig genug für die preußischen Waffen.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Fortsetzung. 1759—1763.

Bisher hatte das Glück des Krieges, wenn auch durch einzelne Unfälle hin und wieder getrübt, doch im Ganzen die beispiellose Ausdauer und den unverzagten Heldenmuth Friedrichs noch immer belohnt. In drei blutigen Jahren hatte er seine übermächtigen Feinde fünfmal entscheidend geschlagen und ihnen jeden Vortheil, welchen sie ihm mühsam abgerungen, wieder entrissen. Das Ende des Jahres 1758 schien aber der Wendepunkt seines Glückes werden zu wollen. Immer schwächer wurden seine Hilfsmittel und immer angestrengter arbeiteten die Feinde auf seinen Untergang los. Der Kern seiner wackern Krieger und viele seiner einsichtsvollsten und tapfersten Feldherrn und Befehlshaber lagen entweder todt auf den zahlreichen Schlachtfeldern, oder schmachteten in Gefangenschaft, woraus der König vergeblich bemüht war, durch Auswechselung sie zu befreien. Denn die gegen ihn verbündeten Fürsten sahen ein, daß ein Held wie er, nur durch gänzliche Entkräftung könne besiegt werden. Suchte er nun gleich seine Heere theils durch gewaltsame Aushebungen in Sachsen und andern feindlichen Ländern, theils durch listige Werbungen (wobei oft sogar die Stimme der Gerechtigkeit und Menschlichkeit vor der gebietenden Nothwendigkeit verstummen mußte,) zu ergänzen, — so erhielt er doch durch diese Mittel nur ungeübte Mannschaft, auf deren Treue er wenig bauen konnte. Vortheilhafter war es für ihn, daß eine Menge von Landleuten aus der Mark und

Pommern, die der Krieg zu Bettlern gemacht hatte, sich zu seinen Fahnen drängten, um das Vaterland vertheidigen zu helfen. Aber dennoch wurde die Zahl der Kämpfenden, die er ins Feld stellte, mit jedem Jahre schwächer. Eben so mißlich sah es mit den nöthigen Geldern aus, die der langwierige Krieg erforderte, zumal als die Engländer mit dem Ende des Jahres 1760 keine Hilfsgelder mehr zahlen wollten. Das arme, hartgeplagte Sachsen, das die Feindschaft Brühls gegen Friedrich in jeder Hinsicht so schwer büßte, mußte zwar auch hier wieder aus der Noth helfen, aber allmälig wurde auch dies reiche Land erschöpft. Und zu allen diesen beunruhigenden Aussichten kam noch immer ein Verlust nach dem andern im Felde, und nur sparsam noch lächelte das Glück der Schlachten dem Könige. Um so leuchtender aber erscheint auf dem dunkeln Hintergrunde dieses Gemäldes Friedrichs unbezwungene Heldengröße, und um so erfreulicher und überraschender entscheidet sich der Ausgang dieses langen Kampfes.

Mit einem Heere von kaum 130,000 Krieger trat Friedrich im Frühling 1759 gegen eine doppelte Uebermacht der Feinde auf den Kampfplatz. Hatte er bisher durch kühne Einbrüche in Böhmen und Mähren die Feldzüge eröffnet, so beschloß er dießmal, den Angriff des Feindes abzuwarten und stand ruhig mit der Hauptmacht in Schlesien, während sein Bruder Heinrich ein kleines Heer in Sachsen, und der Graf Dohna ein noch kleineres in Pommern und der Mark befehligte. Heinrich war indeß beauftragt, mit seinem Streithaufen den Feind zu beunruhigen und hauptsächlich dessen Vorräthe von Kriegs- und Lebensbedürfnissen zu zerstören oder fortzunehmen. Heinrichs oft erprobte Feldherrngeschicklichkeit zeigte sich hiebei wieder im vollsten Glanze. Ueber die hohen beeisten Gebirge drang er nebst seinem Unterfeldherrn Hülsen, bei Beginn des Frühlings bis tief in Böhmen ein, und vernichtete nicht nur eine große Menge Vorräthe, sondern machte auch eine österreichische Heeresabtheilung von 2500 Mann zu Gefangenen. Darauf drang er in Franken ein, wo die gegen Friedrich verbündeten Reichsfürsten ihre Vorrathshäuser hatten, zerstörte auch diese, brandschatzte die bedeutendsten Städte und kehrte mit vieler Beute wieder nach Sachsen zurück.

Aehnliche Streifereien wurden mit ähnlichem Glücke von andern preußischen Feldherren gegen die Schweden in Pommern und gegen die Russen in Polen unternommen.

Indessen wurden die Bewegungen der Feinde immer drohender. Von Polen aus hatte das große russische Heer bereits die Grenzen der Mark überschritten und war bis an die Oder vor-

gedrungen, während der österreichische Feldherr Laudon mit 30,000 Kriegern ihnen durch die Lausitz entgegenkam, um sich mit ihnen zu vereinigen. Dieß zu verhindern sandte Friedrich einen seiner Lieblinge, den Feldherrn Wedell, dessen feurigen Muth wir schon kennen, dem Feinde entgegen. Unbedachtsamer Weise griff dieser die Russen bei dem Dorfe Kay zwischen Züllichau und Kroſſen am 23. Juli an und wurde gänzlich geschlagen, so daß er sich über die Oder zurückziehen mußte, und ungehindert vereinigten nun die Russen ihre Kriegsschaaren mit den Oesterreichern.

Friedrich, der indessen mit einer Handvoll Menschen — er hatte nur 4000 Krieger bei sich — das 70,000 Mann starke Heer des Feldmarschall Daun in Schlesien beobachtet hatte, ließ jetzt alle seine Streithaufen aus Sachsen gegen die Oder anrücken, übergab seinem Bruder Heinrich die Vertheidigung Schlesiens, überließ Sachsen dem Muthe und der Einsicht der wenigen Befehlshaber, die er mit kleinen Heerhaufen zur Besatzung der bedeutendsten Städte dort zurückgelassen, und eilte, von einem Geschwader leichter Reiter begleitet, dem Feinde an die Oder entgegen. Hier fand er ein Heer von 48,000 preußischen Kriegern, das er unverzüglich den vereinigten russisch-österreichischen Schaaren entgegenführte. Diese standen, 70,000 Mann stark, auf den Höhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf in einem wohlverschanzten Lager, durch eine große Menge schweren Geschützes furchtbar vertheidigt. Hier war es, wo am 12. August die unglückliche Schlacht gekämpft wurde, die den König dem Verderben nahe brachte. Trotz der Ermattung seiner Krieger, die ein höchst beschwerlicher Weg ermüdet hatte, trotz des heißen Sonnenbrandes und ungeachtet der Warnungen seiner Feldherren, beschloß er, noch an demselben Tage den überlegenen Feind anzugreifen. Was ihm bei Zorndorf nicht gelungen war, sollte hier vollführt werden. Kein bloßer Sieg, — eine gänzliche Vernichtung des Russenheeres war die große Aufgabe des blutigen Tages. Acht erlesenen Streithaufen seines Fußvolks gab der König jetzt Befehl, den linken Flügel des Feindes anzugreifen. Muthig stürmten die wackern Krieger gegen die russischen Stückbetten, die aus mehr als hundert Feuerschlünden den Todeshagel auf sie herabwarfen. Durch Verhaue drangen sie und erkletterten die wohlbefestigten Anhöhen, sich immer wieder ordnend, wo die Kugelsaat in ihren Reihen eine Lücke öffnete. Aus allen seinen Verschanzungen trieben sie den hartnäckig widerstrebenden Feind, und schon um 6 Uhr Abends ward das blutige Ziel errungen. Der linke Flügel des Feindes war gänzlich geschlagen, all sein Geschütz erobert und mehrere

tausend Gefangene gemacht. Aber des Königs unbeugsame Beharrlichkeit entriß ihm den Sieg. Nicht zufrieden, hier die Russen geschlagen zu haben, wollte er auch den rechten Flügel des Feindes noch überwältigen. Taub gegen alle Abmahnungen seiner Feldherren, schritt er sogleich zur Vollführung dieses gewagten Unternehmens. Noch standen seine Reitergeschwader und ein Theil des Fußvolks unberührt von der Arbeit der Schlacht. Mit dem letztern begann der König den Sturm auf die furchtbaren Batterien, welche der Oesterreicher Laudon auf den Anhöhen errichtet hatte, die das Schlachtfeld durchschneiden. Aber hier war menschliche Tapferkeit vergebens. So wohl gerichtet hatte der feindliche Feldherr das mörderische Feuer, daß Friedrichs wackere Schaaren reihenweise zu Boden sanken, so bald sie sich nahten. Jetzt führte der König die ermatteten Sieger seines rechten Flügels herbei. Ungestüm drang er selbst an ihrer Spitze vorwärts. Furchtbar sausten die Kugeln um ihn her, durchlöcherten ihm Hut und Kleidung und unter ihm stürzte sein weißes Schlachtroß. Unerschrocken bestieg er ein anderes Pferd und setzte sich von Neuem muthig der Gefahr aus. Aber auch dieses Pferd ward bald von feindlichen Kugeln getroffen, und in dem Augenblicke, da er das dritte besteigen wollte, schlug eine Kugel — doch zum Glücke schon ihrer größten Kraft beraubt — auf seine Brust und zerschmetterte die goldene Dose, die er in seiner Weste trug. Aber alle seine Bemühungen, den Sieg zu erringen, waren vergebens. Vergebens auch war es, daß Seidlitz, der so oft schon den wankenden Sieg zurückgeführt hatte, mit seinen Reitern herbeiflog, um den vordringenden Feind abzuwehren: — Mann und Roß stürzten die wackern Krieger vor dem mörderischen Kugelregen zu Boden, und ihr Heldenführer selbst wurde schwer verwundet aus dem Mordgewühle getragen. In diesem Augenblicke drang Laudon mit neuen Schaaren auf die schon allenthalben wankenden Preußen furchtbar ein, und ihr Weichen ward nun zur regellosen Flucht. Mit gramerfüllter Seele sah Friedrich seine Krieger fliehen und Alles verloren. Fast allein stand er noch auf dem leichenbesäten Gefilde und rief in halber Verzweiflung aus: „Will mich denn keine Kugel treffen?“ Da kam ein Geschwader österreichischer Reiter mit verhängten Zügeln und geschwungenen Säbeln geradesweges auf den König dahergesprengt, und schon war er nahe daran, von ihnen gefangen oder getödtet zu werden, — doch in diesem verhängnißvollen Augenblicke war der Rittmeister von Prittwitz sein Retter. Mit einem Häuflein Husaren jagte er heibei, umringte den König und brachte ihn in Sicherheit. „Prittwitz, ich bin

verloren!" rief auf diesem Schreckenswege der sonst so unerschütterliche König mit bewegter Stimme seinem Retter zu. So von Feinden noch lange verfolgt, machte er endlich eine Meile vom Schlachtfelde, in dem Dorfe Oetscher Halt. In einer elenden Bauernhütte, die von den Kosaken halb zerstört, allen Winden den Durchgang gestattete, warf sich der gramerfüllte Fürst auf ein Strohbündel nieder. Um ihn lagen auf der bloßen Erde mehrere seiner Befehlshaber, und ein einziger Krieger hielt Wache an der Thüre. Der König hielt Alles für verloren und schrieb noch in derselben Nacht an seinen Staatsrath, den Grafen von Finkenstein, nach Berlin: „Alles ist vorbei! retten Sie meine Angehörigen und die Staatsurkunden! Leben sie wohl für immer!" Man sagt, der König habe daran gedacht, seinem Leben durch Gift ein Ende zu machen.

Und in der That war auch sein Verlust dießmal größer, als je. Mehr als die Hälfte der Streiter, die Friedrich zur Schlacht geführt hatte, lagen theils todt auf dem Mordfelde, theils schwer verwundet und verstümmelt darnieder, theils waren sie lebend in des Feindes Hand gefallen. Die ganze preußische Artillerie, 172 Geschütze, war außerdem eine Beute des Siegers geworden. Unter allen Opfern aber, die jenem blutigen Tage fielen, erregte Niemand die allgemeine Theilnahme mehr, als der edle Dichter Ewald von Kleist. So sanft und zart die Gefühle sind, die aus seinen Gedichten athmen, so fest und männlich schlug sein Herz in der Stunde der Gefahr. An der Spitze seines Bataillons hatte er schon drei russische Batterien erobert, als eine Kugel ihm den rechten Arm zerschmetterte. Er aber nahm den Degen in die linke Hand, und mit den Worten: „Kinder! verlasset euren König nicht!" führte er seine Krieger immer weiter gegen die vierte Batterie. Da sank er mit zerschmetterten Beinen in sein Blut. Ein Paar getreue Krieger trugen den schwer Verwundeten aus dem Mordgetümmel in einen wasserleeren Graben. Hier fanden ihn die Kosaken, und nachdem sie ihn aller seiner Kleider, selbst des blutigen Hemdes, beraubt hatten, ließen sie den Unglücklichen in seinem Blute liegen. Es war umsonst, daß ein menschenfreundlicher russischer Husar ihn mit seinem alten Mantel bedeckte; — denn auch diesen raubten ihm die Kosaken wieder. So fand ihn, fast verblutet, am andern Morgen ein russischer Hauptmann und ließ ihn nach Frankfurt bringen, wo er nach wenigen Tagen an seinen Wunden starb. Der Feind aber ehrte das Andenken des Helden und Dichters durch ein feierliches Begräbniß. Ein russischer Oberst legte seinen eigenen Degen auf Kleists Sarg, indem er ausrief:

„ein solcher Mann darf ohne die Zierde des Schwertes nicht begraben werden!“ und viele Thränen der Rührung und Verehrung wurden seinem Andenken geweiht. Denn seine schöne Dichtergabe hatte ihm einen weitverbreiteten Ruhm erworben.

Der Verlust der Russen und Oesterreicher war indessen auch nicht geringe, und der russische Feldherr Soltikow schrieb seiner Kaiserin: „Wenn ich einen solchen Sieg noch einmal erfechte, dann werde ich die Nachricht davon mit dem Stabe in der Hand und allein nach Petersburg bringen müssen.“

Durch diese eine Schlacht wäre nun vielleicht das Schicksal des ganzen Krieges entschieden gewesen, wenn die beiden feindlichen Feldherren es verstanden hätten, ihren Sieg zu benutzen. Aber Soltikow war durch alle Bitten Laudons nicht zu bewegen, den König zu verfolgen, und verschanzte sich, als ob er einen neuen Angriff fürchtete, auf dem Schlachtfelde. Diese Uneinigkeit der Feinde rettete Preußen. Denn Friedrich hatte seinen gesunkenen Muth, der ihn nur auf Augenblicke verlassen konnte, bald wieder gewonnen. Am Tage nach der Schlacht führte er sein geschlagenes Häuflein über die Oder, zog alle Flüchtlinge an sich und verstärkte sich durch mehrere Heeresabtheilungen, die in der Nähe standen. Geschütz und Waffen mußten die Zeughäuser aus Berlin und Küstrin herbeischaffen, und so stand er schon nach wenigen Tagen wieder an der Spitze eines Heeres von 28,000 Kriegern.

Endlich hatten die feindlichen Feldherren doch einen Entschluß gefaßt. Die Belagerung der Feste Glogau sollte das Erste sein, was Soltikow unternehmen wollte. Aber Friedrich lagerte sich nicht weit von der Feste, und der Russe wagte es nicht, ihn anzugreifen. Er zog ab und führte bald sein Heer nach Polen in die Winterrast.

Inzwischen traf ein neuer harter Schlag den König. Nach der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf hatte er dem Vertheidiger Dresdens, dem tapfern Grafen Schmettau, seinen Verlust gemeldet, ihm alle Hoffnung auf Entsatz benommen und nur dringend empfohlen, die Kriegskasse zu retten. Dieß bewog den wackern Befehlshaber, die Stadt, welche von den Reichsvölkern eng eingeschlossen wurde, nachdem er fast einen Monat lang auf weitere Nachricht und Befehle von seinem Könige gewartet, auf Bedingung dem Feinde zu übergeben. Friedrich hatte indessen schon den Feldherrn Wunsch abgeschickt, um Dresden Hilfe zu bringen. Jetzt aber, da er die Unglücksbotschaft von der Uebergabe der wichtigen Stadt hörte, war er außer sich. Denn mit ihr waren dem Feinde eine unermeßliche Menge von Vorräthen aller

Art in die Hände gefallen und zugleich ein fester Haltpunkt im Sachsenlande gesichert. In seinem Zorne vergaß der König sogar aller Billigkeit und schickte Schmettau, der ihm die Kriegskasse und die ganze Besatzungsmannschaft zuführte und nur dem Befehle seines Herrschers gemäß gehandelt zu haben glaubte, auf die Festung. Die Fußgicht, woran Friedrich gerade um diese Zeit gewaltig litt, vermehrte noch seine Ungeduld und seine üble Laune. Indessen sandte er den größten Theil seines Heeres nach Sachsen, wo Prinz Heinrich und der Feldherr Wunsch den Reichsvölkern und Oesterreichern einen Vortheil nach dem andern entrissen und sie immer weiter gegen die böhmische Grenze zurückdrängten. Obgleich von seinem Uebel noch nicht ganz genesen, eilte auch Friedrich bald darauf nach Sachsen. Hier ging es ihm zu langsam mit der Vertreibung seiner Feinde, und seine Ungeduld nicht länger zügelnd, gebot er dem Feldherrn Fink, mit 12,000 Kriegern sich bei dem Dorfe Maxen an der böhmischen Grenze, in einem Felsenthale aufzustellen, um den Oesterreichern die Zufuhr aus Böhmen abzuschneiden. Fink wagte es, dem Könige Gegenvorstellungen zu machen, denn er sah ein, daß es ihm unmöglich sein werde, sich in der ihm angewiesenen, gefährlichen Stellung lange zu halten. Der König aber beharrte wie gewöhnlich auf seinem festen Willen und mußte abermals seine Beharrlichkeit schwer büßen. Denn 40,000 Feinde umschlossen den preußischen Feldherrn in seinem Felsenthale und zwangen ihn endlich, obgleich nach der hartnäckigsten Gegenwehr und nach einem mißlungenen Versuche sich durchzuschlagen, am 21. November, mit seinem ganzen Heere die Waffen zu strecken. Der König war außer sich vor Zorn bei dieser Nachricht und Fink mußte noch schwerer büßen, als Schmettau.

Ein gleiches Schicksal traf einen andern preußischen Feldherrn Diereke, der wegen des Eisganges nicht mehr über die Elbe kommen konnte und mit 1500 Mann den Oesterreichern in die Hände fiel. So war denn die ganze preußische Kriegsmacht am Anfang December bis auf dreißigtausend Streiter zusammengeschmolzen. An eine gänzliche Vertreibung der Feinde aus Sachsen war nicht mehr zu denken, und Friedrich mußte zufrieden sein, einen Theil dieses Landes noch behaupten zu können. Um aber seinen Feinden, welche der völligen Vernichtung des kleinen Preußenheeres hoffend entgegensahen, einen Beweis zu geben, wie wenig er noch bis jetzt gesonnen sei, vom Kriegsschauplatze abzutreten, hielt er bis in die Mitte des Januars sein Heer gerüstet in einem Winterlager und führte es erst dann in die gewöhnliche Winterrast (1760).

Eins von den harten Prüfungsjahren Friedrichs war vorüber, und die vielen Verluste, die es ihm gebracht, wurden nur schwach aufgewogen durch das Glück, mit welchem Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen gekämpft hatte. Das nächste Kriegsjahr 1760 begann um nichts erfreulicher für den König. Trotz der größten Anstrengungen konnte er dießmal dem Feinde nur im Ganzen 90,000 Krieger entgegenstellen, und gegen ihn rückten 200,000 in das Feld. Er selbst übernahm dießmal die Vertheidigung Sachsens, wo er bei Schlettau ein festes Lager bezog, seinen Bruder Heinrich aber sandte er an die Oder, um die Russen zu beschäftigen, und Schlesiens Vertheidigung vertraute er dem vielerprobten Feldherrn Fouqué. Hier sollte dießmal der erste Schlag fallen. Mit mehr als 30,000 Oesterreichern eröffnete Laudon in Schlesien den Feldzug. Ihm entgegen stand der Freiherr von Fouqué mit etwa 13,000 Kriegern auf den Höhen von Landshut in einem verschanzten Lager, um dem Feinde den Weg über die Gebirge streitig zu machen. Es war ein höchst gefährlicher Posten, den er hier zu vertheidigen hatte, auch sah er wohl ein, daß er sich gegen des Feindes Uebermacht nicht lange werde halten können. Aber des Königs ausdrückliches Gebot führte ihn wieder in das schon verlassene Lager zurück, und fest stand jetzt sein Entschluß, bis auf den letzten Blutstropfen den wichtigen Ort zu vertheidigen. Indessen schickte Laudon seinen Unterfeldherrn Harsch, um die Feste Glatz einzuschließen, und griff selbst am 23. Juni das preußische Lager bei Landshut an. Fest entschlossen, eher zu sterben, als vom Platze zu weichen, widerstand Fouqué mit ritterlichem Muthe der großen Uebermacht des Feindes. Hoch zu Roß und den Degen in der Hand, kämpfte er, gleich einem gemeinen Krieger, an der Spitze seiner Tapfern und zwang die angreifenden österreichischen Reiter mehrmals zum Weichen. Schon hatte das Gefecht von 2 Uhr Morgens bis um 10 Uhr Vormittags gedauert, — da sank der edle Freiherr, von einem Säbelhiebe schwer am Kopfe getroffen, unter sein Pferd, das von einer Kanonenkugel durchbohrt, über ihm zusammenstürzte. Bewußtlos lag er da in seinem Blute und hätte gewiß unter den Schwerthieben der feindlichen Dragoner, die wüthend auf den Gefallenen eindrangen, seine Heldenseele ausgehaucht, wenn nicht sein treuer Reitknecht Trautschke sich über ihn geworfen und die mörderischen Hiebe mit seinem Leibe aufgefangen hätte, indem er den Feinden unaufhörlich zurief: „Wollt ihr denn den Feldherrn umbringen?“ Diese Worte vernahm ein kaiserlicher Oberst, der den schwerverwundeten Helden rettete. Mit Fouqué

zugleich geriethen 4000 seiner Streitgenossen lebend in feindliche Hände. Sechshundert lagen todt am Boden. Die übrigen, meist Reiter, bahnten sich mit dem Schwerte einen Weg durch die Feinde und entkamen glücklich.

Für die Oesterreicher war die nächste Folge dieses Sieges die Einnahme von Glatz, dessen Besatzung, von den Jesuiten aufgewiegelt, an ihrem Könige zum Verräther wurde und sich dem Feinde fast ohne Widerstand ergab.

Friedrich von diesen großen Verlusten nichts ahnend, aber dennoch für Glatz fürchtend, war, beständig von Daun verfolgt, aufgebrochen, um sich mit Fouqué zu vereinigen und Glatz zu befreien. Aber kaum an Schlesiens Grenzen angekommen, erfuhr er seines Feldherrn Schicksal. Mit Gewalt unterdrückte er das Gefühl der Wehmuth und des Kummers, womit die Nachricht ihn erfüllte, und sagte mit festem Tone: „Fouqué ist gefangen, aber seine Gefangenschaft macht ihm und uns Ehre: — denn er hat sich als Held gewehrt.“ Indessen veränderte die Botschaft dennoch seinen Plan. Nach Schlesien durfte er sich jetzt mit seinem kleinen Heere nicht wagen, — darum wandte er sich rasch um und stand, ehe es der Feind weder ahnte, noch verhindern konnte, plötzlich vor Dresden. Er hoffte die Stadt durch Ueberrumpelung zu gewinnen; — das aber schlug ihm fehl, und so schritt er zur vollständigen Belagerung. Groß war die Noth und Bedrängniß der unglücklichen Hauptstadt. Von Feuer und Platzkugeln überhagelt, geriethen ganze Straßen in Brand und die herrlichsten Prachtgebäude sanken in Schutt und Trümmer. Täglich wuchs das Elend der Einwohner, die sich glücklich nannten, wenn sie ihrem vernichteten Eigenthume den Rücken wendend, nur durch schleunige Flucht das nackte Leben retten konnten. Sechs Tage hatte in dieser Art die Belagerung schon gedauert, — da kam Daun in Eilmärschen herbei, um die Stadt zu befreien. Er stellte sich dem Könige gegenüber auf, und es gelang ihm, frische Krieger und Vorräthe aller Art nach Dresden zu bringen. Seine Nähe und die muthige Gegenwehr der Belagerten überzeugten den König endlich, daß sein Beginnen dießmal fruchtlos bleiben werde, und als er noch dazu erfuhr, daß Glatz von den Oesterreichern erobert sei, — da hob er die Belagerung Dresdens augenblicklich auf, um wieder nach Schlesien zu eilen. „Sei's!“ rief er, als er die unerwartete Botschaft erhielt, daß die stärkste der schlesischen Festen dem Feinde ihre Thore geöffnet, „sei's! im Frieden werden sie uns Glatz schon wieder geben. Wir müssen nach Schlesien gehen, damit wir dort nicht Alles verlieren!“ — Nichts konnte merkwürdiger sein, als Friedrichs

Zug nach Schlesien. Vor ihm her ging der Feldmarschall Daun mit seinem Heere, und ihm nach, nur um wenige Meilen von ihm gesondert, zog Lascy, ein zweiter österreichischer Feldherr, mit seinen Schaaren, so daß es einem Unkundigen fast scheinen mußte, als wären alle drei nur die abgesonderten Streithaufen eines einzigen großen Kriegsheeres. Dennoch kam der König glücklich und ohne Verlust in Schlesien an und lagerte bei Liegnitz. Ihm gegenüber, nur durch die reißende Strömung der Katzbach von ihm getrennt, lagerte Daun bei der Probstei Wahlstadt und versperrte ihm dadurch die Wege nach Breslau und Schweidnitz. Zugleich hatte dieser österreichische Feldherr sich mit Laudon vereinigt, und es stand den 30,000 Preußen, die Friedrich führte, dadurch ein Heer von 100,000 Oesterreichern entgegen. Auf der andern Seite der Oder befehligte außerdem der Russe Soltikow 60,000 Streiter, und der Untergang des Königs schien durchaus nicht mehr zweifelhaft. Auch waren die Oesterreicher dessen so gewiß, daß sie prahlend behaupteten, „der Sack, worin man das ganze preußische Heer fangen wolle, sei schon fertig, es bedürfe nur ihn zuzuschnüren.“ In der That auch hatte Daun einen klugen und wohldurchdachten Plan ersonnen, die Preußen zu fangen. Ein nächtlicher Ueberfall, wie einst bei Hochkirch, war es, den er im Schilde führte. Laudon sollte mit seinen Schaaren das Abenteuer bestehen, und die Nacht zwischen den 14. und 15. August war zur Ausführung desselben bestimmt. Zum größten Glücke aber erfuhr der König noch zur rechten Zeit das gefahrdrohende Vorhaben seiner Feinde. „Nicht übel ausgedacht!“ rief er bei dieser Nachricht aus; „aber ich hoffe, in den Sack ein Loch zu machen, das man Mühe haben wird auszubessern.“ — Kaum war die Nacht angebrochen, so ließ er in möglicher Stille seine Schaaren aus dem Lager rücken. Um aber den Feind zu täuschen, mußten dort die Wachtfeuer und der Ruf der nächtlichen Runden ununterbrochen unterhalten werden. Darauf stellte er sein Heer auf den Höhen von Liegnitz, an denen Laudon vorüber kommen mußte, in Schlachtordnung und erwartete ruhig seine Ankunft. Es war eine schöne, sternhelle Sommernacht. Mit ihren Gewehren im Arm hatten sich Preußens Streiter in das Gras gelagert, und da sie nicht singen durften, so unterhielten sie sich mit Erzählung bestandener Abenteuer. Die Befehlshaber gingen lustwandelnd auf und ab, und mit ungeduldiger Heldenfreude sah Alles dem nahen Kampfe entgegen. Der königliche Feldherr aber saß lange Zeit schweigend und in Nachdenken verloren auf einer Trommel. Dann hüllte er sich in seinen Mantel und legte sich neben seinen treuen Ziethen

an ein kleines Feuer, das seine Krieger angezündet hatten. Doch kaum war er eingeschlummert, als der Husarenführer von Hund ihn weckte. „Was giebts?“ fragte der König, indem er sich emporrichtete. „Ew. Majestät“, war die Antwort, „der Feind ist kaum 800 Schritte mehr von hier entfernt.“ Gelassen bestieg Friedrich sein Pferd, und rasch flogen seine Helden, jeder an den angewiesenen Platz. Laudon kam indessen mit dreißigtausend Streitern herbei und war nicht wenig erstaunt, beim dämmernden Zwielichte die Höhen vor sich mit Preußen besetzt zu sehn. Muthig genug griff er diese an. Aber ein furchtbares Kanonenfeuer empfing ihn und ein mörderischer Kampf entbrannte. Nach zwei Stunden blutiger Arbeit hatte Friedrich einen vollständigen Sieg errungen, und Laudon mußte sich, mit einem Verluste von 10,000 Kriegern, vielem Geschütz und Fahnen, zurückziehn. Es war ein Glück für Friedrich, daß der heftige Morgenwind das Knallen des Geschützes den Feldmarschall Daun nicht hören ließ, der inzwischen gleichfalls aufgebrochen war, um das Preußenlager anzugreifen. Denn wäre dieser noch zur rechten Zeit auf dem Kampfplatze angekommen, so hätte der preußische Muth wohl schwerlich der ungeheuern Uebermacht den Sieg abringen mögen. —

Mit gewohnter Eile brach der Sieger nun vom Schlachtfelde auf und richtete seinen Weg nach der Oder, um seinen Vorrathshäusern in Breslau näher zu kommen. Nachdem er ein Heer von 20,000 Russen durch falsche Nachrichten getäuscht und von dem Oderstrome fortgelockt hatte, gelang es ihm, durch äußerst künstliche Bewegungen, den Feldmarschall Daun ganz aus Schlesien zu vertreiben, und die Russen, unwillig über des Oesterreichers Langsamkeit und Saumseligkeit — er hatte mehr als eine Gelegenheit, den König mit Vortheil anzugreifen, vorübergehen lassen — zogen sich nach Pommern zurück. Hier bedrängten sie abermals die Feste Kolberg. Aber von der Heyde, Kolbergs schon bekannter Vertheidiger, widerstand ihnen mit unerschütterlichem Heldenmuthe. Schon bereiteten sich die Feinde zum Sturme vor, — da erschien urplötzlich der preußische General Werner mit seinen leichten Reitern und drei Streithaufen Fußvolk — im Ganzen etwa 5000 Krieger — und griff die Russen so herzhaft an, daß sie ihr Geschütz und all ihr Gepäck im Stiche ließen und in großer Eile die Flucht ergriffen. Bis an das Ufer der Ostsee, wo die Fliehenden sich auf ihre Schiffe retteten, verfolgte er sie, und als ob die Husaren ihnen auch auf dem Meere noch nachsetzen könnten, lichteten sie höchst eilfertig die Anker und verließen Pommerns Küste.

Während dessen hatten sich für Friedrich zwei neue Unglücksfälle ereignet. In Sachsen nämlich waren Reichsvölker und Oesterreicher eingebrochen, und obwohl Hülsen mit seiner geringen Heerschaar ihnen tapfern Widerstand leistete, so mußte er ihnen doch bald das ganze Land überlassen und sich in die Mark zurückziehn. Kränkender und schmerzhafter aber als der Verlust Sachsens, war für den König das Schicksal, welches gerade zu derselben Zeit seine Hauptstadt Berlin zu erdulden hatte. 20,000 Russen und 18,000 Oesterreicher eilten nämlich, um die schwachbesetzte Hauptstadt zu überfallen und dadurch dem Könige eine recht empfindliche Wunde zu schlagen. Der russische Feldherr, Graf von Tottleben, war der erste, der mit dem Vortrabe seines Heeres vor Berlin erschien und die Stadt zur Uebergabe aufforderte. Auch war der Befehlshaber der Hauptstadt, Herr von Rochow, kleinmüthig und zaghaft genug, auf dieß Begehren eingehen zu wollen. Doch der alte Feldmarschall Lehwald und der heldenherzige Seidlitz, der in Berlin seine Wunden heilen ließ, bestanden auf muthige Vertheidigung, und der letztere, obgleich noch immer schwach und krank, übernahm dennoch selbst einen Theil des Befehls über die kleine Besatzung, die nur aus 1500 theils wiedergenesenen, theils nur eben ausgehobenen Kriegern bestand. Ihnen gelang es, den Sturm, welchen ein Streifcorps der Feinde zur Nachtzeit auf die Thore unternahmen, dreimal zurückzuschlagen, und die Freude der geängstigten Stadt wurde vollkommen, als in den folgenden Tagen zwei preußische Heerhaufen unter dem Herzoge von Würtenberg und dem Feldherrn Hülsen, demselben, der aus Sachsen hatte weichen müssen, in Berlin einrückten und zusammen nun eine Macht von 14,000 Kriegern dem Feinde entgegenstellen konnten. Aber diese Freude und die Hoffnung auf eine schützende Abwehr des Feindes ging bald vorüber, als die Russen und Oesterreicher vereint eine Heerschaar von 35,000 Streitern rings um Berlin aufstellten. Die Stadt, ohne Mauern und Gräben, gegen eine solche Uebermacht auf die Dauer zu vertheidigen schien unmöglich, und eben so wenig wollte man es wagen, dem Feinde eine offene Feldschlacht anzubieten. Denn in beiden Fällen wäre das Schicksal Berlins, wofern es dem Feinde gelang, den Sieg davon zu tragen, gewiß fürchterlich gewesen. Daher zogen die preußischen Heerführer sich in der Nacht vom 8. zum 9. Oktober nach Spandau zurück und riethen der städtischen Behörde an, sich auf Bedingung dem Feinde zu übergeben.

Die Zierde der Bürger Berlins war ein Kaufmann, Namens Gotskowsky, ein edler Mann wie wenige, und von der reinsten

der Stelle taub davon und selbst Friedrich vermochte nicht das Staunen darüber zu unterdrücken, indem er mehrmals gegen seine Begleiter ausrief: „Welch ein schreckliches Schießen! habt ihr je ein ähnliches gehört!“ — Auch war die Wirkung davon über alle Beschreibung mörderisch. In weniger als einer halben Stunde lagen die zehn Streithaufen, — 5500 wackere Krieger — die Friedrich dem Feinde zuerst entgegenführte, blutig am Boden. Neue Schaaren traten hervor und von Neuem wurde der Sturm gewagt. Schon hatte die preußische Reiterei einige Vortheile errungen, — doch auch sie mußte endlich zurückweichen. So schwankte unentschieden die gräßliche Blutarbeit. Der frühe Herbstabend dunkelte herein, — noch war dem Feinde nicht ein Fußbreit Raum abgewonnen. Der größte Theil der Führer des Preußenheeres war gefallen und den ermatteten Kriegern sank die Hand kraftlos zurück. Wenige waren ohne Wunden und selbst der König blutete von einem Streifschusse auf der Brust. Doch seine Seele blutete noch mehr. Ihm dünkte die Schlacht rettungslos verloren, und mit sorgenden Blicken schaute er oftmals nach der rechten Seite des Schlachtfeldes, wo er den tapfern Ziethen erwartete, der ihm neue Schaaren zuführen sollte. Indeß ward es immer dunkler, und der wunde König mußte sich entschließen, das Schlachtfeld zu verlassen. Nahe bei der blutigen Wahlstatt, in dem Dörfchen Elsnig, durchwachte er die lange, bange Herbstnacht. Da alle Häuser des Dorfes mit Verwundeten angefüllt waren, so wählte er die Kirche zum Aufenthalt, und auf des Altars Stufen sitzend theilte er die Befehle zur Erneuerung des Kampfes für morgen aus.

Ziethen hatte inzwischen mit einzelnen feindlichen Heerhaufen zu kämpfen gehabt, die sich seinem Wege zum Schlachtfelde entgegenstellten. Schon fing es an zu dunkeln, als er mit den Seinigen hier eintraf, und sogleich erneute er den Kampf. Mit den Händen zogen die wackern Preußenkrieger ihre Geschütze die steilen Höhen hinan, und mit dem Muthe der Verzweiflung und Begeisterung zugleich drangen sie in den Feind, dessen Verwirrung die zunehmende Finsterniß mehrte. Der alte General Hülsen sammelte aus den zerstreuten Schaaren, die den Kampf bisher bestanden, neue Kampfreihen, und um von den eigenen Waffengefährten bei dem mangelnden Tageslichte nicht verkannt zu werden, führte er sie unter lautem, preußischen Trommelschlage dem tapfern Ziethen zu. Er selbst, der greise Held, aller seiner Reitpferde beraubt und durch Alter und Wunden am raschen Gehen verhindert, saß auf einem Geschütz und ließ sich so in das Gedränge des Kampfes schleppen. Nach einer schweren

Blutarbeit war endlich die Hauptbatterie der Oeſterreicher glücklich erobert und der Sieg errungen. Vom Dunkel der Nacht begünſtigt, wich der hartverwundete Daun vom Kampfplatze und führte ſeine geſchlagenen Schaaren über die Elbe zurück nach Dresden.

Aber dieſe verhängnißvolle Nacht, ſo reich an Heldenthaten und ſchauerlichen Blutauftritten, gewährte auch ein ſeltſames Schauſpiel, das vielleicht in der Geſchichte der Schlachten ſeines Gleichen nicht hat. Im Walde vor Torgau nämlich war es hell von Wachtfeuern. Dort ſaßen in bunter Reihe öſterreichiſche und preußiſche Krieger, die noch kurz vorher mordgierig einander gegenübergeſtanden, in traulichen Geſprächen vereint, um gemeinſam des Lichtes und der Wärme zu genießen. Durch das Getümmel des Gefechts in den Wald verſprengt, konnten ſie in der Dunkelheit nicht mehr zu den Ihrigen gelangen und hatten auf eigene Hand einen Waffenſtillſtand unter ſich geſchloſſen. Sie waren übereingekommen, in Frieden und Freundſchaft den Morgen zu erwarten und ſich dann dem zu ergeben, für den das Glück der Schlachten entſchieden haben würde.

Friedrich erwartete inzwiſchen voll banger Ungeduld das Licht des kommenden Tages. Immer noch hörte er das laute Knallen des Geſchützes vom Wahlplatz her, und Furcht und Hoffnung bewegten wechſelweis ſein Herz. Endlich dämmerte trüb und nebelig der Morgen herauf. Jetzt bezwang er ſeine Ungeduld nicht länger. Raſch beſtieg er ein Pferd und eilte dem Schlachtfelde zu. Da ſah er, daß Reiter in weißen Mänteln auf ihn zugeſprengt kamen. Es war Ziethen. „Ew. Majeſtät“ rief er aus, „der Feind iſt geſchlagen!“ Und von ihren Pferden ſprangen ſie zugleich, der königliche Held und der tapfere Feldherr, und an ſein Herz preßte Friedrich den treuen Ziethen, von deſſen braunen Wangen Thränen freudiger Rührung perlten. Mit ſtaunendem Entzücken ſahen die preußiſchen Krieger den ſchönen Auftritt mit an, und als Ziethen zu ihnen gewendet in die Worte ausbrach: „Burſchen, unſer König hat den Feind geſchlagen! Es lebe unſer großer König!“ — da wiederholten die Soldaten mit jubelnder Begeiſterung: „Unſer König Fritz und unſer Vater Ziethen ſollen leben!“

Durch dieſen einen Sieg hatte Friedrich ganz Sachſen, die Hauptſtadt allein ausgenommen, wieder in ſeine Gewalt gebracht und konnte nun in dem fruchtbaren Lande noch einmal mit ſeinem Heere die Winterraſt halten. Er ſelber wählte ſich das freundliche Leipzig zum Aufenthalt, wo er mitten unter den Sorgen des Krieges doch nicht der Wiſſenſchaften vergaß und auch die Bekanntſchaft des berühmten Dichters und Profeſſors

Gellert machte, dem wir so viele schöne Kirchenlieder verdanken. Von Neuem machte er, während der Winterruhe, seiner mächtigen Feindin in Wien Friedensanträge. Diese aber verwarf alle seine Vorschläge mit Stolz und Hartnäckigkeit. Denn sie hoffte im nächsten Feldzuge den erschöpften König gänzlich zu unterdrücken. Und es war nur allzuvieles, was diese Hoffnung rechtfertigte. Indessen rüstete sich Friedrich, so gut er es bei seinen beschränkten Mitteln vermochte, zum neuen Kampfe und rückte mit dem Anfange des Frühlings 1761 wieder ins Feld.

Seinem Bruder Heinrich abermals Sachsens Hut anvertrauend, erwählte er für sich die Vertheidigung Schlesiens. Hier war die Gefahr am größten. Denn außer den Oesterreichern, die Laudon hier befehligte, bedrohte eine bedeutende russische Heeresmacht das Land. Vergeblich wandte Friedrich Geschicklichkeit und Muth an, die Vereinigung der feindlichen Heere zu verhindern. Sie kam wirklich zu Stande, und er sah sich mit seinen fünfzigtausend Kriegern von einer dreimal größeren Macht fürcherlich umringt. Seine Lage war verzweiflungsvoll; — doch er ließ den Muth nicht sinken. Eine Meile von der Feste Schweidnitz verschanzte er sich bei Bunzelwitz, im Angesichte des Feindes. Innerhalb weniger Tage erhob sich hier ein Lager, das an Stärke und Vortrefflichkeit den Vertheidigungswerken einer Festung glich. Hier hielten ihn die übermächtigen Feinde eingeschlossen, — doch wagten sie keinen Angriff. Immer zum Kampfe gerüstet, stand ihnen der König gegenüber. Er selber ging seinen Kriegern, durch Ertragung der härtesten Lebensart, mit ermuthigendem Beispiele voraus. Oft ruhte er zur Nachtzeit nur von seinem Mantel bedeckt auf der harten Erde neben seinen Batterien, und nur im Tage gönnte er sich und den Seinigen Erholung. Indessen ward seine Lage täglich schlimmer. Seine Krieger hatten nichts mehr als trockenes Brod zu essen und kaum Wasser, um ihren Durst zu löschen. Unmuth und Krankheiten wurden allgemein unter dem Heere. Da sah man des Königs Gesicht beständig von Kummer und Sorgen umwölkt, und oft sprach er mit trüben Blicken zu seinem getreuen Ziethen: „Ziethen, es geht nicht und kann nicht gehen!“ „Es wird gewiß noch Alles gut werden!“ war dann die gewöhnliche Antwort des wackern Feldherrn. „Hat Er sich denn etwa einen neuen Bundesgenossen verschafft?“ fragte ihn einst der König, der nicht begreifen konnte, woher jenem die Hoffnung und der gute Muth käme. „Nein, Ew. Majestät“ erwiderte Ziethen, „nur den alten, dort oben! und der wird uns nicht verlassen.“ „Ach“ entgegnete der König traurig, „der thut keine Wunder mehr.“ „Ist auch nicht nöthig!“ sprach Ziethen

„sein Arm streitet dennoch für uns und wird uns nicht sinken lassen!“

Schon drei Wochen ward Friedrich in dieser Art von seinen Feinden belagert, da zeigte sich, daß Ziethen Recht gehabt. Die Russen, deren Vorrathshäuser in Polen durch die Preußen zerstört worden waren, hatten nichts mehr zu essen und mußten abziehn. Nun war Friedrich gerettet und freudiger Muth kehrte in sein Heer zurück. Denn Laudon konnte es nicht hindern, daß sich die Preußen wieder mit allen fehlenden Bedürfnissen reichlich versorgten. Da trat Friedrich an den frommen Ziethen heran, und ihm auf die Schulter klopfend, rief er: „Er hat doch recht gehabt! sein Bundesgenosse hält Wort.“

Bald darauf verließ er sein Lager und zog sich gegen die Festung Neiße hin, hoffend, durch diese Bewegung den Feldherrn Laudon zu einer Schlacht zu vermögen. Aber Laudon hegte ganz andere Pläne. Kaum hatte er nämlich Kunde, daß der König sich von Schweidnitz fortgezogen habe, so näherte er sich schnell und heimlich dieser starken Feste mit einer aus Oesterreichern und Russen zusammengesetzten Schaar. Durch das Versprechen einer großen Belohnung und durch eine feierliche Rede ermunterte er seine Krieger zur Tapferkeit und versuchte in der Nacht des 1. Oktobers einen Ueberfall der Festung, deren Befehlshaber von diesem Vorhaben nicht das Mindeste ahnte. Das kühne Wagestück gelang. Im Sturme erstiegen seine Schaaren die Wälle, einige österreichische Gefangene, die sich in Schweidnitz befanden und heimlich benachrichtigt waren, öffneten ihnen ein Thor, und unaufhaltsam drangen sie ein. Jeder Widerstand war vergeblich und die Festung erobert.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für den König. Er konnte und wollte es nicht glauben, daß der Feind eine der stärksten Festen Schlesiens durch bloße Ueberrumpelung gewonnen habe. Er eilte herbei, — und was des Feindes List ihm abgerungen, wünschte er in offener Feldschlacht wieder zu gewinnen. Allein Laudon war zu klug, um jetzt dem Könige eine Schlacht zu liefern, durch deren unglücklichen Ausgang ihm vielleicht alle Früchte seiner Anstrengungen wieder entrissen werden konnten. Er vermied daher sorgfältig den Kampf, und Friedrich sah immer mehr die Unmöglichkeit ein, den Feind noch in diesem Jahre aus Schlesien zu vertreiben, und zum ersten Male konnten die Oesterreicher in diesem Lande, um dessen Besitz so lange und so blutig gekämpft wurde, die Winterrast halten.

Während in solcher Weise der Feind in Schlesien festen Fuß gewann, gelang es nicht minder den Russen in Pommern

einen sichern Haltpunkt zu gewinnen. Nach der hartnäckigsten und tapfersten Gegenwehr hatte endlich auch Kolberg dem Feinde seine Thore öffnen müssen. Doch war es nicht die Gewalt der russischen Waffen, welche von der Heyde endlich besiegte; sondern der gänzliche Mangel an Lebensmitteln und Schießbedarf zwang ihn, die Feste auf Bedingung zu übergeben. Sie war in diesem Jahre vier Monate lang von den Russen belagert worden, und die Tapferkeit ihrer Besatzung, so wie der Heldenmuth der Bürger, die nach alter, löblicher Sitte, ihre Stadt vertheidigen halfen, sind der ehrenvollsten Anerkennung werth.

Nach sechs Jahren der rühmlichsten Gegenwehr, voll von unsterblichen Thaten, nach den unglaublichsten Anstrengungen und der heldenhaftesten Ausdauer, schien Friedrich am Schlusse des Jahres 1761 dennoch rettunglos verloren. Von Geld und Kriegern entblößt, nicht einmal mehr seiner eigenen Staaten Herr, auch nicht mehr im Besitze des ganzen Sachsenlandes, woraus er bisher seine Bedürfnisse gezogen, hielt er selber es für mehr als wahrscheinlich, daß er im folgenden Feldzuge seinen Feinden werde erliegen müssen. Auch glaubte Maria Theresia sich dessen so gewiß, daß sie einen großen Theil ihres Kriegsheeres entließ, in den bereits wiedereroberten Gegenden Schlesiens Alles nach österreichischer Weise einrichtete und die zurückgewonnenen Unterthanen durch Ausspendung von Wohlthaten aufs Neue an sich zu fesseln bemüht war. Ein düsterer Unmuth bemächtigte sich Friedrichs Seele bei diesen hoffnungslosen Aussichten. England, sein einziger Bundesgenosse, zog nach dem Tode Georgs II. und dem Rücktritt des Ministers Pitt seine Subsidien zurück. Er war verschlossen und finster, mied die Gesellschaft, und selbst seine Flöte, seine treue Begleiterin bisher, legte er fort, als vermöchte sie nicht mehr mit ihren sanften Tönen seine Sorge zu verscheuchen. Vergebens sann er auf Mittel der Rettung, umsonst bemühte er sich, einen Weg zu entdecken, der ihn mit Ehren aus dem langen, ungleichen Kampfe führen könnte, umsonst sah er nach Hilfe sich um in ganz Europa, — und selbst der Beistand, welcher ihm in dieser höchsten Noth von Türken und Tataren versprochen wurde, war nicht geeignet, ihm Hoffnungen eines günstigen Erfolges einzuflößen. Dennoch verzagte er nicht, dennoch konnte ihm nichts entfernter bleiben, als der Gedanke an Nachgiebigkeit und unrühmliche Unterwerfung. Das Blut so vieler edeln Preußen sollte nicht vergeblich geflossen sein, und rühmlich kämpfend wollte der Held entweder untergehen, oder siegen. Und wie der König, so dachte und fühlte auch sein Volk.

Mit festem Vertrauen blickte es zu seiner Heldengröße empor und hielt sich gerettet, so lange Er noch lebte.

Aber als sei das Geschick durch des königlichen Helden unerschütterliche Beharrlichkeit endlich besiegt worden, oder als habe die Vorsehung ihn nur prüfen wollen, — so öffnete sich ihm plötzlich, wo er es am wenigsten geahnt, in der dunkeln Nacht seiner Hoffnungslosigkeit eine freundliche Aussicht des Glückes. „Das Etwas, das dort oben ist, und das aller Weisheit der Menschen spottet" wie der König in einem Brief an den ihm eng befreundeten Marquis d'Argens sich ausdrückt, rettete Friedrich. Rußlands Kaiserin, seine unversöhnliche Feindin, Elisabeth, starb plötzlich (am 5. Januar 1762) und ihr Nachfolger, Kaiser Peter III., war nicht nur Friedrichs Freund, er war sein wärmster und aufrichtigster Verehrer und Bewunderer. Höchlich erfreut, jetzt im Stande zu sein, dem großen Könige seine begeisterte Liebe durch die That beweisen zu können, war seine erste Handlung als Herrscher, ein Friedensschluß mit Preußen. Ohne die mindeste Entschädigung zu verlangen, gab er alle gemachten Eroberungen zurück. Kolberg wurde von den Russen geräumt, und die hocherfreuten Ostpreußen erhielten wieder ihren rechtmäßigen Herrscher. Sogar die gefangenen preußischen Krieger wurden ohne Lösegeld entlassen. Doch damit noch nicht zufrieden, gebot der Kaiser seinem Feldherrn Czernitschef mit zwanzigtausend Kriegern sich dem Heere des Königs anzuschließen, um unter seinen Befehlen zu kämpfen. Peter wollte nächstens selber an der Spitze eines noch größeren Heeres dem bewunderten Friedrich zu Hilfe eilen. Seine Begeisterung für diesen war so groß, daß er des angestaunten Mannes Bildniß öffentlich küßte, ein Beweis der Verehrung, den man in Rußland sonst nur den Bildern der Heiligen widerfahren läßt.

Dem Beispiele Rußlands folgte in kurzer Zeit Schweden und eilte, einen Krieg zu beenden, worin es so wenig Rühmliches vollbracht hatte (durch den Frieden zu Hamburg am 22. Mai). Friedrich fragte scherzend den schwedischen Gesandten, der über die Bedingungen mit ihm unterhandeln sollte: „habe ich denn Krieg mit Schweden gehabt? — von einigen Neckereien, die mein General Billing mit Ihrem Volke vorgehabt, hat man mir erzählt. Nun, der General wird sich schon versöhnen lassen."

Jetzt konnte der kaum noch so furchtbar bedrängte König wieder frei athmen und mit großen Hoffnungen der Zukunft entgegengehn.

Das Erste, was Friedrich in dem neuen Feldzuge des Jahres 1762 unternehmen wollte, war die Wiedereroberung der Feste Schweidnitz. Allein dieser Plan war nicht sogleich

ins Werk zu richten. Der Feldmarschall Daun stand in der Nähe, und ein Theil seiner Streithaufen lagerte auf den Höhen von Burkersdorf und Leutmannsdorf. Diese mußten erst vertrieben werden, bevor Friedrich an eine regelmäßige Belagerung der Festung denken konnte. Und eben war er damit beschäftigt, einen Sturm gegen die verschanzten Berge anzuordnen, als der russische Feldherr ihm meldete, daß Peter III. aufgehört habe zu herrschen, und er selber beauftragt sei, sein Heer von den Preußen zu trennen. Peter wollte, nach dem Beispiele seines berühmten, gleichnamigen Vorfahren, das russische Volk mit Gewalt bilden und ihm deutsche Sitten aufzwingen, ging aber dabei so unvorsichtig zu Werke, daß er ein Opfer seiner gutgemeinten Entwürfe wurde. Seine Gemahlin Katharina, gleichfalls rauh von ihm behandelt und sogar mit der Verstoßung in ein Kloster bedroht, benutzte die üble Stimmung des Volkes gegen den Kaiser, stellte sich an die Spitze einer Verschwörung, beraubte ihren Gemahl seiner Würde und erhob sich selbst zur Kaiserin. In der Meinung, Peter habe auf den Rath und das Anstiften seines königlichen Freundes in Preußen gehandelt, erklärte sie Friedrich für den schlimmsten Feind des russischen Reiches und stand im Begriffe die Feindseligkeiten gegen ihn von Neuem zu beginnen. Czernitschef hatte demnach Befehl erhalten sich von dem preußischen Heere zu trennen, und ihre übrigen Streithaufen waren beauftragt der Erneuerung des Kampfes gewärtig zu sein.

Friedrich gesteht selbst, daß diese Nachricht bei seiner damaligen Lage ein Donnerschlag für ihn gewesen, und einer seiner Befehlshaber erzählt, daß er den König leichenblaß in seinem Zimmer gefunden. Bald aber hatte er wieder seine Heldenkraft und zugleich ein Rettungsmittel gefunden. Zum Glücke nämlich wußten die Oesterreicher von allen jenen Vorfällen in Rußland noch nichts, und Czernitschef, der den großen König von ganzer Seele verehrte und liebte, ließ sich durch die Bitten desselben bewegen, seinen Abzug noch drei Tage aufzuschieben. Die Russen sollten dann, bei dem Angriffe der Preußen auf das österreichische Lager, sich nur zum Scheine in Schlachtordnung stellen, um den Feind dadurch in Furcht zu erhalten und seine Gegenwehr zu schwächen. Dieß geschah. Es war der 21. Juli, als Czernitschef und sein Heer zum letzten Male Zeugen der preußischen Tapferkeit waren. Nach einem hartnäckigen Gefechte erstiegen Friedrichs Krieger die verschanzten Anhöhen und vertrieben die Feinde, und am folgenden Tage zog der russische Feldherr, vom Könige für den geleisteten Dienst reichlich beschenkt, mit seinen Schaaren davon.

Bald endete nun auch die Furcht vor einem Kriege mit Rußland. Unter den Papieren ihres Gemahls, der bald nach seiner Absetzung im Kerker getödtet worden war, fand die Kaiserin auch viele Briefe Friedrichs II. an den Kaiser, worin er diesem ein vorsichtigeres und gemäßigteres Betragen gegen sein Volk und eine edlere und anständigere Behandlung seiner Gemahlin dringend empfahl. Nicht ohne Beschämung erkannte jetzt Katharina, wie falsch sie den großen König beurtheilt, und schnell wurden alle Kriegspläne wieder aufgegeben und der Friede mit Preußen vollkommen hergestellt.

Indessen hatte der König die Feste Schweidnitz, nach einer zweimonatlichen Belagerung, glücklich zurückerobert und sah sich nun wieder, Glatz ausgenommen, in dem vollen Besitze des ganzen Schlesiens. Nicht minder glücklich war sein Bruder Heinrich in Sachsen gewesen, wo er am 29. October bei Freiberg über die vereinigten Heere der Reichsvölker und Oesterreicher einen glänzenden Sieg erfocht und den Feind dadurch zum Rückzuge nach Böhmen nöthigte.

Während dieser Vorfälle trat auch Frankreich vom Schauplatze des Krieges ab und schloß am 3. November mit England Frieden. Obwohl Lord Bute, der damals die Angelegenheiten Englands leitete, unedel genug, in dem Friedensschlusse Preußens Vortheil ganz aus den Augen setzte, so sah sich Friedrich doch von einem lästigen Feinde mehr befreit. Ferdinand von Braunschweig, der den Krieg gegen die Franzosen mit seltener Feldherrnklugheit und ausgezeichneter Tapferkeit geführt, erhielt die verdiente Bewunderung der Welt und die dankbarste Anerkennung des englischen Volkes.

Bald darauf baten auch die meisten und angesehensten deutschen Reichsfürsten, des langen und unnöthigen Krieges müde, den großen König um Frieden, und Maria Theresia stand am Schlusse des Jahres 1762 nur noch allein gegen den unbesiegten Friedrich auf dem Kampfplatze. Sie überlegte nun wohl, wie es ihr bisher nicht möglich gewesen, selbst mit dem Beistande so mächtiger Bundesgenossen den königlichen Helden zu bezwingen, und erwog, wie sie nun, von allen verlassen, noch viel weniger im Stande sein dürfte, ihr Vorhaben, die Wiedereroberung Schlesiens, auszuführen. Auch hatten die sieben blutigen Jahre ihr viel gekostet an Geld und Menschen, und den österreichischen Staat mit Schulden überhäuft. Diese Betrachtungen beugten endlich ihren hartnäckigen Sinn. Sie selbst war es nun, die dem Könige zuerst die Hand zur Versöhnung darbot, und Friedrich zögerte nicht, sie anzunehmen. Auf dem sächsischen

Jagdschlosse Hubertsbury versammelten sich die Bevollmächmächtigten Preußens, Oesterreichs und Sachsens, und hier war es, wo am 15. Februar 1763 der Friede zu Stande kam, der den siebenjährigen Krieg beendete. Friedrich, der den Krieg nur aus Nothwehr und zur Vertheidigung des Vaterlandes geführt, that auf alle Entschädigung und jeden Zuwachs an Land und Macht großmüthig Verzicht, und so kam denn Alles wieder in dieselbe Ordnung, wie es vor dem Jahre 1756 gewesen war. Preußen ward von Neuem in dem Besitze Schlesiens bestätigt, und Oesterreich, mit dem traurigen Bewußtsein, so vieles edle Blut umsonst vergossen und den Wohlstand vieler tausend schuldloser Menschen nutzlos vernichtet zu haben, zog keinen andern Gewinn, als die neubestätigte Lehre, wie wenig Uebermacht und Stolz gegen Heldenmuth und beharrlichen Willen vermögen. Am meisten war das Schicksal des schönen und gebildeten Sachsenlandes zu bedauern, das, gleichsam ein Opfer der Thorheit des Grafen Brühl, alle Leiden des Krieges doppelt empfunden hatte und sich von den empfangenen Wunden nur mühsam wieder erholte. Auch die Lande des preußischen Staates, besonders Pommern und die Marken, waren furchtbar verheert, aber der gewonnene Ruhm und die väterliche Sorgfalt des großen Königs ließen diesen Verlust leichter ertragen.

Ueber Alles aber stieg die Bewunderung, die Friedrich durch seine Waffenthaten sich und seinem Volke errungen hatte. Selbst bis in die entfernten Welttheile drang der Ruhm des preußischen Heldennamens und seines großen Königs. Sogar der Beherrscher der wilden Raubstaaten an Afrikas Küste huldigte der angestaunten Größe Friedrichs, indem er seinen Kriegern gebot, unter allen Flaggen allein die preußische in Ehren zu halten und nichts Feindliches gegen ein Schiff dieses Volkes zu unternehmen. Ja, er gab sogar ein schon erobertes Schiff, sobald er erfahren, daß es ein preußisches sei, ohne Lösegeld zurück und beschenkte die Besatzung desselben — aus Achtung, wie er sagte, für ihren großen König. Denn es war ein Beispiel ohne Gleichen, daß ein verhältnißmäßig so kleiner Staat, wie Preußen, siegreich aus dem Kampfe mit halb Europa hervorgegangen.

Am 30. März, spät Abends, kehrte Friedrich nach Berlin zurück. Das Volk hatte seinem siegreichen König einen festlichen Empfang bereitet. Aber Friedrich war nicht mehr der heitere, muntere Fürst wie ehedem, in trüber Stimmung kehrte er heim und wich den jubelnden Schaaren aus. Er kehrte heim, zwar ebenso reich an Landbesitz wie er ausgezogen war, aber doch mit dem Bewußtsein vieler tiefer Verluste. Er war vor der Zeit

alt und grau geworden, und von seinen Freunden waren ihm nur wenige geblieben. Die sieben drangvollen Jahre hatten seine Staaten um eine halbe Million Bewohner ärmer gemacht, und Blüthe des Lebens und gedeihlicher Wohlstand, vorher aller Orten freudig sichtbar, waren auf grausame Weise zerrüttet. Er hatte sieben Jahre lang den Sturm des Feldes bestanden, und ein unzählbares Heer neuer Sorgen erwartete ihn nun daheim. All das Ringen, alle Qual, alle Opfer, wozu waren sie von ihm, von seinem Volke gefordert worden? Er war ein Mensch und konnte sich nicht, wie der Dichter Ramler damals in einem Siegeshymnus sang, „mit eines Gottes Zufriedenheit ansehn.“ Er stand seiner Gegenwart noch nicht fern genug, um zu erkennen, was die Geschichte erkannt hat, daß er selbst, daß der Gedanke, den er vertrat, der Preis jener Kämpfe war.

Einige Tage nach seiner Rückkehr, ließ er, so geht die Sage, in der Schloßkapelle zu Charlottenburg das Graunsche Tedeum aufführen. Niemand durfte es anhören als der König allein; so saß er und hörte mit wehmüthiger Freude die Dankesklänge emporrauschen, senkte das Haupt in die Hand und weinte.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Verbesserungen und Einrichtungen im Lande. — Besitznahme Westpreußens. Baierischer Erbfolgekrieg. — Der Fürstenbund.

Die erste Sorge des Königs, nach geschlossenem Frieden, war darauf gerichtet, die Wunden zu heilen, welche der Krieg seinen Staaten geschlagen hatte. Schrecklich verheert lagen Pommern, die Marken und ein Theil von Schlesien. Brandstätten sah man an der Stelle von Städten und Dörfern, unbebaut und wüst lagen Aecker und Gärten, und die Menschen gewährten überall den Anblick der Noth und des Elends. Friedrich ließ nun seine Vorrathhäuser öffnen und Getreide unter die Armen vertheilen, beschenkte die Landleute mit Pferden, gab Geld zum Wiederaufbau der eingeäscherten Häuser und erließ denjenigen Unterthanen, die von des Krieges Wuth am meisten gelitten, auf einige Zeit die Abgaben an den Staat. Um aber auch seinen Feinden zu zeigen, wie wenig der lange Kampf ihn erschöpft habe, begann er zu gleicher Zeit den Bau des neuen Palais bei Sanssouci. Zu diesem Behufe ließ er den silbernen Chor, den sein Vater im Rittersaale des königlichen Schlosses zu Berlin hatte anbringen lassen, in aller Stille fortnehmen und

ihn durch einen hölzernen, übersilberten ersetzen. Das neue Schloß aber kostete so viel, daß der König die bezahlten Rechnungen mit einem Seufzer in die Flammen des Kamins warf.

Seine zweite Sorgfalt betraf die Verbesserung und Vermehrung des Kriegsheeres. Seine Erfahrungen hatten ihn jetzt hinreichend belehrt, daß Preußen nur durch kriegerische Macht bestehen könne. Deßhalb vermehrte er die Anzahl seiner Streiter bis auf 200,000 Mann, die mit allen nöthigen Kriegsbedürfnissen versehen, durch ununterbrochene Waffenübungen sich mitten im Frieden auf die Gefahren und Arbeiten des Krieges vorbereiten mußten. Musterhaft war dabei die Zucht, welche unter den Kriegern erhalten wurde, nur kamen leider noch entsetzlich harte und oft grausame Strafen zur Anwendung, womit die Vertheidiger des Vaterlandes bei Dienstfehlern und andern Vergehungen belegt wurden. Solche Härte aber, obwohl manche Stimme sich dagegen erhob, lag noch zu sehr in der Eigenthümlichkeit der Ansichten jener Zeit und war noch zu allgemein üblich, als daß daraus dem großen Könige ein Vorwurf gemacht werden dürfte. Uebler war es, daß selbst Friedrich sich von dem Vorurtheile noch nicht befreien konnte, der gemeine Soldat dürfe nichts als eine willenlose Maschine sein, die ohne Nachdenken dem Gebote der Befehlshaber gehorcht. Der lange Krieg hätte ihn belehren müssen, wie unendlich viel von dem Geiste abhängt, der ein Heer durchweht. Es war eine traurige Selbsttäuschung, wenn er meinte, dieser Geist dürfe nur in den Befehlshabern leben und zum „Kanonenfutter", wie man sich damals ausdrückte, sei der bessere Mensch zu Schade, der schlechte gut genug. Wenn der Soldat nicht weiß, wofür er kämpft, so kann er zwar allenfalls maschinenmäßig seine Pflicht erfüllen, — aber zu großen Thaten ist er unfähig. Wie können Söldner, aus allerlei Ländern geworben, aus der Hefe und dem Wegwurf der Völker zusammengesetzt, oder durch List und Gewalt zur Fahne herbeigezogen, mit ganzer Seele einem Staate dienen, für den sie in ihren Herzen keine Theilnahme empfinden? Friedrich vergaß, daß sein Heer, das im siebenjährigen Kriege allerdings auch meistentheils aus Ausländern bestand, nicht für das Vaterland, sondern für ihn selbst, den seltenen Mann focht, der seinen großen Geist auch den gemeinsten Kriegern einzuhauchen vermochte. Aber an ein dauerndes Band zwischen ihnen war nicht zu denken. Friedrich selbst entließ kalt die fremden Söldner, die für ihn zu Krüppeln geworden waren, und kümmerte sich nicht weiter um ihr Schicksal. Das Invalidenhaus, das er bauen ließ und welches die Inschrift führt: „Den verwundeten,

aber unüberwundenen Soldaten," war viel zu klein, um alle die aufzunehmen, welche in seinem Dienste verkrüppelt waren und denen nichts übrig blieb, als der Bettelstab. Auch viele, welche während des Krieges sich zu Befehlshabern empor geschwungen hatten, mußten dieses traurige Loos theilen. Von preußischen Werbern verlockt, waren sie aus ihrer Laufbahn gerissen und wurden nun, ohne alle Unterstützung, entlassen. Das ist ein Flecken an dem erhabenen Bilde des großen Königs, den man nur, theils durch die Vorurtheile seiner Zeit, theils durch die beschränkten Mittel, die ihm sein kleiner Staat darbot, wohl entschuldigen, nie rechtfertigen kann. — Aber, als hätte er das selbst gefühlt, so bewies er seinen Feldherren desto größere Dankbarkeit. Dem alten Ziethen nahm er es nicht übel, wenn er bei der königlichen Tafel einschlief. „Laßt ihn schlafen," sagte er, „er hat oft genug für uns gewacht." Um die Lage des grundbesitzenden Adels zu verbessern, gründete er Landschafts-Creditbänke, von denen der adlige Gutsbesitzer gegen geringe Zinsen Geld bis auf die Hälfte vom Werth seines Grundstücks aufnehmen konnte. Den überseeischen Handel suchte er dadurch zu fördern, daß er die Seehandlungs-Gesellschaft anlegte und sie mit einem Capital von einer Million Thaler ausstattete.

Die neuen Einrichtungen im Staate, hauptsächlich aber der Unterhalt des großen Kriegsheeres, erforderten viel Geld, und da der König zur Herbeischaffung desselben nicht gerne eine bestimmte Abgabe einführen wollte, so gab er dem Acciswesen, welches schon durch den großen Kurfürsten in Anwendung gebracht worden war, eine neue, ausgedehntere Gestalt. Ausländische Waaren, wie auch Lebensmittel und Getränke, wurden mit einer verhältnißmäßigen Steuer belegt. Hierdurch, meinte Friedrich, würde die ganze Last der Abgaben gleichmäßiger vertheilt und zugleich leichter und unmerklicher gemacht, indem das größere Gewicht derselben immer auf die Reicheren zurückfiel. Aber die Vorliebe des Königs für das französische Volk, und die hohe Meinung, welche er von den Einsichten und der Anstelligkeit desselben hatte, bewog ihn, die Acciseämter mehrentheils nur mit Franzosen zu besetzen, die durch ihre Anmaßung und Unverschämtheit die ganze Einrichtung dem Volke höchst verhaßt machten. Noch größere Unzufriedenheit aber erregte es, als der König den Alleinhandel mit Tabak und Kaffee sich aneignete und beide Erzeugnisse mit sehr hohen Preisen belegte. Wahrscheinlich wollte er durch dieses Mittel sein Volk von den unnöthigen Bedürfnissen, die alljährlich eine ungeheure Menge Geldes aus dem Lande führten, entwöhnen. Das Volk aber hatte den Genuß

derselben schon zu lieb gewonnen und sah es als eine große Bedrückung an, nicht mehr so wohlfeilen Tabak rauchen und Kaffee trinken zu können, als früher. Denn die bloß angewöhnten, überflüssigen Bedürfnisse sind dem Menschen in der Regel am liebsten, und es giebt Leute, die lieber für einen Tag des Brodes als des Tabaks und Kaffees entbehren. Ein solcher Unzufriedener hatte die Kühnheit, ein Spottbild auf den König zu verfertigen und dasselbe sogar am Schlosse, gerade unter den Fenstern des Zimmers, wo der Landesherr wohnte, zu befestigen. Eine große Menge neugieriger Gaffer versammelte sich und lachte laut darüber, wie „der alte Fritz" auf dem Bilde eine Kaffeemühle drehte. Der König, erstaunt über das ungewöhnliche Getümmel vor seinen Fenstern, schickte einen Kammerdiener hinunter, sich zu erkundigen, was es gäbe? — Als er nun durch diesen die Ursache erfahren hatte, erwiderte er: „Das Bild scheint aber zu hoch zu hängen. Geh Er und häng Er es niedriger, damit die Leute es bequemer sehen können."

Des Königs Aufmerksamkeit wurde indessen noch einige Male von der innern Verwaltung seines Staates auf äußere Angelegenheiten hingewendet. Die erste Veranlassung dazu gab Polen. Dieser Staat, seit dem letzten schwedischen Kriege an einer immer zunehmenden innern Entkräftung leidend, befand sich in einer jammervollen Lage. Seine veraltete, schlechte Verfassung, die Gesetzlosigkeit, womit der Adel nach Belieben und Willkür schaltete, während es dem Könige an aller Macht und jedem Nachdrucke gebrach, die häufigen Unordnungen und Uneinigkeiten, die das Land zerrütteten, — dieß alles hatte schon längst die Kaiserin von Rußland zur Schiedsrichterin und eigentlichen Gebieterin von Polen gemacht. Auch jetzt setzte sie es mit Waffengewalt durch, daß einer ihrer Günstlinge, der Graf Stanislaus August von Poniatowski, von den widerstrebenden Polen zum Könige gewählt wurde. Zugleich siegten ihre Heere in der Türkei und machten dort bedeutende Eroberungen. Diese Fortschritte der russischen Waffen ließen Preußen und Oesterreich nicht ohne Sorgen. Denn beide Staaten mußten befürchten, daß der überdieß schon mächtige Nachbar ihnen durch seine Uebermacht gefährlich werden dürfte. Um so leichter fand der von Friedrich im Juni 1771 gemachte Vorschlag einer Theilung Polens, wozu die erste Idee von Katharina ausgegangen war und durch welche Rußland, Oesterreich und Preußen gewinnen sollten, Eingang. Die gänzliche Ohnmacht des polnischen Reichs lud dazu ein. Ueberdieß hatte Oesterreich alte Ansprüche auf einige Landschaften Polens, und auch Friedrich meinte nicht

mit Unrecht, das ganze Westpreußen und den sogenannten Netzdistrict als Eigenthum fordern zu können. Die ungesetzmäßige Art, auf welche Polen diese Länder, besonders das westliche Preußen, erworben hatte (siehe Seite 121 des ersten Theiles dieses Buches) war der Grund, worauf Friedrich seine Ansprüche stützte. So wurden die drei Mächte bald einig, und Polen ward gezwungen (im September 1772), die Abtretungsurkunde zu unterzeichnen. Rußland erhielt dadurch einen großen Theil von Lithauen, Oesterreich die Länder Gallizien und Lodomirien, und der preußische Staat ward durch den Netzedistrict und das ganze Gebiet, welches durch den dreizehnjährigen Krieg der Ordensherrschaft entzogen worden, vergrößert. Nur die beiden Städte Danzig und Thorn waren ausgenommen.

Für das westliche Preußen war dieses Ereigniß unfehlbar eins der glücklichsten, die ihm begegnen konnten. Die Kinder eines Landes durften sich nun wieder im vollen Sinne des Wortes als Brüder betrachten, da sie nicht mehr durch fremde Herrschaft getheilt waren: sie verschmolzen, nach mehr als dreihundertjähriger Trennung, nun wieder zu einem Volke. Was in dem westlichen Preußen noch an deutscher Sitte und Bildung übrig geblieben, war nun gerettet. Die unterdrückte Kirchenfreiheit des evangelischen Glaubens durfte nun ihr Haupt auch in diesem Lande ungescheut emporheben. Jede Verfolgung, welche Priesterwuth und Aberglauben dem Lichte der Aufklärung drohten, hörte auf. Strenges, unparteiisches Recht trat an die Stelle der Gesetzlosigkeit und deutsches Leben kehrte mit der deutschen Herrschaft zurück. Abgebüßt durch lange, harte Schmach und Knechtschaft war der unwürdige Abfall vom rechtmäßigen Landesherrn, und eine glücklichere, ruhmvollere Zukunft that sich auf.

Nicht minder vortheilhaft aber war dieser Erwerb für den ganzen preußischen Staat. Denn abgesehen davon, daß er durch ein schönes, fruchtbares Land bereichert worden, so hatte er auch durch die Besitznahme Westpreußens sehr viel an innerem Zusammenhange gewonnen. In einem ununterbrochenen Striche dehnten sich jetzt die preußischen Länder von der Elbe bis zur Memel aus, und nur die Rheinlande lagen noch abgesondert. Wie viel besser als früher, da polnisches Gebiet trennend sich zwischen die preußischen Staaten drängte! Seit dieser Zeit nannte sich Friedrich nicht mehr König in Preußen, sondern König von Preußen.

Friedrich eilte nun, das neuerworbene Land mit allen den wohlthätigen und zweckmäßigen Einrichtungen zu beglücken, deren die übrigen Gegenden seines Reiches sich erfreuten. Für

zweckmäßigere Belehrung des Volkes, für bessere Schulanstalten und unparteiische Rechtspflege ward gesorgt. Um dem Handel in seinen Staaten größere Bequemlichkeit zu verschaffen, ließ er durch den Bromberger Kanal die Netze mit der Brahe vereinigen und vollendete durch dieses Unternehmen die Verbindung aller großen Flüsse des preußischen Staates, von der Elbe bis zur Weichsel. Auch für die Vertheidigung des Landes sorgte er durch Anlegung der starken Feste Graudenz am Weichselstrome.

Doch noch einmal sollte der alternde Königsheld zum Schwerte greifen, um es zum Schutze der Unterdrückten zu führen. Es war im Jahre 1777, als der Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern kinderlos und ohne nahe Erben starb. Auf seinen erledigten Herrscherstuhl hatten mehrere deutsche Fürsten die begründetsten und gerechtesten Ansprüche. Aber Deutschlands Kaiser, Joseph II., Maria Theresias Sohn, besetzte wichtige Theile von Baiern mit seinen Kriegern, um sie mit den Erbländern des Hauses Oesterreich zu vereinigen. Die dadurch beeinträchtigten Fürsten, selbst zu machtlos, um ihr Recht gegen Oesterreich verfechten zu können, sprachen den großen Preußenkönig um Beistand an, und dieser säumte nicht, ihre Bitte zu erfüllen. Aber die friedlichen Vorstellungen, wodurch er den Kaiser und seine Mutter von der Unrechtmäßigkeit ihres Verfahrens zu überzeugen suchte, blieben fruchtlos und so sah er sich denn genöthigt, im Sommer des Jahres 1778 abermals gegen Oesterreich in das Feld zu rücken. Doch so groß auch die wechselseitigen Rüstungen gewesen waren, so kam es doch in diesem ganzen Kriege, der übrigens nur ein Jahr dauerte, zu keiner großen Schlacht und zu keinem besonders entscheidenden Auftritte. Durch Rußlands und Frankreichs Vermittelung bewogen, entsagte Oesterreich, noch zeitig genug für das Leben und Glück vieler tausend Menschen, seinen ungerechten Ansprüchen auf Baiern und schloß zu Teschen im Mai 1779 mit Preußen den Frieden, welcher den kurzen bairischen Erbfolgekrieg beendete. Die Meinung des Volkes über diesen einjährigen Krieg war keine günstige. In Preußen nannte man ihn spottweise den „Kartoffelkrieg," in Oesterreich den „Zwetschken-Rummel."

Die letzte öffentliche That, wodurch Friedrich sich auszeichnete, war die Stiftung des deutschen Fürstenbundes. Das offenbare Streben des Hauses Oesterreich nach Alleinherrschaft in Deutschland, das sich immer wieder von Neuem durchblicken ließ, hatte die kleineren Fürsten mit gerechter Besorgniß für ihre Freiheit und Selbstständigkeit erfüllt. Um nun den Anmaßungen Oesterreichs desto kräftiger entgegentreten zu können, schlug Friedrich einen Schutz-

und Trutzbund vor, dessen Hauptzweck die Erhaltung der alten deutschen Reichsverfassung sein sollte. Die meisten Fürsten nahmen die Einladung zum Beitritte an, und Friedrich der Große ward ein Jahr vor seinem Tode zum Beschützer des deutschen Fürstenbundes erkoren (1785).

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Hinblick auf des Königs Denk- und Handlungsweise. — Zustand des Volkes unter seiner Herrschaft. — Kant und Herder. — Friedrichs Tod.

Unmöglich können wir uns von der Erzählung der ausgezeichneten Thaten des großen Königs fortwenden, ohne zuvor noch einige Blicke auf das reiche und schöne Bild seiner eigenthümlichen Denk- und Handlungsweise geworfen zu haben.

Unter allen Tugenden, wodurch Friedrich als Mensch und als Herrscher so hoch stand, verdient seine Gerechtigkeitsliebe billig der ersten Erwähnung. Vom Anfange seiner Regierung an bis zu seinem Tode hin, war die Rechtspflege ein Hauptgegenstand seiner unermüdeten Sorgfalt, weil er überzeugt war, daß des Volkes wahres Glück und wahre bürgerliche Freiheit sich hauptsächlich auf die unparteiische Handhabung weiser Gesetze begründe. Es ist früher erwähnt worden, wie der Großkanzler Cocceji, auf sein Geheiß, dem Staate eine neue, zweckmäßigere Gerichtsordnung schenkte. Aber auch diese war noch nicht so frei von Mängeln, als Friedrich es wünschte, und deßhalb beauftragte er noch in seinen letzten Lebensjahren den damaligen Großkanzler Karmer mit der Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches, das aber erst nach seinem Tode fertig wurde. Kein Gedanke konnte den König mehr beunruhigen, als der, daß die Vornehmern und Angesehenern im Staate ihre Macht und ihren Einfluß vielleicht dazu mißbrauchen dürften, die Aermern und Geringern zu unterdrücken und ihnen Unrecht zu thun. Darum verstattete er jedem, auch dem Geringsten, sich mit seinen Beschwerden unmittelbar an ihn selbst zu wenden, und untersuchte dann streng und genau ihre Klage. Mag denn ein, durch die hervortretende Gesinnung Friedrichs rührendes, Beispiel dieser Art seinen Platz hier finden. Ein armer Müller, Namens Arnold, wurde von seinem adligen Gutsherrn dadurch beeinträchtigt, daß dieser durch einen Graben den Bach, welcher die Mühlräder trieb, zum Theil ableiten ließ. Dadurch verlor die Mühle sehr viel an ihrer frühern Brauchbarkeit, und Arnold verweigerte deßhalb seinem

Gutsherrn den schuldigen Pachtzins. Darüber aufgebracht, trieb der Gutsherr den Müller aus seinem Eigenthume und ließ die Mühle gerichtlich verkaufen. Der Müller klagte und bekam Unrecht. Da wandte sich der verzweifelnde Mann, dem nichts weiter übrig geblieben war, als der Bettelstab, an den König und flehte um Gerechtigkeit. Streng ließ er die Sache untersuchen, und Alles, was ihm darüber berichtet wurde, sprach zum Vortheile des Müllers. Höchlich entrüstet warf nun der König den obersten Gerichtsbeamten, die nach seiner Meinung ein ungerechtes Urtheil gefällt hatten, ihre Unterdrückung der Armen vor, entsetzte sie ihrer Stellen und belegte sie mit Festungsstrafe. Dem Müller aber gab er sein verlorenes Eigenthum wieder. Freilich hat es sich in der Folge hinreichend ergeben, daß die abgesetzten Gerichtsbeamten nicht so schuldig waren, als der König meinte, da sie ihrerseits den Gesetzen gemäß gesprochen hatten; — aber ewig denkwürdig und schön bleibt dennoch der landesväterliche Eifer, womit Friedrich sich des Unterdrückten annahm. „In meinen Staaten sollen Fürst und Bettler gleich sein vor dem Gesetze!“ — das waren die herrlichen Worte, welche der große König bei dieser Gelegenheit öffentlich aussprach und nach denen er sich selbst richtete. Unfern seines Schlosses Sanssouci lag auf einem Hügel eine Windmühle, welche die sonst so schöne Aussicht verhinderte. Der König ließ den Müller kommen und wollte ihm die Mühle abkaufen. Der Mann aber wollte nicht. „Mein Eigenthum ist mir um keinen Preis feil,“ antwortete er; „meine Vorfahren sind dort glücklich gewesen, ich hoffe es auch zu sein.“ Der König erhöhte endlich sein Gebot so sehr, daß dafür mehr als drei schöne Windmühlen hätten gebaut werden können. Der Müller aber blieb bei seiner Meinung. „Nun,“ fuhr der König ärgerlich heraus, „da du meine Güte zurückweisest, so werde ich die Mühle mit Gewalt abbrechen lassen und du sollst keinen Groschen dafür erhalten.“ „O dafür ist mir nicht bange,“ antwortete der kecke Mann, „dafür giebt es noch ein Kammergericht in Berlin.“ Der König lächelte zufrieden, weil er sah, wie sicher seine Unterthanen sich unter dem Schutze des Gesetzes fühlten und stand von seinem Plane ab. Die Mühle aber steht noch heute, als das schönste Denkmal seiner Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit.

Ein durchaus wohlwollendes, menschenfreundliches Herz, der sanftesten Gefühle fähig und voll edler Großmuth bei empfangenen Beleidigungen, war es ferner, was den vortrefflichen König auszeichnete. Darum genoß er auch das Glück der Freundschaft, ein Glück, das man am seltensten an den Höfen mächtiger

Fürsten findet. Im Kreise der Auserwählten, die er um sich versammelt hatte, vergaß er seiner Macht und Erhabenheit und war ganz Mensch mit Menschen. Nur Schade, daß seine Auswahl auch bisweilen auf Unwürdige fiel, die sein edles Herz täuschten und kränkten. Traurige Erfahrungen dieser Art machten ihn in seinen spätern Lebensjahren mißtrauisch gegen die Menschen und oftmals hart. — Gegen seine Unterthanen, für deren Glück er sein ganzes Leben über arbeitete, sprach sich sein Wohlwollen täglich auf das Freundlichste aus. Nicht ungern sah er es, wenn die kleinen Schulbuben seinen Schimmel umringten, so oft sie ihm auf seinen Spazierritten begegneten, und ihn dabei zutraulich mit dem Namen: „Alter Fritz" begrüßten. Einst aber trieben sie den Lärm zu arg. Der König erhob drohend seinen Krückstock und sprach: „Wollt ihr unnützen Buben wohl in die Schule!" — „Der alte Fritz weiß nicht einmal, daß heute Sonnabend und gerade Nachmittag ist, wo wir keine Schule haben!" entgegneten die fröhlichen Kinder. Der König aber ritt lächelnd weiter. — Wie er über sein Verhältniß als Herrscher dachte, geht aus unzähligen Stellen seiner Schriften hervor. Besonders schön aber ist es, wie er sich darüber in einem Briefe an einen jungen deutschen Fürsten ausspricht, als dieser eben im Begriffe stand, die Regierung anzutreten. „Glauben Sie nicht," schrieb er ihm, „das Land, dessen Herrscher Sie jetzt werden, sei nur um Ihretwillen geschaffen, sondern glauben Sie vielmehr, daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk darin glücklich zu machen. Fürsten sind nichts als die ersten Diener des Staates." (Supplement zu den hinterlassenen Werken Friedrichs II. Theil 3. Seite 30). Eben so wahrhaft königlich war es, was er öfters mündlich äußerte. „Könnte ich nur" sprach er, „um Alles wissen und Alles selbst sehen: keiner meiner Unterthanen sollte unglücklich sein." — Nicht weniger war seine Großmuth bei erlittenen Beleidigungen bewundernswerth. Als ein eifriger Freund der Aufklärung und Geistesfreiheit, erlaubte er einem jeden seiner Unterthanen zu sprechen und zu schreiben, was er wollte. Diese Erlaubniß aber wurde nicht selten von unzufriedenen Menschen gemißbraucht, die in Spott- und Schmähschriften den König auf das Bitterste tadelten und verleumdeten. Aber weit entfernt, die Verfasser solcher Lästerungen ausfindig machen zu wollen, bestrafte sie der König nicht einmal, wenn er sie wirklich kannte. Ein sehr wackerer Offizier, den der König gleich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, ohne alles Gehalt verabschiedet hatte, gerieth mit seiner Familie in die bitterste Noth. Alle seine Gesuche um eine Anstellung entweder beim Heere oder

im Staatsdienst, blieben unberücksichtigt, und da der Mann nicht im Stande war, sich durch seiner Hände Arbeit zu ernähren, so vermehrte jeder Tag seine jammervolle Lage. In einer bitteren Schmähschrift gegen den König machte er endlich seinem Herzen Luft. Er warf dem großen Fürsten geradezu Wortbrüchigkeit und Undankbarkeit gegen diejenigen vor, die für ihn in hundert Schlachten das Leben gewagt und mit ihrem Blute seinen Ruhm bezahlt hatten. — Die Schrift ward gedruckt und erregte großes Aufsehen. Als Friedrich, der sonst mit edelem Stolze alle ähnlichen Machwerke verachtete, sie gelesen, gerieth er in heftigen Zorn, vielleicht weil er sich selbst nicht ganz frei sprechen konnte. Er ging sogar so weit, demjenigen eine nicht unbedeutende Belohnung zu versprechen, der ihm den Verfasser namhaft machen würde, um ihn gebührend bestrafen zu können. Da kam der unerschrockene Offizier zu ihm und gab sich selbst an. Er berief sich auf die rühmlichen Zeugnisse der Feldherren, unter denen er gefochten, wies auf seine Wunden und entwarf dem Könige eine getreue Schilderung seiner hilf- und trostlosen Lage. Alle seine Bitten seien entweder unbeantwortet geblieben oder zurückgewiesen worden. „Darum komme ich," sprach er, „Ew. Majestät meinen Kopf zu Füßen zu legen; nur bitte ich um die Gnade, den Preis für meine Selbstanklage meiner Gattin und meinen hungernden Kindern auszahlen zu lassen." — „Er soll mir nach der Festung!" entgegnete, scheinbar noch immer aufgebracht, der König; „da soll er weiter von mir hören! Wart' Er!" Mit diesen Worten ging er an seinen Schreibtisch, wo er schnell einige Worte niederschrieb und versiegelte. „Diesen Brief" fuhr er fort, „wird er selbst dem Festungskommandanten übergeben!" — Darauf ließ er ihn als Gefangenen nach der bezeichneten Festung abführen. Aber wie groß war das Erstaunen und die Rührung des Gefangenen, als der Kommandant, nachdem er das königliche Schreiben gelesen, ihm freundlich die Hand reichte und zu ihm sprach: „ich wünsche Glück, Herr Kamerad! der König hat Sie an meiner Stelle hier zum Befehlshaber ernannt und mich anderwärts versorgt!"

Große Verdienste um den Staat wußte er auf eine schöne Art zu belohnen. Den tapfern Fouqué beglückte er mit seiner Freundschaft und äußerte bis zum Tode desselben die zarteste und liebevollste Theilnahme für ihn. Die Bilder der ausgezeichneten Feldherren Schwerin, Seidlitz, Winterfeld und Keith ließ er in Marmor hauen und zum ewigen Andenken an ihre Heldenthaten auf dem Friedrich-Wilhelmsplatze zu Berlin aufstellen. Eine gleiche Ehre widerfuhr dem edeln Cocceji. Ein nicht minder würdiges Denkmal setzte der König seinen Helden

dadurch, daß er selber ihre Thaten in einem Werke beschrieb, welches, wie er sagte, nur darum von ihm verfaßt wurde, um die Verdienste seiner tapfern Krieger zu verewigen.

Nichts konnte bewundernswürdiger sein, als die rastlose Thätigkeit des Königs, welche durch die pünktlichste Ordnung geregelt wurde. Punkt vier Uhr im Sommer, um sechs Uhr im Winter, stand er auf, und jede Stunde des Tages war, nach feststehender Regel, einem besonderen Geschäfte, einige auch der Erholung gewidmet. Die meiste Zeit widmete der große Mann natürlich der Erfüllung seiner Herrscherpflichten. Alle Briefe, die an ihn eingegangen waren, ließ er sich, ihrem Hauptinhalte nach, vortragen und oft schrieb er eigenhändig einen kurzen Bescheid darunter. Dann hörte er die Vorträge seiner Räthe an, empfing fremde Gesandte, vernahm die Berichte seiner Feldhauptleute und wohnte der Wachtparade bei. Einige Stunden aber waren auch der schriftstellerischen Thätigkeit, dem Briefwechsel mit Gelehrten und Fremden und dem Lesen ausgezeichneter Bücher gewidmet; einige der Tonkunst. Denn er liebte diese leidenschaftlich und blies selbst sehr schön die Flöte. So ward es möglich, daß der große König im eigentlichsten Sinne des Wortes alle Geschäfte des Staates selbst besorgte und dennoch Zeit übrig behielt, so viele und zum Theile ausgezeichnete Schriften zu verfassen. — Alle Künste und Wissenschaften fanden an ihm einen begeisterten Verehrer, und seine liebste Erholung war der Umgang mit geistreichen Männern. — Auf sein Aeußeres hielt er dabei äußerst wenig. Weder Wäsche noch Kleidung waren sauber und der allzuhäufige Genuß des Schnupftabaks entstellte wohl bisweilen, auch sein Gesicht.

Zu seinen bemerkbarsten Schwächen gehörte eine auffallende Vorliebe für das französische Volk, die in seiner frühesten Erziehung ihren Grund haben mochte. Er schätzte die französischen Gelehrten am meisten, sprach und schrieb am liebsten französisch, und trieb diese Vorliebe bis zur auffallenden und ungerechten Verachtung seiner Muttersprache. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, die Werke der vorzüglicheren deutschen Schriftsteller zu lesen, sondern beurtheilte die deutsche Sprache, auch in seinen spätern Jahren, immer noch nach dem geringen Standpunkte, worauf er sie zur Zeit seiner Jugend hatte kennen gelernt und nach dem allerdings abschreckenden Kanzleistil seiner Beamten. Im hohen Alter jedoch fühlte er den Mangel seiner Kenntnisse in der deutschen Sprache und Literatur und bedauerte ihn. Er befahl, daß man den deutschen Unterricht in den Schulen zweckmäßiger betreiben solle und gründete in Königsberg die „deutsche

Gesellschaft," welche die Ausbildung der Muttersprache zum Hauptzweck hatte.

Eben so wie sein Vater, war auch er von Natur zu jähem Zorne geneigt, und mochte, wenn er seinen Willen einmal bestimmt erklärt hatte, eben so wenig Widerspruch dulden, als jener. Doch war seine Hitze schneller vorübergehend, und gewöhnlich suchte er denen, welche dadurch etwa gelitten hatten, durch Wohlthaten ihren Schmerz zu vergüten.

Der Ruhm, womit Friedrich sich durch seine Heldenthaten bedeckt hatte, ging natürlich auch auf sein Volk über und erweckte in diesem einen Grad von Vaterlandsliebe, wie er vorher nie vorhanden gewesen war. Die Ehre, ein preußischer Bürger, ein Unterthan des großen Königs, ein Mitglied des Heldenvolkes zu sein, dessen Name überall bewundert wurde, war zu groß, als daß sie nicht jeden Preußen mit einem edeln Stolze erfüllt und ihn mit Liebe zu seinem Vaterlande beseelt haben sollte. Selbst die neuerworbenen Länder nahmen größtentheils den preußischen Namen mit Freuden an, um dadurch auch seines Ruhmes theilhaftig zu werden. Ja, man könnte wohl mit Recht behaupten, daß eben die Thaten Friedrichs am meisten dazu beigetragen haben, die so verschiedenartigen Theile des preußischen Staates zu einem Ganzen zu verschmelzen. Denn in dem leuchtenden Ruhme des Königs war ein gemeinsamer Mittelpunkt gegeben, wodurch sich Brandenburger und Preußen, Pommern, Schlesier und Rheinländer als Brüder und Kinder eines Vaterlandes mehr und mehr betrachten lernten. Freilich aber darf hiebei auch nicht übersehen werden, daß das Volk durch den erworbenen Ruhm verleitet wurde, eine gewisse übermüthige Meinung von seiner eigenen Unüberwindlichkeit zu fassen, welche vielleicht mit eine Hauptursache der traurigen Begebenheiten war, worunter späterhin das Vaterland zu seufzen hatte.

Der Eifer, womit Friedrich der Große Künste und Wissenschaften zu befördern suchte und womit er selbst der Beschäftigung mit ihnen einen großen Theil seiner Zeit widmete, konnte natürlich nicht ohne bedeutenden Einfluß auf das Volk bleiben. Gelehrsamkeit fing wieder an geachtet zu werden, und die edlern Künste führten einen edlern und reinern Geschmack und größere Bildung herbei. In ganz Deutschland war damals ein rühmliches Streben nach höherer, wissenschaftlicher Bildung erwacht. Es gab ausgezeichnete Männer in jedem Fache der Wissenschaft, und mit vollem Rechte hat man wohl jene Zeit, die Zeit der Aufklärung genannt. Selbst die Verachtung, womit der große König die deutsche Sprache behandelte, schien nur den Eifer der geistreichsten

deutschen Männer zu entflammen, um mit ganzer Sorgfalt an der Ausbildung ihrer Muttersprache zu arbeiten und durch die vorzüglichsten und wohlgelungensten Schriften in deutscher Sprache, dem Könige gleichsam Hochachtung und Liebe für dieselbe abnöthigen zu wollen. Die größten deutschen Dichter erhoben sich in dieser Zeit, und die Heldenthaten Preußens lieferten vielen darunter den Stoff zu ihren Gedichten. Einer rühmlichen Erwähnung verdient hier der bekannte Dichter Ramler, aus Kolberg in Pommern gebürtig, der sich um die Ausbildung der deutschen Sprache und Dichtkunst hochverdient gemacht hat. Seine Gesänge, in denen er mit ernstem Schwung den königlichen Helden und Weisen feierte, werden eben so unvergessen bleiben, als die volksmäßigen „Lieder eines preußischen Grenadiers," in welchen der biedere Gleim seine Bewunderung und Liebe für Friedrich den Einzigen aussprach. Mehr aber noch als diese Dichter nehmen zwei andere Männer unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. So wie der König Friedrich durch seine glänzenden Siege die Bewunderung Europas rege machte, fast in eben dem Grade haben sie durch die Erzeugnisse ihres Geistes sich die Bewunderung der Welt errungen und auf ihre Zeitgenossen einen entschiedenen Einfluß ausgeübt. Der eine davon ist Immanuel Kant, im Jahre 1724 zu Königsberg in Preußen geboren, wo sein Vater ein wenig bemittelter Handwerker war. Er widmete sich den Wissenschaften und wurde endlich Professor der Weltweisheit auf der Hochschule seiner Vaterstadt. Es ist hier nicht der Ort, die ausgezeichneten Verdienste näher auseinander zu setzen, welche dieser tiefe und große Denker sich um die Aufklärung und sittliche Bildung der Menschheit erworben. Seine scharfsinnigen Schriften, worin er seine Gedanken über die höchsten Angelegenheiten unseres Geschlechtes, über Religion und Tugend und über die geistige Natur und Bestimmung des Menschen niedergelegt hat, und in denen sich sein edler, tugendhafter Sinn und sein erleuchteter Verstand auf das Herrlichste aussprechen, erfüllen noch heute jeden nachdenkenden Menschen mit Ehrfurcht vor dem großen Weisen. Es giebt kaum einen Zweig menschlicher Wissenschaft, dem er nicht seine regste Theilnahme zugewandt, den er nicht durch die Schärfe und Klarheit seines Geistes gefördert hätte. Darum mag der Preuße stolz sein, ihn Landsmann nennen zu dürfen, obwohl sein Streben und Wirken ihm Weltbürgerrecht erworben. Denn er gehört, wie alle wahrhaft großen Menschen, nicht einem Volke, sondern der ganzen Menschheit an. Sein Hauptverdienst aber bestand offenbar darin, daß er die Sittenlehre zu reinigen und die Menschen zu überzeugen bemüht war, man müsse die Tugend um ihrer

selbst willen lieben und üben, nicht aber aus Furcht vor Strafe, oder aus Hoffnung auf Belohnung. Was die Hochachtung für diesen seltenen Mann noch erhöhen muß, war sein durchaus fleckenloser und reiner Lebenswandel, mit welchem er als ein herrliches Muster voranleuchtete. Es konnte nicht fehlen, daß ein so seltener Mann alle edeln und hochstrebenden Geister magnetisch an sich zog — und Königsberg war damals reich an hervorragenden Männern. Es sollen hier nur die Namen des Stadtpräsidenten von Hippel, und Hamanns, den man den Magus des Nordens nannte, erwähnt werden. Hippel, der mit der höchsten Befähigung des Geschäftsmannes die wunderbarste Tiefe des wissenschaftlichen Nachdenkens und seltenen Witz verband, hat in seinen Schriften der Welt ein Vermächtniß hinterlassen, das noch lange nicht genug erkannt und ausgebeutet ist, und Hamann, der es freilich liebte, in wunderbare, schwer verständliche Worte die köstlichen Perlen seiner Gedanken zu fassen, die sich hauptsächlich mit religiösen Gegenständen beschäftigten, ist von jeher nur wenig Geweihten verständlich, von diesen aber auch um so mehr geschätzt gewesen. — Obwohl Kant fast nie aus den Ringmauern Königsbergs und noch weniger jemals über die Grenzen seines Vaterlandes gekommen ist, so hatte er sich dennoch, vermöge seines starken Gedächtnisses, eine so genaue und gründliche Kenntniß von den merkwürdigsten Städten und Gegenden der Erde verschafft, daß er nicht selten mehr davon zu sagen wußte, als selbst Reisende, die sich lange dort aufgehalten. Kant erreichte, obwohl er von Natur schwächlich war, mit Hilfe seiner regelmäßigen Lebensart ein hohes Alter und starb erst im Jahre 1804. Die Bürger seiner Vaterstadt ehrten des großen Mannes Andenken dadurch, daß sie sein Brustbild, sehr ähnlich aus weißem Marmor gehauen, in einer offenen Seitenhalle der Domkirche aufstellten. Späterhin ist dem Bilde ein angemessener Platz in dem großen Hörsaale der Hochschule angewiesen worden und neuerdings ein Standbild Kants aus Bronce aufgestellt worden.

Nicht geringere Achtung als Kant, verdient der edle Johann Gottfried Herder, welcher zu Mohrungen in Ostpreußen im Jahre 1744 geboren ward. Seine Jugendgeschichte liefert ein Beispiel, wie ein reichbegabter Geist über alle widrigen Verhältnisse des Lebens zu siegen und sich einen angemessenen Standpunkt für seine Wirksamkeit zu erringen vermag. Herders Vater, ein armer Küster, besaß nicht einmal die Mittel, seines lernbegierigen Sohnes brennenden Durst nach Wissenschaft, durch Ertheilung eines höheren Schulunterrichts befriedigen zu können. Unter diesen Umständen aber wurde es für den wißbegierigen

Knaben ein Glück, daß er eine ausgezeichnet schöne und deutliche Hand schreiben konnte. Dieß wurde die Ursache, daß der Prediger des Ortes, ein vielseitig gebildeter Mann, Namens Treſcho, der auch durch schriftstellerische Arbeiten bekannt ist, ihn häufig zu sich kommen ließ, um sich seiner als Abschreiber zu bedienen. Hier wußte sich der junge Herder oftmals Gelegenheit zu verschaffen, ganze Nächte lang in dem Bücherzimmer des Predigers zuzubringen. Bei dem matten Scheine einer selbstverfertigten Lampe unterrichtete er sich dann mit dem höchsten Fleiße, ohne weitere Anleitung, aus den vorgefundenen Büchern, in den Anfangsgründen der gelehrten Sprachen und Wissenschaften. Das heimliche Treiben des jungen Menschen konnte indessen dem Prediger nicht lange verborgen bleiben. Seine ausgezeichneten und glänzenden Geistesfähigkeiten und sein unermüdeter Fleiß bewogen den Geistlichen ihn an dem Unterrichte, welchen er seinen eigenen Kindern gab, Theil nehmen zu lassen. Die unglaublichsten Fortschritte des Schülers belohnten den Lehrer für seine Mühe. Bald darauf aber überfiel den fleißigen Jüngling ein schmerzhaftes Augenübel, das er sich durch das angestrengte Lesen bei Lichte zugezogen hatte. Aber wie es dem Menschen im Leben so oft begegnet, daß gerade solche Dinge, die ihm als Uebel erscheinen, zu seinem höheren Glück gereichen müssen, so war dieß auch bei unserm Herder der Fall. Er klagte einem durchreisenden russischen Wundarzte sein Leiden, und dieser, der den bescheidenen und kenntnißreichen Jüngling lieb gewann, machte ihm den Vorschlag, da das Uebel nicht so bald zu heben wäre, mit ihm nach Petersburg zu kommen und sich dort selbst der Arzneiwissenschaft zu widmen. Für sein dortiges Fortkommen versprach er Sorge zu tragen. Mit Freuden ergriff Herder dieses Anerbieten, das ihm Gelegenheit zu seiner ferneren wissenschaftlichen Ausbildung darbot. Als er aber mit seinem menschenfreundlichen Gefährten nach Königsberg gekommen war, eröffneten sich für ihn noch günstigere und angenehmere Aussichten. Er ward hier nämlich mit mehreren gelehrten und edeln Männern bekannt, die seinem Wunsche, sich ausschließlich den Wissenschaften zu widmen, freundlich entgegenkamen und ihm ein Unterkommen in Königsberg selbst verschafften. Hauptsächlich waren es der Buchhändler Kanter, der Herders großen Geist kennen gelernt durch einige seiner Gedichte, die ihm zufällig in die Hände gekommen waren, und der vorhin erwähnte Hamann, die sich des ausgezeichneten Jünglings annahmen. Jetzt war Herders sehnlichstes Verlangen erfüllt. Er erwählte die Gottesgelahrtheit zum Hauptgegenstande seines Fleißes und erhielt in der Folge einen ehrenvollen Ruf nach Weimar, wo er eine

hohe geistliche Würde bekleidete und im Jahre 1803 starb. Es läßt sich nicht in wenige Worte einschließen, wie viel er als Schriftsteller auf die sittliche und gelehrte Ausbildung Deutschlands gewirkt hat. In seinen herrlichen Schriften athmet allenthalben der edle, fromme Sinn, der ihn selbst belebte, und der reine, geläuterte Geschmack für alles Schöne und Gute, der ihm innewohnte. Sein aufrichtiges und ernstes Streben nach Wahrheit und Erkenntniß, verbunden mit einer wahrhaft heiligen Begeisterung und einer echtchristlichen Frömmigkeit, haben unendlich vieles Gute bei seinen Zeitgenossen gestiftet, und waren am meisten geeignet, der frechen Religionsspötterei, die zu jener Zeit herrschend zu werden anfing, mit Kraft entgegenzutreten.

Das an sich so rühmliche Bestreben, verjährten Aberglauben und eingewurzelte Vorurtheile immer mehr und mehr auszurotten und der Aufklärung helleres Licht zu verbreiten, welches der große König so gern unterstützte, diente nämlich einigen französischen Gelehrten zum Vorwande, um sogar das Heiligthum der Religion und die Glaubenslehren des Christenthums anzugreifen und verdächtig zu machen. Ihr Spott war um so gefährlicher, als er von großer Verstandesschärfe und glänzendem Witze unterstützt wurde. Was aber aus Frankreich kommt, ist leider, von jeher für die Deutschen Gegenstand der Bewunderung gewesen, — hoffen wir, daß diese traurige Abhängigkeit von unsern westlichen Nachbarn nach dem letzten siegreichen Krieg aufhört! Wie eine ansteckende Seuche verbreitete sich damals die entsetzliche Sucht, das Heilige gering zu achten, unter Vornehmen und Geringen, und man mißbrauchte auf das Abscheulichste den ehrwürdigen Namen der Aufklärung und des freien Denkens, indem man die kälteste und stumpfeste Gleichgiltigkeit gegen Alles, was Religion heißt, damit bezeichnete. Es war so weit gekommen, daß es fast für ein Zeichen von Bildung nnd Aufklärung galt, nicht in die Kirche zu gehen und daß selbst manche bessere Menschen schwach genug waren, sich des öffentlichen Bekenntnisses ihrer frommen Gefühle und ihres Glaubens zu schämen. Demnach wurden die Gotteshäuser immer leerer, und mit der Frömmigkeit und dem Glauben fingen auch Tugend und Sittenreinheit immer mehr zu verschwinden an. Dazu kam noch, daß des Königs große Vorliebe für das französische Volk und die französische Sprache gleichfalls nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Denkart des Volkes blieb. An Friedrich selbst verschwand diese kleine Schwäche vor seiner unendlichen Größe, und trotz der auffallenden Neigung für das Ausland, blieb er dennoch ein echt deutscher Mann. Aber wenn Nachahmung — außer in der Tugend — überhaupt

nicht eben lobenswerth ist, so wird sie im höchsten Grade verächtlich bei denen, welche die Schwächen eines großen Mannes geflissentlich nachahmen, ohne seine Vorzüge, auch nur von ferne, erreichen zu können. Genug, es wurde bei einem großen Theile des Volkes, der sich gerne für gebildet ausgeben wollte, herrschender Ton, des Vaterlandes Sprache und mit ihr die vaterländische Sitte zu verachten. In den vornehmsten Häusern wurde nichts als französisch gesprochen, französische Erzieher und Erzieherinnen wurden gehalten, um schon so frühe als möglich jede Spur von Deutschheit in den Kindern zu ersticken, und der galt für den gebildesten, in dessen Sitten man seine deutsche Abkunft am wenigsten erkennen konnte. Selbst die, welche der französischen Sprache nicht mächtig waren, bemühten sich wenigstens, so viele Wörter daraus als möglich in ihre Reden einzuflicken. Mit der französischen Sprache und Sitte ward auch der französische Leichtsinn und die französische Genußsucht herrschend, und je leerer die Kirchen wurden, desto angefüllter waren die Oerter der öffentlichen Vergnügungen. — Nicht ohne tiefe Betrübniß sah der bessere und größere Theil des Volkes diese böse Zeichen der Zeit, und mancher hellsehende Mann verkündete warnend dem Vaterlande ein trauriges Schicksal für die Zukunft voraus. Denn wie kann ein Land gedeihen, dem seine Religion gleichgiltig zu werden anfängt und das sich seiner Muttersprache und seiner heimischen Sitten schämt? Auch ist beides schwer genug gebüßt worden.

Wenn das eben Erzählte auf jene ruhmvolle und glänzende Zeit der Regierung des großen Königs einen trüben Schatten wirft, so muß man dabei nicht vergessen, daß eine jede Zeit ihre Flecken hat und daß neben diesen traurigen Erscheinungen doch im Ganzen viel mehr erfreuliche sich zeigten. Denn mildere Sitten, höhere Bildung und hellere Aufklärung müssen immer als die vorzüglichsten Merkmale jener Zeit betrachtet werden, weil sie eben damals durch die eifrigen Bemühungen des Königs mehr als jemals vorher, Eingang im Volke fanden.

Friedrich II. hatte sich einer sehr dauerhaften Gesundheit zu erfreuen, wenn man die Anfälle von Gicht abrechnet, die ihm öfters zu schaffen machten. Seit dem Frühlinge des Jahres 1785 aber fingen seine Kräfte an merklich abzunehmen, und nach einiger Zeit stellten sich die deutlichen Zeichen der Brustwassersucht bei ihm ein. Er konnte nicht mehr liegen und seine schmerzhafte Krankheit erlaubte ihm nur, vorwärts gebeugt, auf einem Stuhle sitzend, der Ruhe zu pflegen. Sein Schlaf war unruhig und ohne Erquickung. Aber der große Geist litt nicht mit bei der Schwäche des Körpers. Es war rührend, wie er, trotz seiner

unsäglichen Leiden, ununterbrochen fortfuhr, sich den Geschäften seines schweren Herrscheramtes zu widmen und für die Wohlfahrt seiner Völker besorgt zu sein. „Es ist nicht nöthig, daß ich lebe," sprach er, „wohl aber, daß ich thätig bin, so lange ich lebe!" Die Last der Jahre drückte ihn, das Alter hatte längst seine Locken weiß gefärbt und die meisten seiner Freunde und Helden waren ihm schon vorausgegangen in das Land des ewigen Friedens; er selber erwartete nun den Tod mit der standhaften Ruhe eines Weisen. Oft ließ er sich in seinen Garten von Sanssouci bringen, um sich an dem Anblicke der herrlichen Natur zu erquicken und das Labsal der freien Luft zu genießen. Dann erlabte er sich an den milden Strahlen der Sonne, die ihn sanft erwärmten, und ruhige Heiterkeit war in seinen Blicken zu lesen. So sitzend zeigte er einst auf die Sonne. „Sie ist die einzige Freundin" sprach er, „die mir auf dieser Welt noch zulächelt. Bald werde ich ihr näher sein!" — Sein Leiden nahm indeß immer mehr zu und endete am 17. August des Jahres 1786 sein großes, thatenreiches Leben. Sechsundvierzig Jahre lang war er die Zierde des preußischen Herrscherstuhls und der Vater seines Volkes gewesen. Seine sterblichen Ueberreste ruhen in der Garnisonskirche zu Potsdam in einem Gewölbe, das sich unter der Kanzel befindet.

Wohl selten ist ein Fürst von seinem Volke aufrichtiger betrauert worden. Selbst das Ausland nahm warmen Antheil an dem gerechten Schmerze unseres Vaterlandes, und jeder fühlte, daß mit dem großen Könige nicht nur der größte Mann *seines* Jahrhunderts, sondern vieler Jahrhunderte, zu Grabe getragen werde. Aber die wahre Größe stirbt nimmer. Unsterblich lebt Friedrich II. im Gedächtnisse der Nachwelt, ein Vorbild aller Fürsten und Helden und ein Liebling seines Volkes.

Vierter Abschnitt.

Preußen sinkt von seiner Höhe herab. Zeit der größten Erniedrigung 1786—1807.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

König Friedrich Wilhelm II. — Die französische Staatsumwälzung. — Preußens Krieg mit Frankreich. — Erstes Auftreten Napoleon Bonapartes.

Kinderlos war der große Friedrich gestorben, und nach seiner eigenen Bestimmung folgte ihm der Sohn seines ältesten Bruders, Friedrich Wilhelm II., auf dem Königsstuhle Preußens (1786.) Ein blühender, geachteter Staat, der bereits 3538 Geviertmeilen mit sechs Millionen Einwohnern umschloß, ein treffliches Kriegsheer und eine gefüllte Schatzkammer waren das Vermächtniß Friedrichs II.

Wenn irgend eine Zeit in der Geschichte unseres Erdtheiles merkwürdig und außerordentlich ist, so ist es die Zeit, welche wenige Jahre nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm II. begann. Begebenheiten, wie Europa sie kaum zuvor jemals gesehen, drängen sich von jetzt ab in ununterbrochener Reihe aneinander, furchtbar durch unmenschliche Greuel, groß durch bewundernswürdige Heldenthaten, überreich an den ernstesten und beachtenswerthesten Lehren, die sie Völker und Fürsten gaben. Frankreich, jenes Land, welches sich rühmte, an Feinheit und Artigkeit der Sitten, wie durch eine höhere Bildung seiner Bürger unter den Staaten Europas obenan zu stehen, jenes Land, welches seit Ludwig XIV. nicht bloß durch seine Waffen, sondern auch durch die Bereitwilligkeit, mit welcher fast allenthalben seine Sitten und Gebräuche angenommen und nachgeahmt wurden, in der That eine Art von Herrschaft über Europa ausgeübt hatte, Frankreich ward jetzt der Mittelpunkt jener furchtbaren Ereignisse, welche unsern Erdtheil mehr als zwanzig Jahre lang erschütterten und ihn mit Strömen Blutes bis zum Uebermaße tränkten. Auch unseres Vaterlandes Geschichte ist auf das Genaueste mit jenen Weltbegebenheiten verwoben und verkettet, so daß wir denselben nothwendiger Weise einen Theil unserer Aufmerksamkeit widmen und unsere Blicke zuvörderst nach Frankreich richten müssen.

Dieses Land befand sich seit einer Reihe von Jahren innerlich in einer traurigen Verfassung. Die ewigen Kriege Ludwigs XIV., seine und seines Nachfolgers Prachtliebe, Verschwendung und

Lüderlichkeit hatten den Staat mit Schulden überhäuft und die Unterthanen mit fast unerschwinglichen Abgaben belastet. Der größere Theil des Volkes schmachtete demnach in bittrer Armuth, während der reiche hohe Adel (der von jeder Abgabe an den Staat frei war) in wollüstiger Ueppigkeit praßte. Wenn dieses schon allein hinreichte den Neid und den Haß des niedern Volkes gegen die höheren Stände rege zu machen, so kam noch dazu, daß der französische Adel eine große Menge von Vorrechten genoß, deren er sich mit allem möglichen Stolze zu bedienen pflegte. Alle hohen, obrigkeitlichen Aemter, alle hohen Kriegsbefehlshaberstellen waren allein diesem bevorzugten Stande aufbewahrt. Außerdem aber hatten sich noch tausend andere Mißbräuche in die Staatsverwaltung Frankreichs eingeschlichen, die das Volk mit der höchsten Unzufriedenheit und mit bitterem Hasse gegen die höheren Stände erfüllten. So war die Lage Frankreichs, als Ludwig XVI. den Thron seiner Ahnen bestieg. Wohl selten hat es einen edleren und menschenfreundlicheren König gegeben, als ihn. Er liebte seine Unterthanen aufrichtig und wünschte nichts mehr, als sie glücklich zu machen. Auch war sein feingebildeter Verstand klar genug, um die Mängel und Gebrechen zu erkennen, die den Staat in seinen innersten Grundfesten unterwühlt hatten. Er wollte sie abstellen, aber es gebrach ihm an jener entschiedenen Willenskraft, die sich dem nahenden Untergange mit Erfolg entgegenzustellen vermag. Schwankend in seinen Entschlüssen, unsicher bei der Ausführung, immer geneigt fremdem Rathe zu folgen, verstand er es nicht die Würde zu bewahren, zu welcher seine hohe Geburt ihn berufen. Zwar kam ihm die Liebe seines Volkes im Anfange seiner Regierung fast ungetheilt entgegen, und wenn das Volk auch die Gebrechen der Staatsverfassung erkannte, so ehrte es doch seinen König noch und sprach gerade diesen König von aller Schuld frei. Aber bald sollte sich Alles ändern.

Es war im Jahre 1789, als der König die Stände seines Reiches nach Versailles, wo er seinen Hofstaat hielt, zusammenberief, um sich mit ihnen über die Abhilfe der großen Geldverlegenheit zu berathen, worin sich das Königreich befand, da alle Steuern und Abgaben nicht mehr hinreichen wollten die Bedürfnisse des Staates zu bestreiten. Die Abgeordneten des Bürger- und Bauernstandes, beide zusammen der sogenannte „dritte Stand", welcher die Hälfte der ganzen Ständeversammlung bildete, verlangten hier, daß der Adel und die Geistlichkeit in Zukunft nicht mehr frei von Abgaben bleiben und verhältnißmäßig alle Lasten des Staates mit den übrigen

Bürgern tragen sollten, und wollten nicht nach Ständen, sondern nach Kopfzahl abstimmen. Aber der hohe Adel weigerte sich, hierauf einzugehn, und hiedurch erbittert, erklärten sich die Abgeordneten der übrigen Stände für die einzigen Vertreter des ganzen Volkes für eine „National-Versammlung“ (17ten Juni 1789), und schwuren, nicht eher auseinander zu gehen, als bis sie dem Lande eine bessere Regierungsverfassung verschafft hätten. Dieß war der erste Schritt zu der großen französischen Staatsumwälzung, das erste Vorspiel zu dem entsetzlichen Trauerspiele, das jetzt aufgeführt werden sollte. Die Bürger von Paris griffen zu den Waffen, um die Abgeordneten gegen Gewalt zu schützen. Adel und Geistlichkeit mußten sich endlich dem dritten Stande fügen, und nun begann die National-Versammlung rasch und durchgreifend zu wirken. Es wurden Beschlüsse gefaßt, welche Frankreich eine gänzlich veränderte Gestalt seiner inneren Verhältnisse verliehn, und unter ihnen war keiner von größerer Wichtigkeit als der vom 4. August 1789 durch den alle bisherigen Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit aufgehoben und die Güter der letzteren der Nation zur Verfügung gestellt wurden. Dieser Beschluß bezeichnete den Bruch mit dem mittelalterlichen Feudalrechte. Darauf wurde eine neue Verfassung ausgearbeitet, deren Grundlage die Anerkennung der Menschenrechte und die Souveränität des Volkes bildeten, so daß der König nur des Volkes erster Beamter sein sollte. Ludwig XVI. nahm diese Constitution an, und gab dadurch einen deutlichen Beweis, wie sehr er geneigt sei, den Wünschen seines Volkes nachzugeben. Die Brüder des Königs aber und der hohe Adel — viele Tausend an der Zahl — entflohen eilig aus Frankreich (Emigranten). Aber mit den errungenen Vortheilen waren die Volksvertreter noch lange nicht zufrieden. An ihrer Spitze stand ein Mann, der eben so ehrgeizig als verwegen, mit einem scharfen Verstande eine große Zügellosigkeit der Sitten verband. Es war dieß der Graf Mirabeau, der in der Geschichte der französischen Revolution sich einen so berühmten Namen erworben. Vom Könige zurückgestoßen, suchte er in der Gunst des Volkes den Einfluß und die Macht zu erlangen, die er am Hofe zu Versailles nicht finden konnte. Wie viel oder wie wenig ihm daran lag, Frankreich glücklich zu machen — darauf kommt es nicht an. Aber sein überwiegender Geist, der es klar erkannte, wie dem Volke zu helfen sei, machte ihn zum Abgott dieses Volkes. Er wollte eine durch Vertreter des Volkes beschränkte Königsmacht, die dem Herrscher Spielraum genug ließ, das Gute zu thun, der Willkür aber für immer

die Hände band. Allein seine Meinung wurde mißverstanden und brachte im Volke, welches sich bald von Freiheit und Bürgerglück die überspanntesten Begriffe bildete, einen Schwindelgeist sonder gleichen hervor. Die niedrigsten Stände des Volkes verließen ihre Werkstätten und Arbeitsplätze, um sich über Staatsangelegenheiten zu besprechen, von denen sie doch nichts verstanden, noch verstehen konnten. Jeder auch noch so einfältige und ungebildete Mensch nahm es sich heraus, den König öffentlich zu beschimpfen und zu tadeln, und „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit oder der Tod" waren die Zauberworte, die ein jedes Gemüth mit einer Art von Wahnsinn erfüllten. In Paris reifte indessen die Saat der Empörung zuerst zu blutigen Früchten. Eine Menge durch Armuth und Noth zur Verzweifelung getriebener Arbeiter, dann auch lüderliches und verworfenes Gesindel, Männer und Weiber, wie sie in der lasterhaften und üppigen Hauptstadt Frankreichs nicht selten waren, rotteten sich zusammen und durchzogen mit wüthendem Geschrei die Straßen. Ein Paar vornehme Staatsbeamte wurden die ersten Opfer ihrer Wuth. Der wahnsinnige Pöbel riß sie in Stücke, und einige Weiber sollen in ihrer Raserei gar so weit gegangen sein, das Blut der Unglücklichen zu lecken und ihre Herzen mit den Zähnen zu zerfleischen. Es hätte nicht schwer fallen können, die ersten zusammengerotteten Haufen auseinanderzujagen; aber der Geist der Empörung und Ordnungslosigkeit hatte sich auch der besserdenkenden und gebildeteren Bewohner von Paris schon zu sehr bemächtigt, als daß nicht sehr viele von ihnen mit einem gewissen Wohlgefallen diese Auftritte der Volksrache angesehen hätten. Noch stand dem Könige zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe und Ordnung ein tüchtiges Kriegsheer zu Gebote. Er ließ es auch wirklich gegen die empörte Hauptstadt vorrücken, — doch seine große Gutmüthigkeit verhinderte ihn, irgend Ernst zu gebrauchen. Er wollte durchaus nicht Blut um seinetwegen vergießen lassen und scheute sich vor den Greueln eines Bürgerkrieges. Da gelang es den Aufrührern, nach und nach den Geist der Empörung auch dem größeren Theile des Heeres einzuflößen, und nun stand der König fast unvertheidigt der Wuth des rasenden Volkes Preis gegeben. Indessen wurden die Auftritte der Gewalt und des Entsetzens immer häufiger. Alle gut gesinnten Franzosen, die des Eides nicht vergaßen, den sie ihrem Fürsten geschworen, und die es wagten, als seine Vertheidiger aufzutreten, mußten für ihr Leben zittern. Ihre Anzahl war aber verhältnißmäßig zu geringe, als daß sie sich mit Nachdruck dem immer weiter greifenden Unwesen hätten widersetzen können. Das tolle Gesindel

von Paris zog nun bewaffnet nach Versailles, und unter den fürchterlichsten Drohungen gegen den König und die Königin drangen sie in das Schloß und zwangen den unglücklichen Herrscher, ihnen nach Paris zu folgen (5. bis 6. October 1789). Hier wurde er in der königlichen Burg wie ein Gefangener gehalten, während der Sturm des Aufruhrs und der Empörung entsetzlich durch das Land wüthete. Die Bauern griffen die Höfe der Edelleute an, plünderten sie und ermordeten ihre Besitzer, und jeder Schutz, den das Gesetz gewährt, war dahin. Alle Bande der Ordnung waren zerrissen, Sittlichkeit, Ehre, Treue und Glauben wurden verhöhnt, und indem man allenthalben Freiheitsbäume aufrichtete und sie mit ausgelassenem Jubel umtanzte, feierte man den Umsturz der Gesetze und das Fest der zügellosesten Willkür. Das bethörte, verblendete Volk! — Es wollte frei sein und ließ den gefährlichsten Leidenschaften, die in des Menschen Brust wohnen, unbezähmter Rachsucht und blutiger Grausamkeit, die Zügel schießen! wollte frei sein und überließ sich der entsetzlichen Willkür! — als ob eine Freiheit bestehen könne, ohne die Stütze der Ordnung und der Gesetze. Eine vollkommene Gleichheit unter allen Bewohnern Frankreichs sollte stattfinden: — als ob es möglich sei, allen Unterschied der Stände, der eben so wohlthätig als nothwendig ist und durch die höhere und niedere Bildung, durch größeren oder geringeren Reichthum bedingt wird, aufzuheben, und als ob überhaupt eine andere Gleichheit unter den Bewohnern eines Landes denkbar sei, als die Gleichheit vor dem Gesetze. — Der König, in dem fürstlichen Sitze seiner mächtigen Ahnen wie ein Gefangener bewacht, kaum mehr einen Schatten seiner Macht behauptend, mußte sich indessen die unanständigste Behandlung gefallen lassen. Fast niemand bezeigte ihm mehr die schuldige Ehrerbietung, und nur noch eine kleine Leibschaar getreuer Schweizer und ein Häuflein französischer Edelleute war bereit, des Fürsten geheiligtes Haupt gegen den wüthenden Pöbel zu vertheidigen, der laut und öffentlich die ausgelassensten Freiheitslieder sang, den unglücklichen Herrscher beschimpfte und ihm und seiner Gemahlin den Untergang drohte. Besonders zeichneten sich hiebei die sogenannten Jakobiner aus, eine Partei von Empörern, deren Grundsätze über Staatsverwaltung und Verfassung an Verrückheit grenzten. Ludwig, jetzt seines Lebens in seinem eigenen Schlosse nicht mehr sicher, versuchte sich und die Seinen durch die Flucht zu retten (Juni 1791). Aber der Versuch mißlang. Er wurde, als er schon eine Strecke von der empörten Hauptstadt entfernt war, von einem Postmeister Drouet in Varennes erkannt, und da er es abermals verschmähte

Gewalt gegen seine Unterthanen gebrauchen zu lassen, in sein Gefängniß zurückgeführt. Jetzt ward sein Loos um Vieles härter. Man sah in der Flucht des Königs nur den Versuch, die Freiheit des Volkes an das Ausland zu verrathen und erkannte alle Bewilligungen, die der Fürst seinen Unterthanen zugestanden, nur für heuchlerische Lügen. Denn es bereitete sich ein ernster Kampf gegen Frankreich vor. Nicht bloß die französischen Ausgewanderten drohten, das empörte Land mit Heeresmacht anzugreifen, auch fremde Fürsten, vor allem Oesterreich, rüsteten zum Kriege. Man fürchtete, Ludwig wolle in Verbindung mit ihnen sein eigenes Vaterland bekämpfen und alle Uebelstände, die vor der Revolution geherrscht, wieder zurückführen. Der entsetzte Fürst wurde nun nebst den Seinigen, gleich gemeinen Verbrechern, in einem alten Thurm, der früher den Tempelherren zugehört hatte, gefangen gehalten und der schmählichsten und schimpflichsten Behandlung seiner Verfolger Preis gegeben.

Indessen zeigte sich einige Aussicht zu seiner Rettung. Mit steigendem Unwillen sahen die meisten Fürsten Europas, besorgt um die Sicherheit ihrer Throne, auf die Vorgänge in Frankreich, hauptsächlich Oesterreich und Preußen. Die ausgewanderten französischen Fürsten und Edelleute, die Emigranten, unter ihnen auch die Brüder Ludwigs XVI., versicherten, es dürfe sich nur ein deutsches Kriegsheer an den Grenzen Frankreichs zeigen, um das Volk zur Unterwerfung zu zwingen und den König zu befreien. Dem deutschen Kaiser Leopold II. aber mußte insbesondere daran gelegen sein, den König Ludwig und dessen Angehörige zu retten, da Maria Antoinette, Ludwigs Gemahlin, seine Schwester war. Auch hatte das französische Volk die Rechte mehrerer deutschen Reichsfürsten, welche in Frankreich Besitzungen hatten, dadurch gekränkt, daß es diese Besitzungen einzog, und endlich suchten die Empörer ihre Grundsätze auch in den deutschen Ländern zu verbreiten, um auch Deutschland zum Abfall von seinen Fürsten zu bewegen. Alle diese Gründe bewogen den Kaiser von Deutschland und Friedrich Wilhelm II. von Preußen, (obwohl beide noch im Jahre 1790, wegen des Eifersucht erregenden Uebergewichts der österreichischen Waffen im Türkenkriege sich gegen einander gerüstet hatten, ein Mißverhältniß, das durch den Reichenbacher Vertrag beendet worden war) ein Bündniß mit einander zu schließen, um durch Waffengewalt die Ordnung der Dinge in Frankreich wieder herzustellen. Die französische National-Versammlung zu Paris kam aber den Verbündeten zuvor, und erklärte selbst zuerst den Krieg gegen Oesterreich (1792), weil gerade dieses Land

den ausgewanderten Flüchtlingen Schutz gewährte und gegen Frankreich feindliche Beschlüsse gefaßt habe. Kurze Zeit nachdem auf Leopold II. sein Sohn Franz II. gefolgt war. Preußens König ließ nun sogleich ein Heer von 42,000 Kriegern, dem er bald selbst nachfolgte, unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig gegen den Rheinstrom aufbrechen. Vereinigt mit einer zahlreichen Schaar von ausgewanderten französischen Edelleuten, betrat der Herzog am 19. August das Gebiet Frankreichs. Zuvor aber erließ er eine drohende Bekanntmachung an das Volk der Franzosen. „Man solle zu dem alten Gehorsame gegen den angestammten König zurückkehren und ihn ohne Verzug wieder in seine vorige Macht und Würde einsetzen. Für das Leben Ludwigs und seiner Angehörigen sei die Hauptstadt Bürge. Mit Feuer und Schwert solle sie vertilgt und dem Erdboden gleich gemacht werden, wofern man es wagen würde, sich an dem königlichen Haupte zu vergreifen. Schreckliche Rache erwarte Alle, die es noch ferner mit den Aufrührern halten würden." Unerwartet kam jener Angriff und fand die Franzosen noch fast ganz unvorbereitet. Die Preußen schritten rasch vorwärts. Sie eroberten mehrere feste Städte, drangen durch den Ardennerwald und breiteten sich auf den Ebenen der Champagne aus. Zwar machte es die Heerführer bestürzt, daß sich die Verheißungen der Ausgewanderten durchaus nicht bestätigen wollten. Denn diese hatten mit vieler Zuversichtlichkeit vorausgesagt, daß der größere Theil von Frankreichs Bewohnern die Fremden als Befreier und Erretter begrüßen und zu ihnen übergehen werde. Doch nirgend wurden die preußischen Krieger gerne gesehen, und nicht ein einziger Franzose ging zu ihnen über. Auch jene Bekanntmachung des Herzogs von Braunschweig hatte nicht den gehofften Eindruck hervorgebracht. Freilich war eine so stolze und drohende Sprache nicht geeignet, ein ehrgeiziges und muthiges Volk, wie die Franzosen, mit dem Eindringen der feindlichen Waffen auszusöhnen. Auch die zahlreiche Partei derer, welche es in ihrem Herzen mit dem Könige und der guten Ordnung hielten, wollte dennoch nicht, daß die alte Verfassung ganz so, wie sie war, mit allen ihren vielen Mißbräuchen, wieder zurückkehren sollte, und empfand tief die Schmach, sich von Fremdlingen drohen und Gesetze vorschreiben zu lassen. Mit einem Worte: die Bekanntmachung des Herzogs wirkte gerade das Gegentheil von dem, was sie wirken sollte. Statt das Volk zu schrecken, entflammte sie dasselbe zur kühnsten und schwärmerischen Begeisterung. So sehr auch die Meinungen der Franzosen unter sich getheilt waren, indem die einen das königliche Ansehn unter

gewisser Beschränkung wieder hergestellt, die andern einen Freistaat auf den Trümmern des Königsthums errichtet und die dritten eine vollkommene Volksherrschaft begründet wissen wollten, und so erbittert diese Parteien auch einander gegenüber standen: so waren doch die meisten darin eines Willens, daß man das Vaterland vor dem ferneren Eindringen der Fremden retten müsse, und Männer und Jünglinge eilten zu den Waffen. Der französische Feldherr Dumouriez stand mit 70,000 Streitern dem Heere der Preußen gegenüber. Dennoch suchte der Herzog von Braunschweig geradesweges gegen Paris loszubrechen. Es war nun aber nicht möglich, auf diesem Wege dauernde Vortheile über den Feind zu erringen. So ließ man sich denn in Unterhandlungen ein, und es wurde Waffenstillstand geschlossen. Aber derjenige Theil der Champagne, in welchem das preußische Heer stand, und der, seiner Armuth und Unfruchtbarkeit wegen von den Franzosen selbst mit einem Spottnamen (er heißt die Läusechampagne) belegt ist, vermochte nicht die Krieger zu ernähren, und diese litten an dem Nöthigsten Mangel. Dazu kam noch anhaltender Regen, und dieß Alles erzeugte unter den Preußen ansteckende Krankheiten, die in kurzer Zeit sehr viele von ihnen dahinrafften. Da mußte der Herzog auf den Rückzug bedacht sein. Ohne Speise, in zerlumpten Kleidern mühsam in dem lehmigen, von dem Regen aufgeweichten Boden daherwatend, fanden viele tausend wackere Krieger einen jammervollen Tod in dem fremden Lande, und die, welche das diesseitige Ufer des Rheins noch lebend erreichten, konnten sich Glück wünschen, so vielen Mühseligkeiten entronnen zu sein. Hätte der französische Feldherr die Zurückweichenden ernstlich verfolgt: — wahrscheinlich hätte kein einziger von ihnen das deutsche Land wieder gesehen. Dumouriez aber wandte sich gegen die Oesterreicher, die in den ihnen zugehörigen Niederlanden standen, und schlug sie bei Jemappes (6. November 1792). Durch diese Schlacht gingen die Niederlande für Oesterreich verloren. Die Einwohner vereinigten sich mit den Franzosen, pflanzten Freiheitsbäume auf und erklärten ihr Land für einen Freistaat.

Ein anderer französischer Feldherr, Custine, drang um dieselbe Zeit gegen die Mitte des Rheines vor. Die starke und wichtige Reichsfestung Mainz wurde von verrätherischen Bürgern, bei denen die französischen Freiheitslehren willigen Eingang gefunden, dem Feinde in die Hände geliefert, und mehrere andere deutsche Städte fielen in seine Gewalt. Ueberall verbreitete sich dort mit der Erscheinung der Franzosen auch der französische Schwindelgeist, und namentlich gab Mainz ein des deutschen

Namens und Volkes unwürdiges Beispiel, indem es die gewaltsamen Freitsheitsauftritte von Paris zu wiederholen suchte.

So war denn der Versuch zu Ludwigs Befreiung völlig mißlungen und diente jetzt nur dazu, das Schicksal des unglücklichen Fürsten auf das Traurigste zu entscheiden. Denn die wüthende Volkspartei der Jakobiner hatte allmälig über die gemäßigtern Freunde der Freiheit die Oberhand gewonnen und trug sich mit dem abscheulichen Gedanken, den König zu ermorden. Was sie dazu bewog, war vielleicht nicht Haß gegen Ludwig, sondern der Gedanke, daß Frankreichs Freiheit nur durch den Tod des Königs gerettet werden könnte. Denn allerdings gab es Millionen im Lande, die an dem angestammten Könige noch mit unverrückter Treue festhielten und nur auf einen entscheidenden Sieg der Verbündeten hofften, um die Waffen zur Wiederherstellung des Thrones zu ergreifen. Auch hegte man Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit des Königs. Er hatte zwar nothgedrungen allen Wünschen des Volkes nachgegeben; doch man meinte, wenn es den Verbündeten gelänge, ihn wieder auf den Thron zu setzen, würde er seine Versprechungen zurücknehmen und ein strenges Gericht über alle verhängen, die zu seiner Erniedrigung beigetragen. Endlich wollte man mit der Person Ludwigs den Gegenstand forträumen, der die Freunde der Freiheit bisher uneinig gemacht, und dem feindlichen Auslande gegenüber beweisen, wie sehr man seine Drohungen verachte. Allerdings aber gab es auch Bösewichter, die den Tod des Königs aus den gemeinsten und selbstsüchtigsten Absichten wünschten. So trat man denn in einen Blutrath über das Leben des Königs zusammen und beschloß, ihn vor Gericht zu stellen. Die Klagen, die man hier gegen ihn vorbrachte, waren ein Gewebe von albernen Lügen und boshafter Heimtücke. Doch zur Ehre des französischen Volkes sei es gesagt, daß es auch hier an edeln Männern nicht fehlte, die vor Gericht des Königs Sache mit so vieler Besonnenheit und Klugheit führten, daß die ruchlosen Kläger darüber fast zu Schanden wurden. Aber wie war auf einen Sieg des Rechtes und der Gesetze in einem Lande zu hoffen, das von bewaffneten Mörderbanden beherrscht wurde? Die Vertheidiger Ludwigs wurden überstimmt und der unschuldige und von den besten Absichten für sein Volk erfüllte König als „Hochverräther am Volke“ zum Tode der Verbrecher verdammt. Das war eine schwere Schuld, die das französische Volk auf sich lud, daß es diese verabscheuenswürdige That geschehen ließ, und schwer hat es dafür büßen müssen. Es war am 21. Januar 1793, als auf einem öffentlichen Platze zu Paris, unter dem Zujauchzen

des rasenden Pöbels, Ludwig XVI. durch das Fallbeil (Guillotine) gemordet wurde, und wenige Monate darauf endete seine Gemahlin, Maria Antoinette, die Tochter und Schwester deutscher Kaiser, auf dieselbe schmähliche Art ihr Leben, in der Blüthe der Jahre. Aber als ob mit dem Tode des Königs auch der letzte Faden zerrissen wäre, welcher die Empörer noch an die Menschheit kettete, so begann jetzt, wie eine unmittelbare Strafe Gottes eine so gräßliche, blutige Zeit in Frankreich, daß die Franzosen selbst sie mit dem Namen der Schreckenszeit benennen. Hauptsächlich waren es drei Männer, die durch ihre Beredtsamkeit und durch den Eifer, mit welchem sie der Volksfreiheit zu dienen schienen, sich aus niederm Stande fast zu einer unbeschränkten Macht emporgeschwungen hatten. Ihre Namen sind Danton, Marrat und Robespierre. An ihren Lippen hing der bewaffnete Pöbel von Paris, vor dem die übrigen Bewohner feige zitterten, und nahm alle ihre Aussprüche als Evangelium auf, immer bereit, ihrem Willen durch seine Faust Nachdruck zu verschaffen. Marrat war in jeder Beziehung ein Auswurf des Menschengeschlechtes, dessen wahnwitziger Blutdurst auf eine vollkommene Zerrüttung seiner Geisteskräfte schließen ließ. Robespierre, ein heuchlerisches Ungeheuer, das mit der Tugend auf der Lippe, nur seiner eiteln Ehrbegierde dienen wollte, und dem daher auch die abscheulichsten Mittel gleich waren, wenn sie nur zum Ziele führten. Da er aber immer von Tugend sprach und seine Laster schlau zu verheimlichen wußte, sich auch uneigennützig zeigte, so hielt ihn das Volk wirklich für einen tugendhaften Mann. Der beste unter ihnen war Danton, zwar ein ausschweifender Wüstling, aber doch ein Mann, der noch einiges menschliche Gefühl in seinem Herzen bewahrte. Und so verblendet und verkehrt war der Sinn der Franzosen, daß eben sie, welchen nur kurz zuvor die milde und sanfte Regierung Ludwigs XVI. unerträglich geschienen hatte, sich jetzt ruhig unter das eiserne Joch jener Blutmenschen beugten, die mit dem Worte „Freiheit“ auf den Lippen, in der That die grausamste Gewaltherrschaft ausübten, welche die Geschichte aller Völker aufzuweisen hat. Das aber eben ist der Fluch widerrechtlicher und gewaltsamer Staatsumwälzungen, daß die Menschen dadurch gewöhnlich in ärgere Knechtschaft gestürzt werden, als die war, der sie entgehen wollten. — Jeder Franzose, der sich durch Bildung, Geistesfähigkeit, Reichthum und Geburt auszeichnete, oder Jeder, an dem nur eine entfernte Anhänglichkeit an Gesetz und Ordnung wahrzunehmen war, wurde ohne Barmherzigkeit von den bewaffneten Henkersknechten jener drei Bösewichter ermordet. Der stille Gedanke in

der eigenen Brust war kaum sicher vor ihren Spähern, noch viel weniger das Wort. Ganz Frankreich glich einem großen Schlachthofe, wo Menschenblut in Strömen floß. Viele Tausende unschuldiger Menschen jedes Alters und Geschlechtes wurden oft zu gleicher Zeit mit der fürchterlichsten Wuth ermordet. Und die rasenden Mörderbanden fügten oftmals noch dem Tode die Qual hinzu. Dabei wurden den hinterbleibenden Anverwandten der Gemordeten sogar die Thränen bei Todesstrafe verboten. Die Verirrungen der französischen Revolution, welche n ihrem Ursprung auf großen und richtigen Gedanken begründet war, in ihrem Verlauf aber eine beklagenswerthe und unheilvolle Wendung nahm, zeigten sich auch auf religiösem Gebiet. Die leitenden Männer erklärten die Religion für abgeschafft. Die Priester wurden verjagt, die kirchliche Gottesverehrung hörte auf, und zu Paris wurde ein verworfenes Weibsbild bei festlichen Versammlungen an heiliger Stätte als Göttin der Freiheit aufgestellt. „Nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich die Bande frommer Scheu, der Gute räumt den Platz dem Bösen, und alle Laster walten frei", so schildert der edelste deutsche Dichter jene Zeit ruchloser Frevel.

Gleich nach dem blutigen Königsmorde begann auch Bürgerkrieg in Frankreich. Die tapfern Bewohner der Vendee und Bretagne erhoben sich, für ihren Glauben das Schwert zu ziehen und den schändlichen Mord des Königs zu rächen. Auch die großen Handelsstädte des Reichs, Lyon, Bordeaux, Marseille und Toulon fanden das Glück der neuen Freiheit, das sie erst mit so vielem Jubel verkündigt hatten, nicht mehr wünschenswerth, und widersetzten sich der Willkürherrschaft zu Paris. Zu gleicher Zeit hatten sich auch Frankreichs äußere Feinde vermehrt. An den Bund Oesterreichs und Preußens schloß sich nun 1793 auch das deutsche Reich, England, Spanien und die vereinigten Niederlande. Bald darauf erhoben auch die italienischen Fürstenthümer und Portugal die Waffen gegen den jungen Freistaat. Doch in Frankreichs Kriegern glühte noch dasselbe Feuer schwärmerischer Begeisterung und derselbe gemeinsame Widerwille gegen die Fremden, der ihren Waffen im vorigen Jahre den Sieg verschafft hatte. Im Innern des Landes aber gelang es der Schreckensherrschaft endlich durch zahllose Ströme Blutes und durch die abscheulichsten Grausamkeiten die Fackel des Bürgerkrieges auszulöschen und Alles ihrem Willen zu unterwerfen. Doch wir wenden unsere Blicke wieder auf den Gang des Krieges außerhalb Frankreichs.

Die Verbündeten drohten den französischen Waffen auf

zwei verschiedenen Hauptpunkten. Unter dem Oberbefehle des österreichischen Feldherrn, Fürsten von Koburg, zog ein vereinigtes Heer von Oesterreichern, Preußen, Engländern, Hannoveranern und Holländern gegen die Niederlande los und schlug den französischen Heerführer Dumouriez in der entscheidenden Schlacht bei Neerwinden (am 18. März.) Dumouriez fürchtete die Rache der Jakobiner und floh zu den Verbündeten. Sein Nachfolger im Feldherrnamte wurde aber gleichfalls geschlagen, und zwei wichtige Festungen (Valenciennes und Condé) geriethen den Siegern in die Hände.

Das zweite Heer der Verbündeten, dessen Kern die preußischen Krieger unter ihrem Könige bildeten, mit welchen sich Oesterreicher, deutsche Reichsvölker und französische Ausgewanderte vereinigt hatten, drang gegen Mainz vor, um diese Feste den Feinden wieder zu entreißen. Aber die Belagerung hielt sie sehr lange auf, und der französische Befehlshaber übergab die Feste erst nach viermonatlicher tapferer Vertheidigung unter der Bedingung, mit seinen Kriegern nicht mehr gegen die Verbündeten zu fechten, sonst aber frei und bewaffnet abziehen zu dürfen. Nach diesem errungenen Vortheile beschlossen die Heerführer, in das Elsaß (ein vormals deutsches Land, das aber seit dem dreißigjährigen Kriege an Frankreich abgetreten war) einzudringen. Den Eingang zu diesem Lande versperrte Landau, eine der stärksten Festen Europas, und die sogenannten „Weißenburger Linien", eine Reihe von Verschanzungen, die durch alle Hilfsmittel der Kriegskunst befestigt, bei gehöriger Vertheidigung fast unüberwindlich sind. Dem Kronerben von Preußen, Friedrich Wilhelm, der seinen königlichen Vater in diesen Feldzügen begleitete, ward die Belagerung von Landau anvertraut, und Graf Wurmser, der österreichische Feldherr, von einer Schaar Preußen unterstützt, unternahm am 13. Oktober die Erstürmung der Weißenburger Linien. Die deutsche Tapferkeit errang den Preis des kühnen Wagestücks und die Franzosen mußten weichen. Vorwärts drangen nun die Verbündeten unter immerwähreuden siegreichen Kämpfen in das Elsaß hinein. Sie begingen bei ihrem Vorrücken aber den Fehler, mit ihren Streithaufen sich zu weit auszudehnen und keine gehörig festen Stellungen zu wählen. Zudem wurden die Franzosen von zwei ausgezeichneten Feldherren angeführt, Hoche und Pichegru, welche jenen keine Ruhe ließen. War diese Lage für die Deutschen schon an und für sich gefahrvoll, so gesellten sich jetzt noch Mangel an Lebensmitteln, ungünstige Witterung und ansteckende Kranheiten dazu. Der Herzog von Braunschweig, durch die Schrecken des

vorigen Feldzuges belehrt, beschloß daher seine Preußen zurück dem Rheine näher, in die Winterrast zu führen. Der Feind folgte ihm auf dem Fuße und wollte ihn zwingen, das linke Rheinufer gänzlich zu verlassen. Denn der Feldherr Hoche hatte von der Versammlung der Volksvertreter die gemessensten Befehle erhalten, die Festung Landau von der Belagerung zu befreien. Da wählte der Herzog bei Kaiserslautern eine feste Stellung und erwartete den Angriff des Feindes. Die Franzosen, an Geschütz und Mannschaft den Preußen bei weitem überlegen, begannen am 29. November die Schlacht. Zwei Tage lang wurde mit der höchsten Erbitterung gefochten, aber die deutsche Tapferkeit errang abermals den Sieg. Die Franzosen flohen und der Herzog blieb ruhig in seinen Verschanzungen stehen, der baldigen Uebergabe Landaus entgegensehend. Inzwischen aber veränderte sich die Lage der Dinge. Wurmser wurde von Hoche geschlagen, und Pichegru eroberte die Weißenburger Linien zurück. Da blieb den Verbündeten nichts anders übrig, als die Belagerung von Landau aufzuheben und über den Rhein zurückzuweichen. Die siegenden Franzosen aber pflanzten nun wieder ihre Kriegszeichen an den Ufern des deutschen Stromes auf.

Auch in den Niederlanden hatte sich das Glück der Waffen, obgleich nicht so entscheidend, wie am Oberrheine, für Frankreich erklärt, und zu Paris feierte man Siegesfeste.

Indessen bemerkte Friedrich Wilhelm, wie dieser kostspielige Krieg im fernen Lande die Kräfte seiner Staaten immer mehr und mehr erschöpfte, und da der Kampf jetzt hauptsächlich für die Sicherheit der kleineren deutschen Reichsfürsten geführt wurde, so verlangte er von diesen, daß sie für die Verpflegung seines Kriegsheeres Sorge tragen möchten. Die Reichsfürsten aber wollten sich dazu nicht verstehen, und schon war der König bereit, den größeren Theil seines Heeres vom Kriegsschauplatz abzuführen, als England und Holland sich erboten, bedeutende Hilfsgelder an Preußen zu zahlen, wofern dessen Krieger noch länger ihre tapfern Waffen gegen den gemeinsamen Feind führen wollten. Dieser Vorschlag ward angenommen und ein neuer Feldzug begann (1794).

Der alte Herzog von Braunschweig hatte indessen den Oberbefehl über die preußischen Krieger niedergelegt, und an seine Stelle war der Feldmarschall von Möllendorf berufen. Mit einer glänzenden Waffenthat eröffnete dieser den neuen Feldzug. Bei Kaiserslautern, wo der Ruhm preußischer Tapferkeit sich schon im vorigen Jahre bewährt hatte, griff er die Franzosen, welche sich hinter furchtbaren Verschanzungen aufgestellt, mit

kühner Heldenkraft an. Unter heftigem Kugelregen erstürmten Preußens Krieger die feindlichen Geschütze und zwangen den Feind, so hartnäckig und tapfer er sich vertheidigte, zur unordentlichen Flucht. An der Ehre dieses Sieges nahmen auch Oesterreicher und Reichsvölker Theil, obgleich sie an der Stelle des Kampfplatzes, die ihnen angewiesen war, nicht so entscheidend kämpften als die Preußen, da sie es mit einem der geschicktesten und tapfersten französischen Feldherren zu thun hatten. Durch diese eine Schlacht befreite Möllendorf die deutschen Lande jenseit des Rheines, bis auf wenige kleine Bezirke, von der Gewalt des Feindes.

Aber wer aus diesem Siege auf einen glücklichen Ausgang des Feldzuges schloß, irrte gewaltig. Die kleinliche Eifersucht der verbündeten Feldherren bewirkte Zwietracht unter ihnen und verhinderte sie, mit gemeinsamer Kraft nachdrücklich ihren Sieg zu verfolgen. In unbegreiflicher Unthätigkeit ließen sie den ganzen Juni vorübergehen, während die Franzosen desto thätiger waren und die äußersten Kräfte zur Vertheidigung ihres Vaterlandes aufboten. Angeführt von ihrem vortrefflichen Feldherrn Moreau, griffen sie am 13. Juni die preußischen Verschanzungen bei Kaiserslautern mit unglaublicher Tapferkeit an. Achtmal zurückgeschlagen, errang ihre Beharrlichkeit dennoch den Sieg. Die Preußen mußten ihnen den Wahlplatz überlassen und sich gegen den Rhein zurückziehen. Zu gleicher Zeit waren auch die Oesterreicher und Reichsvölker geschlagen und zurückgedrängt worden, und schon sieben Wochen nach jener rühmlichen Schlacht bei Kaiserslautern hatten die Verbündeten alle Früchte des Sieges verloren und sahen sich wieder eben so weit, als vor Eröffnung des Feldzuges.

Inzwischen war Moreau mit rascher Tapferkeit vorgedrungen und hatte Trier erobert. Dieser Verlust war groß für die Verbündeten, und sie beschlossen nun, Alles aufzubieten, um die wichtige Stadt wieder zu gewinnen. Die Gegend von Kaiserslautern sollte nun zum dritten Male der Schauplatz preußischer Tapferkeit werden. Hier war es, wo Möllendorf am 20sten September das französische Heer angriff und mit vielem Verluste zurückschlug. Doch dieser Sieg beendete auch zugleich die Reihe preußischer Waffenthaten in diesem Kriege. Denn als die Verbündeten nun vorwärts schritten, um Trier zu erobern, da überraschte sie die traurige Nachricht, daß der Kampf in den Niederlanden sich bereits gänzlich zum Vortheile des Feindes entschieden habe. Anfangs hatte auch dort das Glück der Waffen die Verbündeten begünstigt, sie aber dann auf immer verlassen. Nun erhielt das französische Heer am Oberrhein bedeutende Ver-

stärkungen, und Möllendorf sah sich dadurch genöthigt, wieder bis an den Rhein zurückzugehen. Doch gab er das jenseitige deutsche Ufer nicht auf. Unerwartet aber erhielt er schon in der Mitte des Octobers den ausdrücklichen Befehl von seinem Könige, sein Heer auf die deutsche Rheinseite zurückzuführen. Dieser Befehl war ein Vorzeichen des nahen Friedens. Preußens König, eines Kampfes müde, der für die Verbündeten immer gefährlicher wurde und seine Staaten an Geld und Menschen arm machte, sagte sich von dem Bunde gegen Frankreich los, und im April des folgenden Jahres (1795) kam zu Basel zwischen ihm und dem französischen Freistaate ein förmlicher Friedensschluß zu Stande.

Unstreitig muß es Verwunderung erregen, wie das, in seinem Innern durch Bürgerkrieg und Parteiwuth zerrissene Frankreich, von so vielen und mächtigen Feinden zugleich angegriffen und im Kampfe gegen die tapfersten und besten Kriegsheere von Europa, dennoch im Stande war, alle Anstrengungen seiner Feinde zu vereiteln und jeden Feldzug siegreich zu beenden. Aber erstlich darf man nicht verkennen, daß sich hierin die Begeisterung eines tapfern Volkes zeigte, welches von Freiheitsideen und Haß gegen die Obergewalt von Fremdlingen ergriffen, jetzt für Freiheit und Vaterland focht. Dann aber stand den französischen Feldherren selbst nur die Wahl zwischen Sieg und Tod offen. Denn jeder bedeutende Verlust im Kriege wurde von der Volksregierung an den Feldherren durch Hinrichtung gerächt. Diese aber zogen natürlich den rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde einer schmählichen Hinrichtung bei weitem vor. Endlich war das Mittel, wodurch sie zu siegen verstanden, von der Art, daß es von den Verbündeten nicht nachgeahmt werden konnte. Sie achteten nämlich keinen Menschenverlust auf ihrer Seite, da ihre Reihen durch unaufhörliche Aushebungen in Frankreich und durch den Grundsatz, daß Alles, was nur Waffen tragen könne, das Vaterland vertheidigen müsse (während ihre Gegner von dem Gedanken einer Volksbewaffnung weit entfernt waren), immer wieder vollzählig gemacht wurden. Daher ermüdeten sie, obschon geschlagen, ihre Feinde durch ewig erneute Angriffe so sehr, daß diese ihrer eisernen Beharrlichkeit zuletzt weichen mußten.

Ehe wir unsere Aufmerksamkeit auf andere Begebenheiten hinwenden, müssen wir noch einen Blick auf Frankreich werfen, um einen Mann kennen zu lernen, der bald den überwiegendsten Einfluß auf ganz Europa ausüben sollte. Im Sommer des Jahres 1794 erreichte die furchtbare Schreckensherrschaft in Frankreich ihr Ende. Der entsetzliche Robespierre entging der gerechten

Strafe nicht und endete sein verruchtes Leben auf demselben Blutgerüste, wo so viele tausend Unschuldige auf sein Geheiß gestorben waren. Eine gemäßigtere Regierung trat ein, an deren Spitze fünf Direktoren standen, und Ruhe und Sicherheit kehrten einigermaßen in das erschütterte Land zurück. Nach dem Friedensschlusse mit Preußen beschloß nun die französische Regierung, auch die übrigen Verbündeten und namentlich Oesterreich, seinen gefährlichsten Feind, zum Frieden zu zwingen. Das Jahr 1796 ward demnach zum Angriffe gegen Oesterreich bestimmt. In seinen italienischen Staaten und in Deutschland zugleich sollte es angefallen werden. Den Oberbefehl über das Heer, das zum Kriege in Italien bestimmt war, wurde auf Verwendung eines Mitgliedes der Regierung einem jungen, kaum sechsundzwanzigjährigen Befehlshaber übertragen, der schon in dem nun beendeten Bürgerkriege Beweise seiner außerordentlichen Fähigkeiten gegeben hatte. Dieser Jüngling war Napoleon Buonaparte, der Sohn eines unbemittelten Edelmannes von der Insel Korsika. Zuerst in der Kriegsschule zu Brienne und dann in Paris für den Dienst der Waffen vorbereitet, erweckte er durch seinen anhaltenden Fleiß, den er hauptsächlich der Mathematik widmete, und durch seine außerordentlichen Geistesgaben die Aufmerksamkeit und Bewunderung seiner Lehrer. Sein Herz brannte vor Ruhmbegierde, und der Durst nach kriegerischen Thaten bewegte seine Seele. Jetzt hatte er endlich eine Stellung gewonnen, wo er volle Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Auch zeigte er bald, daß man keinem Geschicktern den Oberbefehl über ein Kriegsheer hätte anvertrauen können. Keiner verstand wie er, die Liebe und Achtung des gemeinen Kriegers zu gewinnen, indem er den Ernst des Feldherrn mit einnehmender Freundlichkeit zu verbinden wußte und in Ertragung jeder Beschwerde muthig voranging. Die Art, wie er belohnte und bestrafte, wie er den Feigen ermuthigte und den Muthigen zur kühnsten Todesverachtung begeisterte, der scharfe Blick des Menschenkenners, womit er aus dem großen Haufen sogleich den Fähigsten zu erkennen und zu seinen Zwecken zu benutzen verstand, die Selbstbeherrschung und Mäßigung, die er zeigte, die Uneigennützigkeit, mit welcher er Reichthümer verschmähte, — dieß Alles bekundete den seltenen Mann und den außerordentlichen Feldherrn. Freilich waren viele von diesen Eigenschaften nur erheuchelt. Denn kaum hat jemals ein Mensch die Kunst der Lüge und Verstellung in einem höheren Grade ausgeübt, als er. Doch blickte auch schon in seinen ruhmvollsten Tagen, wo er die Bewunderung der Welt und der Abgott seiner Krieger war, aus mancher That jene kalte Grausamkeit und jene

unbezähmte Ehrsucht, jene alles Maaß übersteigende Herrschgier und jene gräßliche Verachtung der Menschen hervor, die ihn späterhin mit dem Fluche der Menschheit belastet haben. — Indessen war sein jetziges Auftreten in Italien eben so glänzend als außerordentlich. In zwei Feldzügen focht er 14 siegreiche Schlachten und ward nicht ein einziges Mal geschlagen, eroberte Italien, drang von dort in die Steiermark ein bis Judenburg, nur noch wenige Tagereisen von Wien entfernt, und erzwang den Frieden zu Kampo Formio (1797). Oesterreich trat seine Niederlande und die italienischen Besitzungen ab, — wofür es indessen anderweitig entschädigt wurde, das deutsche Reich aber verlor die schönen Lande auf dem linken Rheinufer. Kaum war dieses Friedensgeschäft ganz beendet, als Buonaparte den kühnen und abenteuerlichen Entschluß faßte, einen Kriegszug nach Aegypten zu unternehmen. Was er eigentlich dort gewollt, ist bis jetzt noch nicht klar erwiesen. Einige sind der Meinung, er habe dort der Stifter eines großen, morgenländischen Reiches werden wollen, und diese Meinung steht nicht im Widerspruche mit seinem kühnen, ehrgeizigen Sinne; Andere, man habe ihn dorthin gesendet, um den Handelsverhältnissen Frankreichs eine vortheilhafte Wendung zu geben und seinen erbittertsten Gegner, England, empfindlich zu verwunden. Genug, er segelte mit einer trefflichen Flotte und einem auserwählten Kriegsheere nach Aegypten (1798), und bald erscholl auch von dort der Ruf seiner Thaten. Doch wir verlassen ihn hier, um zur Geschichte unseres Vaterlandes zurückzukehren.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Zweite und dritte Theilung Polens. — Innere Einrichtungen Friedrich Wilhelms II. — Sein Tod.

Um dieselbe Zeit, als die preußischen Waffen gegen Frankreich fochten, fanden sie auch in Polen Beschäftigung, und dieses Land ist es, wohin wir jetzt zunächst unsere Aufmerksamkeit wenden. Die Bewohner Polens erkannten nur zu gut, wie tief die Macht und das Ansehn ihres einst so blühenden Staates herabgesunken war, und den Edlern und Erleuchtetern von ihnen konnte es nicht entgehen, daß die Ursache des Verfalls der alten Größe einzig und allein in der schlechten Staatsverfassung des Landes zu suchen war. Denn der König hatte nur eine scheinbare Gewalt, die eigentliche Macht war in den Händen des

zahlreichen Adels, der stolz und herrisch in seinen Gütern die Rechte unumschränkter Fürsten ausübte. Die Bauern waren Leibeigene ihrer Grundherren, die ziemlich willkürlich über das Leben ihrer Unterthanen schalten und walten konnten. Einen wohlhabenden und angesehenen Bürgerstand gab es nicht. Deßhalb fehlte dem Staate die eigentliche Kraft, die in einem freien und angesehenen Mittelstande beruht, und der Kraft des Adels gebrach es wieder an einem Vereinigungspunkte, wodurch sie hätte zusammengehalten werden können. Jeder wollte befehlen und niemand gehorchen. Daher zerrütteten ewige Uneinigkeiten das Reich, und zu den Landtagen, wo über das Wohl des Ganzen berathschlagt und beschlossen werden sollte, zogen die Edelleute bewaffnet und mit kriegerischer Begleitung aus, so daß nicht selten ihre Berathschlagungen mit Mord und Blutvergießen endeten. Alle diese Gebrechen und Mißbräuche und ihre nächste Folge, die oben erwähnte Verminderung des polnischen Gebietes, erzeugten endlich in dem größeren und bessern Theile des Volkes die lebhafte Sehnsucht nach einer zweckmäßigeren Verfassung. Einsichtvolle und wohlmeinende Männer traten zusammen und beschlossen diese Sehnsucht zu befriedigen. Es ward eine Verfassung entworfen, die dem Könige mehr Macht und Ansehn, dem Bürgerstande aber höhere Rechte gewähren sollte, indem der übertriebenen Gewalt des Adels Schranken gesetzt wurden. Unter allgemeinem Jubel und in der frohen Hoffnung, daß ihrem Vaterlande jetzt eine bessere Zukunft erblühen werde, nahmen die Polen am 3ten Mai 1791 diese neue Verfassung fast einstimmig an, durch welche Polen in eine erbliche constitutionelle Monarchie verwandelt wurde. Nur wenige der Großen des Reiches waren unzufrieden und legten förmlichen Widerspruch dagegen ein, weil sie nichts von ihren alten Herrenrechten vergeben wollten. Zu Targowicz traten sie in enge Verbindung zusammen und riefen den Schutz der Kaiserin Rußlands an. Diese, längst gewöhnt, Polens Schiedsrichterin zu sein, ergriff mit Freuden die Gelegenheit (wenn sie dieselbe nicht gar herbeiführte) ihre Macht in dem uneinigen Lande zu befestigen, und ließ 100,000 Krieger nach Polen aufbrechen.

Preußens König hatte sich durch ein Bündniß mit Polen am 9. März 1790 verpflichtet, diesem Lande Beistand zu leisten. — Auch bezeigte er seine Zufriedenheit über die neue Verfassung des Landes. — Jetzt aber, da seine Bemühungen, die Polen zur Abtretung von Danzig und Thorn zu bewegen, fehl geschlagen waren, veränderte er seine Gesinnung. Während die russischen Krieger, mit den unzufriedenen Edelleuten vereinigt, die Polen

schlugen und zur Unterwerfung zwangen und des Landes Hauptstadt, Warschau, besetzt hielten (1792), — überschritt auch ein preußisches Heer im Anfange des Jahres 1793 die polnische Grenze und nahm 1000 Quadratmeilen Landes nebst den Städten Danzig und Thorn für den König in Besitz. Rußland behielt über 4000 Quadratmeilen für sich. Dieß war die zweite Theilung Polens, zu welcher der polnische Reichstag zu Grodno nur gezwungen und von feindlichen Kriegern umlagert, seine Einwilligung gab. Die neue Besitzung Friedrich Wilhelm II., welche in einem großen Dreiecke südwärts von Westpreußen lag, wurde unter dem Namen Südpreußen mit den übrigen Staaten vereinigt. Freuen mußte sich Preußen, daß die alten Landesstädte, Thorn und Danzig, wieder von dem Bande des gemeinsamen Vaterlandes umschlungen wurden.

Schmerzhaft empfanden indessen die Polen ihres Vaterlandes gewaltsame Zerstückelung, und schmerzhafter noch, daß auch selbst in demjenigen Theile, der ihnen noch gelassen war, das Machtgebot der russischen Kaiserin galt, — denn immer noch hielten fremde Krieger Warschau besetzt. Ihr gedemüthigtes Vaterland verlassend, flohen viele polnische Große nach Sachsen und beschlossen hier, noch einmal für Freiheit und Selbstständigkeit den Kampf zu wagen. Es wurden geheime Verbindungen in Polen angeknüpft, heimlich gerüstet und das Land zu einem allgemeinen Aufstande vorbereitet. Zum Oberfeldherrn war Kosciusko (Koschusko) erwählt, ein Mann, dessen kriegerischer Ruhm, den er in fernen Landen, nach altritterlicher Sitte als Parteigänger fechtend, erworben hatte, und dessen hoher Sinn ihn vor allen zu diesem Amte würdig machten. Im März des Jahres 1794 brach der Sturm los, indem Madalinski, ein zweiter polnischer Feldherr, in Südpreußen einbrach und seine Landsleute aufforderte zu den Waffen zu greifen und sich der neuen Herrschaft mit Gewalt zu entziehen. Kosciusko eilte nach Krakau, wo eine neue Verbündungs-Urkunde „zur Vernichtung jeder einheimischen und fremden Unterdrückung“ beschworen und bekannt gemacht wurde. Der Sieg, den Kosciusko bald darauf gegen eine überlegene russische Macht bei Raclawice davon trug, gab seinem kühnen Streben höhern Glanz und Erfolg. Kosciusko und Madalinski fanden überall bereitwillige Arme. Jeder gürtete sein Schwert um und ganz Polen war im Aufstande. Die Bewohner Warschaus griffen die dortige russische Besatzung an und kühlten in einem furchtbaren Blutbade ihre lang verhaltene Rache. Jetzt zog Friedrich Wilhelm selbst an der Spitze seines Heeres gegen Polen zu Felde. Krakau

fiel durch Verrath in seine Hände, und Kosciusko, der sich ihm bei Scelze (Tschelze) entgegenstellte, wurde zurückgedrängt und zog sich gegen Warschau. Dorthin folgte ihm der König und begann die Stadt zu belagern. Aber der Polen tapfere Gegenwehr, der beginnende Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedarf unter dem preußischen Heere, — Kosciusko hatte elf preußische Schiffe mit Zufuhr auf der Weichsel fortgenommen, — und endlich die beunruhigendsten Nachrichten aus Südpreußen bewogen den König, die Belagerung aufzuheben und den Rückzug anzutreten. Ein russisches Heer unter dem Feldherrn Suwaroff war glücklicher in seinen Unternehmungen. Kosciusko wurde, nach einer heldenhaften und tapfern Gegenwehr, bei Maciejowice (Matschejowjize) geschlagen. Der Feldherr selbst, schwer verwundet, gerieth in russische Gefangenschaft. Vom Pferde sinkend, soll er jene berühmt gewordenen Worte: „finis Poloniae!“ (Polens Ende) ausgerufen haben. Nach seiner eignen Erklärung aber hat Kosciusko diese Worte nie gesagt. Jetzt rückte Suwaroff gegen Warschau vor und eroberte die Vorstadt Praga mit stürmender Hand. Mehr als 150,000 Polen mußten hier zum Todesopfer für die im Anfange des Krieges getödteten Russen bluten. Nun war Polens Schicksal entschieden. Der König Stanislaus Augustus ward gezwungen seine Krone niederzulegen und mußte sich mit einem russischen Jahrgelde begnügen. Der Name Polen aber wurde ausgestrichen aus der Reihe selbstständiger Staaten, indem Rußland, Oesterreich und Preußen den Rest dieses Landes vollends unter sich theilten (1795). Dieses ist die dritte und letzte Theilung Polens, wodurch der preußische Staat abermals einen Zuwachs von 900 Quadratmeilen erhielt, die mit Ausnahme des zu Südpreußen geschlagenen Landestheils, zu dem auch Warschau, des Landes ehemalige Hauptstadt, gehörte, mit dem Namen Neu-Ostpreußen belegt wurden. — So endete Polen, einst das mächtigste Land im Norden Europas. — Können wir aber auch den Untergang eines Staates nicht bedauern, dessen elende Verfassung ihn diesem traurigen Loose entgegenführte, so werden wir doch die Gewaltsamkeit nicht billigen, mit welcher fremde Mächte den Todesstoß führten.

Auch noch von einer andern Seite vergrößerte Friedrich Wilhelm II. die Besitzungen des preußischen Staates. Gegen ein ansehnliches Jahrgehalt trat ihm nämlich der Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander, des brandenburgisch-fränkischen Hauses letzter männlicher Erbe, die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth ab (1792).

Wir gewinnen jetzt Zeit den inneren Verhältnissen unseres Vaterlandes während der Herrschaft Friedrich Wilhelm II. unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Gleich im Anfange seiner Regierung gewann dieser König sich die Herzen seiner Unterthanen dadurch, daß er die französische Accise, welche Friedrich II. eingeführt, abschaffte und dem ganzen Accise- und Zollwesen eine bessere, minder drückende Einrichtung gab. Auch hob er den königlichen Alleinhandel mit Kaffee und Tabak auf, sah sich aber späterhin genöthigt, den letzteren wieder einzuführen. — Für die Beförderung der Wissenschaften und des Schulwesens sorgte er äußerst thätig, indem er die Lehrstellen, namentlich auf dem Lande, durch Gehaltzulagen verbesserte, in jedem Bezirke Schulbehörden und zu Berlin eine Oberschulbehörde anordnete, denen die Sorge für größere Aufnahme der Bildungsanstalten zur Pflicht gemacht wurde. Auch die höheren Bildungsanstalten erfreuten sich seiner thätigen Sorgfalt und der freigebigsten Unterstützung, und mehrere derselben rühmten ihn als ihren Stifter. Dazu gehört namentlich die Thierarzeneischule und das Institut für Kriegswundärzte (Pepiniere) zu Berlin, eine Schule für Kriegsbaubeflissene (Ingenieurakademie) u. a. m. Auch bewies er den deutschen Gelehrten, welche Friedrich der Große beständig den französischen nachsetzte, vollkommene Anerkennung, indem er aus ihrer Mitte von jetzt ab die Mitglieder der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Berlin erwählte, die vorhin aus lauter Ausländern bestanden hatte. Ganz vorzüglich groß ist das Verdienst, welches dieser König sich um das Emporblühen der Künste und eines edleren Geschmackes erwarb. Die Akademie der Künste, welche Friedrich I. zu Berlin errichtet hatte, die aber seitdem gänzlich in Verfall gerathen war, wurde wieder hergestellt. Hier wird auch den Handwerkern Unterricht im Zeichnen und in der Baukunst ertheilt. Alljährlich aber findet eine große Ausstellung der vorzüglichsten Kunsterzeugnisse unseres Vaterlandes statt. Sowohl Gemälde, Kupferstiche, Bildhauerwerke, als auch besonders wohlgerathene und mit Geschmack ausgeführte Arbeiten der Handwerker und neue, sinnreich erfundene Werkzeuge aller Art werden der öffentlichen Beurtheilung vorgelegt. Es bedarf der Bemerkung nicht, wie sehr diese Veranstaltung dazu beiträgt, den Kunstgeschmack des Volkes zu bilden und väterländischen Sinn zu beleben. Der Kunstliebe Friedrich Wilhelm II. verdankt auch Berlin eine seiner schönsten Zierden, das herrliche brandenburger Thor. Nach dem Musterbild des berühmtesten Meisterwerkes altgriechischer Baukunst, der s. g. Akropolis (Burgfeste) von Athen, wurde es prächtig und geschmack-

voll, auf des Königs Befehl, durch den Oberhofbaurath Langhans errichtet, und ein Siegeswagen, von vier ehernen Rossen gezogen, ward oben hinaufgestellt, als Andenken an des großen Friedrichs Thaten. Zu den vier Heldenbildsäulen, welche Friedrich II. seinen tapfern Feldherren auf dem Wilhelmsplatze hingestellt hatte, gesellte sich, auf des Königs Befehl, nun auch die fünfte, das Denkmal des großen Ziethen, der kurz vor seinem königlichen Heerführer zur Ewigkeit gegangen war.

Das wichtigste aber, was Friedrich Wilhelm II. für seine Staaten gethan hat, war die Einführung des allgemeinen preußischen Landrechts, dessen Ausarbeitung durch den Großkanzler von Carmer noch von dem vorigen Könige anbefohlen und begonnen, jetzt vollendet wurde (1794). Durch dieses vortreffliche Gesetzbuch „Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten" und die mit ihm verbundene Gerichtsordnung wurde die preußische Gerichtsverfassung, die Festsetzung des bürgerlichen Rechtes und die Straftgesetzgebung, zu einer der vollkommensten und besten in ganz Europa erhoben. Einen sehr trüben Schatten jedoch wirft auf die Regierung Friedrich Wilhelms II. sein Privatleben. Schon als Prinz war er sinnlichen Genüssen ergeben gewesen, und diese Neigung trat nach seiner Thronbesteigung um so ungezügelter hervor, als er als König die Geldmittel erhielt, sie unbeschränkt zu befriedigen. Durch seinen Lebenswandel gab er ein bis dahin auf dem brandenburgischen Throne unerhörtes Beispiel, das nicht verfehlte auf die Sittlichkeit des Hofes und der bürgerlichen Familien die traurigsten Folgen auszuüben und dem französischen Wesen, das Friedrich der Große am Ende seines Lebens mit Unwillen immer mehr Eingang finden sah, eine unbeschränkte Herrschaft verschaffte. Das Hofleben in Potsdam erinnerte unter Friedrich Wilhelm II. an das von Versailles. Der König ließ sich nicht nur eine Gräfin von Dönhoff als zweite Frau zur Linken antrauen, sondern hielt sich außerdem noch ganz offen eine Zahl von Maitressen, unter denen die Frau des Kammerdiener Rietz, welche er zur Gräfin von Lichtenau erhob, den ersten Platz einnahm, Sie nebst Wöllner und Bischofswerder beherrschten den König in unbegrenzter Weise. Wöllner hatte ursprünglich Theologie studiert, war dann Lehrer des damaligen Kronprinzen geworden, und hatte in dieser Stellung die Gunst seines Schülers namentlich dadurch zu erwerben gewußt, daß er die Phantasie desselben mit Vorspiegelung von geheimen Wissenschaften erfüllte, in deren Besitz er als Mitglied der Rosenkreuzer sich zu befinden vorgab. Im Jahre 1788 erhielt er die Oberleitung der kirchlichen Angelegen-

heiten. In dieser Stellung erließ er das berüchtigte Wöllnersche Edict, durch welches die Geistlichen auf strenges Festhalten an dem Worte laut der Glaubensformeln verpflichtet und damit gezwungen wurden, anderes zu lehren als sie glaubten. Hierdurch wurde der Heuchelei und Muckerei Thür und Thor geöffnet und die Freiheit der Lehre, die unter Friedrich geblüht hatte, aufgehoben. Den König wußte man für dies Edict dadurch zu gewinnen, daß man vorgab, die Kirche vor dem ansteckenden Gifte der Freigeisterei zu bewahren, und daß er durch den Erlaß dieses Edictes die Gnade Gottes und volle Vergebung für seine Ausschweifungen erlangen werde.

Bischofswerder war General und benutzte seinen Einfluß auf den König, um die Leitung der äußeren Verhältnisse des Staates in seine Hände zu bringen, während Wöllner die inneren beherrschte. Sie gingen Hand in Hand mit einander und verschmähten nicht die raffinirtesten Kunstgriffe, um die augenblickliche oft schwärmerisch-trübsinnige Stimmung des Königs zu ihren Zecken auszunutzen. Womit man seine Sinne täuschte, ist jetzt schwer zu ermitteln, so viel steht aber fest, daß damals in Berlin allgemein erzählt wurde, es werde auf die Entschlüsse des Königs durch Geistererscheinungen eingewirkt, die man ihm durch optische Kunststücke vorzuführen wußte.

Eine Brustwassersucht machte dem Leben des Königs frühzeitig ein Ende. Er war erst 53 Jahre alt, als er am 16ten November 1797, nach vielen körperlichen Leiden, seinen Geist aushauchte. Er hätte, bei seinem wohlwollenden Herzen und seinem gebildeten Geiste, der höchste Segen seines Volkes werden können, wenn er es verstanden hätte, seine sinnlichen Begierden zu beherrschen. Dem Staate hatte er 2012 Quadratmeilen hinzugefügt, sodaß Preußen bei seinem Tode im Ganzen 5550 umfaßte.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. — Uebersicht der auswärtigen Begebenheiten bis zum Herbste des Jahres 1806.

Ihm folgte Friedrich Wilhelm III., sein Sohn und Erbe. Mit großen Hoffnungen und schönen Erwartungen sah das Vaterland auf seinen jungen Herrscher. Denn schon von Jugend auf hatte er Beweise seiner edeln Gemüthsart und seines vortrefflichen Herzens gegeben. Ein Feind jeder Ueppigkeit und Ausschweifung, einfach und bieder in seinen Sitten, den äußern

Schimmer verschmähend, voll Ernst und Bescheidenheit, gab er das an Königshöfen so seltene Beispiel eines tugendhaften Jünglings. Und nichts änderte er als König in seiner Lebensweise. An der Hand seiner vortrefflichen, von jedem Preußen mit liebender Begeisterung gepriesenen Gemahlin, der allverehrten Königin Luise, leuchtete er als ein Musterbild edler und beglückter Häuslichkeit voran. Wie er aber über die großen und heiligen Pflichten seines Herrscheramtes dachte, darüber sprach er sich schön und einfach in einem Schreiben an die Regierung zu Königsberg aus. „Ich werde" — so lautet es darin — „eine meiner angenehmsten Sorgen und Bemühungen es sein lassen, meine Unterthanen glücklich zu machen, und ihren Wohlstand und ihre Zufriedenheit auf alle mögliche Art zu befördern." Einem Könige, der so dachte und so handelte, mußten wohl die Herzen seines Volkes in ungetheilter Liebe entgegenschlagen. Und dieß zeigte sich auch recht klar und unverstellt, als er, von seiner Gemahlin begleitet, im Frühlinge des Jahres 1798 nach Königsberg reiste, um die Huldigung seiner treuen Preußen zu empfangen. Er selber hatte Sorge getragen, daß keine kostspieligen Feierlichkeiten zu seinem Empfange veranstaltet wurden. „Denn" sprach er, „die Liebe des Volkes hat untrüglichere Merkmale, als Ehrenpforten, Einholungen und dergleichen, — solche, die von keiner Gewohnheit und Herkommen abhängen, sondern gerade aus dem Herzen kommen, und nur diese haben für das meinige wahren Werth." „Ich selbst werde" — so äußerte er sich ferner — „kein königlich Gepränge, aber ein treues, landesväterliches Herz meinen guten Unterthanen entgegenbringen, und ihre Liebe und biedere Anhänglichkeit werden mich um so inniger rühren, je prunkloser sie sich äußern." Und als er nun kam, wie er verheißen, ohne königliches Gepränge, — da begrüßte ihn überall jubelnd die freudige Menge des Volkes in ungeheuchelter Herzlichkeit und Liebe. Der König fand, was er gewünscht. — In den segnenden Blicken seiner Unterthanen glänzten ihm die untrüglichen Zeichen aufrichtiger Anhänglichkeit und liebender Treue entgegen. Und kein Fürst ist der Liebe seines Volkes würdiger gewesen. Gleich die ersten Schritte seiner Regierung bewiesen schön und klar den edeln Sinn, der ihn belebte. Wöllner und sein Glaubensgericht wurden der verdienten Vergessenheit übergeben und die Lehre des Evangeliums ward wieder befreit von den Fesseln menschlicher Satzung, obgleich es der König, vielleicht in zarter Rücksicht für das Andenken seines Vaters vermied, die Aufhebung des verhaßten Religionsedictes ausdrücklich auszu-

sprechen. Auch die Todesstrafe und ebenso die körperliche Züchtigung, um hartnäckige Verbrecher zum Geständnisse zu bringen, waren dem menschenfreundlichen Herzen des Königs ein Greuel, und er machte daher den Versuch, beides abzuschaffen, wurde aber durch die Einwendungen erfahrener Rechtsgelehrten davon zurückgebracht. — Das unmenschliche Gesetz, wonach jede jüdische Gemeine für das Verbrechen einzelner Mitglieder zur Verantwortung und Bestrafung gezogen wurde, hob er auf, und in gleicher Weise verbesserte er das Loos der Ausländer, welche unter den vorigen Herrschern eingewandert, indem er sie in ihren Rechten und Pflichten seinen übrigen Unterthanen vollkommen gleichstellte. — Den Uebermuth, mit welchem die Kriegsbefehlshaber auf die bürgerlichen Stände herabzusehen vielfach sich angewöhnt, wies er sehr kräftig in seine Schranken zurück, indem er das bedeutungsvolle Wort aussprach: „der Soldat dürfe nie vergessen, daß er vom Bürger ernährt und bekleidet werde.“ — Dabei gewann sein schlichtes, einfaches Benehmen, so wie die unaussprechliche Huld und liebenswürdige Herablassung seiner Gemahlin, dem königlichen Paare auch die Herzen derer, welche nicht Gelegenheit hatten, die Regentenhandlungen des Fürsten kennen zu lernen. Das Volk meinte ihn nicht höher ehren zu können, als wenn es ihn „Bürgerkönig“ nannte.

Wo die Liebe ihr heiliges Band so fest schlingt um Fürst und Volk, da muß des Landes Wohlfahrt gedeihen. Und also geschah es auch. Gleich einem schönen, blühenden Eilande, mitten in der stürmenden, wildempörten See, gewährte Preußen das Bild eines glücklichen Friedens, während fast ganz Europa, im blutigen Kampfe ringend, einander gegenüber stand. Des Königs weise Sparsamkeit begann den Schatz des Staates wieder zu füllen, den die Kriege und die Verschwendung des vorigen Herrschers geleert hatten. Des Landes Handel war blühender und reicher, als je, und üppiger Wohlstand lachte dem Reisenden aus Städten und Dörfern entgegen. Aber wie ein gar zu behagliches und gefahrloses Leben den Menschen leicht kraftlos und weichlich macht, so erzeugte auch die behagliche Ruhe in unserm Vaterlande Schlaffheit auf der einen, Ueppigkeit und Genußsucht auf der andern Seite. Seit dem siebenjährigen Kriege hatte Preußen eigentlich eines ununterbrochenen Friedens genossen, — denn die kurzen und gefahrlosen Auftritte in Polen waren wohl kaum eine Unterbrechung zu nennen, und der Kampf an Frankreichs Grenzen störte die Ruhe unseres Vaterlandes so wenig, daß man beinahe nur durch die Zeitungen wußte, es sei Krieg. Dazu hatte fast alle Welt, vorzüglich aber das preußische Volk

selbst, eine gar zu hohe Meinung von der Vortrefflichkeit und Unüberwindlichkeit seines Kriegsheeres, — und dieß Alles wiegte das Land in einen gefährlichen Schlaf der Sicherheit und geistigen Erschlaffung. Aus diesem Schlafe mußte es aufgerüttelt werden. Aufgerüttelt wurde es mit fürchterlich blutigen Schlägen, die den herrlichen Prachtbau ruhmvoller Größe, den Friedrich II. aufgeführt, gewaltsam erschütterten und fast vernichteten, — aber nur — damit er desto schöner sich wieder erheben sollte.

Der Friede zu Kampo Formio hatte dem französischen Freistaate ein so entscheidendes Uebergewicht unter den Mächten Europas verliehen, daß die Herrscher nicht ohne Grund befürchten mußten, das Feuer, welches sich in Frankreich entzündete, werde nach und nach den ganzen Erdtheil in Flammen setzen und alle übrigen Throne eben so verzehren, wie den französischen. Denn wohin die Franzosen ihre siegreichen Waffen trugen, breiteten sie auch ihre Grundsätze von Freiheit und Gleichheit aus, und diejenigen Länder, welche sie nach ihrer Eroberung nicht geradezu mit Frankreich vereinigten, wie die deutschen Lande jenseit des Rheins, verwandelten sie wenigstens in Republiken, in welchen sie unbedingt den Schiedsrichter spielten. So in den Niederlanden, so in ganz Oberitalien. Nach dem Frieden zu Kampo Formio aber unterstützten sie auch die Bewohner des Kirchenstaates, als diese sich gegen die weltliche Herrschaft des Papstes empörten und ihr Land in einen Freistaat umwandelten. Nicht weniger galt in der Schweiz das Machtgebot der Neufranken, die hier wie in einem eroberten Lande hausten und die allerdings sehr mangelhafte Verfassung derselben, nach französischem Musterbilde umstalteten. — Mit England, dem alten Nebenbuhler und Erbfeinde Frankreichs, verbündeten sich jetzt Oesterreich und Rußland und rüsteten zum Kriege. Frankreich aber kam ihnen abermals mit seiner Kriegserklärung zuvor (Frühling 1799).

Inzwischen hatten die blutigen Auftritte in Italien schon früher ihren Anfang genommen. Der König von Neapel war es, der hier zuerst gegen die Franzosen auf dem Kampfplatze erschien, aber auch eben so schnell wieder abtrat. Denn sein Heer ward geschlagen, ganz Neapel erobert und für einen Freistaat erklärt, und dem Könige blieb nichts übrig, als die Flucht nach der Insel Sicilien, wo er den französischen Waffen Trotz bot. Bald darauf wurde der Kampf ernstlicher, und das Glück der Waffen trat entschieden auf die Seite der Verbündeten. Aus Deutschland verjagte, nach rühmlich erfiegten Schlachten, Oesterreichs Heerführer, der Erzherzog Karl, die Feinde, und

in Italien errang der russische Feldmarschall Suwaroff Siege über Siege, vertrieb die Franzosen gänzlich aus diesem Lande und stellte allenthalben die alte Ordnung wieder her. Wer weiß, wohin diese schnellen und reißenden Fortschritte die Verbündeten geführt haben würden, wenn nicht Rußlands Kaiser, Paul I., der mit seinen Bundesgenossen unzufrieden wurde, den tapfern Suwaroff mit seinem Heere vom Kriegsschauplatze abgerufen hätte. Denn auch die treffliche Flotte, welche Napoleon Buonaparte nach Aegypten geführt hatte, war im vorigen Jahre durch den englischen Seehelden Nelson in dem Hafen von Abukir, an der ägyptischen Küste, zerstört worden und dadurch der einzige Mann, der Frankreich aus seiner gefahrdrohenden, mißlichen Lage noch am sichersten hätte retten können, nämlich Napoleon Buonaparte selbst, von Europa — so schien es, — gänzlich abgeschnitten. Aber zum allgemeinen Erstaunen der Welt erschien eben dieser außerordentliche Mann urplötzlich in Paris. Wie durch ein Wunder der auflauernden englischen Flotte entkommen, landete er am 9. October an Frankreichs Küste. Sein Erscheinen erregte in dem bei weitem größern Theile des französischen Volkes unendliche Freude. Mit staunender Bewunderung blickte man auf den großen Helden, an dessen Fahnen der Sieg unveränderlich gekettet schien, und der nun plötzlich als Frankreichs Schutzgeist zur Rettung herbeigeeilt war. Einen so mächtigen Einfluß über die Gemüther hatte er schon gewonnen, daß es ihm, wenige Wochen nach seiner Ankunft in Paris, gelang, die bisherige Regierungsform des Freistaates umzustoßen (9. u. 10. November). Statt der fünf Directoren wurden nun drei erwählt und nach dem Beispiele des alten Römerstaates mit einem lateinischen Worte „Konsuln" genannt. Napoleon aber wurde zu dem ersten unter diesen dreien erkoren und hatte als solcher die ganze Macht des Staates fast allein in seinen Händen. — Er wünschte und verlangte jetzt Frieden. Doch die Verbündeten, vielleicht weil sie noch größere Vortheile zu erringen hofften, vielleicht auch, weil sie den Verheißungen des ehrsüchtigen Mannes nicht trauten, wiesen seine Anerbietungen zurück, und so eröffnete das Jahr 1800 von Neuem die blutige Schaubühne. Schnell, wie der Blitz aus den Wolken fährt, und ehe der österreichische Heerführer in Italien noch eine Ahnung davon hatte, überstieg Buonaparte unter Anstrengungen und Mühen, vor deren bloßem Gedanken mancher andere muthlos zurückgebebt wäre, die hohen beeisten Schweizeralpen, und schlug in der fürchterlichen Schlacht bei Marengo (am 14. Juni) die Oesterreicher so gänzlich, daß er durch diesen Einen Sieg ganz Italien der französischen Herrschaft

aufs Neue unterwarf. — Zu gleicher Zeit drang der tapfere Moreau weit in Deutschland mit siegreichen Waffen ein, das Glück schien von den Schaaren Oesterreichs gewichen, und der Kaiser mußte abermals den Frieden suchen. Dieser ward zu Lüneville geschlossen (am 9. Februar 1801), und Deutschland trat nun selber das linke Rheinufer, 1200 Quadratmeilen des schönsten Landes, an Frankreich ab. Aber dieß war noch nicht die größte Schmach. Deutschland mußte auch dulden, daß die Fremden in seine innere Verfassung gewaltige Eingriffe thaten. Und doch stand das Aergste noch bevor. Bald schloß auch England mit Frankreich einen Frieden (1802) zu Amiens, und Buonaparte benutzte nun die Zeit der Ruhe so gut er konnte, um seine Macht und sein Ansehn im Innern Frankreichs immer fester zu begründen. Die Kraft und Besonnenheit, womit er das Staatsruder führte und in das sturmerschütterte Frankreich Ruhe und Ordnung zurückbrachte, erwarben ihm den Dank und das Vertrauen des französischen Volkes. Das Ungewitter der Staatsumwälzung — so schien es — hatte ausgetobt, die Künste des Friedens kehrten wieder, und die bedrängte Menschheit athmete freier auf. Aber in der Brust des außerordentlichen Mannes, der die Gestalt der Dinge so glücklich geändert hatte, brannte ein verzehrendes Feuer. Nicht Frankreichs Glück und der Menschheit Heil: — seine eigene Größe nur suchte er, sich selbst wollte er auf die höchste Stufe menschlicher Macht und Gewalt emporheben, — ihm allein sollte die Erde dienen. Und dieses Ziel verfolgte er mit all der großen und ausgezeichneten Geisteskraft, die in ihm lag, und unbekümmert, ob ein Mittel gut oder böse sei, ergriff er jedes, wenn es nur zum Ziele führte. Wohl gab es in Frankreich manchen, der heller sah und erkannte, welch einen Preis der ehrgeizige Mann sich zu erringen vorgesteckt hatte. Viele zitterten für die freie Verfassung des Landes, die mit so vielem Blute und so entsetzlichen Greueln theuer genug bezahlt war. Aber Buonaparte wußte sich ihrer bald zu entledigen. Unter dem Vorwande der Theilnahme an einem gegen sein Leben gerichteten Anschlage, der nur durch Zufall vereitelt worden war, ließ er viele aus dem Lande verbannen, andere einkerkern und die eifrigsten Freunde der Freiheit oder des vertriebenen Königshauses hinrichten. Bald darauf ertheilten seine Anhänger ihm die Konsulwürde auf Lebenszeit (August 1802). Doch auch hiermit war seine Selbstsucht noch lange nicht befriedigt. Zu der fast unbeschränkten Gewalt, die er ausübte, wollte er auch den höchsten fürstlichen Namen tragen. Ein Kaiserthron sollte sich, auf den Trümmern des alten König-

reichs und des neuen Freistaates, in Frankreich für ihn erheben. Da mußte ihm der tapfere Pichegru (der allerdings nach Paris gekommen war, um Buonaparte zu stürzen), der Eroberer Hollands, als Opfer fallen — er ward im Gefängniß erwürgt, — der edle Moreau wurde des Landes verwiesen, und der junge Herzog von Enghien, ein Verwandter des alten französischen Königshauses, der in Deutschland eine Zuflucht gesucht hatte, wurde mitten aus dem deutschen Gebiete mit Gewalt herausgeschleppt und ohne Urtheil und Recht, auf Buonapartes Geheiß, ermordet. So blutig und grauenvoll waren die Stufen, die den eisernen Mann auf den Thron führen sollten! — Jetzt hatte er keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten, und ohne Hehl traten seine nächsten Anhänger mit dem Antrage hervor, ihn zum erblichen Kaiser von Frankreich zu erklären. Nur Wenige wagten, die den Franzosen vorgelegte Frage, ob der Oberkonsul Kaiser werden solle? mit Nein zu beantworten, und so ward Napoleon am 18. Mai des Jahres 1804 zum französischen Kaiser erhoben und am 2. December mit dem Schimmer der ausgesuchtesten Pracht gekrönt. Zum Beweise, wie er sich jetzt für ermächtigt halte, der Gesetzgeber Europas zu sein und über die mit Frankreich verbündeten Staaten eine unumschränkte Gewalt auszuüben, vereinigte er einen Theil von Oberitalien ganz mit dem französischen Reiche, einen andern aber, der größtentheils aus den ehemaligen Besitzungen Oesterreichs bestand, verwandelte er in ein Königreich, und erklärte sich selbst für den erblichen König desselben. Es schien, als hegte er den Gedanken, die alte Kaiserwürde, welche seit so vielen Jahrhunderten ein Eigenthum Deutschlands gewesen war, auf Frankreich zu übertragen und alle die Länder, welche Kaiser Karl der Große (800) besessen hatte, seinem Herrscherstabe zu unterwerfen. Solches Beginnen konnte Deutschlands Kaiser, der sich schon im August 1804 durch die Zeitverhältnisse bewogen fand, sich die Benennung eines erblichen Kaisers von Oesterreich beizulegen, unmöglich gelassen mit ansehn. Ihn mußte es besonders kränken, seine italienischen Länder nicht bloß seiner Oberhoheit entzogen, sondern sogar mit Frankreich vereinigt zu sehn. Ein neuer Krieg wurde beschlossen. Rußlands Kaiser Alexander, durch die schändliche Ermordung des schuldlosen Herzogs von Enghien in gerechtem Zorne entbrannt, schloß ein Bündniß mit Oesterreich, und zu beiden gesellte sich noch England und Schweden. Es war im Jahre 1805, als Rußlands Kriegsschaaren durch Preußen zogen und der ritterliche Kaiser selbst seinem Heerbanner folgte. Allenthalben ward er mit Jubel begrüßt in unserm Vaterlande,

denn auch des preußischen Volkes Sinn stand eifrig nach einem Kriege mit Frankreich. Bei unserm Könige verweilte der Kaiser einige Tage, und die früher geschlossene Freundschaft ward jetzt noch mehr befestigt. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo Alexander in das Grabgewölbe hinabstieg, das die irdische Hülle Friedrichs II. umschließt. Ein großer, heiliger Augenblick muß es gewesen sein, als die beiden Herrscher, von der Königin Luise begleitet, in der feierlichen Stille der Mitternacht, bei Fackelschein, in die letzte enge Wohnung des großen Königs in der Garnisonkirche zu Potsdam eintraten, und ihre Hände über seinem Sarge zum ewigen Bunde sich vereinigten. Rußlands Kaiser zog darauf am andern Tage dem nahen Kampfe entgegen. Aber auch in Friedrich Wilhelms Brust begann der Entschluß zu reifen, dem Bunde gegen Gewalt und Unrecht beizutreten.

Inzwischen war Napoleon mit seiner gewohnten Schnelligkeit den Kriegsplänen der Verbündeten zuvorgekommen. Halb mit Gewalt, halb durch Versprechungen gelang es ihm, die Fürsten des südlichen Deutschlands: — Baiern, Würtenberg und Baden am 17. Oktober — zu seinen Bundesgenossen zu machen, und mit ihnen vereint vernichtete er bei Ulm, an der Donau, ein österreichisches Heer unter dem Feldherrn Mack, der kaum etwas von seiner Nähe geahnt. Da geschah es, daß Napoleon das preußische Gebiet verletzte, indem er ohne Anfrage und Erlaubniß seine Kriegsschaaren durch die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth ziehen ließ. — Nach dem Siege bei Ulm rückte er, ohne bedeutenden Widerstand zu finden, gegen Wien und besetzte diese Hauptstadt am 11. November. Das vereinigte österreichisch-russische Heer, bei dem sich auch die beiden Kaiser befanden, hatte sich nach Mähren zurückgezogen. Hier suchte sie Napoleon auf und fand sie am 2. Dezember bei Austerlitz. Sogleich griff er an und errang in dieser „Dreikaiserschlacht," wie er sie nannte, den vollständigsten Sieg. Zwar hätte dieser Verlust die Kraft Oesterreichs nicht beugen dürfen, denn eine neue Schaar von Russen war bereits im Anzuge, in Böhmen stand der Erzherzog Ferdinand mit zwanzigtausend tapfern Kriegern, von Italien her eilte der Erzherzog Karl mit seinen siegreichen Fahnen, und zudem konnte aus Ungarn leicht ein neues, tüchtiges Heer dem Feinde entgegengeführt werden. Auch waren die Bundesgenossen nicht unthätig geblieben. Durch Hannover, — das schon früher (1803) von Franzosen besetzt worden, — drangen Russen, Schweden und Engländer vor, an Neapels Küsten waren englische und russische Krieger gelandet, und selbst Preußens König stand zum Kampfe

gerüstet da, weil Napoleon durch das Eindringen seines Heeres in Ansbach das preußische Gebiet verletzt hatte. Der Graf von Haugwitz war von Berlin aus gesendet worden, um dem stolzen Franzosenkaiser ernstliche Vorstellungen des Friedens zu machen, oder, im Weigerungsfalle, von preußischer Seite den Krieg zu erklären. — So war die Lage der Dinge, auch nach dem Verluste jener Dreikaiserschlacht, noch vortheilhaft genug für Oesterreich. Aber Kaiser Franz, durch das Leiden seiner Unterthanen tief betrübt, und noch härtere Verluste fürchtend, zog einen unvortheilhaften Frieden dem ungewissen Ausgange eines längeren Kampfes vor. Ein Waffenstillstand beendete vorläufig die blutigen Auftritte.

Napoleon hatte dem preußischen Gesandten nicht gestattet, seines Auftrages sich früher zu entledigen, als bis die Schlacht ausgefochten war. Da ließ der stolze Sieger ihn vor sich. Der Graf von Haugwitz war in einer schwierigen Lage, der er sich zum Unglück Preußens leider nicht gewachsen zeigte. Dem siegreichen Kaiser an der Spitze seiner unüberwundenen Krieger ein kühnes Wort der Drohung zuzurufen, ihm gleichsam Gesetze vorschreiben zu wollen, das schien ihm zu verwegen. Er erlaubte sich daher, anders mit Napoleon zu sprechen, als sein König es ihm befohlen: — in dem Tone des Friedens und der Güte, — und ohne Vollmacht zu haben, unterzeichnete er zu Wien einen Vergleich, worin Preußen das Fürstenthum Ansbach an Baiern, das Herzogthum Kleve und Neuchatel aber an Frankreich abtrat, wogegen ihm von Napoleon das hannoversche Land zugesichert ward, — das Stammland und Eigenthum der Könige von England. Durch diesen Vergleich mußte England nothwendig Preußens Feind werden. Das war es aber eben, was Napoleon wollte.

Am 25. December wurde darauf zu Preßburg Deutschlands Schmach in einem schimpflichen Frieden unterzeichnet. Oesterreich mußte 1140 Quadratmeilen seines besten Landes mit beinahe 3 Millionen seiner treuesten Unterthanen abtreten. Auch das reizende Bergland Tyrol, voll frommer, biedrer Bewohner, die mit unendlicher Liebe ihrem angestammten Herrscher ergeben waren, befand sich darunter. Mit dem Raube Oesterreichs wurden die Fürsten von Baiern, Würtenberg und Baden bereichert, und um diese Mächte dem deutschen Staatenbunde auf immer zu entziehen und sie recht fest an Frankreich zu ketten, mußte Deutschlands Kaiser seiner alten Oberhoheit über dieselben entsagen. Baiern und Würtenberg wurden nun durch den französischen Machthaber mit der Königswürde beschenkt, Baden aber in ein Groß-Herzogthum umgewandelt.

Bald nach geschlossenem Frieden trieb Napoleon seine empörenden Anmaßungen noch weiter. Unverholen zeigte er nun, wie er gesonnen sei, als der Schiedsrichter der Welt aufzutreten. Denn er verschenkte Fürstenthümer und Königskronen nach seinem Gefallen. Zuerst nahm er Rache an dem Könige von Neapel, der zum zweiten Male das Festland von Italien meiden und sich nach Sicilien flüchten mußte, wo er mit Englands Hilfe sich erhielt. Das Königreich Neapel aber schenkte Napoleon seinem Bruder Josef. Dann verwandelte er Holland in ein Königreich und gab es seinem Bruder Ludwig. Seinem Schwager Murat aber schenkte er die beiden deutschen Fürstenthümer Kleve und Berg. Und nicht zufrieden, die alte deutsche Reichsverfassung stark erschüttert zu haben, führte er jetzt ihren gänzlichen Untergang schnell herbei, indem er (am 12. Juni 1806) den sogenannten Rheinbund stiftete. Baiern, Würtenberg, Baden und die kleinern süddeutschen Fürsten sagten sich mittelst desselben gänzlich von dem deutschen Reichsverbande los und erkannten in dem Kaiser von Frankreich ihren eigentlichen Oberherrn, oder, wie es damals mit einem glimpflicheren Worte benannt ward, ihren Beschützer. Sie mußten sich anheischig machen, auf des Kaisers Machtgebot Krieger zu seinem Dienste zu stellen, so oft er es verlangte. Wenn auch Napoleons Glück und seine weitfliegenden Pläne solche Maßregeln in den Augen seiner Freunde und Bewunderer rechtfertigten, so war es doch für Deutschland, ja für Frankreich selbst und alle gebildeten Staaten wahrhaft empörend, als der Kaiser den Buchhändler Palm aus Nürnberg, der eine Schrift „von der Erniedrigung Deutschlands," die ihm mit andern Büchern zum kaufmännischen Vertrieb zugesendet war, verkauft hatte, aus den Armen seiner Angehörigen reißen und wie einen Missethäter, nach dem schon vor der Untersuchung ausgesprochenen Todesurtheil, erschießen ließ. Das war die Zeit der höchsten Erniedrigung Deutschlands, wo es seine Knechtschaft so ruhig ertrug und sie kaum zu fühlen schien, wo seine Fürsten die Gesetze eines Fremdlings anerkannten, und auf sein Machtgebot Deutsche gegen Deutsche die Waffen ergreifen mußten, wo das Leben des Bürgers mitten im Frieden nicht mehr sicher war. Die deutsche Kaiserwürde hatte nun ihre Bedeutung verloren, ihr alter Glanz war erloschen und auf Frankreich übergegangen, — darum entsagte Franz I. dem Namen und der Würde eines deutschen Kaisers, deren Bedeutung gänzlich erstorben zu sein schien (am 6. August) und begnügte sich hinfort mit dem

schon vor zwei Jahren angenommenen Range eines Kaisers von Oesterreich. — So endete die alte deutsche Reichsverfassung, die bei allen Mängeln dennoch vieles Gute hatte, vorzüglich dadurch, daß sie die deutschen Völker in Einheit bisher zusammengehalten, und die ihr hohes Alter, wie ihr einst mächtiger Einfluß auf ganz Europa ehrwürdig machte, nach mehr als tausendjähriger Dauer, durch die Hand eines Fremden und durch innere Uneinigkeit.

Fünfzigstes Kapitel.

Preußens unglücklicher Krieg gegen Frankreich 1806—1807. Schlachten bei Jena und Auerstädt, bei Pr. Eylau und Friedland. Friede zu Tilsit. Graudenz und Kolberg. — Schill.

Friedrich Wilhelm III. hatte gethan, was er konnte, um das Ungewitter des Krieges von seinen Staaten entfernt zu halten; aber der übermüthige Franzosenkaiser that auch, was er konnte, um Preußen zu kränken und es gewaltsam zum Kriege zu reizen. Es würde unnütz sein, alle die kleinlichen, geflissentlichen Kränkungen hier aufzählen zu wollen, wodurch Napoleon das preußische Volk erbitterte und die Langmuth des Königs besiegte. Es war deutlich genug zu erkennen, Napoleon wolle auf jede Weise Ursache zum Kriege geben. Der Ehre großes Gebot rief Preußens König zu den Waffen. Die Verhöhnung der eigenen Würde, die Schmach des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, die Stimme des preußischen Volkes und des Heeres: — Alles forderte ihn laut und mahnend auf, den gefährlichen Kampf mit dem Unbesiegten zu wagen. Friedrich Wilhelm war entschlossen. Er verlangte von Napoleon ernst und würdevoll die Zurückziehung französischer Kriegsheere aus Deutschlands Grenzen, die Räumung der Festung Wesel am Rhein (deren sich die Franzosen wider Recht und Billigkeit bemächtigt) und endlich die Zustimmung zu einem nordischen Bunde, welcher dem rheinischen das Gleichgewicht hielt. Aber Alles ward von Napoleon verweigert, und nun erfolgte Preußens Kriegserklärung (im Herbste 1806). Es war freilich ein ungleicher, gewagter Kampf, zu dem das Vaterlande sich rüstete. Denn in welchem Verhältnisse stand Preußens Macht gegen das übermächtige Frankreich? Aber die Zuversicht auf das vortreffliche preußische Kriegsheer, auf dem noch der Glanz des Ruhmes ruhte, den des großen Friedrichs Heldenkraft ihm erworben, war

allgemein so groß, daß die meisten an einem günstigen Ausgange des Kampfes nicht zweifelten, und nicht einmal die ganze Armee auf Kriegsfuß gesetzt wurde. Hatte Preußen doch schon einmal den Kampf mit halb Europa bestanden! Auch jetzt hofften Tausende, es werde den Trotz des übermüthigen Siegers beugen und seinem kühnen Fluge an Preußens Grenzen ein Ziel setzen. Und in diesem Falle war vorauszusehen, daß mindestens halb Deutschland sich an Preußen anschließen und den Kampf gegen den allgemeinen Unterdrücker mit Erfolg aufnehmen würde. Leider aber herrschte in den meisten Führern und Befehlshabern des preußischen Heeres das Gefühl der Unüberwindlichkeit in einem Maße, welches an Verachtung des Feindes grenzte und eine höchst gefährliche Sicherheit herbeiführte. Dem gemeinen Manne aber fehlte der Geist, der einem Feinde, wie Napoleon gegenüber, allein noch einen siegreichen Erfolg hätte hoffen lassen.

Preußen stand im Bunde mit Rußland und Sachsen, und im Laufe des Krieges traten auch England und Schweden auf seine Seite. Aber Rußlands Hilfe war noch fern und Sachsens Herrscher, theils aus Eifersucht, theils aus Furcht, nur mit halbem Willen auf preußischer Seite. Das preußische Heer, dem Oberbefehle des greisen einundsiebzigjährigen Herzogs von Braunschweig übergeben, rückte in zwei großen Abtheilungen, die eine vom Herzoge selbst, die andere vom Fürsten von Hohenlohe geführt, dem Feinde entgegen. Ein böses Zeichen war es schon, daß die beiden Heerführer sich nicht einigen konnten. Der Fürst folgte nur mit Widerwillen den Befehlen des Herzogs, und der Herzog verschmähte allen Rath, den der Fürst ihm ertheilen wollte. So zogen Preußens Krieger gegen die Nordseite des Thüringer Waldes, um dem Feinde, der durch Schwaben und Franken herandrang, die Zugänge Sachsens zu versperren. Der Herzog nahm seinen Stand bei dem Dorfe Auerstädt, der Fürst zwischen Jena und Vierzehnheiligen. Noch weiter, oberhalb der Saale, befehligte der Prinz Ludwig von Preußen die Vorhut des Heeres bei Saalfeld. Der König und die Königin, welche des Krieges Gefahren mit dem geliebten Gemahl theilen wollte, waren dem Heereszuge gefolgt. Friedrich Wilhelm selbst befand sich bei den Schaaren des Herzogs von Braunschweig. Luise gab endlich den dringenden Bitten, sich den Gefahren des nahen Kampfes nicht auszusetzen, traurigen Herzens nach und ließ sich durch den Feldherrn Rüchel nach Magdeburg geleiten.

Inzwischen ward am 10. October das Vorspiel des großen Trauerspieles blutig aufgeführt. Von allzukühner Kampflust

fortgerissen, griff der heldenherzige Prinz Ludwig an jenem unglücklichen Tage den bei weitem überlegenen Feind bei Saalfeld an. Aber trotz der ausgezeichneten Tapferkeit, mit welcher die Preußen fochten, konnten sie der Uebermacht des Feindes nicht widerstehen und begannen zu weichen. Der Fürst selber, an dem Ordensstern auf seiner Brust erkenntlich, ward von einem französischen Reiter aufgefordert, sich zu ergeben. Seine Antwort waren Schwerthiebe. Da stieß ihm der Franzose den Säbel durch die Brust, und sterbend sank er zur Erde. Seine herbeieilenden Begleiter verscheuchten zwar den kühnen Feind, aber um Ludwigs Leben zu retten, kamen sie zu spät. Nach dem Falle des edeln Führers ward der Preußen Flucht allgemein und regellos.

Durch dieses Gefecht hatte Napoleons Heer den Uebergang über die Saale erstritten. Unaufhaltsam drangen die Franzosen in Sachsen ein und nahmen die preußischen Vorrathhäuser im Rücken des königlichen Heeres fort. Aber auch dieser Verlust war nicht im Stande, größere Sorgfalt und höhere Einigkeit den preußischen Feldherren einzuflößen. Der alte Herzog von Braunschweig hatte den Plan zum Feldzuge großentheils allein entworfen, und scheint an die Möglichkeit einer plötzlichen Niederlage so wenig gedacht zu haben, daß nicht einmal ein Ort von ihm bestimmt worden war, wo die preußischen Heerhaufen sich sammeln könnten, falls sie vom Feinde geschlagen und zerstreut werden sollten. Auch fand keine gehörige Verbindung zwischen den Heerhaufen des Herzogs und des Fürsten statt, so daß der eine nur wenig oder gar nichts von dem erfuhr, was etwa dem andern begegnete. Noch weniger war man darauf bedacht, die Stellungen und Bewegungen des Feindes gehörig zu erkunden, — und alles dieses war Schuld an dem großen Unheile des 14. Octobers. Denn je sorgloser die preußischen Feldherren sich zeigten, desto sorgsamer war Napoleon. Seine bekannte, Alles überbietende Schnelligkeit und seine bewundernswürdige Feldherrngröße leuchtete wieder, zum Verderben unseres Vaterlandes, in ihrem vollsten Glanze. Der Plan der Schlacht war so von ihm geordnet, daß an einem Tage die beiden preußischen Heeresabtheilungen zugleich angegriffen werden sollten. Bei Jena wollte er selbst, bei Auerstädt sollte sein Feldherr, der Marschall Davoust, angreifen. Zum Tage des Kampfes aber war der 14. October bestimmt. Die Feldwachen im Lager des Fürsten von Hohenlohe vernahmen in der Nacht, die diesem verhängnißvollen Tage voranging, ganz deutlich das Rasseln des französischen Geschützes, das in Batterien aufgeführt ward, sie sahen, wie der Kaiser bei Fackelschein an den Reihen seiner

Krieger vorüberzog, die blutige Arbeit des kommenden Morgens zu ordnen; aber der Fürst wollte den Meldungen der Seinigen nicht glauben, und Alles blieb ruhig in seinem Lager. Als nun der Herbstmorgen trüb und nebelig heraufdämmerte und blutig roth die Sonne im Osten sich erhob, da begannen die Berge vom Donner der Geschütze zu zittern. Hohenlohe ordnete in Eile seine Schaaren zum Kampfe, und die preußische Tapferkeit hielt den französischen Angriff standhaft und wacker aus, ja errang sogar einige Vortheile über den Feind. Doch immer neue Krieger führte der Kaiser heran, und Hohenlohe harrte vergebens auf die Hilfe, die ihm der Feldherr Rüchel bringen sollte. Endlich kam dieser, doch nun war es zu spät. Zerrissen schon war die Schlachtreihe der Preußen und wich auf allen Punkten. Umsonst versuchte Rüchel des Tages Schicksal noch zu wenden. Er selber mußte verwundet das blutige Mordgewühl verlassen. Da wuchs von Augenblick zu Augenblick die Unordnung. Immer regelloser ward die Flucht, und in einzelne, kleine Haufen aufgelöst und zertrennt verließ das Preußenheer fliehend die Wahlstatt. Nichts vermochte der Muth und die eiserne Tapferkeit einzelner Führer und Schaaren gegen die anschwellende Fluth der Verwirrung. Sie wurden mitgerissen, oder fanden, — eines besseren Loses werth, — den Tod auf dem Schlachtfelde. Das Hohenlohische Heer war vernichtet.

Zu derselben Zeit tobte auch bei Auerstädt der blutige Kampf. Tapfer hatte hier der Feldherr Blücher mit seinen Reitern die Schlacht begonnen. Aber der fürchterliche Todeshagel aus den wohlgerichteten französischen Batterien zwang ihn zum Rückzug. Glücklicher drangen die Reiterschaaren unter Wartensleben in des Feindes linken Flügel. Schon wankte er, — da sank, von einer feindlichen Kugel schwer am Kopfe verwundet, der alte Herzog von Braunschweig zu Boden. Das blutige Haupt mit einem Tuche umwinden, mußte der Feldherr aus dem Getümmel gebracht werden. Jetzt war das preußische Heer verlassen, der Feldherr fehlte in diesem entscheidenden Augenblicke, wo sonst noch nichts verloren, wo noch Alles zu hoffen war, wo durch kluge Anordnung der Sieg noch errungen werden konnte. Die Anführer waren rathlos, — denn niemand wußte um den Plan der Schlacht, als der schwer verwundete Herzog allein, der nicht mehr befragt werden konnte. Die Bestürzung wuchs mit jedem Augenblicke. Da sprengte Blücher zum Könige heran und fragte, ob er noch einen Angriff wagen sollte? Doch Friedrich Wilhelm, der von dem Schicksal nichts ahnte, welches sein Heer bei Jena betroffen, beschloß den Kampf

abzubrechen, um am andern Morgen, mit Hohenlohe vereint, ihn von Neuem zu beginnen. So ward das Zeichen zum Rückzuge gegeben, und der Weg anfangs nach Weimar, dann, als man in dieser Gegend schon feindliche Heermassen erblickte, in die Gegend von Sömmerda und Naumburg*) eingeschlagen. Vom Feinde rastlos verfolgt, war bald die Verwirrung des Heeres allgemein und um so größer, da das Unglück bei Jena nicht länger mehr verborgen blieb. Denn indem man von Auerstädt und Weimar zurückwich, wollten sich einzelne Haufen des Hohenlohischen Heeres von Jena nach Weimar retten, so daß die Fliehenden beider Heerestheile auf dem Wege nach Weimar einander begegneten. Verzagtheit und Muthlosigkeit gewann bei Befehlshabern und Gemeinen die Oberhand. Das Band der Ordnung riß, und bald war das ganze, große Heer aufgelöst und zersprengt.

So war der harte Schlag gefallen und das Unglaubliche geschehn, — ein Heer, das für das tapferste und beste in Europa galt, an einem einzigen Tage gänzlich vernichtet! Dieser eine Tag hatte zugleich das Schicksal Preußens entschieden. Er hätte es nicht entscheiden dürfen, wenn die Befehlshaber der starken Landesfestungen alle Männer von Pflicht und Ehre gewesen wären. Denn leicht konnten die zerstreuten Heerhaufen sich wieder in dem Schutze der Festungen sammeln, auch war das Oderheer, unter dem Fürsten von Würtemberg, noch ungeschlagen. Aber unerhörte Verzagtheit und die schimpflichste Verrätherei erleichterten dem Feinde das Spiel. Magdeburg — das zum Sammelplatze der Geschlagenen bestimmt worden war — Stettin und Küstrin wurden von ihren Befehlshabern in Feindes Hand gegeben, ohne daß sie auch nur einen Versuch zur Vertheidigung gemacht hätten. Da irrten die Trümmer des aufgelösten Heeres unstät, überall vom Feinde bedrängt und umgangen, umher, und das Loos, dem die meisten kaum entgehen konnten, war Gefangenschaft. Hohenlohe, der eine der Oderfestungen zu erreichen suchte, mußte sich bei Prenzlau ergeben, Blücher, nach einem heldenhaften Widerstande, bei Lübeck. Er ließ jedoch in die Urkunde der Capitulation aufnehmen, daß er sich nur ergebe, weil ihm Brod und Munition fehle. Bei Halle war inzwischen auch das Heer des Herzog Eugen von Würtemberg geschlagen (am 17. Oktober), und da stand das Vaterland nun tief gebeugt, seiner Stützen beraubt, des Siegers Willkür Preis

*) Von der Straße nach Naumburg mußte man sich allerdings sehr bald zurückwenden, da die Stadt selbst bereits in Feindes Hand war.

gegeben. Und schon am dreizehnten Tage nach der unheilvollen Schlacht hielt der stolze Franzosenkaiser seinen siegprangenden Einzug in Preußens Herrscherstadt. Von seinen Feldherren umringt, gefolgt von den glänzenden Schaaren seiner auserlesensten Krieger, zog er mit düsterleuchtenden Blicken einher, — jedem braven Preußen ein bittrer, herzkränkender Anblick.

Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, von den Fürsten seines Hauses und einigen der ersten Staatsdiener begleitet, hatte sich nach Preußens alter Hauptstadt, Königsberg, begeben, wo sein getreues Volk ihn mit herzlicher Liebe empfing und durch tausend rührende Beweise von unerschütterlicher Anhänglichkeit den tiefen Kummer des verehrten Landesvaters zu mildern strebte.

Inzwischen eilten die treusten und tapfersten Krieger, die der unglücklichen Schlacht und der Gefangenschaft entgangen waren, vom Feldherrn Lestocq geführt, nach Westpreußen, um sich mit dem russischen Heere zu vereinigen, das jetzt unter Benningsen zur Vertheidigung Preußens heranzog. Sie bildeten nur eine kleine Schaar, — aber jeder einzelne darin war ein Held, voll von liebender Treue für König und Vaterland und bereit, den letzten Blutstropfen freudig zu opfern für beide. Preußens Feinde hatten sich indessen vermehrt. Die Polen in Süd- und Neu-Ost-Preußen hatten die Waffen ergriffen, ob es ihnen gelingen möchte, ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit wieder zu erobern, da die Gelegenheit so günstig war. Sie entsetzten die königlichen Beamten, die sich nun plötzlich dem drückendsten Mangel Preis gegeben sahen, plünderten die öffentlichen Gelder und vereinigten sich mit den Franzosen, die schnell herbeieilten, um den vordringenden Russen im Kampfe zu begegnen. Eine stäte Reihe von heißen, blutigen Gefechten, die sich längs der Weichsel durch Südpreußen bis an die ostpreußische Grenze hinauf zogen, bezeichneten das Ende des scheidenden und den Beginn des neuen Jahres (1807.) Südpreußen verlassend, wälzte sich endlich das Toben des Kampfes auf die Gefilde Ostpreußens. — Das westliche Preußen, wo nur die Festen Graudenz und Danzig widerstanden, war schon vom Feinde überschwemmet. Mit banger Verwunderung staunte das Volk die fremden südländischen Krieger an, die mit stolzer Haltung, in unabsehbaren Reihen zu Fuß und Roß daherzogen und nach dem Schlage der Trommel sich leicht und gefügig bewegten, so daß ihr Gang fast einem Tanze glich. Die goldnen Adler, die auf hohem Fahnenschaft getragen, über ihren Reihen emporragten, die bärtigen Kriegszimmerleute, die voranzogen,

hin und wieder das schwarze Gesicht eines Afrikaners; neben dem das sonnengebräunte Antlitz des französischen Kriegers weiß erschien, — Alles gewährte einen fremden seltsamen Anblick. Daneben die Harnischreiter auf ihren hohen, mächtigen Schlachtrossen, Brust und Nacken von dem glänzenden Panzer umhüllt, und den Kopf mit dem funkelnden Eisenhelme bedeckt, von dem der lange schwarze Roßschweif flatternd über den Nacken wallte, — sie schienen Krieger aus einer andern Welt zu sein, und in banger Erwartung harrte das besiegte Land, was die mächtigen Sieger über Eigenthum und Leben der waffenlosen Bewohner verfügen würden. Und fürchterlich genug war es, was einer ihrer stolzesten Feldherren dem geängsteten Lande in seinem Siegesübermuthe erklärte. „Ihr habt kein Eigenthum mehr" — so sprach er — „eure Weiber und Kinder, euer Haus und Hof, ja, euer Leben selbst gehört uns, den Siegern!" — Ein Glück für Preußen, daß das Wort entsetzlicher war, als die That. Denn Leben und Freiheit des wehrlosen Bürgers wurde großentheils geschont, und ob man zwar häufig genug durch Mißhandlung und Gewalt das sauer erworbene Eigenthum des Einzelnen raubte und erpreßte, so ward es doch eben so oft mit einem gewissen Scheine von Artigkeit genommen. Denn das eben ist ein hervorstechender Zug des französischen Volkes, daß es auch die schlechtesten Handlungen mit einem gewissen Anstriche artigen Anstandes auszuüben vermag. Doch wir wenden unsere Blicke auf den eigentlichen Schauplatz des Kampfes zurück.

Bei Preußisch-Eylau, nur wenige Meilen von Königsberg entfernt, trafen die beiden feindlichen Heere zur Schlacht zusammen. Das preußisch-russische Heer zählte 60,000 Mann, das französische 70—80,000 Mann. Es war am 7. Februar, als der furchtbar blutige Kampf begann. Vom schneidend kalten Wintersturm umheult, während häufiges Schneegestöber die Luft verdunkelte, rasten hier die Krieger aus Europas Norden und dem fernen Südwesten mit der wüthendsten Tapferkeit gegen einander. Es wurde um den Besitz von Eylau gekämpft. Der Abend dunkelte herein, — und noch war nichts entschieden. Die Finsterniß beendete endlich auf wenige Stunden das mörderische Gefecht. Schon lagen Tausende theils todt, theils schwer verwundet in der kalten Winternacht auf der hartgefrornen Erde, und rings war der Schnee mit Blut geröthet. Endlich dämmerte der Morgen hervor, und von Neuem entbrannte die Schlacht. In unglaublicher Wuth drangen die Franzosen gegen die Kämpfer aus Norden vor, aber es gelang ihnen nicht, sie zum Weichen zu bringen. Napoleons beste Krieger sanken hier vergebens vor

der vereinten Tapferkeit der Russen und Preußen in ihr Blut. Ihr letzter Sturm brach sich an Lestocqs muthigen Schaaren. Und schon sank die Sonne zum zweiten Mal über dem blutigen Schlachtfelde zum Westen hinab, und noch immer hatte der lange furchtbare Kampf nichts entschieden. Zwar der größere Vortheil soll auf der Seite des verbündeten Heeres gewesen sein, aber auch die Franzosen behaupteten die Wahlstatt. Vielleicht würde ein vollständiger, glänzender Sieg die Anstrengungen der russisch-preußischen Waffen belohnt haben, wenn sie am dritten Tage den Angriff abermals erneut hätten. Und ein solcher Sieg wäre vielleicht für Preußen von unendlichem Gewinn und den glücklichsten Folgen gewesen. Denn das erbitterte Landvolk, das hier und dort schon aus eigenem Antriebe tapfere Selbsthilfe gegen die französischen Räuber versuchte, konnte sich leicht zum Landsturme zusammenrotten und die unwillkommenen Fremdlinge aus dem Lande verjagen helfen, wie es schon einmal geschehen war, da der große Kurfürst die Schweden aus Preußen trieb. Jetzt aber wollte der Feldherr Bennigsen seinem ermüdeten Heere die Anstrengung eines erneuten Kampfes nicht zumuthen, und führte seine Schaaren nach Königsberg. Die Franzosen waren weit davon entfernt, ihm zu folgen. Auch sie kehrten in ihre feste Stellung am Passargefluß zurück, und in Paris hielt man diesen Kampf für eine Niederlage.

Seitdem das Kriegsgewitter sich bei Eylau so blutig entladen, fiel in dieser Gegend, wo die Heere an der Passarge und Alle lagerten, den ganzen Winter über nichts Bedeutendes mehr vor. Desto lebhafter war es aber in und um Danzig. Mit allem Ernste der furchtbaren Kriegskunst ward die starke Feste von den Franzosen belagert, und unaufhörlich dröhnten die Lüfte von dem Donner der Feuerschlünde, die von der Stadt in das Lager der Feinde, und von dem Lager in die Stadt Tod und Verderben schleuderten. Viele Meilen weit zitterte und bebte die Erde von dem entsetzlichen Krachen, das, zumal bei nächtlicher Stille und in der Ferne vernommen, einem Erdbeben glich. Aber Danzigs Vertheidiger, der einsichtsvolle und muthige Graf von Kalkreuth, wehrte sich tapfer und klug. Eine lange Belagerung konnte freilich die Stadt nicht aushalten, da besonders der Vorrath an Schießbedarf nur geringe und auch die Lebensmittel nur sparsam vorhanden waren. Denn umsonst war es, daß die Engländer, die bereits Preußens Partei ergriffen, einen Versuch machten, Vorrath hinein zu führen.

Ein reich beladenes Schiff lief mit vollen Segeln in das Danziger Fahrwasser ein, und rechts und links unaufhörlich

feuernd, — denn die Franzosen hatten sich bereits der Festungswerke zu beiden Seiten der Weichsel bemächtigt — kam es hilfebringend der bedrängten Stadt immer näher. Aber plötzlich stand es unbeweglich fest: — es war auf eine Sandbank gelaufen und ward nun eine leichte Beute des Feindes. — Ohne alle Hoffnung auf fernere Hilfe, ohne Vorrath, und fast nur noch auf die Wälle der Stadt beschränkt, übergab endlich Kalkreuth am 24. Mai, unter ehrenvollen Bedingungen, die Feste. Die alte, einst so mächtige und berühmte Stadt, deren Handel unter Preußens Herrschaft herrlicher blühte als je, hatte furchtbar gelitten. Ganze Vorstädte waren durch die feindlichen Kugeln in Schutt- und Aschenhaufen verwandelt, und die reizende Umgegend zeigte allenthalben die Spuren der schonungslosesten Zerstörung.

Erst nachdem Danzig gefallen, ward in Ostpreußen der Kampf wieder ernsthaft und lebendig, — nun aber durchaus zu spät für die Rettung des Vaterlandes. Am 5. Juni griff das vereinigte Heer der Russen und Preußen den Feind in seinen festen Verschanzungen an der Passarge an. Aber durch die 30,000 Krieger verstärkt, welche Danzig belagert hatten, gelang es den Franzosen nicht nur, den unglaublich tapfern und muthvollen Angriff auszuhalten, sondern auch aus ihren Schanzen hervorzubrechen und die Verbündeten immer weiter zurückzudrängen. Unter unaufhörlichen Gefechten wichen diese, jeden Schritt Landes nur gegen Blut verkaufend, immer weiter nordwärts, bis sie sich endlich am 14. Juni auf den Feldern von Friedland zur entscheidenden Schlacht aufstellten. Von frühe des Morgens bis Nachmittag dauerte der Kampf. Schon hatten die Waffen der Verbündeten manchen Vortheil errungen, als neue französische Heerhaufen zur rechten Zeit auf der Wahlstatt eintrafen und des Tages Schicksal für ihren Kaiser entschieden. Die Verbündeten mußten, nach dem rühmlichsten Widerstande, das leichenbesäte Schlachtfeld den Feinden überlassen. Rußlands Krieger zogen sich darauf nach der Memel zurück, deren südöstlicher Lauf die Grenze ihres Reiches bildet, die Preußen aber versuchten einen fruchtlosen Widerstand in Königsberg. Schon am 16. Juni rückten hier die fremden Sieger ein, und Napoleon selbst am 19. Juni in Tilsit. So war nun der ganze preußische Staat in Feindes Hand, der König selbst sah sein Reich bis auf den von der Memel nördlich liegenden Theil vom Feinde besetzt, und konnte Rettung selbst aus persönlicher Gefahr, nur noch vom befreundeten Rußland hoffen. Von allen seinen Ländern konnte er neben jenem Gebiet nichts mehr sein nennen, als in Preußen die Festungen Pillau und Graudenz,

in Pommern Kolberg und in Schlesien Kosel und Neiße. Denn nur diese widerstanden noch heldenhaft Frankreichs siegenden Waffen. Wenn Rußland nicht etwa Preußen zurückerobern wollte, so mußte der Krieg nun beendet sein. Und er ward beendet. Mitten auf dem Memelflusse bei Tilsit erhob sich eine Art von schwimmender Brücke mit einem prächtigen Zelte geschmückt. Hier war es, wo der stolze Franzosenkaiser den Beherrscher Rußlands und unsern König empfing, und wo am 9. Juli der Friede unterzeichnet wurde. Preußens Macht für immer zu brechen, den Wohlstand seiner Bewohner auf ewig zu vernichten, — das war es, was der übermüthige Korse in seinem Busen trug, und was durch diesen Friedensschluß an das Licht treten sollte.

Friedrich Wilhelm mußte die Hälfte seines Reiches mit fünf Millionen Einwohnern abtreten. Der Verlust von Süd- und Neuostpreußen, die gegen ihn die Waffen der Empörung erhoben hatten, durfte dem Könige nicht schmerzlich sein; — um so schmerzhafter aber, daß auch alle Besitzungen zwischen der Elbe und dem Rheine, voll von Bewohnern, die durch ihre Treue und Anhänglichkeit an das königliche Haus sich auszeichneten, von dem preußischen Staate abgerissen wurden, und der geborene Preuße mochte namentlich darüber trauern, daß Danzig abermals aufhören sollte, eine preußische Stadt zu sein. Rührend war der Abschied, welchen die Bewohner der meisten von Preußen abgerissenen Landestheile von ihrem Könige nahmen. In herzlichen, biedern Schreiben drückten sie dem theuern Beherrscher ihre fortdauernde Liebe und Ergebenheit und den tiefen Schmerz aus, daß sie nun aufhören sollten, Preußen zu sein. Einen Theil der preußisch-polnischen Besitzungen nahm Rußland von Frankreich zum Ersatze für anderweitige Abtretungen an, aus dem bei weitem größern Theile aber schuf Napoleon das Großherzogthum Warschau, zu dessen Beherrscher er den bisherigen Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August, ernannte. Dieser war schon wenige Tage nach der Schlacht bei Jena von Preußen zurück auf Frankreichs Seite getreten und von Napoleon dadurch belohnt worden, daß er Sachsen zu einem Königreiche erhob. — Danzig sollte eine freie Stadt unter französischem Schutze sein, es war aber in der That eine unfreie Stadt unter französischer Knechtschaft.

Aus Preußens abgetretenen Ländern zwischen der Elbe und dem Rheine bildete Napoleon ein ganz neues Königreich, Westfalen, das er seinem Bruder Hieronymus schenkte. Um dem neuen Königreiche die gehörige Ausdehnung und Rundung

zu geben, stieß der übermüthige Sieger, der kein anderes Recht mehr, als nur seinen allgebietenden Willen gelten lassen wollte, mit der empörendsten Frechheit zwei edle deutsche Fürstenhäuser vom Throne, und vereinigte ihre Länder mit Westfalen: das Herzogthum Braunschweig, — weil dessen Fürst die preußischen Heere angeführt, — und das Kurfürstenthum Hessen, — weil dessen Herrscher immer preußisch gesinnt gewesen sei. — Auch ein Theil von Hannover wurde dazu genommen. Solche unerhörte Schmach mußte Deutschland sich gefallen lassen, daß seine rechtmäßigen Fürsten verjagt und beraubt wurden, um einem Fremdlinge Platz zu machen, der für deutsche Art und Sitte weder Herz noch Sinn haben konnte.

Aber aus dieser Nacht der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes leuchteten dennoch, wie Morgensterne, die einen neuen, glänzenden Tag verkündigen, die Namen preußischer Helden hervor, damit auch selbst das Andenken an jene Zeit der Schmach nicht ohne die ruhmvollsten Erinnerungen bleiben möchte. Bekunden sollten sie, daß Preußen einer bessern Zukunft werth sei und sie noch zu hoffen habe. Blüchers, Lestocqs und Kalkreuths ist schon erwähnt worden. Hohe Ehre gebührt auch dem alten Kourbière, dem Befehlshaber der Feste Graudenz, die er, unter den schwierigsten Umständen, mit ausdauerndem Heldenmuthe und rühmlicher Klugheit vertheidigte. Unvergeßlich wird das kräftige Wort bleiben, womit er die Aufforderung des Feindes zur Uebergabe zurückwies. Man stellte ihm vor, daß eine fernere Vertheidigung ohne Nutzen wäre, da bereits das ganze Königreich verloren und der König nach Rußland geflüchtet sei. „Wohlan," entgegnete er, „so will ich König von Graudenz sein." Nicht weniger hell leuchtete der Name Gneisenaus, des edeln ritterlichen Vertheidigers von Kolberg, der schon damals erkennen ließ, welch einen Schatz das Vaterland an seinem klaren Geiste und seinem tapfern, treuen Sinne habe. Vor allen aber waren die Blicke aller Treugesinnten mit begeisterter Liebe auf den heldenherzigen Ferdinand von Schill gerichtet. Er war in dieser Zeit recht eigentlich der Mann des Volkes, und bewies mit seinem Beispiele deutlich: „was ein Mann könne werth sein in der Noth." Als Lieutenant bei den Reitern focht er in der Schlacht bei Jena mit. Als rings um ihn Alles schon gefallen oder geflohen war, vertheidigte er sich noch allein mit dem Schwerte in der Faust gegen eine Anzahl französischer Reiter. Sie forderten ihn mehrmals auf, sich zu ergeben, er aber wollte lieber im ritterlichen Kampfe sterben, als das Leben mit der Freiheit erkaufen. Die Franzosen, durch seine Hartnäckigkeit erbittert, drangen wüthend

auf ihn ein. Schon blutete er aus mancher Wunde, sein Hut war ihm vom Kopfe gehauen, und einer der Feinde schwang mit aller Kraft den Säbel zum letzten entscheidenden Hiebe auf sein unbedecktes Haupt. Und gewiß würde er ihm den Kopf zerspalten haben, — aber der furchtbare Streich glitt an dem Haupte des Helden vorüber und traf nur den Nacken seines Pferdes. Da stürmte das Roß in wilden mächtigen Sprüngen davon und trug seinen tapfern Reiter aus dem Umkreise der Feinde. Schills Kräfte aber waren von dem heißen Gefechte und dem vielen Blutverluste erschöpft, und bewußtlos sank er vom Pferde zu Boden. Hier fanden ihn einige Bauern, und mit andern verwundeten Preußen ward er nach Magdeburg gebracht. Zu seiner großen Betrübniß erfuhr er dort, daß der Befehlshaber dieser starken Feste zu kühner Vertheidigung nicht geneigt sei. Da war seines Bleibens in Magdeburg nicht länger. Nur so lange, als seine Wunden ihm das Reisen unmöglich machten, verweilte er dort; aber kaum wieder so weit genesen, daß er sich zur Noth zu Pferde erhalten konnte, verließ er die Stadt und begab sich, von unaufhörlichen Gefahren bedroht, nach Kolberg. Hier befehligte damals Loucadou, ein alter, eigensinniger Mann von beschränkten Ansichten, der da meinte, seine Befehlshaberpflicht werde, im eigentlichsten Sinne des Wortes, von den Wällen der Festung begränzt. Der nur halb genesene Schill verschwendete alle seine Beredsamkeit vergebens, um den störrischen Alten zur Ergreifung kräftiger und tüchtiger Vertheidigungsmaßregeln zu bewegen. Kaum erhielt er auf sein dringendes Bitten die Erlaubniß, mit einem Theile der Besatzung Ausfälle zu machen. Je weniger aber der feurige Held bei dem alten Befehlshaber eine gleiche Gesinnung fand, um desto mehr ward ihm alle mögliche Hilfe und Unterstützung von Kolbergs wackerer, treuer Bürgerschaft zu Theil, von welcher der Väter Heldensinn, der sich schon im siebenjährigen Kriege so herrlich bewährte, noch keinesweges gewichen war. Vor allen fand er an dem unvergeßlichen Bürger Nettelbeck, der in jeder Bügertugend als herrliches Muster leuchtete, und dessen Namen mit unverlöschbaren Zügen in der Geschichte des Vaterlandes ewig aufbewahrt zu werden verdient, einen ganz gleichgesinnten, edeln Freund. Dem Rathe und der thätigen Unterstützung dieses vortrefflichen Greises, in dessen alter Brust noch alles Feuer einer kräftigen Jugend loderte, verdankte Schill das Gelingen mancher rühmlichen That. — So beschränkt nun auch anfangs der Spielraum war, den Loucadou dem Feuereifer des jungen Helden gestattete, so richtete dieser doch Großes und Rühmliches aus. Nie kehrte er ohne Beute und Gefangene von

seinen Streifzügen heim, brachte Waffen, Lebensmittel und Mannschaft in die Festung und ward schon jetzt ein Schrecken der Feinde. Als aber der beginnende Ruf seiner Thaten auch des Königs Ohr erreichte, da gestattete ihm der Herrscher eine Freischaar zu werben, deren Anführer er sein, und die er nach eigenem Plane zum Kampfe führen sollte. Schills Heldenname hatte schon eine Menge tapferer Männer in Kolberg versammelt. Jetzt strömten noch mehr herbei, und er errichtete sich sein eigenes Fußvolk und seine eigenen Reiter. Aber die nöthigen Kleider, Waffen und Pferde mußten zuvor erst dem Feinde abgerungen werden. Die Art, wie dieß geschah und wie Schills erfindungsreicher Geist den Mangel guter Bewaffnung zu ersetzen und vor dem Feinde zu verbergen wußte, wie er das Gefühl der Ehre in seinen Kriegern zu erwecken und ihre Tapferkeit anzuspornen verstand, — dieß Alles bekundet ihn als den geborenen Feldherrn. Merkwürdig ist unter andern die Strafe, die er für die Feigheit erfand. Wen man ihrer überführen konnte, der mußte, angethan mit einem Weiberrock und einer Weibermütze, vor der versammelten Schaar ein Spinnrad drehen und wurde dann, als unwürdig, aus den Reihen der Krieger ausgestoßen. Aber nur ein einziges Mal hatte Schill Gelegenheit gefunden, diese Strafe in Anwendung zu bringen. — Was er mit den Seinigen gethan, wie er oft den zwanzigfach überlegenen Feind angegriffen und geschlagen, und wie Vieles ihm für Kolbergs Vertheidigung gelungen, zumal als der vortreffliche Gneisenau an Loucadous Stelle getreten war, das kann hier, aus Mangel an Raum, nicht erzählt werden; aber es erinnert an die kühnsten und glänzendsten Thaten der Ritterzeit. — Mit der lebhaftesten Theilnahme wurden allenthalben die Abenteuer des wackern Schill vernommen, und von einem Ende des Vaterlandes zum andern ertönte sein Name mit freudiger Bewunderung, in Liedern und Erzählungen. Jedes preußische Gemüth war froh, daß die alte, oft erprobte Tapferkeit in diesem Manne einen so kräftigen und ehrenvollen Vertreter und Bewahrer gefunden habe. Und als nun der Friede aller Fehde und jeder fernern Kriegsthat für jetzt ein Ende machte, da ehrte der König Schills Tapferkeit auf eine schöne, angemessene Weise. Er erhob die kühne Freischaar, die ungern dem Dienste der Waffen entsagen wollte, zu einem Regiment Leibhusaren und bestellte Schill zu ihrem Oberhauptmann und Befehlshaber, indem er ihnen, als am meisten solcher Auszeichnung werth, des Landes Hauptstadt, Berlin, zu ihrem künftigen Standorte anwies. Der Einzug Schills in Berlin glich vollkommen einem Siegeszuge. Die Behörden der Stadt und eine zahllose Menschenmenge waren ihm festlich entgegen-

gezogen, Jungfrauen streuten Blumen vor seinen Schritten und bekränzten ihn und seine Schaar. Im jubelnden Gedränge umringte das Volk sein Pferd, und Roß und Reiter wurden fast auf Händen getragen, während tausend und abertausend Stimmen den Helden hoch leben ließen. Hatte schon seiner Thaten Ruf ihm des Volkes Bewunderung und Liebe erworben, so diente jetzt der Anblick seiner edeln, männlichen Gestalt, sein muthblitzendes Auge und seine ernste, würdevolle Bescheidenheit nur dazu, jene Gefühle noch unendlich zu erhöhen. — Es war ein gerechter Lohn für einen Helden, der an der Rettung des Vaterlandes auch in der höchsten Bedrängniß nicht verzweifelt hatte.

Fünfter Abschnitt.

Preußens Wiedererhebung 1808—1815.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Preußens innere Verhältnisse nach geschlossenem Frieden. — Uebersicht der hauptsächlichsten äußern Begebenheiten bis zum Ende des Jahres 1812. — Schills kühner Zug. — Tod der Königin.

Der übermüthige Franzosenkaiser vergaß in seinem Siegesstolze jeder Mäßigung. Es gab keine Schmach und keine Kränkung, die er an unserm tiefgebeugten Vaterlande und dessen hartgeprüftem Herrscher auszuüben, sich nicht befugt gehalten hätte. Von dem Brandenburger Thore in Berlin ließ er den Siegeswagen herabnehmen und nach Paris führen, wo er die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten und Kunstschätze, die er aus ganz Europa zusammengeraubt, in einer glänzenden Sammlung aufbewahrte. Dort stand nun auch der preußische Siegeswagen, als wäre jetzt für immer den Heldenthaten unseres Volkes ein Ende gemacht. Aber dies war der ärgste Frevel noch nicht. Der Räuber entheiligte auch die Asche des großen Friedrich, indem er den Degen desselben für sich zum Siegeszeichen fortnahm, gleichsam als wolle er den unbezwungenen Königshelden noch im Tode zu seinem Gefangenen machen. Doch soll Napoleon bei dieser Gelegenheit hintergangen sein, indem ein wackerer Preuße, der des Kaisers Vorsatz ahnen mochte, geschickt den Degen Friedrichs mit dem seinigen vertauschte und so dem Vaterlande das kostbare Andenken rettete. — Aber Friedrichs zürnender Geist begann schon jetzt in

seinem Volke mächtig zu erwachen, um die angethane Schmach einst blutig an dem Uebermüthigen zu rächen. —

Mit solchen ausgesuchten Kränkungen, die mit Recht empören mußten, und mit der Zertheilung unseres Vaterlandes noch nicht zufrieden, schien Napoleon alles Ernstes darauf bedacht, Preußens Kraft auf ewig zu vernichten. Denn außer den ungeheuern Erpressungen, wodurch er und seine Rotte die Bewohner des Landes schon während des Krieges ausgeplündert, verlangte er jetzt noch neue, unermeßliche Gelder, die das erschöpfte Land selbst mit den höchsten Anstrengungen zu erschwingen nicht im Stande war. Um die Habgier des Räubers zu befriedigen, opferte der König sein silbernes Tafelgeschirr, und jeder seiner Unterthanen mußte gleichfalls einen Theil seines Silbergeräthes hergeben und hohe Abgaben zahlen. Dabei blieben die französischen Krieger noch ein Jahr lang, in einzelnen Landestheilen unter allerlei Vorwänden fast zwei Jahre, nach geschlossenem Frieden in dem hartgeplagten Lande, um es recht gemächlich auszusaugen und jede Spur des früheren Wohlstandes womöglich zu vertilgen. Der Verlust, den diese verwilderten, sittenlosen Schaaren dem äußern Wohlstande beibrachten, war groß, doch nicht geringer der üble Einfluß, den ihr langes Verweilen hie und da auf die Sitten des Volkes auszuüben anfing. Auch die sittliche Kraft des preußischen Volkes wollte Napoleon lähmen, — aber darin hatte er sich am Ende doch verrechnet. — Noch eine von den drückenden Maßregeln des allgewaltigen Zwingherrn muß hier erwähnt werden, wodurch gleichsam die Hauptquelle des Wohlstandes in unserm Vaterlande verstopft wurde, und deren bittere Nachwehen noch lange empfunden wurden, dieß war das sogenannte Continentalsystem. — Napoleon nämlich, höchst erbittert, daß es ihm durchaus nicht gelingen wollte, das meerbeherrschende England durch Waffengewalt zu bezwingen, hatte den Plan erdacht, den Welthandel der Britten zu vernichtet, um sie dadurch in Armuth und Muthlosigkeit zu stürzen. So, meinte er, müsse es ihm doch am Ende gelingen, England seinem Willen zu unterwerfen. Deßhalb ließ er ein Gebot ergehen, das Niemand mit England Handel treiben, und daß alle englischen Waaren, die sich in den Handelsstädten befänden, verbrannt werden sollten. Dieses grausame Gesetz, wodurch viele Kaufleute in Deutschland und Preußen ihr ganzes Vermögen einbüßten, ließ er mit aller möglichen Strenge ausführen. Dadurch hörte Preußens vorzüglichster Handel und das erste Mittel, wieder zu Wohlstand gelangen, plötzlich auf. Die Engländer aber, die sonst einen großen Theil des Getreides, welches sie verbrauchten, von uns

geholt, fingen nun an, ihren eigenen Boden sorgsamer zu bebauen und kamen bald dahin, daß sie unserer kaum mehr bedurften. Seinen Zweck also hatte Napoleon doch nicht erreicht, wohl aber dem ganzen Europa durch diese, mit Härte und Ungerechtigkeit durchgeführte Maßregel, unermeßlichen Schaden zugefügt.

Doch wie das Unglück, welches den Menschen trifft, ihn oft bessert, so ist auch aus den Thränen, die in jenen Unglücksjahren in unserm Vaterlande geweint wurden, eine reiche, schöne Saat des Segens emporgekeimt. Denn mitten unter den Bedrängnissen jener schweren Zeit, entwickelte sich eine geistige Kraft und ein Maaß von Bildung in unserm Volke, die ihm Achtung verschaffen mußten. Nur noch fester hatte das Unglück um König und Volk das Band der Liebe und des Vertrauens geschlungen. An dem frommen, standhaften Sinn des hochherzigen Landesvaters, an der tiefen Innigkeit und weiblichen Größe der allgeliebten Königin spiegelte und erfreute sich das Gemüth jedes Preußen und nahm sein edles Herrscherpaar zum Muster in männlich standhafter Ertragung des Unabwendbaren und in stiller emsiger Vorbereitung einer bessern Zukunft. Nach dem Abzuge der Franzosen aus Königsberg begab sich Friedrich Wilhelm mit seinem Hofstaate in diese Stadt, um für eine Zeitlang hier zu wohnen, und die Erinnerung an jene Tage wird in den Bewohnern Königsbergs nicht ersterben. Unzählige rührende Züge werden besonders von der Königin erzählt. Denn das ernste Gemüth des Königs war weniger dazu geeignet durch äußere Freundlichkeit die Herzen zu gewinnen. Louise aber zeigte sich in Königsberg wie eine bürgerliche Hausfrau, immer theilnehmend und gefällig gegen ihre Gäste, die sie gewöhnlich aus dem Bürgerstande wählte, immer als die zärtlichste Gattin und Mutter. Die Gleichgiltigkeit gegen das Heilige und die Frivolität der höhern Stände machte allmälig einer aufrichtigen, aus dem innersten Herzen kommenden Frömmigkeit mehr und mehr Platz; — denn auch die große Lehre hatte das Unglück gegeben, wie schwach und verlassen der Mensch ohne Glauben sei. Es bildete sich unter den Augen des Königs ein ehrwürdiger Verein, der ohne Geräusch und im Stillen für die Belebung sittlicher Gefühle und echter Vaterlandsliebe wirkte und eben darum der Tugendbund genannt ward. Männer aus allen Ständen, von den höchsten Staatsbeamten an, nahmen an dieser Verbindung Theil, und bald zeigte sich in dem herrlich aufstrebenden Geiste des Volkes ihr schönes Streben und die unaufhaltsame Wirksamkeit einer mächtigen und, bei allem äußern Verlust, emporhebenden Zeit. Zu deutscher Sinnesart sah man überall die erfreuliche

Rückkehr; glühende Liebe für ein selbstständiges Vaterland und für den angestammten König vertrieb aus jedem Herzen das aufgedrungene Fremde, und das Joch des französischen Zwingherrn war in der That schon abgeworfen, weil es nur noch äußerlich lastete. Dabei unterließ Friedrich Wilhelm Nichts, was den Sinn des Volkes heben und die Liebe zum Vaterlande vermehren konnte. Es wurde eine einfachere und eben darum zweckmäßigere Verwaltung des Staates eingeführt. An die Stelle der sogenannten „Kriegs- und Domänenkammern" traten die Regierungen als die obersten Verwaltungsbehörden der größeren Landestheile, während die Pflege der Gerechtigkeit den neuerrichteten Oberlandesgerichten übergeben wurde. Um im Bürgerstande die fast ganz erloschene Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten wieder zu beleben und ihn dadurch freier und selbstständiger zu machen, gab der König ihm, durch die Städteordnung (1808), das längst erloschene Recht zurück, die städtischen Obrigkeiten selbst zu wählen und durch seine Vertreter, die Stadtverordneten, an der Verwaltung des Gemeinwesens gesetzlichen und thätigen Antheil zu nehmen. Vor allem aber sollte der Bauernstand, der, mit wenigen glücklichen Ausnahmen, in höchst untergeordneten, hie und da fast knechtischen Verhältnissen lebte, zu höherer bürgerlicher Freiheit emporgehoben werden. Was schon Friedrich Wilhelm I. gewünscht, was Friedrich II. vergebens angestrebt, kam nun zur Ausführung. Die Erbunterthänigkeit (Leibeigenschaft) der Bauern wurde (1807) durch ein Gesetz für immer aufgehoben und dadurch dem unentbehrlichsten Stande des Staates das köstlichste aller Lebensgüter, die persönliche Freiheit, gewährleistet. Der König ging mit seinem Beispiele voran, indem er die Bauern aller Krongüter freiließ und ihnen die Grundstücke, die ihnen bisher, unter sehr beschränkenden Bedingungen, nur zum Nießbrauch überlassen waren, als freies Eigenthum schenkte. — Ein späteres Gesetz verordnete, daß in ähnlicher Weise die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse auf allen adligen Gütern ausgeglichen werden sollten. Ueberall erhielten die Bauern einen Theil ihrer bisher verwalteten Grundstücke gegen billige Entschädigung an den Gutsherrn als freies Eigenthum. Gleichzeitig verschwanden alle Frohndienste und Schaarwerke, die bisher wie ein schwerer Alp auf dem Bauernstande gelastet hatten. — Freilich dauerte es lange, ehe diese wohlthätigen Gesetze vollständig ausgeführt werden konnten, und manche Klagen wurden laut, viele Uebelstände und Schwierigkeiten waren zu überwinden, ehe ihre segensreichen Folgen sich bemerkbar machen konnten. Aber wo geschieht in der Welt etwas Großes und

Gutes, das nicht durch Opfer und Kämpfe errungen werden muß? — Der große Gedanke, den die Trübsal jener Zeit als ihre schönste Segensblüthe geboren hatte, war der, daß die Wohlfahrt des Staates auf der Freiheit des Volkes und auf dem freien Gebrauch des Eigenthums und der eigenen Thatkraft beruhe. Darum ward gleichzeitig auch das Zunft- und Innungswesen der Handwerker, wodurch dem Unbemittelten der selbstständige Betrieb eines Gewerbes oft unmöglich gemacht wurde, aufgehoben und dagegen eine vollkommene Gewerbefreiheit, gegen Erlegung einer billigen Steuer an den Staat, allenthalben eingeführt (1810). Bisher hatten die Adligen allein das Vorrecht gehabt, große Landgüter (Rittergüter) zu besitzen; auch waren ihnen, durch altherkömmlichen Gebrauch, die obersten Stellen im Staats- und Kriegsdienste allein vorbehalten geblieben. Wollte ein Bürgerlicher zu höheren Aemtern und Würden gelangen, so mußte er sich erst adeln lassen. Auch von allen Steuern an den Staat war jeder Adlige, als solcher, frei. Welche Ungerechtigkeit in dieser Bevorzugung lag, bedarf keines Beweises. Die glänzendsten Talente, die ausgezeichnetsten Kenntnisse halfen nichts, wenn man nicht das Glück hatte adlig geboren zu sein, und während der arme Handwerker oft nur mit Mühe so viel erarbeitete, um die Steuern zu erschwingen, ging der reiche Edelmann steuerfrei einher. Alle diese veralteten, einen wahren Fortschritt zum Bessern lähmenden Standesvorrechte fielen jetzt, wie auf einen Schlag. Das Gesetz erklärte den Ankauf von Rittergütern durch Personen bürgerlichen Standes für fortan erlaubt und zu Recht beständig, hob die Steuerfreiheit des Adels auf, öffnete dem Talente aus allen Ständen den Zutritt zu den höchsten und ehrenvollsten Aemtern im Staats- und Kriegsdienste, indem es den heilsamen Ausspruch that, daß bei Besetzung derselben nicht ferner auf die Geburt, sondern allein auf wissenschaftliche und thatsächliche Befähigung und Verdienst Rücksicht genommen werde. Und zur Ehre des Adels sei es gesagt, daß es meistens Männer dieses Standes waren, welche alle diese vortrefflichen Gesetze in Vorschlag und zur Ausführung brachten. — Des Königs klarer, dem Guten zugewendeter Blick, hatte die Edelsten des Volkes zu seinen Rathgebern erwählt und einen Kreis von Männern um sich gebildet, wie er selten gefunden wird. Da glänzten die Namen des General von Scharnhorst und von Gneisenau, des nachmaligen Oberpräsidenten von Schön, des Geheimraths von Stägemann und vieler Andern rühmlich hervor aus jener Zeit der Wiedergeburt des Vaterlandes. Vor allen gefeiert aber wurde der Freiherr von Stein,

der als Minister dem Könige zur Seite stand. Alle genannten Verbesserungen sollten, seinem Plane gemäß, nur der Anfang zu einer gänzlichen Umgestaltung des Staates sein, die in einer freien reichsständischen Verfassung, welche den Staatsbürgern eine gesetzliche Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zusicherte, ihre Vollendung finden sollte. Aber das Streben des hohen, deutschen Mannes blieb dem lauernden Blicke Napoleons nicht lange verborgen. Der Weltüberwinder fürchtete den Sieg des Guten und der Freiheit, fürchtete Deutschlands Wiedergeburt, und erklärte den gefährlichen Freiherrn von Stein in die Acht, der seiner öffentlichen Thätigkeit entsagen mußte und sich in die Stille des häuslichen Lebens rettete. An seine Stelle trat indessen ein Mann, der denselben Hochsinn in seiner Brust hegte, es aber klüglich verstand den Verdacht des allmächtigen Zwingherrn zu vermeiden. Es war dieß der Graf von Hardenberg. — Von wichtigen und schönen Folgen war auch die Umgestaltung des Kriegswesens, die aber erst in späterer Zeit ihre gänzliche Vollendung erhielt. Wenn früher ein sehr großer Theil des preußischen Heeres aus fremden, angeworbenen Söldnern bestand, so wurde jetzt den Söhnen des Vaterlandes allein die Vertheidigung desselben anvertraut. Und was kann auch naturgemäßiger sein, als dieß? Der fremde Miethling nimmt keinen Antheil an dem Lande, das er vertheidigen soll, der bewaffnete Sohn des Vaterlandes aber kämpft für das Theuerste und Heiligste, was er hienieden besitzt. Wenn sonst der gemeine Krieger während seiner Dienstzeit nichts weiter lernte, als die Handgriffe der Waffen, so wurden jetzt Schulen für die Krieger angelegt, wobei die Befehlshaber Lehrer sind und dem gemeinen Manne Gelegenheit geben, sich im Schreiben, Lesen, Rechnen und den Anfangsgründen der Wissenschaften zu unterrichten. Wenn in früherer Zeit der gemeine Krieger nur durch entehrende, oft grausame Strafen, durch Schläge und Mißhandlung zum Dienste abgerichtet wurde, so ward jetzt ein edles Ehrgefühl in ihm angeregt und alle jene entwürdigenden Strafen gänzlich abgeschafft. Der Stock und die Spießruthen verschwanden, und der Gemeine gehorchte aus Ehrgefühl und Liebe zum Vaterlande freudiger und leichter als früher, da ihn nur die Furcht vor Mißhandlungen zum Gehorsam nöthigte. Sonst mußte der zum Kriegsdienst Verpflichtete den schönsten Theil seiner Jahre dazu hergeben und wurde dadurch dem bürgerlichen Leben oft ganz entfremdet, jetzt wurde eine kürzere Zeit zur Erfüllung der Dienstpflicht bestimmt, die keinem drückend werden kann, da sie in die Jünglingsjahre fällt, wo der Mensch noch durch kein ernstliches

Verhältniß gebunden ist, und wonach ihm noch Zeit genug übrig bleibt, in das bürgerliche Leben einzutreten. Später erhielten alle diese Bestimmungen noch dadurch ihre Vollendung, daß ein jeder Jüngling, ohne alle Ausnahme, vom zwanzigsten Jahre ab zum Kriegsdienste verpflichtet wurde, wenn nicht körperliche Schwäche ihn untauglich machte, oder wenn er nicht selbst durch grobe Verbrechen sich der Ehre unwürdig gezeigt hatte, das Vaterland vertheidigen zu helfen. — So wurde das Kriegswesen eine herrliche und zweckmäßige Bildungsanstalt für das ganze Volk, die dazu dient das Gefühl für Vaterland und Ehre in einem hohen Grade zu beleben. Ehrensache, wie es sein soll, und wie es bei den edelsten Völkern der Vorzeit und in der früheren Vergangenheit auch bei den Deutschen gewesen, wurde es jetzt wieder, die Waffen für das Vaterland tragen zu können, was früherhin von vielen als ein großes Uebel gefürchtet wurde. —

Napoleon beschränkte das preußische Kriegsheer auf zweiundvierzigtausend Mann, um es dem Staate dadurch unmöglich zu machen das Joch, welches er ihm auferlegt, mit kräftiger Hand abzuschütteln. Aber des Königs treue Rathgeber, und unter diesen vor allen Steins würdiger Genosse, der hochherzige, edle Scharnhorst, ersannen ein Mittel, diese Absicht des fremden Unterdrückers zu vereiteln. Zwar das stehende Heer durfte niemals das bestimmte Maaß überschreiten, aber die junge Mannschaft wurde, wenn sie erst gehörig in den Waffen geübt war, entlassen, und an ihrer Stelle wieder andere ausgehoben und eingeübt. Durch diese Erfindung kam es dahin, daß es nach einigen Jahren fast keinen jungen Mann im Preußischen mehr gab, der den Kriegsdienst nicht verstanden hätte, und dadurch ward es möglich gemacht, wenn etwa einmal die Stunde der Errettung und Befreiung schlagen sollte, sogleich ein großes, geübtes Heer zusammenzubringen. Auch für die Ausrüstung desselben war schon Sorge getragen, indem die Zeughäuser mit Waffen und Kriegsgeräth aller Art angefüllt wurden. — Alle diese zweckmäßigen Einrichtungen erlangten einige Jahre später, durch die Stiftung der Landwehr, die ihren Ursprung recht eigentlich in Königsberg hat, ihre Vollendung, und Ehre für immer sei dem Andenken des Grafen von Dohna und des Herrn von Schön, die sich hiebei vor Allen thätig zeigten.

Am Erfreulichsten aber war die Sorgfalt, welche der Staat dem Unterricht und der Ausbildung der Jugend widmete, indem er es wohl erkannte, daß die wahre und unvergängliche Kraft eines Volkes in seiner geistigen Bildung zu suchen sei.

Wo diese von der rechten Art ist, da wird es auch an keinem Stücke fehlen, das ein Volk groß und ehrwürdig machen kann. Und wahrlich zu keiner früheren Zeit ist im preußischen Staate wohl mehr für das Schulwesen in seinem ganzen Umfange geschehen, als eben in der, von welcher wir reden. Das Schulwesen erlitt eine völlige Umgestaltung im Aeußeren wie im Innern, und hier war es wieder, wo der unvergeßliche Gneisenau vor allen sich hervorthat. Durch ein Schreiben ohne Namensunterschrift richtete er die Blicke des hochherzigen Landesvaters auf die unberechenbare Wichtigkeit einer gleichmäßigen Volksbildung und wurde dadurch der Urheber der großen Umwandelung der Bildungsanstalten des Landes. So geldarm der Staat auch war, so wurde doch jedes Bestreben freigebig und freisinnig unterstützt, das zu einer höhern Ausbildung hinführte. An die Stelle der alten geisttödtenden und herzerkältenden Unterrichtsweise in den Volksschulen, trat eine zweckmäßigere und bessere, die den Verstand erweckt und das Herz belebt. Es wurden besondere Bildungsanstalten für künftige Volksschullehrer (Lehrerseminare) gestiftet, um damit dem Uebelstande abzuhelfen, daß verarmte Handwerker, die oft selbst kaum nothdürftig schreiben und lesen konnten, oder abgedankte Unteroffiziere, die nur durch Prügel zu erziehen verstanden, den Unterricht und die Erziehung der Jugend, wie es leider bis dahin vielfältig geschehen war, in die Hände bekämen. Auch erkannte man, wie wichtig die Ausbildung des Körpers für die Jugend ist, und richtete Turnübungen ein. Der Begründer derselben war Jahn, welcher die ersten Turnübungen mit der Berliner Jugend in der Hasenhaide anstellte. Von den Jünglingen, die sich den Wissenschaften widmeten, um einst zu öffentlichen Aemtern zu gelangen, wurde von jetzt ab ein Maaß von gelehrten Kenntnissen gefordert, wie sonst bei keinem Beamten gesucht zu werden pflegte. Um den Verlust der hallischen Hochschule zu ersetzen, wurde eine neue Hochschule zu Berlin gestiftet (1810), und bald darauf auch Breslau zu einem Sitze der Wissenschaften geweiht (1811), damit auch Schlesien für seine Söhne der Hochschule nicht entbehren möchte. Doch dieses war nicht eine neue Stiftung, sondern nur eine Verlegung der gelehrten Anstalt von Frankfurt an der Oder nach Schlesiens Hauptstadt. Gründlichkeit und Fleiß verdrängte allenthalben die frühere Gemächlichkeit und Oberflächlichkeit. — So erstarkte und gedieh Preußen, mitten unter den Stürmen des Unglücks und den drückendsten Verhältnissen, zu jener Kraft, welche einst Deutschlands Freiheit wieder erringen sollte, und wer Regierung und Volk in diesem emsigen, freudigen

Thum und Schaffen bemerkte, der mußte wohl in seinem Herzen das Unglück, welches solche Umgestaltung bewirkt, ein Glück nennen. Preußen sollte ein Beispiel aufstellen, daß nicht der Umfang weiter Grenzen und eine Unzahl von Einwohnern darin, sondern ein kräftiger, edler Sinn im Volke, der mit liebender Treue an König und Vaterland hält, nöthig sei, um ein Land stark und einen Herrscherstuhl sicher zu machen.

Während Preußen in solcher Weise sich innerlich aufrichtete, trat Oesterreich noch einmal gegen den fremden Unterdrücker in Kampf, ob es dem deutschen Muthe jetzt schon gelingen möchte, das verhaßte Joch vom Nacken zu schütteln und die Freiheit Europas zu erringen. Eine gerechte Veranlassung zum Kriege fand Oesterreich zunächst in der Schmach und Entehrung des deutschen Gesammtvolkes, zu dessen Erretter es sich berufen fühlte. Zudem hatte der unersättliche Eroberer auch Spaniens freie Selbstständigkeit zu vernichten getrachtet, indem er das alte Königsgeschlecht dieses Landes, gegen alles Recht, mit Hinterlist und Gewalt vom Throne stieß (1808), und die spanische Krone seinem Bruder Josef (dem Könige von Neapel) schenkte. Eben so war Rom auf die schonungsloseste Weise aus der Reihe unabhängiger Staaten getilgt und sein Beherrscher, Papst Pius VII., nach Frankreich in die Gefangenschaft geführt, weil er in jene Bestimmung nicht willigen wollte (1809). Den Herrscherstuhl von Neapel dagegen besetzte Napoleon durch seinen Schwager Mürat (den Großherzog von Berg), und das deutsche Herzogthum ward einem seiner Feldherren übergeben. So schaltete der gewaltige Mann mit den Kronen der Erde und mit den Völkern, die er wie eine Waare oder wie einen Kampfpreis, aus einer Hand in die andere gab. In Spanien aber floß viel Blut. Denn das stolze Volk wollte die Entehrung nicht geduldig ertragen, und griff zu den Waffen, um seine Selbstständigkeit zu behaupten. Auch fand es an den Engländern tapfere und treue Bundesgenossen, die unter ihrem berühmten Feldherrn Wellington ein Heer zu ihrem Beistande gesandt hatten. — Dieß Alles mochte Oesterreich nicht länger ruhig mit ansehn und erhob im Jahre 1809 die Waffen abermals gegen Napoleon. Keine Anstrengung wurde gescheut, um sich gegen den übermächtigen Unterdrücker gehörig zu rüsten. Eine Landwehr wurde gebildet, Freiwillige aufgerufen, und an alle Deutsche erging die Mahnung, Theil zu nehmen an dem großen Werke der Befreiung. Aber in Deutschland war die Furcht vor der unbezwinglichen Macht des Gewaltigen noch zu groß, und manche Völker, wie das preußische, hatten sich von den Wunden, die sie empfangen, noch

nicht erholt, um schon wieder einen Krieg beginnen zu können. So blieb denn die herzliche Mahnung zur Theilnahme an dem großen Kampfe meist unbeachtet, und nur einzelne kühne Männer leisteten ihr Folge. Aber tausend Segenswünsche begleiteten Oesterreichs Waffen, und mit ängstlichem Harren blickte Alles auf den Schauplatz des Krieges. Nichts konnte aber betrübender und niederschlagender sein, als es mit anzusehn, wie der Kern des französischen Heeres von deutschen Kriegern gebildet wurde, welche die Fürsten des Rheinbundes, ihrer Verpflichtung gemäß, ihrem Oberherrn zusenden mußten.

Indessen begann der Kampf. In einer Reihe von Gefechten, die vom 19. bis zum 23. April gekämpft wurden, erhielt Napoleon, so wacker auch die Oesterreicher stritten, dennoch die Oberhand. Aber der 21. und 22. Mai waren die ersten Ehrentage der deutschen Waffen. Bei Groß-Aspern und Eßling ward an denselben blutig gekämpft, und die Oesterreicher erfochten unter ihrem heldenherzigen und klugen Feldherrn, dem Erzherzoge Karl, einen schönen, vollständigen Sieg über den Feind des deutschen Namens. Diese ruhmvolle Schlacht erfüllte das ganze deutsche Vaterland mit großer Freude und neuen Hoffnungen, und viele hielten diesen Kampf für den Wendepunkt des Glücksternes, welcher Napoleons blutiger Bahn bisher vorangeleuchtet, sie meinten, jetzt schon habe die ersehnte Stunde der Befreiung geschlagen. Von der Gewalt solcher Gefühle hingerissen, ließ sich auch Schill, gleich im Beginnen des Krieges, zu einem Schritte verleiten, wodurch er zwar seinen glühenden Eifer für die Sache des Vaterlandes bekundete, sich aber dennoch den Tadel großer Uebereilung zuzog.

Der Haß gegen das französische Joch sprach sich nämlich in dem gesammten Deutschlande immer unverhohlener und lauter aus. Besonders erbittert und mit gerechtem Unwillen erfüllt waren die ehemaligen preußischen Unterthanen in Westfalen, die von ihrem Könige mit blutendem Herzen losgerissen, sich in die Herrschaft des aufgedrungenen Fremdlings nicht finden konnten und mochten. „Es dürfe sich nur ein Mann von Kraft und Muth bereit zeigen, an die Spitze des zürnenden Volkes zu treten, und gleich werde die kaum verborgene Gluth zur hellen Flamme angefacht werden, die durch ganz Deutschland um sich greifend, die fremden Unterdrücker verzehren müsse" — so lautete die allgemeine Meinung der Deutschen, die oft ausgesprochen und vielfach wiederholt wurde. Schill fühlte den Muth und die Kraft in seiner tapfern Brust des Vaterlandes Retter zu werden. Er wollte es unternehmen an die Spitze des Volkes zu treten

und das gesammte Deutschland zum Aufstande gegen Napoleon zu bewegen. Jetzt schien der Krieg Oesterreichs ihm die gewünschte Gelegenheit zu bieten, und er zauderte nicht, sein kühnes Vorhaben ins Werk zu setzen. Ohne die Erlaubniß oder Einwilligung seines Königs nachgesucht oder erhalten zu haben, führte er seine Reiterschaar, wie zur Waffenübung, aus den Thoren der Hauptstadt. Als sie einige Meilen von Berlin entfernt waren, entdeckte er seinen Kriegern, daß er sie zum Kampfe gegen den Unterdrücker führen wolle, und seine Waffengefährten, die ihrem tapfern Anführer mit Leib und Seele ergeben waren und sich leicht überredeten, er handle nicht ohne den Befehl des Königs, stimmten ihm jubelnd bei. Darauf erließ Schill einen Aufruf an alle Deutschen, für des Vaterlandes Rettung und Befreiung die Waffen zu ergreifen und gemeinsame Sache mit ihm zu machen. Der Ruhm seines Namens führte ihm auch in kurzer Zeit eine Menge muthiger Jünglinge zu, so daß er sich bald an der Spitze eines Heeres von 5000 Streitern sah. Aber worauf er vorzüglich gehofft und das Gelingen seines Planes gegründet hatte, eine allgemeine Bewaffnung und Erhebung des Volkes, konnte er nirgend bewirken. Denn der Aufstand des Volkes in Westfalen, an dessen Spitze sich der wackere Oberst von Dörnberg stellte, wurde allzuschnell unterdrückt, als daß er für Schills Unternehmen hätte von Nutzen sein können. So blieb ihm denn nun keine andere Wahl, als mit seinem kleinen Heere den Krieg gegen den mächtigen Welteroberer allein zu führen. Denn zurücktreten konnte er nicht mehr. Dadurch, daß er des Königs gemessene Befehle, augenblicklich wieder umzukehren, die bald nach seinem Auszuge aus Berlin an ihn ergingen, unbeachtet ließ, hatte er sich selbst die Rückkehr in sein Vaterland verschlossen. Friedrich Wilhelm, so hoch er auch Schills Tapferkeit und seine Vaterlandsliebe schätzen mochte, konnte nur mit Unwillen auf das jetzige Unternehmen des kühnen Mannes blicken, durch das der preußische Staat in die höchste Verlegenheit gesetzt wurde. Denn welcher Vorwand zu neuen Kränkungen und Bedrückungen erwuchs für Napoleon, wenn er erfuhr, daß ein preußischer Befehlshaber gegen ihn zu Felde gezogen sei! — Deßhalb mußte der König sich öffentlich von Schill lossagen und ihn in die Acht erklären. — Manch rühmliches Abenteuer bestand indessen der tapfere Mann an der Spitze seiner kleinen, aber muthigen Heldenschaar, und erregte durch kühne Streifzüge und Neckereien seinem mächtigen Feinde nicht geringen Aerger. Napoleon nannte Schills Schaar „eine Bande Straßenräuber," und es wurden ernstliche Maßregeln ergriffen, ihren Fortschritten Einhalt zu thun und Schill sammt

den Seinigen zu vernichten. Vor drei verfolgenden Heerhaufen, die ihn immer mehr einengten, zog der entschlossene Abenteurer sich an die Küste Pommerns zurück, um im Nothfalle den Weg zur Flucht über das Meer sich offen zu halten. Stralsund, durch den Widerstand berühmt, den einst Wallensteins siegreiche Waffen vor seinen Mauern gefunden, sollte ihm vorläufig zum Zufluchts- und Vertheidigungsorte dienen. Am 25. Mai zog er dort ein und ließ mit großer Eile die verfallenen Festungswerke wieder herstellen, war aber noch nicht damit fertig, als seine Verfolger schon zum Sturme gegen die Stadt heranschritten. Rühmlich vertheidigte sich die kleine Heldenschaar darin gegen die Uebermacht der feindlichen Schaaren und würde vielleicht lange genug widerstanden haben, wenn der Feind nicht, sei es nun durch Zufall oder Verrath, eine schwach befestigte und wenig vertheidigte Seite der Stadt aufgefunden hätte, durch die er unaufhaltsam hineindrang. Heftig tobte der Kampf in den Straßen. Schills Genossen wehrten sich wie Verzweifelte und machten jedes Haus und jede Mauer zur Festung. Indessen war die Verwirrung groß, ein Ausweg nirgend zu finden, und Tod oder Gefangenschaft das Einzige, was zu erwarten stand. Er selbst, der kühne Anführer, da er in den engen Straßen die Seinigen nicht mehr sammeln konnte und Alles verloren sah, spornte sein Roß gerade los auf den dichtesten Haufen der Feinde. Mehrere Feinde — auch ihr Feldherr — fielen noch unter seinen Streichen. Da wandte er abermals sein Pferd und sprengte, vielleicht um noch einen Ausweg zu gewinnen, durch die Straßen. Aber schon schwankte er im Sattel, und bald darauf stürzte er, von der Kugel eines holländischen Schützen durchbohrt, (am 31. Mai) leblos zur Erde. So endete Schill, der, eines bessern Looses würdig, gewiß eine große Stütze des Vaterlandes geworden wäre, wenn er nicht ungeduldig dem Schicksale vorgegriffen, sondern ruhig die wahre Zeit der Erlösung abgewartet hätte. Einsam ruht am Strande des baltischen Meeres die Asche des Helden, von manchem deutschen Herzen still verehrt und betrauert.

Nur wenige von Schills Gefährten entrannen dem Tode und der Gefangenschaft und erlebten später noch die hohe Freude, den Tag der Errettung über Deutschland anbrechen zu sehen. Die meisten waren im Kampfe gefallen, und an den Gefangenen nahm Napoleon die schändlichste Rache. Da zeigte sich sein kleinliches, tückisches Gemüth, das jeder Neigung ritterlicher Großmuth unfähig war. Eine Anzahl wackerer deutscher Jünglinge, meist von edler Geburt, die unter Schill gefochten hatten, ließ der rachsüchtige Wütherich, trotz der Bitten und Thränen ihrer Eltern und trotz

der rühmlichen Vertheidigung eines französischen Anwalts, wie Verbrecher erschießen. Aber die deutschen Herzen erlitten den Tod mit echtem Heldenmuthe, wie sie gelebt, und riefen noch sterbend der deutschen Freiheit ein Lebehoch. Andere wurden nach Frankreich geschleppt, um, mit Ketten belastet, die schwersten Arbeiten zu verrichten.

Wenn auch nicht in Hinsicht des Gelingens, so doch in Hinsicht des Ausganges glücklicher endete Dörnbergs Unternehmen, der mit den Seinigen über das Meer entkam und in England eine Freistatt fand. Auch der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der Sohn des bei Auerstädt tödtlich verwundeten Herzogs von Braunschweig, dem der Räuber das Erbe seiner Ahnen genommen, hatte eine Schaar von treuen, tapfern Männern um sich gesammelt, welche nach ihrer Kleidung die schwarze Schaar genannt wurde, und den Krieg muthig begonnen. Aber auch seines Bleibens konnte nun nicht länger im deutschen Vaterlande sein. Da schlug er sich tapfer durch die Feinde, gewann glücklich das Ufer der Nordsee und entkam gleichfalls nach England, dem einzigen Zufluchtsorte der Freiheit in der Bedrängniß jener schweren Zeit.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß in diesem Kriege auch die Tyroler, unzufrieden mit Baierns Herrschaft, die Waffen ergriffen hatten, um sich ihren alten Herrn, den österreichischen Kaiser, wiederzuerobern. Von mehreren kühnen Männern angeführt, unter denen der Name Andreas Hofer's, des von seinem Gasthause sogenannten Sandwirths, am berühmtesten geworden ist, erhob sich das tapfere Gebirgsvolk, — ein Volk von lauter Scharfschützen, — und schlug das französisch-bairische Heer zweimal aus seinen Grenzen. Als aber Oesterreich, nachdem sich das Glück der Waffen in der Schlacht bei Wagram 5. und 6. Juli wieder entscheidend auf Napoleons Seite geneigt hatte, am 14ten Oktober 1809 zu Wien mit Frankreich Frieden geschlossen, da konnte das kleine tapfere Volk, von aller Hilfe verlassen, der ungeheuern Uebermacht, von der es ringsum bedrängt ward, nicht länger mehr widerstehen, und nach dem blutigsten Kampfe mußte es sich unterwerfen. Hofer aber gerieth am Ende in Gefangenschaft, und mußte nun dasselbe Schicksal erleiden, welches Napoleon allen denen bereitete, die seiner Zwingherrschaft sich zu widersetzen wagten. Er wurde in die italienische Stadt Mantua geschleppt und erschossen.

Der Wiener Friede raubte dem österreichischen Kaiserstaate abermals 2000 Geviertmeilen Landes und erhob die Macht des Korsen noch um Vieles. Es schien, als wären alle Versuche, ihm zu widerstehen, umsonst, als wäre es nicht möglich, durch

menschliche Waffen seiner Gewalt Schranken zu setzen, und als müßten die Völker nur mit duldendem Schweigen seine blutige Geißel ertragen. Wie wenn er unter dem Schutze finstrer, gewaltiger Geister stünde, scheiterte Alles, was menschliche Kraft gegen ihn unternahm. — Jetzt strebte er zuerst danach, seine dunkle Geburt durch eine Verbindung mit dem erlauchten deutschen Kaiserhause zu adeln. Er verstieß seine Gemahlin Josefine und warb um die Hand der Tochter des Kaisers von Oesterreich, der Erzherzogin Maria Luise. Und Franz II. brachte ihm dieses Opfer, in der Hoffnung, für das Wohl der bedrängten Menschheit durch diese Verbindung kräftiger wirken zu können. Aber darin hatte sich der Kaiser geirrt. Denn nur noch unbändiger von Tage zu Tage ward Napoleons Herrschgier, der nun keinen Vertrag und kein Gesetz, das sonst Völker verbindet, mehr achtete, sondern ungescheut Alles that, wonach sein stolzes, übermüthiges Herz gelüstete. Das Königreich Holland (dessen bisheriger Beherrscher, Ludwig Napoleon, ein edler Mann war, und weil er sein Volk nicht unglücklich machen wollte, wie sein Bruder es verlangte, hochherzige Aufopferung genug besaß, seine Krone niederzulegen) wurde nun förmlich mit Frankreich vereinigt, und ebenso die ganze Nordseeküste von Deutschland sammt den freien Städten Lübeck, Hamburg und Bremen (1808). Nicht genug, daß er das Vaterland zertreten hatte, seine Bürger sollten auch aufhören Deutsche zu sein. Ja, sein zügelloser Stolz ging soweit, daß er (1811) seinen neugebornen Sohn zum König von Rom, das zur Zeit der Vertreibung des Papstes zu einer kaiserlichen freien Stadt erklärt worden war, ernannte und ein Gesetz gab, daß fortan beständig der erstgeborne Sohn des Kaisers der Franzosen also heißen sollte. Rom war so viele Jahrhunderte lang die Hauptstadt der Welt und späterhin der Mittelpunkt der katholischen Christenheit gewesen, — jetzt sollte seine Krone das Haupt eines unmündigen Knaben zieren. Den Papst hielt Napoleon in Gefangenschaft; aber die edle Standhaftigkeit, womit der gemißhandelte Greis sein hartes Schicksal ertrug, gewann ihm allgemeine Theilnahme, selbst unter denen, welche sich nicht zu seinem Glauben bekannten. Denn er litt unschuldig. —

Während dieß sich zutrug, wurde unser König und unser Vaterland durch den Tod der Königin Luise in die tiefste Trauer versetzt. In der Blüthe ihres Lebens starb die herrliche, allverehrte Frau am 19. Juli des Jahres 1810. Unfehlbar war ihr frühzeitiger Tod zum Theil eine Folge des herzunagenden Grames, den sie über des Vaterlandes Schicksal empfand, und der Haß gegen den fremden Unterdrücker, der diese edle Frau gekränkt und

durch die niedrigsten Verleumdungen zu beleidigen gewagt hatte, wurde noch glühender in jedes Preußen Brust. O daß die verklärte Königin es erlebt hätte, wie späterhin ihr treues Volk den blutigen Herrscherstab des Uebergewaltigen zerbrach! Denn vor allen Andern wäre sie es werth gewesen, den Tag der Freiheit noch zu schauen. — Wie sie aber als ein Musterbild jeder weiblichen Tugend voranleuchtete, so wird ihr Andenken unvergänglich und unvergeßlich fortleben in den Herzen ihres Volkes.

Napoleon herrschte nun, theils mittelbar, theils unmittelbar, über die spanische Halbinsel (obgleich dort noch hart gekämpft wurde), über Frankreich, die Schweiz, Italien, Holland, Deutschland, Polen, Schweden und Dänemark (die beiden letzgenannten Länder hatte er zwar nicht durch Waffengewalt, aber durch Verträge an sich gekettet) und so gab es nur noch drei selbstständige Länder in Europa, nämlich England, Rußland und die Türkei. Auch diese noch seiner Macht zu unterwerfen und dann der Gebieter eines ganzen Erdtheiles zu sein, das war es, wonach der Ehrgeiz des Unersättlichen jetzt gelüstete. Am verhaßtesten vor Allen war ihm das freie, britische Volk, weil dieses sich allenthalben seinen Plänen widersetzte und ihm zur See vielen Schaden zufügte; — aber die vortrefflichen englischen Flotten beschützten das Land so vollkommen, daß er ihm nichts anhaben konnte. Da gedachte er nun zuerst seine Kraft gegen Rußland zu wenden, welches mit aller Kraft gegen die den Wohlstand Europas bedrohende Continentalsperre protestirte, und wenn er dieses ungeheure Reich niedergeworfen, so stand ihm der Weg nach den englischen Besitzungen in Asien offen, auch war es dann leichter die Türkei zu bekriegen. Aber der Stern seines beispiellosen Glückes sollte jetzt untergehn. Rußland, wo der kühne Krieger, Karl XII. von Schweden, vor hundert Jahren das Ziel seines Waffenglückes fand, sollte auch für Napoleon das Grab seiner Macht und Größe werden.

Es war im Sommer des Jahres 1812, als der Mächtige auszog, um das russische Reich zu bezwingen. Fast fünfhunderttausend Krieger zu Fuß und Roß folgten seinem Heerbann. Von einem Ende unseres Erdtheils zum andern hatte er die Völker versammelt unter seinen Fahnen, um ihr Blut und ihr Leben seinem Ehrgeize zum Opfer zu bringen. Ein schöneres und größeres Heer war bis dahin wohl nie durch Europa gezogen, und wer es ansah, wie die endlose Menge von Kriegern wohlgeordnet, Schaar auf Schaar, im glänzendsten Waffenschmucke daherzog, von mehr als tausend Feuerschlünden begleitet und mit allem

Nöthigen wohl versehen, der mochte für Rußlands Selbstständigkeit zittern und kaum zweifeln, daß dem Gewaltigen sein Vorhaben gelingen werde. Mit schwerem Herzen mußte auch Friedrich Wilhelm 20,000 Mann seiner treuen Preußen, deren Anführung er dem Feldherrn York anvertraut, mit dem Franzosenkaiser gegen seinen gekrönten Freund und ehemaligen Bundesgenossen nach Rußland ziehen lassen.

Indessen überschritt das „große Heer," wie Napoleon es selbst zu nennen pflegte, die Grenzen des ungeheuern Kaiserreiches, und der Beginn der Kriegsthaten schien Napoleons stolze Hoffnungen zu rechtfertigen. Am 17. August siegte er bei Smolensk, am 7. September bei Borodino an der Moskwa, und schon am 14. September hielt er seinen Einzug in Rußlands alte Hauptstadt Moskau. Aber nun sollte Napoleon erfahren, daß auch er nur ein schwacher Mensch sei, unterworfen der Macht eines Höheren, an den er kaum glaubte, und welchen die freche Rotte seiner Anhänger so oft zu lästern wagte. Was er im Taumel seiner Herrschermacht und seines Siegerglückes nie zu erkennen schien, daß des allmächtigen Gottes Hand walte in den Begebenheiten der Welt: das sollte jetzt von Neuem, leuchtend und klar den Völkern kund werden. — Moskau, die reiche, große Stadt, wo Napoleon hinreichende Vorräthe für seine Krieger zu finden hoffte, um die Winterzeit davon leben zu können, — Moskau wurde plötzlich ein Raub der Flammen. Der Gouverneur der Stadt, Rostopschin, hatte die Bewohner zum größten Theil veranlaßt, Moskau zu verlassen und die Vorräthe fortgeschafft. Dagegen waren auf seinen Befehl reichlich Zündstoffe an den verschiedensten Punkten der Stadt aufgehäuft, welche gleichzeitig auf ein gegebenes Zeichen angesteckt wurden. Dieser Brand ward die Leichenfackel, die seiner Herrlichkeit zu Grabe leuchtete. Es fehlte an Lebensmitteln und dem Uebermächtigen entschwand die Hoffnung, sich den Winter hindurch in Rußland zu halten. Standhaft wies der Kaiser Alexander alle Friedensvorschläge zurück, und der stolze Sieger mußte sich (am 19ten October) zum Rückzuge bequemen. Aber unter welchen Umständen ward dieser Rückzug angetreten! Im Rücken und in den Seiten von einem mit Recht erbitterten Feinde verfolgt, der die gottlose Entweihung seiner Heiligthümer und Kirchen und die eigene erlittene Noth und Drangsal an den frechen Räubern blutig zu rächen bemüht war und den Abziehenden keine Rast noch Ruhe gönnte, vor ihm ein ausgehungertes, menschenleeres Land, dessen Städte und Dörfer zum Theil durch die Bewohner selbst, in Brandstätten verwandelt waren, mußte das französische Heer unter

beſtändigem Kampfe und vielem Mangel durch Rußlands Wüſten ziehn. Doch waltete noch der Geiſt der Ordnung, und die gemeinſame Gefahr hielt die vielen Tauſende noch zuſammen. Als aber nun am 6. November plötzlich und viel früher, als es ſonſt zu geſchehen pflegt, der kalte ruſſiſche Winter in ſeiner ganzen Strenge und mit allen ſeinen Schrecken über die ſüdländiſchen Krieger daher brach, und die der Kälte gewohnten Ruſſen ihre Kräfte verdoppelten, um den verhaßten Feind zu verderben, — da löſte ſich das große prachtvolle Heer in beklagenswerthe Trümmer auf. Von der grimmigſten Kälte umſtürmt, mit zerlumpten Kleidern, ohne Nahrung und Obdach, von Feinden verfolgt, die jetzt kein Mitleid zu kennen ſchienen: — wer mag die Noth und das Elend der einſt ſo ſtolzen Sieger beſchreiben wollen! Viele ſah man, vor Froſt und Hunger wahnſinnig, an todten Körpern nagen, andere wimmernd in die Flammen kriechen, welche ſie zu ihrer Erwärmung angezündet. Mit abgefrorenen Händen und Füßen ſchleppten ſie ſich mühſam weiter, bis ſie nicht mehr konnten und eine Beute des Todes wurden. Verzweiflung und Entſetzen malte ſich in jedem Geſichte, und Rußlands Schneefelder glichen einem großen, ungeheuern Schlachtfelde, wo der Tod die reichſte Ernte gehalten. Die wenigſten ſahen ihre Heimath wieder. Die Unglücklichen, die er in ſo namenloſes Verderben geſtürzt, ihrem Schickſale kalt und gleichgültig überlaſſend, dachte er nur auf ſeine eigene Rettung und Sicherheit, und reiſte ſo unaufhaltſam ſchnell, daß er nach dem Uebergange über die Bereſina (am 26—28. Novbr.), ſchon am 18. December in Paris glücklich ankam. Von dem zahlloſen Heere, das er nach Rußland geführt, erreichten kaum noch 30,000 Waffenfähige und auch dieſe in der traurigſten Geſtalt von der Welt, die preußiſchen Grenzen. Ein trauriges und lächerliches Schauſpiel zugleich gewährte es, die Welteroberer in den ſeltſamſten Vermummungen daherziehen zu ſehen. Da zeigten ſich Reiter, die über ihrem Harniſch einen Weiberrock trugen, vornehme Befehlshaber, die es nicht verſchmäht hatten, über ihre goldgeſtickte Kleidung einen ſchlechten Schaafpelz zu ziehen, Krieger, die ſtatt der Stiefel, Stroh um ihre Füße gewickelt hatten, und andere, deren Haupt mit einer Pelzmütze ſtatt eines Kriegshutes bedeckt war. Die Reiter wanderten zu Fuß und trugen ihre Sättel ſelbſt, und ſo drängten ſie ſich im bunteſten Gemiſch von Stadt zu Stadt. Nur wenige Schaaren ſah man noch bewaffnet und in kriegeriſcher Ordnung. Und wer nun die ſtolze Pracht in Waffen und Kleidung, womit dieſe ſelben Krieger vor einem halben Jahre nach Rußland zogen, mit dieſer Mummerei, und den übermüthigen

prahlerischen Trotz, womit sie damals dem friedlichen Bürger begegneten, mit der Demuth verglich, womit sie jetzt um Brod und Obdach flehten, der mußte gestehn, daß solch eine Umgestaltung der Dinge wider menschliches Berechnen und Vermuthen auch nicht ein Werk menschlicher Kraft und Klugheit, sondern das Werk der höchsten Weltregierung sein müsse. In dem Brande Moskaus hatte Gott den geängsteten und gepeinigten Völkern ein Feuerzeichen aufgesteckt, wie einst den Kindern Israels, da sie aus Aegyptenland zogen, das sie zu Freiheit und Glück führen sollte. Und die Völker verstanden und erkannten, was der Herr gewollt habe mit dem Untergange der ungeheuern Kriegsmacht, in jedem Herzen begann es laut und unwiderstehlich zu sprechen: „Jetzt hat die Stunde der Befreiung geschlagen!“ — Vor allen glühend lebte dieser Gedanke in der Brust des preußischen Volkes, — zumal in dem eigentlichen Königreich Preußen (Ost- und Westpreußen), das den Uebermuth der Fremdherrschaft vielleicht am meisten erfahren hatte und in seinem Wohlstande bis zum Tode verwundet worden war. Und schmerzlicher noch als durch den Verlust äußerer Güter wurde jeder Vaterlandsfreund durch das Gefühl der schmachvollen Erniedrigung bewegt, die den Staat von jener hohen Machtstellung, auf welche Friedrich II. ihn erhoben, hinabgestürzt. Darum wurde die Nachricht, daß York am 30. December in der Mühle von Poscherun bei Tauroggen mit dem russischen General Diebitsch einen Vertrag geschlossen, kraft dessen er sich für parteilos erklärte und weder den Franzosen noch den Russen beizustehen verpflichtete, mit allgemeinem Jubel aufgenommen. — Denn die Franzosen hatten gehofft, daß er mit seinen ungeschwächten Schaaren, als Frankreichs Bundesgenosse, sich den Russen entgegenstellen und ihre ordnungslose Flucht decken würde. Aber in keinem andern Herzen lebte der Gedanke an des Vaterlandes Rettung und Befreiung glühender, als in dem des edeln York. Sollte er selbst mithelfen, die Ketten Preußens unauflösbar zu schmieden und mit Preußenblut dem verhaßten Unterdrücker die Herrschaft der Welt zu erobern? Der Soldatenehre hatte er in den russischen Ostseeprovinzen vollständig Genüge geleistet. Jetzt aber kam es darauf an, Thron und Vaterland zu befreien. Und er wagte es, mit Rußland den Vertrag der Parteilosigkeit zu schließen — er wagte es, auf die Gefahr hin, als Verbrecher zum Tode verurtheilt zu werden, da er von seinem Könige keine Vollmacht hatte. Der edle deutsche Mann legte in einem Schreiben dem Könige seinen Kopf zu Füßen, in dem klaren Bewußtsein, daß Preußen, daß Deutschland nur durch

solches Wagniß gerettet werden konnte. Er wurde auch wirklich auf Befehl des Königs vor ein Kriegsgericht gestellt, von diesem aber freigesprochen. Hätte er anders gehandelt, so wäre vielleicht ganz Deutschland noch jetzt nichts mehr, als eine französische Provinz. Darum ist sein Verdienst nie hoch genug anzuschlagen. Denn von seiner Entscheidung hing Knechtschaft und Sklaverei ab. Jetzt durften die russischen Krieger ungehindert das aufgelöste französische Heer durch Preußen verfolgen, und obwohl sie durch die grimmige Winterkälte und durch fortwährende Gefechte sehr geschwächt waren, so war doch der bloße Ruf: die Kosaken kommen, hinreichend, um die unglücklichen Flüchtlinge in rastloser Eile vorwärts zu treiben. Viele von ihnen flüchteten sich in die starke Feste Danzig, die von Rapp, einem der tapfersten und entschlossensten der französischen Feldherren befehligt wurde; andere entkamen durch Polen nach Deutschland und fanden in den dortigen, von den Franzosen besetzten Festungen Aufnahme.

Mittlerweile hatte der Kaiser Alexander eine Bekanntmachung erlassen, daß er nicht als Feind, sondern als Freund und Bundesgenosse des Königs Preußens Grenze überschreite. Niemand dürfe um Leben und Eigenthum bange sein. — Aber sein Abgeordneter, der Graf Pauluzzi, glaubte seinen Kaiser anders verstehen zu müssen. Er wollte Preußen gewissermaßen als erobertes Land betrachten und im Namen Rußlands darin Gesetze geben. Dem widersetzte sich mit aller Kraft der damalige Regierungspräsident von Gumbinnen, Herr von Schön, und rief den ehemaligen preußischen Minister, Freiherr von Stein, dem Preußen so viel zu danken hat und der sich jetzt als Geächteter, aber in überwiegendem Ansehn in der Umgebung des Kaisers Alexander befand, zum Beistande an. Stein gewährte rasch und sicher, was Schön von ihm verlangte. Und nun versammelte sich zu Königsberg (Anfang Februar 1813) der ewig denkwürdige Landtag der ostpreußischen Stände, der eine allgemeine Landesbewaffnung beschloß und die dazu nöthigen Geldmittel bewilligte. — So ward Königsberg das Fundament, auf welchem des engeren und weiteren deutschen Vaterlandes Freiheit sich erheben sollte.

Noch zögerte der König, das entscheidende Wort des Krieges gegen Frankreich, worauf sein Volk ungeduldig wartete, auszusprechen. Denn er selbst befand sich in Berlin, von bewaffneten Feinden umgeben. Zudem waren viele Festungen in den preußischen Landen noch in Feindes Hand, und eine Macht von mehr als 60,000 Kriegern darin zusammengedrängt. Auch an der Elbe lagerten französische Heerhaufen, und Napoleon selbst rüstete in

Frankreich zum neuen Kampfe. So bedurfte es denn allerdings für den Herrscher reiflicher Ueberlegung, ehe er den gefährlichen Schritt wagte.

So standen die Sachen am Schlusse des Jahres 1812 und im ersten Monate des Jahres 1813. Mit pochendem Herzen, voll erwartender Ungeduld, mit Hoffnung und Bangen standen die Völker vor der verhüllten Zukunft. Bald aber theilten sich die Nebel, eine freudige Gewißheit verdrängte das ängstliche Harren und erfüllte die Herzen mit glühender Begeisterung, und glänzend stieg die Sonne der Freiheit empor.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Der Kampf für Deutschlands Befreiung. — Das Jahr 1813. Schlachten bei Lützen und Bautzen. — Waffenstillstand. Oesterreich gegen Frankreich. Schlachten bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Dresden, Kulm, Dennewitz und Leipzig. — Flucht über den Rhein.

Von Berlin hatte sich inzwischen der König nach Breslau begeben, um des Feindes auflauernder Wachsamkeit zu entgehen. Hier sammelten sich die Helden des Vaterlandes, unter welchen Steins, Blüchers, Gneisenaus und Scharnhorsts Namen herrlich hervorleuchteten, um den geliebten Herrscher, und bald war zu des theuern Vaterlandes Errettung der Plan entworfen. Am 3. Februar erließ Friedrich Wilhelm einen Aufruf zum freiwilligen Waffendienste an die Jugend des Landes. Gegen welchen Feind Preußens Banner wehen sollte: — der König hatte es noch nicht ausgesprochen. Nur im Allgemeinen hieß es, zum Schutze und zur Erhaltung des Vaterlandes solle man das Schwert ergreifen. Doch jeder wußte klar, daß es jetzt nur einen Feind gebe, den Urheber aller Schmach und alles Unglücks, und daß nur gegen diesen einen das königliche Aufgebot gemeint sein könne. Und zu vielen Tausenden eilten die muthigen Jünglinge zu ihres Königs Fahnen. — Da sprach endlich am 17ten März der König das entscheidende, lang ersehnte Wort des Krieges gegen den Unterdrücker, und wie die frohste Botschaft hallte der Aufruf des Königs, „An mein Volk“ in jubelnder Begeisterung von einem Ende des Vaterlandes zum andern. „Keiner Rechenschaft bedürfe es“ — so sprach Friedrich Wilhelm in dem Aufrufe an sein Volk — „weder für die treuen Preußen, noch für alle Deutschen überhaupt, über die Ursachen dieses Krieges. Das Land sei der Uebermacht Frankreichs unterlegen, und der Friede

habe ihm tiefere Wunden geschlagen, als selbst der Krieg. Ackerbau und Kunstfleiß seien gelähmt, des Landes Mark ausgesogen, und Uebermuth und Treulosigkeit hätten des Herrschers beste Absichten vereitelt. Mit Napoleon sei kein sicherer schützender Vertrag möglich; daß er des Landes gänzlichen Untergang gewollt, liege vor Augen. Auf denn, Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! die heiligsten Güter sind es, für die der große Kampf begonnen wird! Wir müssen siegen, wenn wir sie nicht für immer einbüßen wollen. Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden uns den Sieg verleihen, so groß auch des Feindes Macht sei! — Ihr werdet kein Opfer scheuen für das Vaterland, und die Wiederkehr einer glücklichern Zeit wird euch belohnen.

Und wer möchte es nun in Worte fassen wollen, das große, herrliche, hochbegeisterte Schaffen und Walten jener Zeit, das wie ein Sturm Gottes das gesammte Preußenvolk mächtig bewegte und zu den hochherzigsten Thaten fortriß? „Mit Gott für König und Vaterland!“ so hallte es von tausend und aber tausend Lippen wieder, als Antwort auf des Herrschers königliches Wort. Wie einst in den Zeiten des Mittelalters die Völker sich drängten um das Kreuz auf ihre Brust zu heften, als Zeichen des kühnen Entschlusses, des Erlösers heiliges Grab aus der Ungläubigen Hände zu erretten, wie damals der Ausruf: „Gott will es!“ mit Begeisterung aus jedem Munde tönte, so scholl es jetzt in Preußen: „mit Gott für König und Vaterland!“ so drängte sich nun Alles, was Waffen nur führen konnte, herzu, um Theil zu nehmen an dem heiligen Kriege. Denn ein heiliger Krieg war es, weil für des Volkes höchste Güter, für seine väterliche Sitte, seinen heimathlichen Heerd, seine Freiheit, seinen Glauben, seine Sprache gekämpft werden sollte, und weil das Volk den schweren Kampf in dem lebendigen, festen Vertrauen auf Gottes Schutz unternahm. — Ein heiliger Krieg war es, — das sprach sich aus, wenn die Fahnen, welche des Landes edelste Jungfrauen mit eigenen Händen angefertigt, vor dem Altar Gottes geweiht, wenn die abziehenden Krieger an heiliger Stätte durch feierliche Gebete zum großem Kampfe eingesegnet wurden, das bekundete schon das Kreuz, des Glaubens Sinnbild, welches der Landwehrmann, zum Beweise, wem es gelte, an seinen Kriegshut heftete. Kein Opfer war zu groß, kein Eigenthum zu theuer, daß es nicht freudig auf des Vaterlandes heiligen Altar niedergelegt worden wäre. Väter und Mütter gaben ihre blühenden Söhne, die schönste Hoffnung ihres Alters, rüsteten sie selber aus mit Wehr und Waffen und unterdrückten die Thräne des

Schmerzes vor dem Gedanken, daß es der Rettung des Vaterlandes gelte; Männer, die nie daran gedacht hatten, jemals das Schwert zu führen, verließen ihr Amt, die lang gewohnten Bequemlichkeiten des Lebens, verließen Haus und Hof, Weib und Kind, um dem Heerbanner ihres Königs zum gerechten Kriege zu folgen; Jünglinge, welche der Wissenschaft ihr Leben gewidmet, vertauschten freudig die Feder mit dem Schwerte, um Blut und Leben freiwillig dem Vaterlande zu opfern; selbst solche, die kaum dem Knabenalter entwachsen waren, sah man herbeieilen, um die harten Mühen und Anstrengungen des Feldzuges mit benarbten Kriegern zu theilen; sogar Jungfrauen, unkenntlich in der Tracht der Männer, mischten sich in die Schaaren der freudigen Kämpfer. Und wen des Amtes unerläßliche Pflicht oder Schwäche und Alter zurückhielt, der brachte Hab und Gut zum Opfer. Jeder gab, was er konnte, Gold- und Silbergeräth, Kleider, Waffen und Lebensmittel. Die Frauen brachten ihren Schmuck und sogar die goldnen Trauringe willig hin und vertauschten sie mit eisernen, zum Zeichen, daß nur das Eisen jetzt retten und helfen könne und daß selbst die Kleinode der zartesten Erinnerung da entbehrt werden können, wo es das Vaterland gilt. Eine arme Wittwe zertheilte das einzige Bettuch, das sie hatte, um die eine Hälfte zum Verbande für die Verwundeten hinzugeben. Eine edelgesinnte, aber arme Jungfrau weinte, daß sie nichts habe zum Opfer für das Vaterland, — da gedachte sie ihres schönen, langen Haares und schnitt es ab, um es zu verkaufen. Ihr Opfer hat reiche Früchte getragen: denn eine hohe, edle Frau, die Gemahlin des Prinzen Wilhelm, kaufte das Haar und ließ Ringe daraus flechten, die zum Nutzen des allgemeinen Besten wieder verkauft wurden. — In dieser Art gewährte Preußen jetzt das Bild einer großen Rüst- und Waffenstätte, wo Jeder etwas schaffen und Niemand zurückbleiben will. Es glich auch einer großen Kirche, wo Alles den Herrn der Welt recht von Herzen und mit Demuth, aber auch mit frohgläubigem Vertrauen in inbrünstigem Gebete um Segen und Beistand anfleht. Das ganze Volk stand in Waffen, denn außer den regulären Truppen, die jetzt zum Kampfe zogen, war die Landwehr und allgemeiner Landsturm gebildet; aber das ganze Volk betete auch. Nur mit Gott wollte es kämpfen, nur durch Gottes Beistand hoffte es den Sieg von seiner eigenen Kraftanstrengung.

Nie bis dahin zog wohl ein Heer aus, in welchem eine höhere geistige Bildung und ein größerer sittlicher Ernst zu finden gewesen, als das preußische, welches jetzt zum Kampfe eilte. Denn die edelsten und gebildetsten Jünglinge und Männer des

Landes befanden sich darunter. Damit aber auch durch ein äußeres Zeichen das Andenken an das große Streben des preußischen Volkes erhalten werde, stiftete der König den Orden des eisernen Kreuzes, womit diejenigen Kämpfer, welche durch die tapfersten Thaten im heiligen Kriege sich hervorthun würden, geziert werden sollten.

Auch Napoleon betrieb mit aller möglichen Anstrengung die Rüstung zum neuen Kriege. Ein Meister in der bösen Kunst, durch Lügenworte die Herzen der Menschen zu bestricken, wußte er den ungeheuern Verlust, den er in Rußland erlitten, seinem Volke zum Theil zu verbergen und dasselbe für neue, unermeßliche Opfer geneigt zu machen. Gegen Frost und Hunger meinte er, habe er nicht kämpfen können, wo aber ein Feind mit Fleisch und Blut ihm gegenübertrete in offener Feldschlacht, da gedächte er, nach wie vor den Sieg leicht zu erringen. 530,000 Mann ließ er ausheben und in den Waffen üben, und bald stand er wieder eben so furchtbar gerüstet, als vor einem Jahre, bereit, den neuen Kampf zu beginnen. Als er aber des Preußenkönigs Kriegserklärung erhielt, da schwur er im grimmigen Zorne, das Haus Brandenburg solle aufgehört haben zu herrschen und der Name Preußen ausgestrichen werden aus der Reihe selbstständiger Völker. Bedenkt man nun, daß außer der neugeworbenen Kriegsmacht seines Landes, außer den Heerhaufen, die er in Italien, Spanien und Deutschland noch stehen hatte, auch noch die Fürsten des Rheinbundes ihm ihre Hilfsschaaren zusenden mußten, so wird man ermessen können, wie groß unseres Vaterlandes Gefahr und wie hochherzig und kühn der Entschluß, ihr muthig entgegenzutreten, gewesen sei, da es außer Rußland, welches durch den Krieg nicht wenig gelitten, und England, welches noch in Spanien und zur See zu sehr beschäftigt war, um bedeutende Hilfe zu leisten, keine Bundesgenossen zählte. Bald trat zwar auch Schweden, das schon seit einiger Zeit sich von Frankreich entfernt hatte, zu den Verbündeten über; das menschenarme Land stellte aber nur 24,000 Krieger auf den Kampfplatze.

Inzwischen hatten die blutigen Auftritte des Krieges in Deutschland ihren Anfang genommen. In Magdeburg stand Napoleons Stiefsohn, Eugen, der Vicekönig von Italien, mit einem beträchtlichen Heerhaufen, welchen er aus den Ueberbleibseln des großen Heeres und einigen anderen Schaaren gesammelt, um den Verbündeten den Eintritt in das Sachsenland zu wehren, die Ostseeküste von Pommern und Mecklenburg hielt der französische Feldherr Morand besetzt, um zugleich das nördliche Deutsch-

land in Gehorsam zu erhalten. Auf die Nachricht, daß die russischen Feldherren Tettenborn und Czernitscheff mit ihren leichten Reitern nahe herbeizogen, eilte Morand, um Hamburg zu erreichen und diese wichtige Stadt seinem Kaiser zu erhalten. Aber schnell wie ein Sturmwind waren die Russen hinter ihm drein, ließen ihm keine Rast noch Ruhe und zwangen ihn, über die Elbe nach Lüneburg zu weichen. Dorthin verfolgte ihn Dörnberg*) mit seinen Schaaren und erstürmte, trotz der Franzosen muthigem Widerstande, die Stadt. Der feindliche Anführer selbst blieb im Gefechte, und seine Krieger wurden theils gefangen, theils niedergehauen. Mit dieser Waffenthat ward der 2. April rühmlich bezeichnet. Die Norddeutschen aber, deren Heimath Napoleon von dem gemeinsamen Vaterlande losgerissen und mit Frankreich vereinigt hatte, vernahmen mit unglaublichem Jubel die frohe Botschaft, daß die Stunde der Errettung und Befreiung endlich geschlagen. Vorzüglich frohlockten die Bürger der alten Hansastädte Hamburg, Lübeck und Bremen. Denn ganz unerträglich war die Knechtschaft gewesen, unter der sie geschmachtet und wodurch der französische Zwingherr Freiheitsliebe und Muth in ihrem Busen zu ersticken getrachtet. Unglaublich war jetzt die freudige Begeisterung, mit welcher sie die Retter begrüßten. Auch sie suchten ihre Waffen hervor und halfen ihre heimathlichen Mauern von den verhaßten Fremdlingen reinigen. Auch rüsteten sie eine Heerschaar aus, die zu den Verbündeten sich gesellen und den gemeinsamen Feind bekämpfen helfen sollte. Von den Fürsten des nördlichen Deutschlands aber erhob sich zuerst der Herzog von Mecklenburg-Strelitz und bewaffnete seinen Arm für die große Sache des gemeinsamen Vaterlandes, indem er sprach: „er werde sich, mit Gottes Hilfe, der Ehre werth zeigen, ein deutscher Fürst zu sein."

Zu derselben Zeit fand auch der preußische Muth Gelegenheit, mit dem Feinde den ersten Waffengang in diesem Kriege zu halten. Der Vicekönig Eugen wollte nämlich mit einer kühnen That den neuen Feldzug beginnen. Er gedachte, wenn es ihm gelänge, Berlin zu überraschen und in seine Gewalt zu bringen, so würde das preußische Volk, von Schrecken überwältigt, vielleicht in seiner Begeisterung erkalten. Darum brach er mit 37,000 Kriegern von Magdeburg auf und zog geradesweges gegen Preußens Hauptstadt, denn er hoffte nur geringen Widerstand auf seinem Zuge zu finden. Aber die preußischen Feld-

*) Derselbe, welcher im Jahre 1809 nach England floh. Er war später in russische Dienste getreten.

herren Bülow und York und der Russe Wittgenstein verdarben ihm seinen Plan. Schnell sammelten sie so viele Heerhaufen, als es in der Eile möglich war, und stellten sich dem Feinde bei Möckern entgegen. Hier ward am 5. April die erste Freiheitsschlacht gefochten, und die jungen preußischen Krieger, die hier zum ersten Male ihre Waffen mit Feindesblut netzten, zeigten klar, daß ihr Heldenmuth und ihre Kraft ihrer Begeisterung gleich waren. Eugen aber mußte sich mit großem Verluste wieder nach Magdeburg zurückziehen.

Bald darauf drangen die Befreier in das Sachsenland ein und säuberten es, bis auf die Festungen, vom Feinde. Auch das Sachsenland jubelte laut, wohin sie kamen, zumal die Bewohner Dresdens, und hätte es in ihrer Wahl gestanden: — die Sachsen würden nicht gezaudert haben, ihre Schwerter für Deutschlands Freiheit zu ziehn. Aber Friedrich August, ihr König, war andern Sinnes. Er hatte sich aus seiner Hauptstadt fort nach Prag in Böhmen begeben und bis jetzt alle Aufforderungen der verbündeten Fürsten, zur gemeinsamen Sache frisch überzutreten, wenn auch nicht geradezu abgewiesen, doch mit unbestimmten Antworten erwidert. Denn er fürchtete die schwere Rache, welche Napoleon an ihm und seinem Lande nehmen dürfte, wofern die Waffen der Verbündeten nicht entscheidend siegten. Und diese Furcht war nicht ohne Grund, weil Sachsen zunächst der Schauplatz des Kampfes werden mußte.

Inzwischen erschien auch der französische Kaiser mit seinen neuen Heerschaaren im Felde. Am 25. April kam er selber in Erfurt an und rückte ungesäumt gegen die Saale vor. Die kleinen Haufen der Preußen und Russen zogen sich nach einigen unbedeutenden Gefechten über den Fluß, nach ihrem Hauptheere zurück, und Alles erwartete eine große Schlacht. Napoleon drang nun, unter immerwährenden kleinen Kämpfen, über die Saale und nahm seine Richtung gegen Leipzig, wo er seine ganze Kraft sammeln und die Verbündeten womöglich mit einem Schlage vernichten wollte. Aber die Verbündeten merkten seine Absicht und eilten ihm zuvorzukommen. Sie standen unter dem Oberbefehle des russischen Heerführers, Grafen Wittgenstein, bei dem Städtchen Pegau an der Elster, die Preußen geführt von ihren Feldherren Blücher, York und Kleist. Auch Alexander und Friedrich Wilhelm befanden sich mitten unter ihren Kriegern. — Als nun Napoleon von Lützen, wo er selber sein Nachtlager gehalten, am Morgen des 2. Mai aufbrach, um nach Leipzig zu ziehn, — da gebot ihm der Donner des preußischen und russischen Geschützes urplötzlich Halt. Obwohl

viel schwächer an Zahl, griffen die Verbündeten mit Heldenmuth den bei weitem überlegenen Feind an. Es waren dieselben Felder, wo der edle Gustav Adolf einst für des freien Glaubens Rettung gekämpft und geblutet. Napoleons kühnster Feldherr, der Marschall Ney, hielt mit seinen Schaaren eine Menge Dörfer besetzt, unter welchen Groß-Görschen dieser Schlacht den Namen gegeben hat. Gegen diese Dörfer vor drangen mit tapferm Ungestüme die verbündeten Krieger, und bald wüthete weit und breit der mörderische Kampf. Dem alten Blücher mit seinen Preußen gelang es zuerst den Feind mit stürmender Hand aus Groß-Görschen zu vertreiben. Hier war es, wo von einer Anhöhe herab Preußens König und Rußlands Kaiser den Thaten ihrer Krieger zuschauten, die unter den Augen ihrer Herrscher kämpfend, weder Tod noch Wunden scheuten. Schon waren die meisten Dörfer erstürmt, schon wich der Feind allenthalben zurück, und ein vollständiger Sieg schien die tapfern Fechter für Vaterland und Freiheit belohnen zu wollen, — als Napoleon, der gewaltige Kriegsfürst, selber mit seinen besten Schaaren auf dem blutigen Wahlplatze eintraf. Sofort entbrannte der Kampf in erneuter Wuth. Unbekümmert um die todbringenden Kugeln, die rechts und links neben ihm ihre Beute suchten und drohend ihn umsausten, sprengte der französische Kaiser durch die Reihen seiner Krieger und entflammte durch sein Beispiel und seine Worte ihren Muth und ihren Ehrgeiz. Sie fochten wie die Löwen, aber sie hatten es mit Gegnern zu thun, die in höchster Begeisterung für Freiheit und Vaterland stritten. Da zeigten die preußischen Jünglinge, die freiwillig den Fahnen ihres Königs folgten, daß nicht eine lange und peinliche Uebung in den Waffen, sondern vielmehr der feste Vorsatz zu siegen oder zu sterben, den nur die Liebe zu Vaterland und König hervorbringen kann, dem Krieger entscheidenden Werth gebe. Nicht der Feinde Ueberzahl, noch seine todbrüllenden Feuerschlünde konnten ihren Muth beugen oder schwächen. Wo es dem Feinde gelang, ein erobertes Dorf wieder zu gewinnen, da wandten die vertriebenen Preußen und Russen sogleich wieder um und schritten von Neuem zum Sturme. Oft ward Mann gegen Mann gefochten mit Schwert, Kolben und Flintenspieß, — jedes Haus ward zur Festung gemacht und jeder Schritt mit Blut bezeichnet. Ueber die Leichenhügel ihrer Waffenbrüder kletterten die unerschrockenen Preußen fort, während das stromweise fließende Blut den Boden schlüpfrig und ihre Tritte unsicher machte. Jetzt vereinigten sich die Verbündeten zur höchsten Kraftanstrengung und stürmten mit Macht des Feindes Hauptstellung. Und diesem Angriffe vermochten die Franzosen nicht

zu widerstehen. Reihenweise warfen sie ihre Gewehre von sich und flohen. Das sah Napoleon mit unmuthvoller Seele, und schnell erfand sein kluger Feldherrngeist ein Mittel zur Rettung. Auf einem Fleck ließ er 60 Geschütze zusammenfahren, und die furchtbaren Feuerschlünde spieen Tod und Verderben in die tapfern Reihen der Verbündeten. Da wurden Hunderte mit zerrissenen Gliedern niedergestreckt, und alle menschliche Tapferkeit schien gegen die ehernen Rachen vergeblich zu sein. Zu gleicher Zeit langte frisches französisches Volk auf dem Kampfplatze an und drang mit seiner ungeschwächten Kraft auf die ermüdeten russischen Krieger ein. So furchtbar bedrängt, mußten die Verbündeten zurückweichen. Sie wichen, — aber sie flohen nicht. Unaufhörlich kämpfend und in der vollkommensten Ordnung, ohne ein einziges Geschütz oder eine Fahne einzubüßen, gingen sie langsam, Schritt vor Schritt, zurück, bis das Dunkel der Nacht dem mörderischen Gefechte Einhalt gebot. Die Franzosen konnten sich so wenig des Sieges rühmen, daß sie nicht einmal die Stellung wieder gewonnen hatten, die sie beim Beginne der Schlacht einnahmen, und Napoleon ließ sein Heer die ganze Nacht hindurch in Schlachtordnung aufgestellt bleiben, weil ihm nichts gewisser schien, als daß der nächste Morgen den blutigen Kampf erneuen würde. Er hatte den neuerwachten preußischen Muth nun selber kennen gelernt, und in seiner stolzen Seele mochten sich wohl schon einige Zweifel regen, ob es möglich sein dürfte, den preußischen Namen aus der Reihe selbstständiger Völker auszustreichen, wie er gedroht. Auch sollte noch diese Nacht ihm beweisen, wie wenig die Verbündeten sich für geschlagen hielten und wie frisch noch ihr Muth sei. Denn gerade los auf den Ort, wo der Kaiser selbst hinter den Vierecken seiner Garden hielt, stürmte eine preußische Reiterschaar unter Blücher zum nächtlichen Angriffe herbei, und nur seiner Krieger Wachsamkeit und überlegener Macht mochte er es verdanken, daß er der nahen Gefangenschaft entging.

Die Begeisterung des preußischen Volkes hatte sich in dieser heißen Schlacht herrlich bewährt, und wenn es ihr auch nicht gelungen war den Feind zu besiegen, so verdiente doch die unglaubliche Tapferkeit, womit 54,000 Preußen und Russen den mörderischen Angriffen von 68,000 Franzosen von ihrem großen Kriegsfürsten angeführt, widerstanden hatten, die höchste Bewunderung. Die Begeisterung der preußischen Jünglinge war so groß, daß selbst die Verwundeten sich noch für stark genug hielten, ferner mitzufechten, so lange ihr Herz noch frisch und lebendig schlage. Manches theure Opfer hatte der blutige Tag dahingerafft; und viele waren verwundet, unter diesen auch Blücher und Scharnhorst.

Die beiden verbündeten Herrscher aber erwogen, wie die Anzahl ihrer Krieger noch zu gering und durch die Anstrengung des Kampfes viel zu erschöpft sei, um den Feind von Neuem anzugreifen, und beschlossen daher bis über die Spree zurückzugehen, wo sie zwischen Bautzen, Horchkirch und Wurschen eine feste Stellung nehmen und von dort aus mit leichter Mühe ihr Heer beträchtlich verstärken konnten, da noch immerfort neue Kämpfer aus Preußen und Rußland herbeiströmten. Deßhalb führten sie ihre Schaaren über die Elbe zurück und überließen das Sachsenland dem Feinde. Am 8. Mai hielt Napoleon seinen Einzug in Dresden und forderte von dort aus, in gebietendem Tone, den sächsischen König auf in seine Hauptstadt zurückzukehren und sein Heer mit dem französischen zu vereinigen. Friedrich August gehorchte, und die wackern Sachsen mußten, dem Gebote ihres Fürsten gemäß, ihre Schwerter noch einmal für die ungerechte Sache ziehn. Die Franzosen aber hausten nicht wie Bundesgenossen, sondern wie grausame Feinde in dem hartgeplagten Sachsenlande. Sie verbrannten Dörfer und Städte, plünderten und verheerten das Land weit und breit.

Indessen säumte Napoleon nicht, die Verbündeten eifrig zu verfolgen. Zwei seiner Feldherren, Ney und Lauriston, sandte er voraus, um das Bundesheer in der rechten Seite und womöglich im Rücken zu bedrohen, während er selber den Angriff auf des Feindes Stirne übernehmen wollte. Zwar stellten sich Russen und Preußen unter Barklay de Tolly und Kleist dem Marschall Ney entgegen und vernichteten ihm eine Heeresabtheilung von 9000 Mann; seine Hauptabsicht aber konnten sie doch nicht vereiteln, da er ihnen an Zahl beträchtlich überlegen war.

Am 20. Mai erreichte Napoleon das Heer der Verbündeten, das sich bei Bautzen ihm entgegengestellt, um ihm den Uebergang über die Spree zu wehren. Mit wüthender Heftigkeit griff er an, und da er bei seinen Plänen niemals Rücksicht darauf zu nehmen pflegte, wie viele Menschenleben sie kosteten, so gelang es ihm endlich, nachdem er viele Tausende seiner Krieger geopfert, das rechte Ufer des Flusses zu gewinnen. Die Preußen und Russen aber zogen sich in ihre Hauptstellungen zwischen Hochkirch und Wurschen zurück und erwarteten hier den neuen Angriff des Feindes. Und Napoleon ließ nicht auf sich warten. Schon am nächsten Morgen (am 21. Mai) erneute er den Kampf. Bis zum Mittage kam es zu keinem Angriffe in der Nähe. Nur aus der Ferne beschossen sich die beiden Heere. Denn der Franzosenkaiser wollte abwarten, bis sein Feldherr Ney einen festen Ort im Rücken der Verbündeten besetzt haben würde. Auch drängte

der französische Marschall den Russen Barklay de Tolly, der ihm entgegenstand, zurück. Aber der alte Blücher, den seine Wunde nicht abhalten konnte an dem Kampfe Theil zu nehmen, schickte dem russischen Feldherrn den tapfern Kleist mit preußischen Heerhaufen zur Hilfe, und diesen gelang es, die Franzosen wieder zurückzutreiben. Da ließ Napoleon wie bei Lützen abermals eine Menge Geschütze auf einen Fleck zusammenfahren, stellte einen seiner besten Feldherrn, den Marschall Soult, an die Spitze seines tapfersten Fußvolks und gebot ihm, die Höhen von Kreckwitz und Klein-Bautzen zu erstürmen, wo die Preußen ihre Hauptstellung genommen hatten. Jetzt erhob sich ein mörderischer Kampf in der Nähe. Mit unerschütterlichem Heldenmuthe vertheidigten sich die Preußen, — aber des Feindes Uebermacht war zu groß, — sie mußten ihm, nach dem rühmlichsten Widerstande, endlich die blutigen, mit Leichen besäten Höhen überlassen. Jetzt blieb den Verbündeten keine andere Wahl übrig, als die verlorenen Höhen mit ihrer ganzen Kraft von Neuem zu erstürmen, oder den Kampf abzubrechen. Friedrich Wilhelm und Alexander erwählten das Letztere, weil sie das Leben ihrer tapfern Krieger in dem ungleichen Kampfe nicht schonungslos hinopfern wollten. Ohne besiegt zu sein, befahlen sie den Rückzug, so ungern ihre muthigen Schaaren auch gehorchten. In der größten Ordnung und ohne Verlust verließ das Bundesheer um 3 Uhr Nachmittag das Schlachtfeld, und die französischen Schaaren, welche auf ihres Kaisers Geheiß es wagen wollten, die Abziehenden zu beunruhigen, wurden blutig zurückgewiesen. Den Franzosen war das Schlachtfeld überlassen worden, sie hatten es aber mit einem Verluste von 20,000 Mann erkaufen müssen, während man auf der andern Seite nur 12,000 Todte zählte.

Unter beständigen, kleinen Gefechten, die mit wechselndem Glücke geführt wurden, zogen sich die Heere der Verbündeten immer tiefer nach Schlesien zurück, und Napoleon folgte ihnen Schritt vor Schritt. Schon war auch Breslau in seiner Gewalt, als er sich zu einem Waffenstillstande geneigt finden ließ, der, am 4. Juni abgeschlossen, beiden Theilen eine Erholung von sechs Wochen gönnen sollte. Die Kämpfe im Maimonat mußten dem französischen Kaiser viel gekostet haben, daß er auf einen solchen Vertrag einging, obwohl er sich bis jetzt noch immer im Vortheil befunden. — Denn außerdem, daß er die Verbündeten von der Elbe bis gegen die Oder zurückgedrängt, war auch Hamburg wieder in seine Hände gerathen. Das Schicksal dieser wichtigen Stadt war bedauernswerth. Sie fiel, als ein Opfer unseliger Eifersucht zwischen den Herrschern Schwedens

und Dänemarks, in die Gewalt des Feindes, und mußte die Freude, womit sie die Verkündigung der nahen Freiheit aufgenommen, und die Begeisterung, mit welcher ihre Bürger sich bereitet hatten, die Mauern ihrer Heimath selbst zu vertheidigen, sehr hart büßen. Der übermüthige Feind, — jetzt noch übermüthiger und grausamer, da er sah, wie man seine Herrschaft allenthalben los zu werden trachtete, — mißhandelte die Bürger auf das Empörendste, zwang selbst die angesehensten unter ihnen zu gemeiner Schanzarbeit und legte der Stadt eine so ungeheure Brandschatzung auf, daß sie selbst mit den größten Erpressungen nicht zu erschwingen war. — Napoleon aber hoffte wohl im Waffenstillstande entweder die Bundesfürsten durch seine alten, lügnerischen Redekünste zu trennen, oder wenn dieß mißlang, durch die Herbeiziehung neuer Verstärkungen sich eine furchtbare Ueberlegenheit über sie zu verschaffen. Friedrich Wilhelm und Alexander dagegen wünschten den Waffenstillstand darum, weil auch sie neue Verstärkungen an sich ziehen und womöglich neue Bundesgenossen werben wollten.

Unbeschreiblich groß war indessen der Unmuth, den die Nachricht von dem Stillstande der Waffen in unserm Vaterlande erzeugte. Mit welcher gespannten Erwartung hatte man jeder Kunde von dem Schauplatze des Krieges entgegengelauscht! mit welcher freudigen Begeisterung war jeder Bericht von der muthigen Tapferkeit der treuen Vaterlandsvertheidiger aufgenommen! wie eifrig hatte man fortgefahren zu rüsten und zu opfern, was ein jeder nur konnte, und wie fest stand die Ueberzeugung, die gute Sache müsse doch endlich siegen, wenn man nur getrost fortkämpfen wolle! — Gott könne, Gott werde uns nicht erliegen lassen! — Und jetzt hieß es: der Waffenstillstand könne wohl zu einem Frieden führen, ohne daß die Macht des Unterdrückers für immer gebrochen sei. Aber Friedrich Wilhelm beruhigte bald sein Volk durch eine Erklärung, worin er versicherte, die kurze Waffenruhe sei nur angenommen, um neue Kraft zu sammeln. Da traute das Volk freudig und gerne dem königlichen Worte seines Herrschers, und gläubige Hoffnung kehrte beruhigend in alle Herzen zurück, und verdoppelt ward jede Anstrengung zu des Vaterlandes Rettung.

Inzwischen sollte der Waffenstillstand dem Vaterlande noch zwei harte Wunden schlagen. Der wackere Lützow nämlich hatte mit der Erlaubniß seines Königs eine Freischaar muthiger Helden aus allen Gauen des großen, deutschen Vaterlandes zum Freiheitskampfe um sich gesammelt. Die schwarze Schaar wurde sie genannt von ihrer schwarzen Kriegstracht, und hatte ihren Namen

durch kühne Streifzüge im Rücken des Feindes weit und breit bekannt gemacht. Auch jetzt, da der Waffenstillstand abgeschlossen ward, tummelten sie sich jenseits der Elbe im Rücken des französischen Heeres herum. Nun aber sollten sie, dem Vertrage des Waffenstillstandes gemäß, bis zum 12. Juni auf das diesseitige Ufer der Elbe zurückgekehrt sein. Doch erst am 14ten Juni ward Lützow hievon benachrichtigt, und es war also unmöglich, dieser Bedingung nachzukommen. Da freute sich Napoleons rachsüchtiges Gemüth, einen Vorwand gefunden zu haben, „die Räuber," wie er sie nannte, vernichten zu können. Auf sein Geheiß mußte ein Reitergeschwader, das dazu bestimmt war, die Lützowsche Schaar sicher zu geleiten, einen heimtückischen und meuchelmörderischen Anfall auf die deutschen Krieger machen, als diese am Abend des 17. Juni, keine Gefahr ahnend, an dem Dorfe Kitzen, in der Nähe von Leipzig, vorüberzogen. Ein großer Theil der wackern Männer wurde niedergehauen, die übrigen zerstreut und versprengt. Wer sich gerettet hatte, sammelte sich indessen späterhin wieder zu seinem Hauptmann, und noch mancher neue Kampfgenosse trat hinzu, so daß Napoleon das bittere Aergerniß erleben mußte, nach der Wiedereröffnung des Feldzuges diese Freischaar, die er gänzlich vernichtet glaubte, gleichsam von den Todten auferstanden zu sehen. Unter denen, die in dem Ueberfalle bei Kitzen verwundet wurden, befand sich auch der unvergeßliche Dichter Theodor Körner. Dieser edle deutsche Jüngling verließ sein ruhiges Glück in Wien, wo er geliebt und geachtet lebte, um unter Preußens Fahnen für Deutschlands große Sache mitzufechten. Er entging dießmal noch dem Tode und der Gefangenschaft, aber nur, um wenige Wochen darauf, als die Waffen wieder kriegerisch erklangen, den schönen Tod für das Vaterland zu sterben. Er fiel am 30. August in einem Gefechte zwischen Gadebusch und Schwerin. Durch das rühmliche Beispiel, womit er allen deutschen Jünglingen voranging, indem er sein Glück und sein Leben dem Vaterlande zum Opfer brachte, und durch seine herrlichen Kriegslieder, die mit dem Feuer ihrer heiligen Begeisterung auch wohl noch späte Enkel entzünden und ihnen das großartige Treiben jener Zeit bekunden werden, hat er nicht wenig für des Vaterlandes Rettung beigetragen. Und das dankbare Vaterland hat „dem treuen Todten" ein schönes Denkmal gestiftet. Unter dem Schatten einer alten, stolzen Eiche erblickt man auf hohem Fußgestell eine Leier und ein Schwert aus Eisenguß, zum Zeichen, daß dort die Asche eines Helden und Sängers ruhe. Der Baum aber heißt: „Körners Eiche."

Nicht weniger schmerzhaft für das Vaterland war in dieser

Zeit der Tod Scharnhorsts. Dieser herrliche, deutsche Mann, der durch sein ruhiges und besonnenes Walten und Schaffen unendlich viel für das Emporblühen einer bessern Zukunft in Deutschland gewirkt, und der vor Allen würdig gewesen wäre, den freudigen Ausgang des großen Kampfes zu erleben, starb am 28. Juni zu Prag an der Wunde, die er in der Lützner Schlacht erhalten. Er hatte sich nach Böhmens Hauptstadt bringen lassen, um noch sterbend seinem Vaterlande dadurch zu nützen, daß er den Kaiser von Oesterreich für die gemeinsame deutsche Sache zu gewinnen suchte. Und wohl mögen seine klugen, kräftigen Vorstellungen nicht wenig dazu beigetragen haben, den Entschluß des Kaisers zu beschleunigen. Denn nachdem dieser sich eine Zeit lang vergeblich bemüht, einen billigen Frieden zu vermitteln, und nachdem alle seine wohlgemeinten Vorschläge von dem trotzigen Starrsinn seines übermächtigen Schwiegersohnes zurückgewiesen worden, da bedachte er sich nicht länger, auch Oesterreichs Banner für die Freiheit Deutschlands zu entfalten (12. August). Er trat nach den Verhandlungen zu Reichenbach auf die Seite der Verbündeten und erklärte Frankreich den Krieg, und dieser Entschluß war um so hochherziger, da er sich weder durch die Bande des Blutes, die ihn an den Unterdrücker knüpften, noch durch das lockende Anerbieten Napoleons, ihm Schlesien zu schenken, wenn er ihm beistehen wollte, um Preußen zu zertreten, davon abbringen ließ.

Durch Oesterreichs Beitritt hatte die gute Sache ein bedeutendes Uebergewicht erhalten. Denn Oesterreichs Adler führte ihr 200,000 Streiter zu, so daß die Verbündeten jetzt nahe an 500,000 Krieger in das Feld stellen konnten. Aber auch Napoleon hatte wieder 350,000 Mann bewegliches Kriegsvolk um sich gesammelt, und außerdem stand ein bairisches Heer von dreißigtausend Streitern an Oesterreichs Grenzen zu seinem Dienste bereit, und an Italiens Grenze noch 60,000 andere, so daß eine solche Macht, von einem solchen Feldherrn geführt, noch immer furchtbar und gefahrdrohend genug erschien.

Indessen lief der Waffenstillstand zu Ende und die Heere rückten in das Feld. Die Schaaren der Verbündeten waren in drei Hauptheere getheilt, von denen jedes einzelne aus den Streitern der verschiedenen vereinten Mächte gemischt war. Das eine hatte zum Oberfeldherrn Bernadotte, den Kronerben von Schweden, Karl Johann, der einst ein Heerführer Napoleons gewesen. Bei diesem Heere befanden sich die Preußen unter Bülow und Tauenzien. Es ward das Nordheer genannt und sollte die Mark Brandenburg beschützen. Das zweite, dem die Vertheidi-

gung Schlesiens anvertraut war, wurde von dem alten Blücher geführt, welchem Gneisenau als Rathgeber zur Seite stand, und unter ihm befehligte York die Preußen. Das Hauptheer endlich stand in Böhmen unter dem Oberbefehle des österreichischen Feldmarschalls, Fürsten von Schwarzenberg. Dieß bestand fast gänzlich aus Oesterreichern, und nur wenige Russen und Preußen, die letzteren von Kleist geführt, befanden sich darunter. Bei dem Hauptheer waren die drei verbündeten Monarchen, Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm.

Napoleon hatte den Plan zum Feldzuge klug entworfen. Während er einen seiner Feldherrn mit 40,000 Mann am Eingange der böhmischen Gebirge aufstellte, um das Hauptheer der Verbündeten nicht herauszulassen, und einem andern mit achtzigtausend Kriegern den Auftrag ertheilte, in Eile gegen Berlin vorzudringen und es zu besetzen, wollte er selber mit seiner Hauptmacht gegen den alten Blücher los, um diesen lästigen Feind zuerst aus dem Felde zu schlagen, und es dann mit den andern eben so zu machen. Dieser Plan ward auch ohne Verzug ins Werk gesetzt. Aber kaum merkte Blücher, daß er es mit der Hauptmacht Napoleons zu thun habe, der sein kleines Heer bei weitem nicht gewachsen war, so vermied er sorgfältig eine große Schlacht und zog sich behutsam zurück. Gerne wäre ihm Napoleon gefolgt und hätte ihn zum ungleichen Kampfe gezwungen, aber ihm kam aus Sachsen die unangenehme Nachricht, daß das große Heer von Böhmens Gebirgen herabgestiegen und gegen Dresden in vollem Anzuge sei. Da stand er selber von der Verfolgung Blüchers ab und eilte an der Spitze seiner besten Krieger nach Dresden, während er seinen Marschall Macdonald dem preußischen Feldherrn mit 80,000 Mann gegenüberließ.

Indessen befand sich auch der Marschall Oudinot, nach seines Kaisers Geheiß, auf dem Wege nach Berlin. Und so nahe war er bereits der Hauptstadt gekommen, daß ihn nur noch wenige Meilen davon trennten und er mit großer Sicherheit hoffte, am nächsten Tage seinen Einzug dort zu halten. Die Bewohner Berlins waren voll Angst und banger Besorgniß, denn sie konnten leicht ermessen, daß ihr Schicksal hart sein dürfte, wenn dem Franzosen sein Vorhaben gelang. Die wackern Beschützer der Hauptstadt aber schlummerten nicht. Der Kronerbe von Schweden wollte die Stadt preisgeben, aber ehe noch der Rückzug angetreten wurde, griffen die Franzosen an. Tauenzien schlug bei Blankenfelde den Angriff des überlegenen Feindes zurück, und Bülow führte seine tapfern Schaaren im Sturmschritte gegen das Dorf Groß-Beeren, das vom Feinde stark

besetzt war. Es war am 23. August, an demselben Tage, da Napoleon von Schlesien aufbrach, um sich nach Sachsen zu wenden, als dieß Alles vorging. Die Sonne war schon ziemlich tief gegen Westen herabgesunken, schwarzes Gewölk umzog den Himmel und stromweise stürzte der Regen herab, als die stürmenden Preußen gegen Groß-Beeren vorschritten. Ein lautes freudiges Hurrah! erschallt, die Kanonen donnern dazu, und mit allbezwingendem Ungestüme stürzt Reiter und Fußvolk auf den Feind. Die nassen Gewehre versagen das Feuer, aber die kräftigen Landwehrmänner verschmähen es, mit dem Flintenspieße anzugreifen, sie drehen ihre Waffe um und schlagen gewaltig mit dem Kolben drein, nach Art der uralten Preußenhelden. Solcher Kampf schien ihnen männlicher und wirksamer. „So flutscht et bäter!" sollen sie in ihrer plattdeutschen Mundart sich zugerufen haben, und seitdem wurde es bei den Franzosen Kommandowort: flouchez donc! Auch zeigte sich die Wirksamkeit ihrer Kraftanstrengung bald. Der Feind vermochte ihrem Ungestüme nicht zu widerstehen und entfloh in großer Unordnung aus dem Dorfe. Aufgelöst und zersprengt zerstreute sich ein großer Theil des französischen Heeres und suchte seinen Schutz in dem nahen Walde. Der französische Marschall aber fand es nicht für rathsam, sich in eine größere Schlacht einzulassen, sondern führte seine Heerhaufen mit vieler Hast über die Elbe zurück. Berlin war gerettet und groß der Jubel in der angstbefreiten Stadt. Hinaus auf das blutige Schlachtfeld zogen die erfreuten Bewohner der Hauptstadt, um ihren tapfern Beschützern zu danken und sie mit Trank und Speise reichlich zu erquicken nach so heißer Arbeit, um die Verwundeten in ihre Mauern zu holen und durch sorgsame Pflege die treue Tapferkeit der Helden zu vergelten.

Drei Tage später hielt auch Blücher einen ernsten Waffengang mit dem Marschall Macdonald. Kaum hatte Blücher gemerkt, daß er es jetzt nur mit einem Feinde zu thun habe, dem er an Menschenzahl gleichkam, so eilte er ihm unerschrocken entgegen. Er fand die Franzosen am 26. August in nicht gar weiter Entfernung von Liegnitz, als sie eben damit beschäftigt waren, zwischen den Dörfern Groitsch und Brechtelshof über die Katzbach zu setzen. Das furchtbare Regenwetter dauerte noch immer fort. Die feuchten grauen Nebelwolken schienen unmittelbar auf der Erde zu ruhen, und der durchnäßte Boden glich einem Sumpfe. Schäumend brauste die wüthende Katzbach, zum reißenden Strome angeschwellt, durch ihre Thalschlucht hin, und die größeren Flüsse hatten ihre Fluthen über die Ufer hinausgerollt. So war die ganze Natur ein düsteres Bild des

Zornes, der sich jetzt in Blut und Tod entladen sollte. Einige Anhöhen verdeckten dem Feinde die Stärke des verbündeten Heeres, das, in Schlachtordnung gestellt, auf den Wink seines Feldherrn harrte. Blücher beobachtete den Feind, der seine Schaaren über die Katzbach ihm entgegenstellte. Plötzlich rief er: „Nun habe ich genug Franzosen herüber! Jetzt frisch vorwärts Kinder! Heute gilts! Dort steht der Feind, nun zeigt, daß ihr euern König und euer Vaterland liebt!“ So sprach der greise Held und durchritt die Reihen seiner Krieger. Und da war kein Herz, in dem die Worte nicht tief wiederhallten, die er gesprochen. Denn als er sein gern gehörtes „Vorwärts!“ ausrief, als er mit geschwungenem Säbel selbst an die Spitze seiner Reiter sich stellte, um in den Feind zu dringen — da blieb Niemand zurück. Es war eine Schlacht nach alter Heldenart. Denn nicht aus der Ferne mit Kugeln, sondern ganz in der Nähe mit Schwert und Spieß ward am meisten gestritten. Solchem freudigen Ungestüm vermochte der überraschte Feind nicht lange zu widerstehen. Er wandte sich zur Flucht. Doch die Flucht war ihm gleich verderblich wie der Kampf. Denn überall hatten die empörten Fluthen die Brücken zerstört, als ob auch die Ströme des Vaterlandes für seine Befreiung mitkämpfen wollten, und Tausende der Franzosen fanden den Tod in ihren Wogen. Die Sieger aber waren unermüdet hinter dem flüchtigen Feinde her. Ihre nassen Kleider gewährten ihnen keinen Schutz mehr gegen die kalte Witterung, beschwerlich war jeder Tritt auf dem durchweichten Boden, es fehlte ihnen sogar an Brod und Nahrung, aber weder Näsſe noch Hunger und Kälte oder die Mühe des Weges konnten ihren Siegeslauf hemmen. Es schien, als hätten die menschlichen Kräfte sich verdoppelt und verdreifacht, und sie rasteten nicht eher, als bis das große Heer der Feinde zerstreut und über Schlesiens Grenzen geflohen war. „Das Heer des Bobers ist nicht mehr!“ das war die Botschaft, die Napoleon empfing. 18,000 Gefangene, mehr als 100 Kanonen, zwei Adler und vier andere Siegeszeichen waren in den Händen der Sieger. — Der Feldherr spendete seinen tapfern Kriegern das verdiente Lob, und sie nannten ihn zur Erwiderung den Marschall Vorwärts.“ Auch der König ehrte Blüchers Verdienst, indem er ihn zum Feldmarschall erhob und ihn späterhin den Fürsten von Wahlstatt nannte. Denn die Probstei Wahlstatt liegt mitten auf dem rühmlichen Schlachtfelde an der Katzbach, und ist zur Erinnerung an den tapfern Schlesier Herzog Heinrich gestiftet, der dort 1241 im Kampfe gegen die heidnischen Mongolen fiel.

Der 26. August war ein sehr blutiger Tag. Denn auch

bei Dresden donnerte das Geschütz und raste das Toben der Schlacht. Erst den Abend zuvor hatten sich dort die verschiedenen Abtheilungen des großen böhmischen Heeres vereinigen können, weil das anhaltende Regenwetter die ohnedieß beschwerlichen Gebirgsstraßen fast gänzlich unwegsam machte und dadurch die Eile der verbündeten Krieger bedeutend hemmte. Dresden war von Napoleon zu einer Festung umgeschaffen worden, so wohl hatte er die Stadt verschanzen und mit allen nöthigen Vertheidigungsmitteln versehen lassen. Denn in ihr befanden sich seine besten Kriegsvorräthe, und sie sollte ihm zu einem festen Waffenplatze dienen. Darum war er auch so eilend aus Schlesien aufgebrochen, als er die Kunde erhielt, daß die Verbündeten seine aufgestellte Hut an den böhmischen Gebirgen zurückgedrängt hätten und gegen Dresden im Anzuge wären. Und so schnell war seine Hast, daß er schon am Morgen des 26. August, da man ihn noch allgemein tief in Schlesien glaubte, in Sachsens Hauptstadt einzog. Ihm nach zogen unabsehbare Schaaren seiner Krieger, und er bereitete Alles zu einer großen Schlacht. Um 4 Uhr Nachmittag aber unternahmen die Verbündeten, in sechs große Angriffsschaaren getheilt, den Sturm gegen die französischen Verschanzungen. Muthig drangen sie gegen die Batterien vorwärts, aber an diesen festen Wällen scheiterte jede menschliche Anstrengung, und sie mußten, als der Abend hereinbrach, in ihre alte Stellung zurückkehren. Der nächste Morgen erneuerte das Gefecht. Indessen konnte das Bundesheer, das von der Mühe des beschwerlichen Weges erschöpft, schon tagelang der Nahrung entbehrt hatte und von Hunger und Nässe abgemattet war, des Feindes heftigem Angriffe dießmal nicht widerstehen. Die Oesterreicher auf dem linken Flügel wurden mit Uebermacht durch den König von Neapel angegriffen, und mußten sich nach herzhaftem Widerstande dem Feinde ergeben. — Dieser Verlust und der gänzliche Mangel an Lebensmitteln bewog die verbündeten Fürsten ihre Schaaren wieder nach Böhmen zurückzuführen.

Napoleon wollte die Feinde nicht ruhig ziehen lassen. Die Vernichtung des ganzen Heeres war seine Absicht, und mit seinen besten Kriegern sandte er den Feldherrn Vandamme, um die Verbündeten in den unwirthbaren Gebirgen von Böhmen einzuschließen, wo er ihnen dann eine harte Wahl zwischen dem Hungertode oder der Gefangenschaft bereiten sollte. Und wahrlich! wäre der französische Feldherr nicht auf eine Heldenschaar gestoßen, die der hochherzige Entschluß beseelte, für die Rettung ihrer Waffenbrüder sich dem Tode zu weihen; — der Plan zum

Verderben des großen Heeres hätte wohl gelingen mögen. (29ste Auguſt). Am Eingange des Teplitzer Thales fand Vandamme, der mit 30,000 auserleſenen Streitern daherzog, 8000 Ruſſen von der Garde des Kaiſers, die der tapfere Feldherr Oſtermann führte. Dieſe 8000 ſtellten ſich dem Feinde wie unüberſteigliche Felſen in den Weg. Bei ihnen befand ſich Preußens König, Friedrich Wilhelm, der durch ſein Beiſpiel und ſeine aufmunternden Worte den Muth der Krieger noch mehr erhob. Denn ſo ſchön und groß, und in den Beiſpielen der Geſchichte faſt nie geſehen, war die Einigkeit der verbündeten Völker, daß ſie ſich als ein Volk betrachteten, und daß ſie gern und willig auch andern, als ihren eigenen Feldherren gehorchten, wenn ſie nur zum Kampfe gegen den gemeinſamen Feind geführt wurden. Kaum hatte der Kampf einige Stunden gedauert, ſo lag die Hälfte der tapfern Ruſſenſchaar in ihrem Blute, und ſelbſt ihrem heldenherzigen Anführer hatte eine Kugel den Arm geraubt. Dennoch widerſtanden ſie mit der kühnſten Todesverachtung dem andrängenden Feinde. Denn Friedrich Wilhelm hatte ihnen geſagt, wie von ihrem Muthe und ihrer Entſchloſſenheit die Rettung ihres eigenen Kaiſers und des ganzen großen Bundesheeres abhinge. Da wollten ſie alle lieber ſterben, als den allverehrten Herrſcher in Feindes Hand gerathen und ihre Waffenbrüder verderben laſſen. Doch die Uebermacht würde ſich zuletzt über den Leichen

n Weg gebahnt haben, wenn nicht zum
rreichiſche Reiterſchaaren ihnen zu Hilfe
lang es ihren vereinigten Kräften, den
, lang aufzuhalten. Aber das durfte
b a m m e mußte aus ſeiner feſten Stellung
m vertrieben werden, wenn das Heer
iter von ihm zu befürchten haben ſollte.
ilhelm am nächſten Morgen (am 30ſten
n. Fürchterlich verdoppelte der Wieder-
vänden den Donner der Schlacht. Die
ch mit dem kühnſten Heldenmuthe, und
are Höhe, worauf ſie ſtanden, machte
ege. Auch rechnete ihr Anführer Van-
e ſeiner Waffengefährten, die nur durch
m getrennt waren, und mit ungeduldig
te er oft nach der Gebirgsſtraße von
rer Ankunft entgegenſah. Schon ſtand
age, und noch war ihm kein Fuß breit
erſchallte es plötzlich in ſeinem Rücken
lſchlage. Es war der tapfere Kleiſt,

der einen kühnen Zug durch das Gebirge unternommen hatte und nun zur entscheidenden Stunde auf dem Wahlplatze ankam.*) Da entschwand für Vandamme jede fernere Aussicht auf Sieg, und er dachte auf nichts weiter, als auf Rettung. Mit verzweifeltem Ungestüme stürzten sich seine Schaaren den ankommenden Preußen entgegen, und wirklich gelang es einigen französischen Reiterhaufen, glücklich durchzubrechen. Die übrigen aber, — fast 10,000 an der Zahl, — mit sammt ihrem Feldherrn, mußten sich ergeben. Gefallen waren beinahe eben so viele, und das treffliche Heer hatte nun dasselbe Schicksal erlitten, welches den Verbündeten zugedacht war. Als aber der gefangene Vandamme nach Rußland abgeführt wurde, da zeigte sich allenthalben, wo er durchkam, wie ihn die Deutschen haßten, und nur mit vieler Mühe gelang es den Kriegern, die ihn geleiteten, die Mißhandlungen des Volkes von ihm abzuwehren, welches seinem gerechten Zorne Luft machen wollte. Denn Vandamme war einer der übermüthigsten und unerbittlichsten von den französischen Raubfeldherren gewesen, und es gab in den deutschen Landen fast keine Stadt, die seinen Namen nicht mit Abscheu nannte.

Die Freude dieses Sieges wurde noch erhöht durch die frohe Kunde der gewonnenen Schlachten von Großbeeren und an der Katzbach, die zu gleicher Zeit bei den verbündeten Fürsten eintrafen. Auch lief eben aus Spanien, wo der Engländer Wellington die Franzosen hart bedrängte, die erfreulichste Botschaft ein. Da sprach sich rührend und schön der Bundesfürsten frommes Gemüth aus, indem sie das glänzende Gelingen der Waffen dem Beistande des höchsten Weltenherrschers zuschrieben. Zu Teplitz ward am 3. September ein feierliches Dankfest gehalten, und die Herzen der tapfern Kriegsschaaren und ihrer Führer erhoben sich zu dem Allmächtigen, der ihren Armen bisher Kraft gegeben, für Vaterland und Freiheit so rühmlich zu fechten.

Napoleon, der auf diese Weise seinen wohlersonnenen Plan zum Feldzuge gänzlich mißlungen sah und selbst die empfindlichsten Verluste erlitten hatte, bot nun sein ganzes Nachdenken auf, um an einem andern Orte wieder Vortheile zu erringen. Noch immer schien ihm der Gedanke, sehr anlockend, Berlin in seine Gewalt zu bringen, denn die Hauptstadt sollte ihm als Geißel dienen. Darum gebot er dem Marschall Ney mit 80,000 Kriegern, von der Elbe aufzubrechen und gegen Berlin vorzurücken. Dieser bemühte sich, mit aller möglichen Klugheit

*) Von dieser That erhielt Kleist späterhin den Namen Graf Kleist von Nollendorf.

und Kühnheit den Auftrag seines Kaisers zu erfüllen. Durch künstliche Züge und Stellungen wußte er den schwedischen Kronerben zu täuschen und warf sich plötzlich mit seiner ganzen Kraft auf die Preußen, die unter Bülow und Tauenzien bei Dennewitz, nicht weit von Jüterbogk standen. Es waren ihrer nur halb so viele, als der französische Feldherr ihnen entgegen führte; dennoch zweifelten sie nicht, der feindlichen Uebermacht in offener Feldschlacht muthig entgegenzustehen, und der 6. September war abermals ein Ehrentag für die preußischen Waffen. Von beiden Seiten ward mit Todesverachtung und Erbitterung gefochten. Der feindliche Feldherr und seine Befehlshaber boten Alles auf, um den Sieg zu erringen. Sie setzten sich unerschrocken dem preußischen Feuer aus und führten, mit dem Degen in der Faust, ihre Schaaren selber in den Kampf. Aber in den Vertheidigern des preußischen Vaterlandes lebte ein Muth und ein Gottvertrauen, das alle diese Anstrengungen vereitelte. Wo sie von der gewaltigen Uebermacht gedrängt, dem Feinde in dem einen Augenblicke Raum ließen, da verdoppelten sie schon im nächsten Augenblicke ihre Kräfte wieder, um von Neuem vorzudringen. Der Tod für das Vaterland schien ihnen eine Lust zu sein, und über die Leiber ihrer gefallenen Waffenbrüder schritten sie starken Herzens vorwärts gegen die todtbrüllenden Feuerschlünde. Viele tausend edler Jünglinge starben hier den Heldentod, und das dankbare Vaterland wird nimmer das blutige Feld von Dennewitz vergessen, wo ihre Asche ruht. In der grimmigen Erbitterung über solchen Widerstand nahmen die Franzosen eine unedle Rache an den Leichen der Gefallenen und Verwundeten, wenn es ihnen gelang die Preußen auf Augenblicke zurückzudrängen. Sie durchstachen und zerhieben die blutig und wehrlos Daliegenden, als ob sie noch die Kraft der Todten und Sterbenden fürchteten. Aber umsonst war ihre Anstrengung! Das Centrum der Franzosen wurde mit Hülfe schwedischen und russischen Geschützes geworfen. Siegreich drangen Preußens Helden vorwärts, und überall begann der Feind zu weichen. Die Sonne sank und die heiße Schlacht war nur noch nicht auf dem rechten Flügel entschieden, da traf Borstell mit frischen preußischen Kräften auf dem Kampfplatze ein, und nun ward aus dem Weichen des Feindes die wildeste Flucht. Und den Fliehenden nach donnerte das Geschütz und sausten die leichten Reiterschaaren, bis alle, mit fortgeworfenen Waffen, sich unordentlich zerstreuten. So hatte Bülow mit seinen Helden die Hauptstadt zum dritten Male gerettet, und sein König ehrte ihn dafür durch den Namen eines Grafen von Dennewitz. In Folge dieser Siege wurde das

Bündniß zwischen Oesterreich und den übrigen Mächten zu Teplitz am 9. September fester geschlossen.

Der französische Kaiser hätte jetzt klug daran gethan, auf einen sichern Rückzug in sein Land zu denken. Denn an der Wiedererlangung seiner alten Oberhoheit hätte er wohl zweifeln müssen, wäre sein Auge nicht von unbändigem Stolze geblendet worden. Doch er wollte das Schicksal zwingen. Das Glück der Schlachten, das ihm so viele Jahre treu gewesen, — er wollte es durch eiserne Beharrlichkeit wiedergewinnen. Der Verblendete erkannte nicht, daß er es jetzt nicht mehr bloß mit den Waffen der Feinde, sondern mit dem Zorne ganzer Völker zu thun habe, die sein unerträgliches Joch mit aller Kraft des menschlichen Willens und mit allem Muthe, den das Vertrauen auf eine gerechte Sache und auf den Beistand Gottes einflößen kann, abwerfen wollten. So wollte er denn freiwillig von dem deutschen Boden nicht weichen und strengte alle seine List und Klugheit an, um die Verbündeten durch Kunstgriffe des Krieges zu ermüden. Wie auf einem Schachbrette zog er bald hier, bald dorthin, und opferte in immerwährenden kleinen Gefechten viele Menschen auf. Aber die Verbündeten waren auf ihrer Hut und wiesen ihn allenthalben, wo er sich sehen ließ, mit Verlust zurück. Während dieses Hin- und Herziehens verjagte Czernitschef mit seinen Kosaken den erbärmlichen König Hieronymus aus Westfalen, mit dessen Königthum es nun für immer ein Ende hatte. So verging der Monat September, und dem alten, feurigen Blücher wurde die Weile lang, da es nirgends zu ernster Entscheidung kommen wollte. Deßhalb faßte der greise Held den muthigen Entschluß mit kühnem Beispiele voranzugehen, und plötzlich brach er mit seinen Schaaren von Bautzen, wo er gestanden, auf und rückte, ehe sich der Feind dessen versehen konnte, bei Jassen über die Elbe. Dort stand bei Wartenburg in einer sehr festen Stellung der französische Feldherr Bertrand mit 20,000 Kriegern. Diesen griff der muthige York, der mit seinen Schaaren dem Heere Blüchers voranzog, ohne Säumen am 3. October herzhaft an. Unter dem fürchterlichsten Kugelregen stürmten die Preußen gegen die feindlichen Verschanzungen und trieben nach einem hartnäckigen Gefechte die Franzosen zurück. Besonders rühmlich hatte sich eine Abtheilung des Fußvolks hervorgethan, welche der General-Major von Horn anführte, und als sie nun nach errungenem Siege an dem preußischen Feldherrn vorüberzog, da nahm York vor ihnen den Hut ab und blieb so lange unbedeckten Hauptes stehen, bis der letzte Mann vorbeigegangen. York selbst ward, dieses Sieges wegen, späterhin zum Grafen von Wartenburg erhoben.

Indessen stieg das große Bundesheer zum zweiten Male von den Gebirgen herab, die das Böhmerland wie ein riesiger Festungswall umgeben, und zog gegen die Ebenen von Leipzig. Hier hoffte sich Blücher mit ihm zu vereinigen, und leicht konnte auch das Nordheer, welches bei Dessau über die Elbe zu setzen versuchte, dazu kommen. Gelang dieß, so war Napoleon von der Verbindung mit Frankreich abgeschnitten. In seinem Rücken die vereinigten Heere; vor ihm die Länder der zürnenden Feinde, schien sein Untergang dann nicht mehr zweifelhaft. Solcher drohenden Gefahr vorzubeugen, verließ er Dresden und rückte mit seiner Hauptmacht gegen Blücher los. Der alte Feldherr aber vermied sorgfältig, mit ungleicher Kraft dem überlegenen Feinde im offenen Kampfe entgegenzutreten, und zog sich noch weiter in seinem Rücken hinter die Saale zurück. Da eilte Napoleon, um die Stadt Leipzig zu gewinnen, ehe die Schaaren der Verbündeten sich dort vereinigen konnten. Mit sich führte er sein ganzes Heer und den König von Sachsen, wie einen Gefangenen, gleichsam als sollte dieser Fürst für die Treue des sächsischen Volkes ihm Bürge sein. In dem stark befestigten Dresden aber ließ er einen seiner Feldherren mit achtundzwanzigtausend Kriegern zurück. In und um Leipzig sammelte der gewaltige Kriegsfürst jetzt alle seine beweglichen Schaaren. Mehr als 180,000 Streiter umgaben die Stadt in einem weiten Kreise, und mehr als 600 eherne Feuerschlünde drohten furchtbar vor ihren Reihen. Da sah man Franzosen, Polen und Deutsche, welche die Fürsten des Rheinbundes dem mächtigen Gebieter zur Hilfe hatten senden müssen, da waren Krieger aus Italien und selbst aus Spanien, alle bereit für den Ehrgeiz des Einen zu fechten, der Europas Fluren schon so viele Jahre lang mit Strömen Blutes getränkt. Und diese Krieger angeführt von so vielen ruhmbedeckten Feldherren, und unter ihnen viele Tausende, deren Waffenkunde, Muth und Kühnheit in mancher heißen Schlacht schon rühmlich erprobt war! In den Umkreis weniger Meilen zusammengedrängt, stand die furchtbare Macht, vor welcher Europa so lange gezittert hatte. Ringsum war die Gegend von diesen Schaaren auf das Schrecklichste verheert und ausgeplündert. Die umliegenden Dörfer mit ihren halbzerstörten, menschenleeren Häusern boten ein trauriges Gemälde des Krieges dar, und in Leipzig selbst wogte eine zahllose Menge Krieger und flüchtiges Landvolk, französische Kriegsbeamte, und der ganze Troß, welcher einem großen Heere zu folgen pflegt.

Indessen waren auch die Schaaren der Verbündeten in der Gegend von Leipzig angekommen, der Fürst Schwarzenberg

mit dem Hauptheere von Süden heranziehend, und Blücher mit seinen Streithaufen von Norden. Rings um den weiten Kreis, in welchem Napoleons Krieger die Stadt umgaben, bildete sich jetzt ein zweiter Kreis von den Kämpfern Rußlands und Deutschlands, welcher den ersteren Verderben drohend einschloß. Das stolze Herz des französischen Kaisers freute sich, seine Feinde hier auf einem Fleck so vereint zu finden. Ihn belebte die Hoffnung, daß er hier sein altes Kriegsglück wieder gewinnen und sie mit einem Schlage vernichten würde. Denn nur seine Feldherren waren bisher in diesem Kriege überwunden worden; wo er selber angeführt, da hatte er noch immer seinen vorigen Waffenruhm behauptet. Auch unterließ er nichts, was die Kampflust und den Muth seiner Krieger beleben und anfeuern konnte. Er ließ Ehrenzeichen austheilen, gab den Schaaren, die bisher noch keine Feldzeichen hatten, Adler, und entflammte ihren Ehrgeiz durch kühne, siegverheißende Worte. So kam der Morgen des 16ten Octobers heran; es war ein Sonnabend. — Kaum hatten die Glocken die neunte Morgenstunde verkündet, als auf das Zeichen von drei krachenden Schüssen ringsum der Donner der Schlacht erwachte. Weit über tausend Feuerschlünde brüllten hier gegeneinander und spieen die eisernen Todesboten in die Reihen der Krieger. So gewaltig aber war der Donner der Schlacht, daß die Erde davon heftig zitterte und die Nebelwolken, womit der Himmel sich verschleiert hatte, zerrissen und der Sonne den Durchgang ließen. Das Hauptheer der Verbündeten unter Schwarzenberg, in seiner Mitte aus Preußen unter Kleist und Russen unter Wittgenstein bestehend, während der rechte und linke Flügel von Oesterreichern eingenommen wurde, richtete seinen Angriff auf die Ortschaften im Südosten von Leipzig, die der Feind besetzt hatte, namentlich gegen Wachau, während ein österreichischer Heerhaufen unter dem Feldherrn Giulay im Westen bei Lindenau gegen die Franzosen anstürmte. Zu gleicher Zeit kämpfte Blücher im Norden bei Möckern gegen das Heer des französischen Marschalls Marmont. Der erste Sturm des großen verbündeten Heeres war so gewaltig, daß die feindliche Schlachtreihe ihm nicht widerstehen konnte und allenthalben zurückwich. Aber kaum bemerkte Napoleon das Weichen der Seinigen, als er seine tapfersten Schaaren, Reiter, Fußvolk und Geschütz zusammenraffte, und den kühnen Angriff der Verbündeten stürmisch erwiderte. Ein heißer, fürchterlicher Kampf entbrannte, und die Verbündeten wurden endlich genöthigt, die errungenen Vortheile wieder aufzugeben und sich zurückzuziehn, ja, der Feind drängte sie sogar weiter zurück und eroberte einige

Dorfschaften, die ursprünglich von ihnen besetzt waren. Nur Kleist allein mit seinen Preußen widerstand in Markkleeberg, das er mit stürmender Hand genommen, heldenherzig allen Angriffen des Feindes. Es war 3 Uhr Nachmittag. Die Schlachtreihe der Verbündeten schien zerrissen und der Sieg für Napoleon entschieden. Da freute sich sein stolzes Herz und er sendete Boten nach Leipzig, um zur Feier des Sieges mit allen Glocken läuten zu lassen. Aber er hatte dießmal zu früh gejubelt! Denn kaum merkte Schwarzenberg die dringende Gefahr seines Heeres, als er seinen Rückhalt gegen den Feind entsandte. Tapfer hieben die österreichischen Panzerreiter ein und trieben den Feind mit gewaltiger Kraft zurück. Während dessen war Mürat, der König von Neapel, mit seinen Schaaren gegen das Dorf Güldengossa vorgedrungen, hinter welchem auf einer Anhöhe Friedrich Wilhelm und Alexander das Schlachtfeld überschauten. Mürats stürmende Krieger drangen in das Dorf ein, seine geharnischten Reiter, — die tapfersten des ganzen Heeres, — eroberten eine wichtige Batterie, und nur noch ein kleiner Raum lag zwischen ihnen und dem Hügel, auf dem die Herrscher standen. Da winkte Alexander seinen Kosakenschaaren, die ihn umgaben, und mit schallendem Hurrah! die Lanzen gesenkt, stürmten sie im Galopp gegen die eisernen Reiter. Da mußte mancher Franzose vor dem kräftigen Stoße den Sattel räumen, und des Feindes Reihen wurden durchbrochen. Aber Mürat sammelte seine wankenden Schaaren zum zweiten furchtbaren Sturme. Doch dießmal vereitelten die Preußen ihn. Mit Löwenmuth warfen sie sich den Anstürmenden entgegen und trieben sie weit zurück. — So geschah es, daß die beiden feindlichen Heere, als nun der frühe Herbstabend hereindunkelte und dem Kampfe Einhalt gebot, fast dieselbe Stellung wieder inne hatten, auf der sie vor dem Beginne des Kampfes sich befanden. Aber es wäre den verbündeten Heeren nicht möglich geworden, im Süden und Westen ihre Stellungen zu behaupten, wenn nicht Blücher im Norden des Schlachtfeldes einen vollständigen Sieg errungen hätte. Gegen Möckern, wo der französische Marschall Marmont fünfzig Geschütze aufgepflanzt, drang, auf des Oberfeldherrn Geheiß, der tapfere York mit seinen Preußen stürmend heran. Schon dreimal hatten sie das Dorf gewonnen und dreimal mußten sie daraus weichen. Da rafften sie ihre letzten Kräfte zusammen. Das Dorf stand in Flammen, seine Straßen waren mit Sterbenden und Todten angefüllt, und unaufhörlich donnerten die fünfzig Kanonen gegen die Stürmenden. Doch in ihrer Brust lebte nur ein Gedanke, der an des Vaterlandes Rettung, und das

Unglaubliche ward vollendet, die Batterien erobert, der Feind vertrieben. Jetzt kamen russische Schaaren den Preußen zur Hilfe und trieben den Feind bis hart gegen Leipzigs Mauern.

Schwarz umschleierte die Nacht das blutige Schlachtfeld; wie Leichenkerzen loderten die Wachtfeuer, und die Flammen brennender Dörfer erhellten mit düstrer Gluth das grausige Erntefeld des Todes. Eine schauerliche Stille, die nur von dem Winseln der Sterbenden und dem dumpfen Waffenklirren und Rufen der nächtlichen Runden unterbrochen ward, folgte dem lauten Brüllen der Schlacht, und Alles harrte in ernster Erwartung dem kommmenden Lichte des Tages entgegen; — denn Jeder fühlte ahnungsvoll, daß dieser Kampf Deutschlands Schicksal entscheiden werde.

Der Morgen des 17. Octobers brach an, — doch nicht um den Kampf zu erneuern. Noch einmal versuchte Napoleon seine trügerischen Redekünste, um Oesterreich von dem Bunde der Freiheit zu trennen. Er hatte an dem Tage vorher einen österreichischen Feldherrn, Merveldt, zum Gefangenen gemacht, und diesen brauchte er zum Unterhändler. Doch alle seine Lügenkünste scheiterten an der Einigkeit der verbündeten Fürsten und an ihrem festen, gläubigen Gottvertrauen, daß es ihnen jetzt gelingen werde der bangen Welt den Frieden zu erobern. Unter solchen Verhandlungen ging der Tag ohne Blutvergießen zu Ende, ausgenommmen, daß der rastlose Blücher abermals einen kleinen Strauß mit dem Feinde ausfocht.

Inzwischen trafen neue österreichische und russische Heerhaufen auf den Ebenen vor Leipzig ein, und auch der Kronerbe von Schweden, dessen schwankendes, zweideutiges Benehmen schon wiederholt den Verdacht der Verrätherei erregt hatte, kam mit dem Nordheere herbei und vereinigte sich mit Blücher. Während in den frühern Schlachten Napoleon meistentheils den Verbündeten an Zahl überlegen gewesen war, fand hier das umgekehrte Verhältniß statt. Das Heer der Verbündeten zählte zweihundertneunzigtausend Mann, das Napoleons 190,000 Mann. Da erschien der 18. October, der ewig denkwürdige Tag, welcher die große Völkerschlacht erneute und das fremde Joch, das seit Jahren auf Deutschlands Boden gelastet, mit blutigen Schlägen zertrümmerte, der Tag, der des stolzen Unterdrückers Uebermacht für ewige Zeiten brach, daß er nie wieder zu seiner alten Siegeskraft gelangen konnte, und der Frankreichs angemaßte Herrschaft über Europa vernichtete. Nie müßte das Andenken an diesen blutigen Ehren- und Erlösungstag dem deutschen Gesammtvolke, nie insbesondere den Preußen entschwinden, deren edelste Söhne

ihn mit Blut und Leben theuer erkauft haben! Sein Gedächtniß sei eine heilige Mahnung für jeden deutschen Jüngling, des wiedererrungenen, theuern Vaterlandes durch jegliche Tugend sich werth zu zeigen.

Abermals bestand der ungeheure Kampf aus drei Schlachten, die im Norden, Osten und Süden der Stadt geschlagen wurden. Die verbündeten Völker wetteiferten an Muth und Tapferkeit, und auch Napoleons Krieger fochten mit heldenherziger Ausdauer. Vorzüglich thaten sich die Polen, von ihrem Fürsten Poniatowski geführt, rühmlich hervor. Schon am ersten Kampftage hatten sie alle Angriffe der Oesterreicher herzhaft zurückgewiesen, und von ihnen eben war Merveldt gefangen worden. Auch jetzt vertheidigten sie sich mit dem Muthe der Verzweiflung gegen die anstürmenden Oesterreicher, bis sie endlich doch erlagen und vor dem deutschen Schwerte weichen mußten. Aehnlich erging es Napoleons Kriegern auf allen Orten des ungeheuern Schlachtfeldes, überall wurden sie, nach dem hartnäckigsten Widerstande, von den Waffen der Verbündeten zurückgedrängt. Am vollständigsten war ihre Niederlage im Norden der Stadt, wo Blücher und das Nordheer die Schaaren des Marschalls Ney so gänzlich schlugen, daß sie in Unordnung das Schlachtfeld verließen. Auf dieser Seite des Kampfplatzes begab es sich auch, daß zuerst einzelne sächsische und würtembergische Heerhaufen aus freiem Antriebe zu der großen Sache des gemeinsamen Vaterlandes übertraten, und dann die wackern, sächsischen Schaaren insgesammt, in voller Ordnung, bei Hörnerklang und Trommelschall, sich den Kämpfern für Recht und Freiheit anschlossen und bald ihre Geschütze gegen das Heer des fremden Gewalthabers kehrten, dem sie nur gezwungen gedient hatten. Diese Wiedervereinigung ist es, die den festlichen Siegestag für jedes deutsche Herz noch um vieles denkwürdiger und herrlicher machen muß! Am Blutigsten aber raste die Schlacht um und in Propstheida, einem Dorfe, das von den Franzosen fast zu einer Festung umgeschaffen worden war. Hier hatte Napoleon seine besten Schaaren hingestellt, — denn wenn dieses Dorf von den Verbündeten erstürmt wurde, so war seine Schlachtreihe durchbrochen und sein Heer verloren. Er selbst hielt in der Nähe des Orts auf einem Hügel, neben einer Windmühle. Dort stand der furchtbare Gebieter und schaute mit seinen dunkeln, blitzenden Augen in das Schlachtgewühl hinein, dessen stürmische Wogen nach seinem eisernen Willen zu lenken er umsonst bemüht war. In nicht gar weiter Entfernung ihm gegenüber standen die drei verbündeten Herrscher, und ihr Anblick begeisterte ihre

treuen Kämpfer zu der kühnsten Todesverachtung. Unter ihren Augen führte Prinz August und der Feldherr Pirch die Preußen stürmend gegen Probstheida. Eine Saat von Kugeln flog auf die Stürmenden ein und Mürat brauste mit seinen Schaaren gegen sie heran. Aber, wo der Tod ihre Reihen zerriß, da schlossen sie sich sogleich von Neuem und begannen den Sturm. Doch alle ihre Anstrengungen blieben vergebens! Schon neigte sich der Tag, und von allen Seiten des Kampfgefildes eilten die Boten des Sieges herbei: — noch wollten die Helden den Sturm erneuen. Aber Friedrich Wilhelm beendete durch sein Gebot den entsetzlichen Kampf. Es war nutzlos geworden, da der Feind schon allenthalben wich, und als die Nacht hereinbrach, räumten die überwundenen Feinde von selbst das hart bestrittene Dorf.

Die drei vereinigten Fürsten aber, als sie von ihrem Hügel herab von allen Orten ihre Banner siegreich wehen sahen, — da sanken sie, von heiligen Gefühlen des Dankes gegen Gott überwältigt, auf ihre Kniee, und ein stilles Gebet drang heiß und glühend zum Herrn der Welt empor, dessen Arm der guten Sache den gerechten Sieg verliehen.

Ganz anders waren die Gefühle in dem glaubensleeren, stolzen Herzen Napoleons. Nicht länger konnte er sich jetzt mit der Hoffnung eines glücklichen Gelingens schmeicheln. Die stolzen, prahlenden Worte, womit er seinem Volke und seinem Heere so zuversichtlich den Sieg verheißen, waren zur Lüge geworden. Er konnte nur noch auf einen glücklichen Rückzug nach Frankreichs Grenzen denken. Man erzählt, er habe noch lange in der Dunkelheit neben der Windmühle gesessen, sprachlos und in tiefe Gedanken versunken, während seine geschlagenen Schaaren mit dumpfem Waffenklirren an dem Hügel vorbeizogen.

Noch in derselben Nacht leuchtete der Mond den Feinden zu ihrem Rückzuge aus Leipzig, während der Kaiser sein letztes Nachtlager in dieser Stadt hielt, um dann auf ewig ihr den Rücken zu wenden. Den Franzosen war nur ein Weg zur Flucht offen, im Westen der Stadt, über Lindenau; deßhalb war das Drängen und Treiben auf dieser Straße ungeheuer. Die ganze Nacht über rasselten die Wagen, welche Heergeräth und Geschütz fortzogen, und unabläßig wogte es von Kriegsschaaren hinaus. Der Morgen brach an; die Verbündeten rückten zum Sturme gegen die Thore von Leipzig vor, und noch war Napoleon nicht heraus. Das Drängen der Abziehenden war so groß, daß der Kaiser selbst auf einem Nebenwege entfliehen mußte. Um aber seine Flucht gehörig zu decken, hatte er dem Polen Poniatowski nebst einigen Deutschen und Fran-

zosen den Auftrag gegeben, Leipzig so lange als möglich zu vertheidigen. Diese erfüllten auch redlich des Kaisers Gebot und widerstanden den Stürmenden in verzweifelter Gegenwehr. Doch Nichts hemmte mehr die siegende Tapferkeit der Verbündeten. Unaufhaltsam drangen sie gegen die Thore, und noch stand die Sonne nicht im Mittage, als Preußens Krieger — vor allen die ersten — in die Stadt eindrangen. Hier wuchs indessen die fürchterliche Verwirrung mit jedem Augenblicke. Während in den Straßen blutig gekämpft und der Feind immer weiter zurückgedrängt ward, — erlosch für diesen plötzlich die letzte Aussicht zum Entkommen. Eine Brücke, die über den Elstermühlengraben führte, und die der einzige Weg war, den die Geschlagenen nehmen konnten, sprengte plötzlich mit dumpfem Krachen in die Luft. Nun war die letzte Aussicht auf Rettung dahin. Viele gemeine Krieger und viele der vornehmen Anführer stürzten sich in die Fluthen der Elster, um durch Schwimmen der Gefangenschaft zu entgehen. Aber die meisten fanden ihren Tod in den Wogen, und unter ihnen auch der tapfere Heerführer der Polen, Fürst Poniatowski, der Gegenstand der schönsten Hoffnungen seines Volkes. Mehr als 15,000 Krieger mußten sich ergeben, und eine Unzahl von Geschütz und Wagen mit Kriegsbedarf wurden erbeutet. So endete die berühmte Völker- und Freiheitsschlacht von Leipzig, die in Hinsicht auf die ungeheuern Heerhaufen, die sich einander gegenüber standen, auf die ausgezeichnete Tapferkeit der Kämpfenden, auf die beispiellose Einigkeit der verbündeten Völker, auf die furchtbar reiche Ernte, welche der Tod gehalten, und auf die wichtigen Folgen, die sie herbeigeführt, bis dahin ihres Gleichen nicht aufzuweisen hatte.

Von dem lauten Jubelrufe der befreiten Einwohner Leipzigs und von dem fröhlichen Hurrah! der siegreichen Schaaren jauchzend begrüßt, hielten darauf die verbündeten Herrscher, von ihren Feldherren umringt, den Siegeseinzug in die hart erstrittene Stadt. Jetzt war das deutsche Vaterland gerettet. Denn von nun an gewann der fremde Unterdrücker keinen festen Fuß mehr darin und eilte nur, was er konnte, mit den Ueberbleibseln seines mächtigen Heeres dem Rheine zu. Hinter ihm her klangen die Waffen des großen Bundesheeres und mahnten zu noch größerer Eile, vor und neben ihm und von allen Seiten schwärmten leichte Reiterhaufen, die ihm keine Ruhe ließen, und Napoleon, der von jeher seiner Raschheit wegen berühmt war, entkam um so leichter, da die Verfolgung des französischen Heeres von Schwarzenberg wenig energisch angeordnet war. Napoleon floh vom Leipziger Schlachtfelde nach Frankfurt am Main.

Ehe er aber dorthin kommen konnte, hatte er bei Hanau noch einen harten Kampf zu bestehen. Hier stand nämlich der Baiernfeldherr Wrede — denn auch Baiern war noch vor der großen Völkerschlacht zu den Verbündeten übergetreten, und nach derselben folgten auch die übrigen deutschen Fürsten diesem Beispiele — mit einer aus Baiern, Oesterreichern und Würtembergern gemischten Heerschaar. Er wollte dem raschen Flüchtlinge den Weg versperren, damit das Land, welches er so oft mit frechem Hohne niedergetreten, jetzt auch wo möglich sein Grab werden möge. Vom 30. bis zum 31. October ward hier mörderisch gefochten. Aber das Schlachtfeld war von Wrede schlecht gewählt — statt an dem engen Ausgang des Kinzigthales bei Gelnhausen hatte er sich in der Ebene von Hanau aufgestellt — und es gelang der bedeutenden Uebermacht Napaleons, deren Kräfte durch die Verzweiflung verdoppelt wurden, durchzubrechen und glücklich zu entkommen, nachdem sie vielen Verlust erlitten. Da ging die Flucht unaufhaltsam vorwärts über den Rhein, und Napoleon hat seitdem den deutschen Strom nicht wieder gesehn. An seinen befreiten Ufern aber pflanzten jetzt die Retter des Vaterlandes ihre siegreichen Banner auf, und stolzer schien der mächtige Fluß daherzuwogen.

Noch ehe das blutige Jahr 1813 sich zu Ende neigte, löste sich der schmachvolle Rheinbund auf, und während das große Heer der Verbündeten an den Ufern des Rheins der wohlverdienten kurzen Erholung genoß, ergab sich die Hälfte der Festungen, welche der Feind noch in Deutschland und Polen besetzt hielt. Dresden und Stettin, und in Polen Modlin und Zamosc (Samostsch) fielen im November, Torgau im Dezember. Danzig, worin der kühne, unternehmende Feldherr Rapp befehligte, war von Russen und Preußen belagert worden. Die Stadt litt furchtbar unter allen Schrecken der Belagerung (bis 1. Januar 1814). Feuer, Hunger und ansteckende Seuchen rafften das Eigenthum und das Leben der Bürger dahin. Die Noth war so groß, daß man das Fleisch geschlachteter oder gefallener Pferde mit schwerem Gelde aufwog. Nur der Befehlshaber litt nicht Mangel, und während die größere Hälfte der Bürger vor Hunger verschmachtete, ward an seiner Tafel in glänzenden Festen gepraßt. Dabei mußten die Danziger seinen übermüthigen Stolz, der sich oft auf die allerkränkendste Art gegen sie aussprach, im vollen Maße empfinden. Es gehört nicht hierher, ausführlicher von den Leiden dieser alten, berühmten Stadt zu sprechen, aber die Erzählung davon lebt im Munde ihrer Bewohner fort, und jene Schreckenszeit wird sich gewiß bis auf die spätesten Enkel

im schauerlichen Andenken erhalten. Jetzt waren noch Küstrin und Glogau in den preußischen Landen und außerdem Magdeburg, Wittenberg, Hamburg und Erfurt in Feindes Hand. Unter diesen ward Wittenberg von dem tapfern Tauenzien in den ersten Tagen des neuen Jahres im Sturme erobert, wodurch sich der ehrenwerthe Feldherr von seinem Könige den Namen eines Grafen von Wittenberg erwarb. Die übrigen Festungen ergaben sich später, und drei davon erst nach geschlossenem Frieden.

Um den Feldzug des nächsten Jahres mit desto größerer Zuversicht und Siegeshoffnung beginnen zu können, unterließen die verbündeten Heerscher nicht noch in diesem Jahre die Schweiz und die Niederlande, gleichsam Frankreichs Bollwerke, zu besetzen. Merkwürdig und höchst erfreulich war es, mit welchem Jubel die Bewohner der Niederlande, des französischen Joches müde, die tapfern preußischen Schaaren unter Bülow empfingen. Ihr Zug durch Holland glich einem Siegeszuge. „Oranien*) und Preußen soll oben bleiben!" so erscholl es in jeder Stadt, wo die Befreier hinkamen, und bunte Flaggen waren quer über die Straßen von Haus zu Haus gezogen, und wehende Tücher und geschwenkte Hüte begrüßten die Erretter. Die Niederländer sind ein Volk aus altem, deutschem Stamme, freiheitsliebend und tapfer, darum halfen sie auch gerne den Preußen den argen Feind aus ihren Grenzen verjagen.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Feldzug 1814. Schlachten bei Brienne und Laon. Einnahme von Paris. — Napoleon abgesetzt und nach Elba verwiesen. Erster Pariser Frieden.

Der nächste Zweck des Krieges war eigentlich durch den eben beendeten Feldzug erreicht, Deutschland und mit ihm der größere Theil der europäischen Länder war von dem Joche der französischen Knechtschaft erlöst. Darum waren die verbündeten Fürsten wohl geneigt zum Frieden und stellten sehr mäßige Bedingungen. Der Rhein sollte die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bilden. Nur die Kriegspartei unter den Verbündeten wollte davon nichts wissen, am allerwenigsten der alte Blücher, und es war ein Glück, daß Napoleon alle Anträge verwarf. War ihm der Kampf auf dem fremden Boden nicht gelungen, so hoffte

*) Oranien ist der Stammname der vormaligen Statthalter und des jetzigen Königshauses der Niederlande.

er mit desto größerer Zuversicht, in Frankreichs Grenzen zu siegen. Und diese Hoffnung gründete sich auf die Erfahrungen der Geschichte. Seitdem die Waffen Ludwigs XIV. dem französischen Namen zuerst ein so bedeutendes Uebergewicht in Europa erkämpft hatten, war alles Kriegsglück der Feinde Frankreichs, so zahlreich und tapfer sie auch waren, stets in dem Gebiete dieses Landes zu Grunde gegangen. Der Franzosen kriegerische Tapferkeit, ihre Ehrbegierde und Vaterlandsliebe schienen dieses zahlreiche Volk in seinen eigenen Grenzen unüberwindlich zu machen. Dazu kommt noch, daß eine dreifache Reihe starker Festen, von der Nordsee bis zu den Alpen das Land vertheidigt. Deßhalb konnte Napoleon wohl noch mit einigem Grunde trotzen. Denn obgleich ihm ganz Europa gegenüber drohte, obgleich mehr als 500,000 Krieger sich feindlich am Rheine zusammenzogen, so waren doch seine Vertheidigungsmittel, wenn er nur den ernsten Willen und die ganze Kraft seines tapfern Volkes für sich hatte, noch groß genug, um nicht gleich verzagen zu dürfen. Aber auch die Franzosen waren des unaufhörlichen Blutvergießens müde und sehnten sich nach Frieden, und diese Sehnsucht ward zum lauten Murren. Indessen ließ das leichtgläubige Volk sich noch ein Mal von den stolzen siegverheißenden Worten seines Kaisers bethören. „In drei Monaten sollt ihr den Frieden haben, nach dem ihr verlangt," — so sprach er — „oder ich werde nicht mehr sein!" In welcher Art aber diese Worte der Voraussagung sich erfüllten, soll nun die weitere Erzählung der Kriegsbegebenheiten lehren.

Mit dem Anfange des Jahres 1814 überschritten die großen Heere der Verbündeten, durch den Beitritt des gesammten Deutschlands verstärkt, den Rhein, die bisherige Grenze Frankreichs. Das furchtbare Raubthier sollte in seiner eigenen Höhle aufgesucht und angegriffen werden. Von der Schweiz und dem Oberrhein her drang Schwarzenberg mit den österreichischen Schaaren, die durch Würtemberger und Baiern und durch die preußischen und russischen Garden vermehrt waren, in das Gebiet des Feindes, vom Mittelrheine aus aber zog Blücher mit seinen erprobten Kriegern nach Frankreich. Unaufhaltsam drangen die Verbündeten vor, ihr Weg ging geradezu auf Paris, und schon am 20ten Januar standen sie an den Ufern der Seine und Aube, nur noch fünf oder sechs Tagereisen von der mächtigen Hauptstadt entfernt. Napoleon, der nicht geglaubt hatte, daß die Verbündeten einen Winterfeldzug unternehmen würden, und bei den neuen Aushebungen auf vielfachen Widerstand stieß, erschien erst jetzt an der Spitze seines Heeres auf dem Kampfplatze. Nach

seiner alten Kriegsweise gedachte er mit aller Macht sich auf die einzelnen Abtheilungen des Bundesheeres zu werfen, um eine nach der andern aus dem Felde zu schlagen. Sein erstes Augenmerk war auf Blücher gerichtet. Dieser stand zu Brienne, der Stadt, wo Napoleon als Knabe seinen ersten Unterricht in der Kriegskunst erhalten hatte. Nur 30,000 Mann hatte der alte Feldherr um sich, — als er sich am 29. Januar plötzlich von der Hauptmacht Napoleons wüthend angegriffen sah. Mit der rühmlichsten Tapferkeit hielt das kleine Heer den Anprall der Uebermacht aus, und verließ die Stadt erst da, als der Feind sie mit seinen Feuerkugeln in Brand gesteckt hatte. Blücher selbst war bei dieser Gelegenheit in der äußersten Gefahr gefangen zu werden. Denn ein kühner, französischer Heerhaufen, mit allen Zugängen und geheimen Pfaden des Ortes wohl bekannt, schlich sich in der Dämmerung bis in das Schloß, wo der preußische Feldherr seinen Aufenthalt genommen, und dieser gewann nur noch eben Zeit, sich auf ein Pferd zu werfen und eilig zu den Seinigen zu sprengen. — Aber den Gedanken, daß der [illegible] glücklichen Gelingen den neuen Feldzug eröffnet [illegible]mte der alte preußische Held nicht ertragen, und [illegible] Kampf zu erneuen. Dieß konnte er um so [illegible]hun, da der Fürst Schwarzenberg ihm deutsche [illegible]eerhaufen zur Hilfe sandte. Der französische [illegible]en Hauptstandort in dem Dorfe La Rothière, [illegible]e, seine übrigen Krieger standen rechts und links auf den benachbarten Dörfern vertheilt. So brach der 1. Februar an. Es war ein kalter, düsterer Wintertag und dichtes Schneegestöber verschleierte die Luft. Aber durch Winterssturm und Schneegestöber krachte jetzt der Donner der Geschütze und entbrannte die heiße Schlacht. Der Baiern Feldherr Wrede und die Würtemberger, von ihrem Kronerben geführt, durchbrachen bald mit kühnem Muthe den linken Flügel des Feindes und zwangen ihn zur Flucht. Desto hartnäckiger vertheidigte Napoleon sich in La Rothière. Seine wohlgerichteten Feuerschlünde streckten die Reihen der Russen zu Boden, so oft sie sich stürmend dem Dorfe nahten. Schon dunkelte der Abend herein, und noch immer war es nicht möglich gewesen den Feind aus seiner festen Stellung zu vertreiben. Da brach dem alten preußischen Feldherrn die Geduld. Er riß sein Schwert aus der Scheide und sprengte an die vordersten Reihen der stürmenden Krieger. „Ihr nennt mich den Marschall Vorwärts," rief er, „wohlan denn, jetzt vorwärts! nun sollt ihr sehen, was vorwärts heißt!" Und mit diesen Worten spornte er sein Pferd zum schnellen Laufe

gegen die feindlichen Geschütze. Begeistert folgten die Krieger ihrem Führer, und das blutige Ziel war errungen. Napoleon mußte das Dorf verlassen, und all seine Mühen, es wieder zu gewinnen, war vergebens. So herrlich krönte der schönste Sieg die ausdauernde Tapferkeit! — Der Franzosenkaiser aber führte seine geschlagenen Schaaren nach der Stadt Troyes zurück und vielleicht wäre schon jetzt mit einem Schlage dem ganzen Kriege ein Ende gemacht worden, wenn die Verbündeten ihn dort mit vereinter Macht angegriffen hätten. Dieß aber schien ihnen nicht rathsam, und sie beschlossen vielmehr, wegen der bessern Verpflegung der Heere, abermals auf zwei verschiedenen Wegen vorzudringen. Demnach trennte sich Blücher von Schwarzenberg und zog am Marneflusse entlang, während der letztere seinen Weg an der Seine nahm. —

Kaum merkte Napoleon, daß seine Gegner sich getrennt, so freute sich sein Herz der neuen Hoffnung, sie wieder einzeln besiegen zu können. Rasch und feurig, wie der alte Blücher und seine Heerschaaren sich immer zeigten, drangen sie auch jetzt gegen Frankreichs Hauptstadt vor. Schon waren die Russen, welche des Heeres Vortrab bildeten, nicht mehr ferne von Paris, wo Angst und Schrecken bei des Feindes gefürchteter Nähe gewaltig zu herrschen begannen, als Napoleon plötzlich mit seiner ganzen Macht wüthend über sie herfiel bei Champeaubert (am 10. Februar). Trotz des mannhaften Widerstandes mußten die Russen nach dem härtesten Verluste zurückweichen, und nur mit vieler Mühe gelang es ihnen, unter dem Beistande Yorks, über die Marne zu entkommen, und durch Zerstörung der Brücken der Verfolgung des Feindes Einhalt zu thun. Blücher, der von der Gefahr seines Vortrabes hörte, eilte sogleich mit 200,000 preußischen und russischen Kriegern herbei, um jenen zu befreien. Doch er kam, trotz seiner Eile, zu spät, und statt der Freunde, die er retten wollte, fand er den weit überlegenen Feind, der ihn bei Vauchamp mit wilder Heftigkeit am 14. Februar angriff. Das war eine gefahrvolle, verzweifelte Lage für den alten Feldherrn! Ohne alle Aussicht auf Hilfe, wäre es unüberlegte Tollkühnheit gewesen, der gewaltigen Uebermacht in offener Feldschlacht entgegenzutreten; und nicht weniger gefahrvoll schien ein Rückzug im Angesichte des überlegenen Feindes. Blücher hatte nicht einmal Reiterhaufen bei seinem Heere, die zur Deckung eines sicheren Rückzuges so nothwendig sind. Aber sein unverzagter Geist und die muthvolle Tapferkeit der Seinen bestanden rühmlich die drohende Gefahr. Rings von den erbitterten Feinden mit aller Wuth angefallen, ordnete der Feldherr mit kluger Besonnenheit

den Rückzug. Vorauf und hinten nach fuhr das Geschütz, das an diesem blutigen Tage die Stelle der Reiterei versehen mußte. Es war von dem tapfern Prinzen August von Preußen befehligt und wies den Feind allenthalben blutig zurück, wo er sich zu nahe heranwagte. Den ganzen Tag über ermüdeten die Franzosen nicht, das zurückziehende Heer stürmisch anzugreifen; dennoch verfehlten sie ihren Zweck, aus dem wohlgeordneten Rückzuge eine regellose Flucht hervorzubringen. Zwar ohne Verlust kam das abziehende Heer durch der Feinde furchtbare Menge nicht durch. 6000 Krieger fielen an diesem verhängnißvollen Tage, — doch war diese Zahl gering in Betracht der Gefahren, welche überstanden wurden, und dieser Rückzug wird zu den Meisterstücken der Kriegskunst gezählt. Glücklich erreichte Blücher mit den Seinigen das diesseitige Ufer der Marne, und nachdem er alle Abtheilungen seines Heeres an sich gezogen, eilte er, um sich an die Schwarzenbergschen Schaaren anzuschließen.

Ganz ähnlich, wie es dem alten Blücher ergangen, ging es dem Baiernfeldherrn Wrede, dem Russen Wittgenstein und dem Kronerben von Würtemberg, die sich gleichfalls, auf einer andern Seite, zu nahe an Paris herangewagt hatten. Napoleon wandte sich plötzlich gegen sie und trieb sie mit Ungestüm und vielem Verluste zurück.

Zu gleicher Zeit war auch das Kriegsglück den französischen Waffen auf einer andern Seite des Kampfplatzes günstig. Die Oesterreicher, die von der Schweiz aus schon bis gegen Lyon vorgedrungen, waren wieder bis nach Genf zurückgedrängt worden, und die Franzosen rüsteten sich dort zu einem Einfalle in die Schweiz. Solche Begebenheiten erhoben den Stolz und die Siegeshoffnung Napoleons dermaßen, daß er nun schlechterdings vom Frieden nichts hören wollte und alle Vorschläge, die ihm von Neuem gemacht wurden, hartnäckig verwarf. „Ich bin jetzt näher an Wien," — rief er seinem Volke und seinen Kriegern zu, — „als die Feinde an Paris." — Indessen sollten wenige Wochen die Gestalt der Dinge gar sehr verändern.

Eine große Ungeduld bemächtigte sich der verbündeten Krieger, da ihre Feldherren sie wieder bis an den Aubefluß zurückführten. „Nur vorwärts! vorwärts!" so sprach der feste Wille in jeder Brust, „und wenn der Weg auch durch die furchtbarsten Schrecknisse führen sollte!" Und Blücher, in dessen eigenem Busen dieser Wille vielleicht heißer glühte, als in jedem andern, machte sich alsbald wieder mit seinen Schaaren auf den Weg. Denn während Schwarzenberg den Rückzug weiter fortsetzen wollte, so setzte es Blücher durch, daß man beschloß, nicht mit vereinigter

Macht, sondern mit getrennten Heeren vorzudringen. Der alte Feldherr nahm seine Richtung nordwestlich nach der Marne, um sich unterwegs mit Bülow zu vereinigen, der sich inzwischen von den Niederlanden aus gleichfalls auf dem französischen Boden eingefunden. Auch zwei russische Heerhaufen, die vom Niederrhein in Frankreichs Grenzen eingedrungen waren, sollten sich den Schaaren des preußischen Feldherrn anschließen, dessen Heer in dieser Vereinigung auf 100,000 Krieger anwuchs. So eifrig auch Napoleon dem alten Helden folgte und die Pläne desselben zu vereiteln suchte, so konnte er es doch nicht hindern, daß die Vereinigung wirklich vor sich ging. Immer weiter vorwärts nach Laon zu zog jetzt Blücher, und nachdem er alle seine Streitkräfte beisammen hatte, nahm er bei dieser Stadt eine feste und vortheilhafte Stellung. Napoleon zog ihm eifrig nach, und da er sah, daß Blücher sich zur Schlacht aufgestellt, so säumte er nicht, ihn unverzüglich anzugreifen. Es war am 9. März, als Napoleon seine Schaaren noch in der Dämmerung des Morgens zum Sturme gegen die steilen Höhen von Laon hinanführte. Mit kühnem Muthe erklommen die Franzosen die steilen Bergwände, aber mit überlegener Kraft wurden sie wieder hinabgestürzt, und Napoleon, der nicht viele Menschen zu verlieren hatte, sah sich genöthigt vom Sturme abzulassen. Desto blutiger und hartnäckiger entbrannte der Kampf rechts und links von Laon, auf den beiden Flügeln des Heeres. Besonders heftig raste die Schlacht auf dem linken preußischen Flügel, auf welchen der Kaiser seinen Hauptangriff richtete, und dem wilden Ungestüme seiner Krieger gelang es wirklich, die Hälfte des Dorfes Athis, dessen Besitz von der höchsten Wichtigkeit war, gegen Abend zu erobern. Doch York und Kleist wollten dem Feinde keinen Vortheil gönnen, und beschlossen, durch eine kühne That seine Hoffnung auf den Sieg zu vernichten. Schon verhüllte die Nacht das blutige Schlachtfeld, und der Feind, an keinen Ueberfall mehr denkend, begann seine Wachtfeuer anzuzünden, als die Preußen stürmend gegen das brennende Dorf und die daranstoßenden Waldhügel vordrangen. Der Feind, durch die Ueberraschung bestürzt, konnte in der Dunkelheit zu keiner Ordnung kommen, und all sein Widerstand war deßhalb fruchtlos. Die Preußen aber, durch ihren Trommelschlag und Hörnerklang in geschlossenen Reihen zusammengehalten, drangen siegreich vorwärts. Die Franzosen flohen allenthalben, — aber auch die Flucht konnte sie nicht retten. Denn die Flüchtlinge wurden von den Schwertern der preußischen Reiter empfangen, die sich behutsam in den Rücken der französischen Schlachtreihe geschlichen.

So war auf dieser Seite die Niederlage des Feindes vollkommen, und die Nacht erscholl von dem Jubelrufe der siegenden Preußen.

Noch einmal wagte Napoleon am folgenden Morgen den Sturm gegen die Höhen von Laon. Er opferte abermals eine große Menge von Menschen auf und mußte sich endlich doch unverrichteter Sache zum Rückzuge bequemen. Die Schlacht hatte ihm viele tausend Krieger und 60 Kanonen gekostet. Er berichtete seinem Volke, daß er die Höhen von Laon unangreifbar gefunden. Sein Unmuth war grenzenlos. Denn der Siegesstern, der ihm im vorigen Monate aufgegangen war, schien schon wieder gänzlich untergegangen, und mit vielem Verdrusse mußte er wahrnehmen, daß Blücher und seine Schaaren, die er schon vernichtet zu haben sich rühmte, noch ziemlich frisch und bei guten Kräften waren. Doch rasch nahm er wieder seine Feldherrnklugheit zusammen, und was ihm gegen den alten Helden nicht gelungen war, das wollte er nun gegen Schwarzenberg versuchen. Er hoffte das große Heer in vereinzelten Haufen zu finden, über die er sich dann einen leichten Sieg versprach.

Schwarzenbergs Waffen hatten inzwischen auch nicht ganz geruht: (27. Februar). Bei Bar an der Aube mußte der Marschall Oudinot, der ihm den Weg vertreten wollte, nach blutigem Kampfe vor ihm weichen, und der deutsche Oberfeldherr ließ hierauf die Stadt Troyes erstürmen, wobei die Einwohner derselben sich mit der höchsten Erbitterung wehrten, so daß selbst Frauen von den Dächern der Häuser siedendes Wasser auf die Stürmenden herabgossen. Trotz dieses verzweifelten Widerstandes ward die Stadt dennoch erobert, und jetzt stand das große Bundesheer zwischen den Flüssen Seine und Marne. Bei Arcis an der Aube stellte ihm Napoleon seine Schaaren gegenüber, und die Bundesfürsten beschlossen einmüthig die entscheidende Schlacht, welche der Feind ihnen anbot, anzunehmen. Schon am 20sten März kam es zu einem Vorgefechte, wobei Napoleon selbst in große Lebensgefahr gerieth. Denn um Arcis nicht zu verlieren, das von den Verbündeten hart bestürmt wurde, stellte er sich selbst an die Spitze seiner bereits weichenden Reiterschaaren, und führte sie, den Degen in der Faust, gegen den Feind. Neben und hinter ihm hielt der Tod seine Ernte, und ein Kosak kam ihm selber so nahe, daß er schon mit seiner Lanze nach ihm stach, selbst sein Pferd sank unter ihm, sterbend zusammen, — aber ihm war es nicht bestimmt, seinen Tod auf dem Schlachtfelde zu finden, das so viele Jahre lang seine Heimath gewesen war, und er entkam allen diesen Gefahren.

Am Morgen des 21. März erwartete man jetzt den ent-

scheidenden Kampf. Schon standen die Heere in Schlachtordnung einander gegenüber, als plötzlich die französischen Schaaren, eine nach der andern, das Feld ohne Schwertschlag verließen. Napoleon, da er seiner Gegner große Uebermacht betrachtete, mochte wohl in seinem Herzen überlegen, wie gewagt es wäre, auf einen Kampf Alles ankommen zu lassen, — vielleicht hatte die Leipziger Schlacht ihn behutsam gemacht, — und da er sich gestehen mußte, daß er das Glück der Waffen nicht mehr wie sonst in seiner Gewalt habe, so schien es ihm sicherer den entscheidenden Schlag zu vermeiden. Er that dies, doch nicht ohne einen Anschlag ersonnen zu haben, der, wenn er gelang, dem Heere der Verbündeten unfehlbar Vernichtung bringen mußte.

Im Rücken der Bundesheere, gegen Deutschlands Grenzen zu, waren noch die meisten Festungen in französischen Händen. Hierauf gründete Napoleon seinen Anschlag. Er wollte nämlich mit seinen Schaaren an dem Heere Schwarzenbergs vorbeizukommen suchen und seinen Weg nach dem Rheine richten. Dadurch mußte dann nothwendig seinen Gegnern alle Zufuhr und jede Verbindung mit Deutschland abgeschnitten werden, und dies würde, — so hoffte er, — den deutschen Oberfeldherrn zum Rückzuge bewegen. Dann aber sollte sich im Elsaß und in Lothringen der Landsturm erheben, und mit den Besatzungen der dortigen Festen vereint, wollte er selber die Zurückziehenden angreifen, und dann schien ihr Untergang nicht mehr zweifelhaft.

Zum größten Glücke aber erhielten die Bundesfürsten noch zu rechter Zeit durch einen aufgefangenen Brief Napoleons von seinem verderbendrohenden Plane sichere Kunde. Da war ihr Entschluß bald gefaßt. Die Kriegslist des Feindes sollte auf gleiche Weise erwidert werden. Damit er wirklich glauben möge, das große Heer folge ihm nach, wie er es gerne gewollt, mußte der russische Feldherr Winzingerode mit 10,000 leichten Reitern und Geschützen, die Napoleon leicht für den Vortrab des großen Heeres halten konnte, ihm nachziehen. Indeß er nun, von trüglicher Hoffnung geschmeichelt, sich selbst von seiner Hauptstadt immer weiter entfernte, wollten die Verbündeten rasch gegen Paris vordringen. Und wie sie es beschlossen, so geschah es nun. Ein ungeheurer Jubel belebte die Kriegsschaaren, als der Freudenruf: „es geht nach Paris!“ erscholl. Alle bisher erlittenen Widerwärtigkeiten waren vergessen, alle Kräfte verdoppelten sich, und jedes Herz schlug freudiger empor. Und um die Freude noch vollständiger zu machen, so liefen zu gleicher Zeit frohe Botschaften von den andern Gegenden des Kampfplatzes ein. Die Oesterreicher hatten die Franzosen wieder aus der Nähe der

Schweiz verdrängt, waren bis Lyon vorgedrungen und hatten diese wichtige, große Stadt erobert. Von den Engländern war Bordeaux besetzt, und Wellington drang mit seinen Kriegern im Süden Frankreichs vor.

Das schönste Frühlingswetter begünstigte den Zug der verbündeten Krieger gegen die stolze Stadt, die sich oft in ihrer selbstgefälligen Eitelkeit die Hauptstadt der Welt genannt. In der Mitte ihrer Schaaren zogen Friedrich Wilhelm und Alexander, und lustig erschollen die Felder ringsum von Trommelwirbel und Hörnerklang und fröhlichen Gesängen. Unerwartet stieß Schwarzenbergs Heer, das mit den Schaaren Blüchers einen Wettlauf gegen Paris zu halten schien, am 25. März auf die beiden französischen Feldherren Mortier und Marmont, die ihrem Kaiser mit einem beträchtlichen Kriegshaufen nachziehen wollten. Die Franzosen versuchten einen vergeblichen Widerstand bei La Fère (Champenoise) und verloren, während die Verbündeten sie vor sich hertrieben, viele Mannschaft und Geschütz. Am Abend des 29. März erreichten endlich die Schaaren der Verbündeten das Ziel ihrer rastlosen Eile. Das berühmte, stolze Paris, aus dessen Mitte, wie aus dem Schlunde eines feuerspeienden Berges, alle die Erschütterungen ausgegangen waren, die seit länger als 20 Jahren die alte Ordnung in Europa zerrütteten, wo der entsetzliche Königsmord verübt und von der gotteslästerlichen Mörderrotte das Heiligthum des Glaubens mit Füßen getreten war, wo der Raub von ganz Europa wie in einer ungeheuern, prächtigen Räuberhöhle aufgeschichtet lag, Paris, das seit Jahrhunderten keinen Feind vor seinen Thoren, geschweige denn in seinen Mauern gesehn hatte, — diese stolze Stadt mit ihren zahllosen Prachtgebäuden und Thürmen dehnte sich jetzt, wie ein endloses Meer von Häusern, vom Glanze der Abendsonne vergoldet, vor den staunenden Blicken der siegreichen Krieger aus, die gekommen waren, um diesen Sitz geschmückter Laster und Sünden zu züchtigen und seinen eiteln Trotz zu brechen.

Das Volk in der Stadt ließ sich überreden, es sei nur eine Streifschaar, die sich so nahe heranwage, und die Feldherren Marmont und Mortier übernahmen es Paris zu vertheidigen. Sie besetzten mit ihren 25,000 Kriegern und 150 Geschützen die Höhen im Osten der Stadt, wo besonders der Montmartre (Marderberg) und die Anhöhen von Belleville eine sehr feste kriegerische Stellung gestatten. Sie hofften sich dort wohl so lange halten zu können, bis Napoleon, den sie von der Gefahr seiner Hauptstadt benachrichtiget, zu ihrer Rettung herbeigeeilt wäre. Aber ihre Hoffnungen scheiterten, als am Morgen des

30. März der Sturm des Angriffs gegen die Höhen von Belleville losbrach. Die Krieger, die hier stürmten, hatten einen schweren Stand. Denn durch Hecken, Gräben, Weinberge und Gebüsche mußten sie dringen, während die Kugeln des feindlichen Geschützes furchtbar in ihren Reihen wütheten. Da sank noch manches wackere Heldenleben in den blutigen Staub, — aber der nahe Kampfpreis stählte die sinkenden Kräfte. Die preußischen und badenschen Garden, von einigen russischen Haufen unterstützt, erreichten rühmlich das furchtbare Ziel. Die Höhen wurden erstiegen, das Geschütz erobert. Zu gleicher Zeit erstürmten unsere tapfern Landsleute, von York und Kleist geführt, die wohlvertheidigten Höhen von Montmartre, und auch der Kronerbe von Würtemberg warf die Feinde zurück, die ihm entgegenstanden. Die Eroberung des Montmartre kostete besonders vieles Blut und viele heiße Arbeit.

Mit dem Verluste dieser Höhen war gleichsam das letzte Bollwerk von Paris gefallen, und den übermüthigen Hauptstädtern blieb jetzt nur die Wahl, entweder die Waffen zu ergreifen und ihre heimathlichen Mauern gegen die Verbündeten zu vertheidigen, oder sich den Siegern zu ergeben. Und schon senkte sich von den Höhen des Montmartre, unter wirbelndem Trommelschlage, im raschen Sturmschritt, eine Angriffsreihe gegen die Stadt herab, da hemmte plötzlich, aus der bedrohten Stadt kommend, ein Zug von Männern, die eine weiße Friedensfahne schwenkten, den Sturmschritt der Krieger. Es waren Abgeordnete der Bürgerschaft, die um Schonung bäten und sich bereit zeigten die Stadt auf Bedingung zu übergeben. Des Blutes war schon zu viel geflossen, als daß die verbündeten Herrscher ihren Vorschlägen nicht ein geneigtes Ohr hätten schenken sollen. Demnach ward den beiden französischen Feldherren mit den Trümmern ihres Heeres ein freier Abzug verstattet, und Paris erhielt das Versprechen, nicht nur von einer Plünderung verschont zu bleiben, sondern auch in jedem andern Stücke so gelinde als möglich behandelt zu werden.

Da brach mit dem nächsten Morgen der herrliche Tag an, der mit seinem festlichen Siegesglanze alle Schmach vergütete, welche unser Vaterland und ganz Europa so lange von dem französischen Uebermuthe erduldet. Am 31. März hielten Friedrich Wilhelm und Alexander, umgeben von ihren ersten Kriegsgebietigern, und von einem großen Theile ihrer tapfern Schaaren gefolgt, den feierlichen Siegeseinzug in Frankreichs bezwungene Hauptstadt. Von grünen Zweigen wehten die Helme und Hüte der Krieger, und stolzer flatterten die hohen Banner aus ihren

Reihen empor. Nun durften die staunenden Bürger von Paris dasselbe Schauspiel genießen, welches ihre Kampfschaaren den Hauptstädten Europas sonst gewährt hatten. Die Völker Europas erwiderten den Besuch.

Mit Paris war ganz Frankreich in den Händen der Sieger. Denn in keinem andern Lande ist das Beispiel der Hauptstadt von so entscheidendem Einflusse, als gerade in Frankreich. Deßhalb war auch Napoleons Schicksal nun bald entschieden. Denn gleich am Tage nach ihrem Einzuge in Paris erließen die Bundesfürsten eine Aufforderung an das französische Volk: „daß es sich eine andere Regierung wählen möge, da die Fürsten den bisherigen Kaiser nicht mehr als solchen anerkennen und weder mit ihm, noch mit irgend einem Mitgliede seines Geschlechts sich in Unterhandlungen einlassen würden.“ Als nun der feige und treulose Senat von Paris sogleich von dem Gehorsame gegen Napoleon sich lossagte, und an seiner Statt das alte französische Königsgeschlecht aus seiner bisherigen Verbannung zurückgerufen wissen wollte, da fiel ganz Frankreich dieser Meinung bei, und Napoleon ward ohne Widerspruch für abgesetzt erklärt (2te April). So stürzte der Räuberthron zusammen, dessen Stufen der große Volksverderber aus Lüge, Meuchelmord und endlosem Blutvergießen sich aufgebaut hatte. Das leichtsinnige, wankelmüthige Volk, das er beherrscht, war seiner müde geworden, da sein Glücksstern nun unterging, und trug keinen Augenblick Bedenken, den Herrscher, den es noch vor Kurzem bis zum Himmel erhoben hatte, für einen sichern Frieden hinzuopfern.

Napoleon selbst wollte von dem angemaßten Herrscherstuhle so willig nicht herabsteigen. Er war, als das eben Erzählte um und in Paris sich ereignete, mit großer Schnelligkeit herbeigeeilt, um wo möglich seine Hauptstadt zu befreien. Doch dazu kam er zu spät, und nun wollte er wenigstens seine Krone retten. Von Fontainebleau, wo er sich aufhielt, wandte er sich bittend an die Bundesfürsten, um unter jeder Bedingung Frieden zu schließen, wenn er nur Herrscher bleiben könnte. Doch sie beharrten fest dabei, nicht mit ihm zu unterhandeln, dessen böse Lügenkünste und Falschheit die Welt so oft betrogen. Da schwur der erzürnte Mann in seinem heftigen Ingrimm, seine Krieger zum Sturme gegen die treulose Hauptstadt zu führen und ein fürchterliches Beispiel der Rache an ihr aufzustellen. Es war ihm ganzer Ernst mit diesem Vorsatze, und von dem gereizten Muthe seiner Schaaren, die sich bis jetzt ihm noch treu ergeben zeigten, dürfte wohl noch Manches zu fürchten gewesen sein. Aber der finstre Anschlag sollte nicht zur Reife kommen; denn

die französischen Feldherren selbst kündigten ihrem bisherigen Führer den Gehorsam auf und riethen ihm, seine Ansprüche auf die Krone fahren zu lassen. Das war ein Augenblick gerechter Vergeltung in dem Leben dieses Mannes, der mit Kronen, wie mit Würfeln gespielt und das Glück der Völker beständig seinem fürchterlichen Ehrgeize geopfert hatte! Er sah sich von allen, selbst von denen verlassen, die er zu hohen Ehren befördert, und auf deren unerschütterliche Ergebenheit er sicher rechnen zu können glaubte. Man sagt, er habe geweint. Wenige Tage darauf (11. April) unterschrieb er eigenhändig seine Absetzungsurkunde, und reiste dann nach der Insel Elba, an Italiens Küste, die ihm, großmüthig genug, zum freien Eigenthum geschenkt ward.

Am 3. Mai aber zog der Bruder des ermordeten Königs, Ludwig XVIII., in Paris ein, und bestieg den Thron seiner königlichen Ahnen. So schien nach einundzwanzig blutigen Jahren, endlich Ordnung, Friede und Ruhe in unsern Welttheil zurückkehren zu wollen.

Der Friedensschluß, der am 30. Mai erfolgte, war leider einer der großmüthigsten, welchen die Geschichte kennt. Die verbündeten Fürsten gingen von dem Grundsatze aus, daß sie nicht mit Frankreich, sondern nur mit Napoleon Krieg geführt, und verzichteten deßhalb nicht nur auf jede Entschädigung der Kriegskosten, sondern entließen auch die Kriegsgefangenen ohne Lösegeld, und was noch mehr sagen will, sie ließen nicht nur dem französischen Reiche seinen ganzen Umfang, wie er vor dem Beginne der Staatsumwälzung gewesen, sondern vergrößerten es noch um etwa 150 Quadratmeilen, obgleich Deutschland ein Recht gehabt hätte, sein altes Eigenthum, Lothringen und Elsaß, zurückzufordern (ja vielleicht die Pflicht). Ueberall war man unzufrieden, daß man mit dem gewaltthätigen Unterdrücker Europas so glimpflich im Friedensschlusse verfahren war und beklagte, daß das, was die Männer des Schwertes gut gemacht hatten, die Diplomaten wieder verpfuschten. Auch die Kunstschätze, welche aus ganz Europa zusammengeraubt, in Paris aufgehäuft lagen, blieben unberührt. Doch ihren Siegeswagen brachten die Preußen wieder nach Berlin zurück. Die nähern Verhältnisse der deutschen Staaten aber sollte eine Fürstenversammlung zu Wien entscheiden.

So zogen nun die siegreichen Krieger, mit hohem Ruhme gekrönt, ihrem befreiten Vaterlande wieder zu. Und mit welcher Begeisterung, mit welcher dankbaren Liebe wurden die preußischen Helden in ihrer Heimath empfangen! Fast in jeder Stadt, durch

die sie zogen, war ihnen ein Fest bereitet. Sang und Klang hieß sie willkommen, Jungfrauen umkränzten sie mit Blumen und Eichenlaub, und jeder beeiferte sich, ihnen Ehre und Dank zu beweisen. Die Jahrestage der wichtigsten Siege aber wurden zu Volksfesten, an denen sich der fromme Dank für des allmächtigen Gottes Beistand im heiligen Befreiungskriege und die Liebe für König und Vaterland immer aufs Neue beleben und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, bis auf die spätesten Enkel kommen sollte. Auch ward derer nicht vergessen, die des Vaterlandes Freiheit mit ihrem Leben erkauft hatten. In jedem Kirchspiele ward an heiliger Stätte eine Gedächtnißtafel aufgehängt, worauf die Namen der treuen Gefallenen fort und fort zu lesen sind. Die aber lebend aus dem blutigen Kampfe heimgekehrt waren, erhielten zur Erinnerung an das, was sie vollbracht, von ihrem Könige ein jeglicher eine Schaumünze aus dem Erze des eroberten Geschützes gegossen, die sie als Ehrenzeichen auf der Brust tragen durften. Auch versäumte das Vaterland nicht die heilige Pflicht des Dankes gegen diejenigen Krieger, welche im Kampfe verstümmelt worden waren. Es bildeten sich allenthalben freiwillige Vereine zu ihrer Unterstützung, hauptsächlich für die im Kriege erblindeten. Die Namen der tapfern Feldherren aber, deren Heldenmuthe und Kriegserfahrung des Kampfes glücklicher Ausgang zugeschrieben werden mußte, ertönten mit immer gleicher Begeisterung und Liebe von den Lippen des Volkes. — Besonders ward Blüchers Name gefeiert und der große Feldherr von seinem dankbaren Volke fast vergöttert. Er war recht eigentlich der Mann des Volkes.

Vor allen rührend und erhebend aber war der festliche Tag, als Friedrich Wilhelm seinen Einzug in Berlin hielt. Auf dem Brandenburger Thore stand nun wieder der prangende Siegeswagen, aber er war vor den Blicken der Zuschauer durch eine Decke verhüllt. Doch als der König, umringt von seinen Feldherren und seinen fürstlichen Angehörigen, an der Spitze seiner Krieger dem Thore nahte, da fiel die Decke, und im nämlichen Augenblicke brach die Sonne durch das Gewölk, welches den Himmel verhüllte, und verklärte leuchtend das Denkmal alter und neuer Siege, das jetzt in doppelt herrlicher Bedeutung vor den Augen des gerührten Volkes stand. Der König aber zog weiter, von dem jubelndem Willkommen und von tausend Segenswünschen der freudigen Menge begrüßt, durch die Linden, die mit Laubwerk und mit Blumengehängen zu beiden Seiten festlich verziert waren. So kam der Zug zu einem Rasenaltare, der sich in der Mitte eines freien Platzes erhob. Vor dem Altare aber

stand ein Geistlicher, bereit mit Gebet und feierlicher Rede den heimkehrenden König und seine Krieger zu empfangen. Und als die Krieger nun die feierliche Stätte umringten, und der König mit den Feldherren und Fürsten im Kreise stand, da sank Friedrich Wilhelm und alle die um ihn waren auf die Knie, um Gott an dem heimischen Altare zu danken für seinen Schutz und seine gnadenreiche Hilfe. Und alle Blicke füllten sich mit Thränen und alle Herzen wurden durch des frommen Königs Andacht erhoben. Ach, hätte Luise diesen Tag erlebt! —

Vierundfünzigstes Kapitel.

Napoleon kommt von Elba nach Frankreich zurück. Schlachten bei Ligny und Belle Alliance. — Napoleon wird nach St. Helena gebracht. — Zweiter Pariser Frieden.

Noch war nicht ein volles Jahr vergangen, seitdem die Verbündeten ihren Siegeseinzug in Paris gehalten; die Fürsten waren noch in ernster Berathung zu Wien versammelt und die heimgekehrten Krieger hatten kaum ihre Waffen fortgelegt, — da erscholl plötzlich die Schreckensbotschaft, „Napoleon sei von Elba zurückgekehrt und habe, mit der vollsten Zustimmung des Volkes, seinen Kaiserthron wieder bestiegen.“ Einem großen Theile der Menschen aber kam dieses Ereigniß nicht unerwartet. Denn sie hatten es fast mit Bestimmtheit vorausgesehen, daß der ehrgeizige Mann, an den Glanz der Herrschaft gewöhnt, den Gedanken, seinen Ruhm überlebt zu haben und von allem Einflusse auf die Verhältnisse der Staaten, denen er so lange Gesetze vorgeschrieben, entfernt in der Einsamkeit zu leben, nicht würde ertragen können. Sie meinten, man hätte ihm noch immer einen zu freien Spielraum verstattet, als daß er nicht die erste günstige Gelegenheit ergreifen sollte, sich zu seiner vorigen Macht und Herrlichkeit wieder emporzuschwingen. Und so war es denn auch geschehen. Napoleon wußte, daß die vielen Tausende, die unter seinen Adlern gefochten und gesiegt, ihm in ihren Herzen noch mit ganzer Liebe zugethan wären, er hatte mit heimlicher Freude erfahren, daß die Verbündeten bei der Feststellung ihrer Ansprüche zu Wien in Uneinigkeit gerathen waren, und daß Oesterreich im Bunde mit England seine Absichten gegen Preußen und Rußland selbst mit den Waffen in der Hand durchzusetzen bereit war, er kannte ferner die leichtsinnige Unbeständigkeit des französischen Volkes, das mit seiner Liebe und Treue, wie mit

einem Rocke wechselt, auch war ihm bekannt geworden, daß dieses Volk mit seinem jetzigen Beherrscher nicht eben zufrieden sei, und dieß Alles belebte in ihm die Hoffnung, noch einmal in seiner Kaiserrolle aufzutreten. Demnach schiffte er sich mit 900 seiner Getreuen am 26. Februar 1815 in Elba ein, entging glücklich den auflauernden Wachtschiffen und stieg am 1. März auf Frankreichs Boden ans Land. Der erschrockene König Ludwig XVIII. schickte ein Kriegsheer aus, um sich des Ruhestörers zu bemächtigen; aber kaum daß die Krieger ihren wohlbekannten Anführer erblickten, so eilten sie ihm jauchzend entgegen, statt ihn zu bekämpfen, und schworen, mit ihm leben und sterben zu wollen. Da blieb dem betrogenen Könige nichts weiter übrig, als eilig aus Frankreichs Grenzen zu entfliehen. Napoleon aber, überall mit jubelnder Freude begrüßt, hielt schon am 20. März seinen Einzug in Paris. Darauf ließ er sich durch eine feierliche Volksversammlung abermals zum Kaiser von Frankreich erwählen und bemühte sich dann, mit aller Kunst schlau ersonnener Rede auch die Fürsten Europas dahin zu bewegen, daß sie seine Herrscherrechte von Neuem anerkennen möchten. Seine Worte waren höchst sanft und friedliebend. Er versprach, fortan die Waffen für immer aus der Hand zu legen und nur für die Beglückung seines Volkes in ungestörtem Frieden zu leben. Aber die Fürsten, durch die Gefahr wiedergeeint, ließen sich durch solche Versprechungen nicht blenden, denn sie wußten, daß für Europa keine Sicherheit noch Ruhe zu hoffen sei, so lange er an der Spitze des mächtigen Frankreichs stünde. Gegen ihn war der Krieg geführt und mit ihm war kein Friede geschlossen. Auch verdiente der Treubruch des französischen Volkes Züchtigung, und es war die Pflicht der Fürsten, die Rechte des betrogenen Königs zu schützen, den ihre Waffen wieder auf den Thron geführt. Deßhalb hörten sie nicht auf Napoleons friedliche Worte, sondern erklärten ihn feierlich für einen bösen Ruhestörer und Feind jeder guten Ordnung, den man bekämpfen müsse, wo man ihn fände. Und um ihrem Ausspruche den gehörigen Nachdruck zu geben, ließen sie ihre Heere sogleich wieder gegen Frankreichs Grenzen vorrücken.

In Preußen war die Begeisterung des vorigen Krieges noch nicht erkaltet, und alle jene Auftritte hochherziger Liebe für König und Vaterland wiederholten sich aufs Neue. Abermals strömten Tausende von Jünglingen dem aufgesteckten Kriegsbanner freiwillig zu, abermals ward allenthalben gerüstet und kein Opfer gescheut, und an der Spitze eines wohlgerüsteten, muthentflammten Heeres zog der alte Feldmarschall Blücher abermals dem Rheine zu.

Die Franzosen beeiferten sich indessen, die Schmach ihrer wortbrüchigen Treulosigkeit durch Beweise der höchsten Ergebenheit gegen ihren Kaiser in Vergessenheit zu bringen. Auch in Frankreich ward allenthalben mit großem Eifer gerüstet, und bald sah sich Napoleon wieder an der Spitze eines auserlesenen Heeres von 150,000 Kriegern. Mit diesen eilte er nun an die Grenzen seines Reiches, um für seinen Kaiserthron zu fechten.

Hier standen bereits die Heere der Verbündeten. Von der Schweiz bis zum Mittelrheine hatten die Schaaren der Oesterreicher, Baiern, Würtemberger und Badener ihren Platz, und Schwarzenberg war ihr Oberfeldherr. In den Niederlanden, von der Maas an, hielten Blüchers Schaaren Wache, und an sie, bis zur Nordsee hin, schloß sich das Heer, welches der Herzog Wellington führte. Es waren Engländer, Hannoveraner, Braunschweiger, Niederländer und Nassauer, zusammen 80,000 Krieger. Nur die Russen waren noch nicht zur Stelle. Sie sollten den Raum zwischen Schwarzenberg und Blücher ausfüllen.

Nun gedachte Napoleon seinen ersten Stoß gegen die Preußen und Engländer zu führen, und wenn er diese vernichtet, sich gegen Schwarzenberg zu wenden, ehe noch die Russen auf dem Kriegsschauplatze angekommen wären. Als er daher seine ganze Macht an der Sambre und Maas vereinigt, brach er ohne Verzug gegen den preußischen Feldherrn los. Blüchers Heer bestand aus vier Hauptabtheilungen, die in ziemlich weiter Entfernung auseinander gelegt waren, damit ihr Unterhalt dem Lande weniger beschwerlich fiele. Zusammen betrugen sie etwa hunderttausend Krieger. Napoleons Angriff geschah aber so plötzlich und unvorhergesehen, daß Blücher nicht mehr im Stande war, alle seine Streitkräfte zu versammeln. Kaum graute der Morgen des 15. Juni, so sah sich Ziethen, der eine der preußischen Heeresabtheilungen befehligte, mit großer Uebermacht von den Franzosen angefallen. Der wackere Anführer erkannte wohl, wie viel davon abhinge, daß er sich so lange als irgend möglich gegen die Feinde vertheidige, damit er seinem Oberfeldherr Zeit verschaffe, die übrigen Heeresabtheilungen heranzuziehen. Deßhalb wehrte er sich in der Nähe von Fleurus mit so kühnem Heldenmuthe gegen die andrängende Uebermacht, daß seine Absicht wenigstens zum Theile gelang. Blücher zog in der Eile den zweiten und dritten Heerhaufen an sich, die mit dem Ziethenschen zusammen 80,000 Krieger zählten. Mit diesen beschloß er gegen die an Zahl überlegenen Franzosen eine Schlacht zu wagen; denn er hoffte sowohl, daß sein vierter Heerhaufe unter Bülow noch zur rechten Zeit eintreffen werde, als auch auf die Hilfe von Wellington.

Auf den Anhöhen längs dem Ligne-Bache stand das preußische Heer in Schlachtordnung, seine Mitte auf das Dorf Ligny, welches der Schlacht den Namen gab, und seine beiden Flügel auf die Dörfer Amand und Sombref gestützt. Es war am 16ten Juni Nachmittag um 3 Uhr, als Napoleon seine Schaaren zuerst zum Sturme gegen Amand heranführte. Nach dem heftigsten Widerstande, den hier Ziethen mit seinen Kriegern leistete, die noch von dem Gefechte des vorigen Tages ermüdet waren, wurde das Dorf von den Franzosen erobert. Jetzt wüthete der Kampf um Ligny. Mit gewaltiger Anstrengung ward um den Besitz dieses Dorfes gestritten. Immer neue Schaaren führte Napoleon herbei, und seine Krieger wetteiferten unter seinen Augen um den Preis der Tapferkeit. Doch auch die Preußen fochten mit ihrem wohlbekannten Heldenmuthe und vertheidigten jede Gasse und jedes Haus mit der kühnsten Todesverachtung. Schon dauerte der Kampf fünf Stunden lang, an verschiedenen Enden stand das Dorf in Flammen, und noch war nichts entschieden. Indessen ließ Blücher das verlorne Dorf Amand von Neuem bestürmen, und wirklich gelang es, die Hälfte desselben wieder zu erobern. Doch allmälig begann die Kraft seiner Streiter zu ermatten. Schon hatten sie alle mit übermenschlicher Anstrengung gefochten, und frische Schaaren waren nicht mehr vorhanden. Die ersehnte Hilfe aber blieb noch immer aus. Denn Bülow, von mannigfachen Hindernissen in seiner Eile gehemmt, war noch immer nicht zur Stelle, und die Schaaren, welche Wellington den Preußen zu Hilfe senden wollte, hatten selber einen hartnäckigen Kampf bei Quatre-Bras zu bestehen, wo ihnen der Marschall Ney mit 50,000 Kriegern entgegenwar. Dort war es, wo der tapfere Herzog von Braunschweig*) den Heldentod starb. —

Noch behaupteten die Preußen mit standhaftem Muthe das Dorf Ligny. Da ließ Napoleon seine Harnischreiter und sein bestes Fußvolk, schon in der tiefen Abenddämmerung, noch einmal zum Sturme hervorbrechen. Dieser Augenblick mußte entscheidend werden. Das erkannte der alte preußische Heerfürst wohl, und das eigene Leben der höchsten Gefahr Preis gebend, stellte er sich selbst mit geschwungenem Degen an die Spitze des nächsten Reitergeschwaders und sprengte den eisenbepanzerten Feinden entgegen. Klirrend trafen die Schwerter zusammen, — aber des

*) Derselbe, der schon im Jahre 1809 gegen den Unterdrücker die Waffen getragen. Durch den Frieden 1814 erhielt er sein väterliches Erbe wieder, das ihm Napoleon geraubt.

Feindes größere Menge und seine festere Bewaffnung wies den Angriff zurück. In diesem Augenblicke durchbohrte eine Kugel Blüchers Roß. In wilden Sprüngen tobte es dahin und sank dann todt zu Boden und begrub den Feldherrn mit der Last seines Leibes. Die Gefahr war nahe und entsetzlich. Denn schon brausten die französischen Reiter in wilder Verfolgung daher, und wie wäre es geworden, wenn irgend einer von ihnen den Feldherrn, der hilflos unter seinem Pferde lag, erkannt hätte? — Tod oder Gefangenschaft wäre sein Loos gewesen, und mit dem alten, trefflichen Blücher wäre die größte Hoffnung und die festeste Stütze des preußischen Heeres zu Grunde gegangen. Doch in dieser höchsten Gefahr ward der Graf Nostitz, der ihm zur Seite ritt, sein Retter. Rasch sprang er vom Pferde und trieb es durch einen Säbelhieb weit von sich, um die Blicke des Feindes irre zu führen. Seine Absicht gelang vollkommen. Vorüber sausten die französischen Reiter, ohne den gefallenen Helden gewahr zu werden. Doch der herzhafteste Widerstand der Preußen empfing sie, und sie mußten sich nun ihrerseits zur Flucht wenden. Da tobte Flucht und Verfolgung noch einmal an Blücher vorüber, und erst jetzt konnte der jugendliche Heldengreis unter der Last seines Rosses hervorgezogen werden. Frisch und unversehrt bestieg er nun ein Reiterpferd und ordnete den Rückzug an. In der höchsten Ordnung verließen die Preußen das Schlachtfeld und stellten sich in geringer Entfernung davon wieder auf. Sie hatten jedoch 15 Geschütze eingebüßt und auch an Todten mehr verloren als Napoleon. Dieser aber hielt sie für gänzlich geschlagen und sandte ihnen am andern Morgen einen Heerhaufen nach, mit dem Auftrage, „die Preußen in den Rhein zu stürzen," und nun gedachte er selber den Schaaren Wellingtons ein gleiches Schicksal zu bereiten.

Wenige Meilen von Brüssel entfernt, in der Nähe des Dorfes Waterloo, stellte der britische Feldherr sein Heer in Schlachtordnung. Er hatte sich eine höchst vortheilhafte und feste Stellung gewählt. Denn im Rücken der Anhöhen, die er besetzt hielt, ward er durch einen Bergwald gedeckt, und vor ihm lagen zwei Meierhöfe, die er in zwei kleine Festungen umzuwandeln gewußt hatte. Diese mußten erst erobert werden, bevor die Franzosen seine Schlachtreihe selbst angreifen konnten. Auch sandte Wellington am 17. Juni einen Boten an Blücher ab und ließ ihn um einige Heerhaufen zur Unterstützung bitten. Es war Nacht und der alte Held schlief eben, als ihm die Bitte seines Bundesgenossen gemeldet ward. Da rief er: „Nicht mit einigen Haufen, mit meinem ganzen Heere will ich kommen, und wenn

die Franzosen nicht angreifen, so wollen wir sie angreifen!“ — Und als der Morgen herandämmerte, ertönte in seinen Schaaren wieder der alte, wohlbekannte Freudenruf: „Vorwärts!“ — Aber es war ein trüber, nasser Morgen und der Regen stürzte stromweise herab. Doch Blücher machte dieß zum Zeichen guter Vorbedeutung, indem er ausrief: „Seht da, unser Bundesgenosse von der Katzbach!“

An demselben Morgen — es war der 18. Juni — führte Napoleon seine Schaaren gegen Wellington zur Schlacht. Auf einem Hügel der Meierei La belle Alliance (der schöne Bund) hatte er seinen Standort genommen, als auf sein Geheiß der Donner des Kampfes erwachte. Die deutschen und britischen Schaaren, von ihrem großen Feldherrn Wellington angeführt, widerstanden heldenhaft den Stürmen der Feinde. Nur nach dem hartnäckigsten Widerstande gelangten die Franzosen in den Besitz der beiden befestigten Meiereien, und nun drangen sie ungehemmt gegen die Mitte der britischen Kampfreihe vor. Doch all ihr Toben brach sich, gleich der empörten Meereswelle am Felsen, an der beharrlichen Tapferkeit von Wellingtons Kriegern. „Wir müssen uns tapfer halten“ rief der Feldherr den Seinigen zu, — „was würde man sonst in England sagen?“ — Und um den festen Entschluß zu zeigen, der in seinem Herzen lebte, entweder zu siegen oder zu sterben, setzte er sich auf die Erde nieder, indem er sagte: „Hier werde ich bleiben und keinen Fuß breit weichen!“ — Schon acht Stunden hatte die blutige Arbeit gedauert, Tausende von Kriegern lagen schon entseelt um den britischen Feldherrn, und immer erneute des Feindes Uebermacht die wilden Stürme mit verdoppelter Wuth. Es war vorauszusehen, wenn nicht bald Hülfe erschiene, würde die Tapferkeit der Ueberzahl erliegen müssen, wie sie bei Ligny erlegen war. Aber die Rettung war nicht mehr fern. Es mochte etwa 5 Uhr des Abends sein, da erdonnerte es im Rücken des Feindes von preußischem Geschütze, und mit leichter aufathmender Brust rief Wellington: „Nun, Gott Lob! da ist der alte Blücher!“ Mit des unwegsamen Weges Mühen kämpfend, die durch den Regen noch vergrößert waren, hatte das preußische Heer es nicht möglich machen können, früher auf dem Schlachtfelde einzutreffen. Auch jetzt war es noch nicht ganz zur Stelle, sondern nur zwei Abtheilungen des Bülowschen Heerhaufens, die aber sofort den bedrängten Freunden zu Hülfe schritten. Von den Waldhöhen bei Frichermont im Rücken des Feindes hervortretend, senkte sich die preußische Schlachtreihe, Reiter, Fußvolk und Geschütz, in schöner Ordnung den stufenartigen Bergeshang in das Kampf-

gefilde hinab, und während die Trommeln wirbelten und Hörner und Drommeten lustig dareinschmetterten, donnerten die Feldstücke, in mehreren Reihen übereinander stehend, auf die Feinde herab. So stiegen die einzelnen Abtheilungen des Preußenheeres, wie sie dort oben ankamen, sofort ihren Waffenbrüdern zum Gefechte nach.

Napoleon erkannte alsbald die nahe Gefahr, die ihm von dorther drohte; doch sein rascher Feldherrngeist hatte auch sogleich das Mittel gefunden, ihr zu begegnen. Der ganze starke Rückhalt des französischen Heeres, der noch keine Mühe des blutigen Tages getheilt, mußte die herabziehenden Preußen kämpfend empfangen und sollte sich ihnen so lange widersetzen, bis das britische Heer aus dem Felde geschlagen wäre. Dieß mußte aber nach seiner Meinung nun bald erfolgen, da Wellingtons Krieger bereits ihre letzten Kräfte erschöpft zu haben schienen. Ein kräftiger Sturmangriff — so glaubte Napoleon — würde ihre Reihen jetzt zum Weichen bringen. Und zu diesem Sturme wählte er seine besten Schaaren, seine alten, oft erprobten Garden, die gewöhnlich dem Kampfe den Ausschlag geben mußten. Diese Krieger waren mit glühender Begeisterung erfüllt und hatten keinen andern Entschluß, als zu siegen oder zu sterben. Als sie von Frankreich auszogen, umhüllten sie selber die goldnen Adler auf ihren Fahnenschaften mit Trauerflor, den sie nicht eher abnehmen wollten, als bis die Feinde ihres Kaisers in entscheidender Schlacht vernichtet wären. Wellington sah diese Schaaren wie eine düstere Gewitterwolke, entschlossen und kampfbereit heranziehn. Aber durch eine preußische Heeresabtheilung verstärkt und durch die Nähe der Bundesgenossen ermuthigt, bebten seine wackeren Krieger nicht. Der Feldherr ließ sein Geschütz vortheilhaft aufstellen, und als der Feind in die Schußweite gekommen, da schmetterten die Kugeln furchtbar in seine Reihen. Doch schnell schlossen die Franzosen sich wieder zusammen und immer weiter schritten sie zum Sturme gegen die bedrohten Höhen vor. Doch als jetzt Fußvolk und Reiter mit wildem Ungestüme auf die Stürmenden eindrangen, als Mann an Mann in der Nähe focht, da mußte die französische Kühnheit der nordischen Kraft weichen. Nach dem entsetzlichsten Blutbade und nach der heldenhaftesten Gegenwehr wurden Napoleons tapferste Krieger von den Höhen, die sie schon erstiegen hatten, wieder herabgestürzt. Hier war es, wo die französische Garde, aufgefordert sich zu ergeben, mit dem Heldenworte antwortete: „die alte Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht!“ Und das Wort ward blutig gelöst. Denn nur sehr wenige aus dieser Schaar entkamen vom Schlachtfelde.

Während hier das britisch-deutsche Heer des Tages Schicksal

so rühmlich entschied, blieben die Preußen ihrerseits in der Tapferkeit nicht zurück. Kühn drangen sie auf die Heerhaufen ein, die Napoleon ihnen entgegengeschickt, und nach dem blutigsten Gefechte brachten auch sie den Feind zum Weichen. Aber das Weichen ward zur unordentlichsten und wildesten Flucht, als ein Paar Landwehrhaufen im raschen Sturme das Dorf Planchenois, des Feindes letzten festen Stützpunkt, rühmlich erstritten. Aufgelöst und zerstreut war das stolze Heer Napoleons, ein Schrecken Gottes war über Hohe und Niedere gekommen, Niemand dachte mehr an Gegenwehr, denn jeder sah, daß nun Alles verloren sei, und einer rief dem andern mit bebenden Lippen zu: „rette sich, wer kann!“

Jetzt geschah es, „durch eine anmuthige Gunst des Zufalls,“ daß die beiden großen, siegreichen Feldherren in der Meierei La belle Alliance zusammentrafen. Mit herzlicher Umarmung begrüßten sich die ruhmvollen Helden, die im schönen Bunde vereint, den herrlichen, entscheidenden Sieg über die Gewalt des Bösen davongetragen. Darum heißt bei den Preußen auch diese ewig denkwürdige Schlacht: die Schlacht von La belle Alliance oder vom schönen Bunde. Durch die Nacht hin flohen indessen die Trümmer des aufgelösten französischen Heeres, vergeblich einen Ort der Ruhe und der Rettung suchend. Denn Gneisenau, dem die Verfolgung aufgetragen war, trieb sie mit seinen leichten Schaaren athemlos weiter. Dazu leuchtete der Mond in voller Klarheit vom Himmel herab, und so versagte selbst die Nacht den Verfolgten den Schutz der Dunkelheit. In dem Städtchen Gemappes, dessen Zugänge sie verrammelt hatten, und wo der erschöpfte Kaiser, in seinem Wagen sitzend, ein wenig der Ruhe genießen wollte, versuchten sie einen fruchtlosen Widerstand. Der erste Angriff der Preußen war hinreichend, sie zu verjagen, und die Sieger drangen stürmend in die Stadt. Napoleons Wagen hatte sich in den engen Straßen verfahren, und nur kaum gewann der überwundene Weltüberwinder noch Zeit, sich auf ein Pferd zu werfen und in der schnellsten Flucht den nachsetzenden Preußen zu entrinnen. Ohne Hut und Degen floh er in ängstlicher Hast davon, und beides, das Zeichen seiner Gewalt und seiner Hoheit, blieb den Siegern zur Beute. Auch fand Gneisenau in dem erbeuteten Wagen den preußischen Orden vom schwarzen Adler, den der Kaiser bei festlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte. Diesen aber schenkte darnach der König dem tapfern Gneisenau zum Andenken an die merkwürdige Nacht.

Mit einem Schlage waren demnach Napoleons wiedererworbene Macht und seine stolzen Hoffnungen vernichtet, und gegen die

meineidige Hauptstadt Frankreichs wandte sich zum zweiten Male der fröhliche Zug der Sieger. Die französischen Feldherren hatten ein Heer von 60,000 Kriegern gesammelt und wollten Paris vertheidigen. Als aber die Preußen, nach einem rühmlichen Gefechte bei Issy am 2. Juli sich zum Sturme bereiteten, da wollten die Pariser das Aeußerste nicht abwarten und übergaben am 7. Juli die Stadt.

Napoleon aber erkannte wohl, daß er nun nicht länger mit Sicherheit in Frankreich weilen könne, da das Land sich mehr und mehr mit den Kriegern der Verbündeten anfüllte. Auch durfte er sich von der Anhänglichkeit der Franzosen, die sie noch vor Kurzem mit so vielen Schwüren und unter so lautem Jubel ihm bewiesen, keinen Gewinn versprechen. Denn mit dem Mißlingen seines Planes war auch das wetterwendische Volk wieder anderen Sinnes geworden. Von seinem Volke wie von seinem Glücke verlassen, allenthalben verfolgt von den Kriegern des erzürnten Europa, das gegen ihn als einen Ruhestörer die Acht ausgesprochen, blieb ihm keine andere Hoffnung übrig, als etwa jenseit des Meeres in Amerika eine Freistatt zu finden. Er erklärte daher am 22. Juni seine Abdankung zu Gunsten seines vierjährigen Sohnes Napoleon II. und verlangte für sich selber zwei Fregatten zur Ueberfahrt nach Amerika. Die Kammern billigten jedoch diese Anordnungen nicht, sondern setzten eine provisorische Regierung ein, der sich dann Napoleon als General anbot. Er wurde abgewiesen und lieferte sich, als er in Gefahr war, von den zurückgekehrten König Ludwig XVIII. gefangen genommen zu werden, und nach Amerika zu entkommen es unmöglich war, den Engländern aus (16. Juli). Nun ließen sich der Stimmen viele vernehmen, welche meinten, Europa könne auf keinen sichern Frieden rechnen, so lange Napoleon lebe. Es sei daher wohl am Besten, ihm den Tod zuzuerkennen, den der übermüthige Unterdrücker durch seine Grausamkeit und seine Gewaltherrschaft reichlich verdient habe. Doch die Fürsten Europas dachten edler und großmüthiger. Sie wollten durch die Hinrichtung des entwaffneten Feindes ihren Ruhm nicht beflecken, und begnügten sich damit, ihn für immer unschädlich zu machen. Nach ihrem gemeinsamen Beschlusse wurde er auf die Felseninsel Sanct Helena im atlantischen Weltmeere, an der Westküste von Afrika, verbannt. Nur von einem kleinen Gefolge seiner getreusten Anhänger begleitet, deren Gesellschaft man ihm in seiner Gefangenschaft menschenfreundlich vergönnte, stieg er dort am 17. October ans Land. Wohl mehr als 800 Meilen von dem Welttheile entfernt, welcher der Schauplatz seines blutigen Ruhmes und

seiner furchtbaren Größe gewesen war, wie ein lebendig Begrabener, sich selbst und den Vorwürfen seines Gewissens überlassen, hat er hier auf das Strengste bewacht, noch sechs Jahre lang gelebt bis zum 5. Mai 1821. Auf der kleinen Insel, deren Flächeninhalt kaum das Maß von sechs Quadratmeilen überschreitet, fand der stolze Eroberer, dessen ungezügeltem Ehrgeize die Grenzen der Erde zu klein dünkten, sein Grab. Neunzehn Jahre später wurden seine Gebeine indeß nach Paris gebracht und dort mit großer Pracht und Feierlichkeit in der Invaliden-Kirche bestattet.

Als nun aber am 20. November 1815 Europa den zweiten Pariser Frieden mit Frankreich schloß, da ward das wortbrüchige Volk, an dem die gelinde Güte vergeblich verschwendet worden war, mit größerer Strenge behandelt. Es wurde festgesetzt, daß ein Theil der verbündeten Heere noch fünf Jahre lang dort bleiben und auf des Landes Kosten verpflegt werden sollte. Auch wurde Frankreich zur Bezahlung von 700 Millionen Franken verurtheilt. Ingleichen mußte es die geraubten Kunstschätze, die Denkmäler seiner frühern Siege, wieder herausgeben. Daß Ludwig XVIII. von Neuem als König von Frankreich anerkannt wurde, verstand sich von selbst. Der dringenden Forderung Preußens, Elsaß und Lothringen wieder an Deutschland zu bringen, wurde nicht entsprochen; für sich selber mußte es sich mit einer unbedeutenden Erweiterung begnügen.

Was nun die Verhältnisse Deutschlands anbetrifft, so wurde das alte Band der deutschen Völkergemeinschaft, welches Napoleon zerrissen hatte, wieder angeknüpft; zwar nicht in der frühern Gestalt eines deutschen Kaiserreiches, sondern in der, eines deutschen Staatenbundes. Die 35 deutschen Fürstenthümer und die vier freien Städte wurden des Bundes Glieder. Sie entsagten alle für ewige Zeiten jedem Kriege untereinander und verpflichteten sich, ihre Streitigkeiten durch die Bundesversammlung friedlich ausgleichen zu lassen. Die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit und der Unverletzlichkeit des deutschen Vaterlandes ist der, durch die Bundesurkunde (unterzeichnet am 8. Juni 1815 zu Wien) bezeichnete Zweck des Bundes. Die freie Stadt Frankfurt wurde zum Sitze der Bundesversammlung bestimmt, in welcher die Einzelstaaten, je nach dem Verhältnisse ihrer Größe, durch ihre Abgesandten Sitz und Stimme haben und Oesterreich und Preußen abwechselnd den Vorsitz führen sollten.

Noch ehe der zweite Pariser Frieden geschlossen war, hatten die drei verbündeten Fürsten, König Friedrich Wilhelm und die Kaiser Franz und Alexander sich zu dem sogenannten heiligen Bunde vereinigt (26. September 1815). Die tief-

religiöse Gemüthsstimmung, welche alle drei belebte, und in der letzten Zeit bei Alexander eine fast schwärmerische Richtung angenommen hatte, so wie die aufrichtige Freundschaft der drei Herrscher, gab diesem Bunde seine Entstehung. Sie erklärten vor Gott und Welt, fortan die Lehren des Christenthums, welche Gerechtigkeit, Liebe und Frieden allen Menschen zur Pflicht machen, als die alleinige Richtschnur ihres Verfahrens zu nehmen, weil nur dadurch den menschlichen Einrichtungen Festigkeit verbürgt und ihren Unvollkommenheiten abgeholfen werden könne. Nur christliche Grundsätze sollten ihre Regierung nach innen, wie ihre Verhältnisse nach außen leiten. Und wie sie selbst in unzertrennlicher Freundschaft sich zu gegenseitigem Beistande verpflichteten, so sollten auch ihre Völker sich als Brüder betrachten und lieben lernen. Später (1818) trat auch der König von Frankreich diesem Bunde bei. Der König von England aber und der Papst wiesen die Einladung zurück. Die weniger mächtigen Fürsten wurden nicht aufgefordert.

Durch die Fürstenversammlung zu Wien und die beiden Friedensschlüsse zu Paris waren auch die Grenzen des preußischen Staates aufs Neue bestimmt worden. Von seinen ehemaligen polnischen Besitzungen erhielt Preußen nur 530 Quadratmeilen zurück, die aber den Vorzug hatten, daß sie sehr viele deutsche Einwohner zählten. Sie wurden unter dem Namen des Großherzogthums Posen begriffen und haben die Verbindung zwischen Schlesien und Westpreußen wiederhergestellt. Die im Jahre 1807 an das damalige Königreich Westfalen abgetretenen Länder jenseits der Elbe kehrten nun auch freudig zu ihrem alten Herrscher zurück. Ferner erhielt Preußen einen nicht unbeträchtlichen Theil des Königsreichs Sachsen, und zu dem größeren Theile der alten Besitzungen am Rheine noch neue, sehr bedeutende Landesbezirke, dieß- und jenseits des stolzen, vaterländischen Stromes, für dessen Befreiung die preußischen Waffen so tapfer gefochten hatten. Durch einen besonderen Vertrag mit Dänemark, welches in den Besitz des ehemaligen schwedischen Pommerns mit Rügen gekommen war, wurde auch dieses Land mit Preußen vereinigt. Es versteht sich von selbst, daß auch Danzig, die alte preußische Seestadt, dem Königreiche wiedergegeben wurde. An Quadratmeilen hatte Preußen nicht unbedeutend verloren. Bis zu Anfang des Jahres 1806 war der Umfang bis auf 5728 Quadratmeilen gewachsen, durch den Tilsiter Frieden aber vermindert bis auf 2868, und nach dem zweiten Pariser Frieden belief sich der Bestand auf 5085 Quadratmeilen, also 465 Quadratmeilen weniger als am Schluß der Regierung Friedrich Wilhelms II.

Sechster Abschnitt.

Die Jahre des Friedens. Bestrebungen für die Einigung Deutschlands. Verlangen nach einer Verfassung. 1815—1861.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Uebersicht der Zustände Europas und Deutschlands insbesondere, nach geschlossenem Frieden. — Preußen. — Die deutsche Burschenschaft. — Turnwesen. — Reformationsfest (Wartburg). — Sand. — Demagogische Umtriebe und Untersuchungen. — Gegensätze in der Kirche. — Griechischer Freiheitskampf.

Je größer und gewaltsamer die Anstrengung gewesen war, mit welcher die Völker das französische Joch zerbrochen und den langersehnten Weltfrieden errungen hatten, um so größer und überspannter waren nun auch die Erwartungen, die man von den Segnungen des Friedens hegte. Die alten Zustände, wie sie vor dem Ausbruche der französischen Revolution gewesen, wünschte kein Volk zurück. Die blutige Flamme, die vor sechsundzwanzig Jahren Frankreich entzündete, hatte zu hell durch die Länder Europas geleuchtet, als daß nicht die Mißbräuche und Gebrechen der altherkömmlichen Verfassungen und Einrichtungen erkannt worden wären. So weit die Franzosen ihre siegreichen Waffen trugen, hatten sie auch neue Vorstellungen über die Befugnisse der Fürsten und über die Rechte der Völker in die Herzen der Menschen ausgestreut. Von einer unbeschränkten Fürstengewalt, die nach eigenem Ermessen über Güter, Freiheit und Leben ihrer Unterthanen entscheiden könne, und der sich die Völker mit blindem Gehorsam unterwerfen müßten, wollte Niemand mehr etwas hören. Die Völker hätten ein unbestreitbares Recht, in der Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten ein gesetzliches und entscheidendes Wort mitzureden — das war die allgemein verbreitete Meinung. Und sie fand gewissermaßen ihre Bestätigung, als der Kaiser Alexander, bevor er in Frankreichs besiegte Hauptstadt einzog, großherzig zu den Abgeordneten des Feindes das Wort sprach: „es sei jetzt an dem Volke, sich zu äußern, welche Regierung sie als die für Frankreichs und Europas Ruhe zuträglichste wünschten; sie würden ihm bereit finden, ihren Wunsch zu unterstützen!“ In gleicher Weise erklärten sich die beiden andern verbündeten Herrscher bereit, diejenige Verfassung anzuerkennen und zu gewährleisten, welche die französische Nation sich geben werde.“ Wenn nun die siegreichen Fürsten sich so freisinnig und edel gegen das Volk aus-

sprachen, welches den Brand der Revolution in Europa geschleudert, wenn sie hier die Berechtigung des Volkes anerkannten, „sich eine Verfassung zu geben“; wie sollten sie nicht dieselbe Rücksicht gegen diejenigen Völker haben beweisen wollen, die Gut und Blut gespfert hatten, um die Throne ihrer Fürsten wieder aufzurichten, oder sie durch ihre Kraft im wilden Sturme der Zeit zu stützen und zu schützen? Ja, selbst die Völker, welche unerschütterlich fest auf der Seite des mächtigen Eroberers gestanden hatten, weil er ihnen eine blühende und goldene Zukunft verheißen, namentlich die Italiener, die längst das Bedürfniß fühlten, sich zu einem einigen Volke zu gestalten, und die Polen, die auf die Wiederherstellung ihres zerrissenen und zertrümmerten Vaterlandes hofften — sie erwarteten von der Großmuth der Sieger, in deren Händen jetzt die Geschicke Europas lagen, die Befriedigung ihrer heißesten Wünsche. Aber die Völker verrechneten sich in ihren Hoffnungen. Die vertriebenen Fürsten, die jetzt nach Neapel und Italien, nach Spanien und Portugal zurückkehrten, übernahmen die Zügel der Regierung in einer Weise, als ob die Welt noch auf demselben Flecke stünde, wie vor 26 Jahren, und an eine Wiederherstellung Polens wurde nur insofern gedacht, als ein kleiner Theil dieses ehemals so mächtigen Staates unter dem Namen eines Königreichs mit Rußland vereinigt wurde. Jeder mußte jeder Besonnene und Unparteiische erkennen, daß die Polen durch innere Uneinigkeit und dadurch schlechte Verfassung den Untergang ihres Reiches selbst herbeigeführt hatten und auch jetzt wohl schwerlich reif genug seien, sich auf eine würdige Art selbstständig zu erhalten. Aber die Polen selbst erkannten das nicht und fühlten nur mit bitterem Schmerze das ihnen angethane Unrecht. Selbst Frankreich fühlte sich nicht befriedigt. Ludwig XVIII. brachte auf den neu errichteten Thron seiner Väter alle die alten Vorurtheile und Meinungen mit, die ihm einst an der Wiege gesungen worden. Er begriff den Geist seines Volkes nicht und das Volk liebte ihn nicht. Gar zu deutlich leuchtete aus allen seinen Schritten das Bestreben hervor, die Revolution vergessen zu machen und die Nation wieder auf den Standpunkt zurückzuführen, auf welchem sie vor dem Beginn derselben gestanden — ein Bestreben, das eben so thöricht war, als es erfolglos sein mußte.

Vor allen aber meinte das große deutsche Gesammtvolk gerechte Ansprüche auf eine großartige und umfassende Umgestaltung seiner innern Verhältnisse hegen zu dürfen. Die unerschütterliche Treue, mit welcher die einzelnen Völkerschaften ihren angestammten Fürsten zur Seite gestanden, die begeisterte Vaterlandsliebe, mit

welcher sie für die allgemeine Sache das Schwert ergriffen; der Jubel, mit welchem diejenigen, die Napoleon entweder unmittelbar zu Frankreich geschlagen, oder ihnen wenigstens fremde Herrscher aufgedrungen hatte, ihre alten, aus der Verbannung heimkehrenden Fürsten wieder begrüßten: Alles legte Zeugniß dafür ab, das deutsche Gesammtvolk sei reif für höhere Freiheit und würdig, den ihm gebührenden Ehrenplatz unter den Nationen Europas einzunehmen. — Wie mangelhaft auch immer die alte deutsche Reichsverfassung gewesen sei, wie schattenhaft und machtlos auch die Kaiser zuletzt den Reichsfürsten gegenüber dagestanden haben mochten; es war in dieser morschen Reichsverfassung und in der Person des Kaisers doch noch immer ein sichtbarer Mittelpunkt der Einheit Deutschlands zu erkennen. Seit der Stiftung des Rheinbundes aber und seitdem Kaiser Franz der Oberhoheit über Deutschland entsagt und nur den Titel eines Kaisers von Oesterreich angenommen hatte; seitdem war auch der letzte Schimmer der innern Einheit Deutschlands erloschen. Die edelsten und wärmsten Freunde des Vaterlandes aber hofften, diese Einheit sollte aus dem blutigen Freiheitskampfe neugeboren und herrlicher hervorgehen. Sie erkannten es tief und wahr: wenn dieses waffenstarke, von der edelsten Geistesbildung durchdrungene, treue, besonnene und gewerbefleißige deutsche Volk zu wahrer innerer Einheit gelangen möchte, so müßte es den ersten Platz unter allen Völkern einnehmen. Aber die deutsche Bundesakte war nicht geeignet diesen großartigen Erwartungen zu entsprechen. Zwar verhieß sie ausdrücklich den einzelnen Völkerfürsten eine gesetzmäßige Betheiligung an der innern Verwaltung ihrer besondern Landesangelegenheiten und ordnete an, daß in allen deutschen Landen eine ständische Verfassung wieder hergestellt werden sollte; aber eine Betheiligung des Volkes an den Angelegenheiten des großen Gesammtvaterlandes war nicht verheißen und wurde nicht gewährt. Auf dem Bundestage, dessen Sitz in die freie Stadt Frankfurt am Main verlegt wurde, waren nur die Fürsten, nicht die Völker vertreten. Es kam dazu, daß die einzelnen Fürsten sogar zögerten, die versprochene ständische Verfassung in ihren Staaten einzuführen, und daß es erst eines sehr ernsten Wortes Friedrich Wilhelms III. bedurfte, um sie dazu geneigt zu machen. Doch auch hier wollten die Fürsten von der einmal errungenen unbeschränkten Macht nur so wenig abtreten als möglich, und ihren Landständen höchstens eine berathende, nicht eine entscheidende, gesetzgebende Stimme ertheilen. Alle Uebelstände der frühern Zeit wurden beibehalten. Der innere Handelsverkehr blieb durch Binnenzölle und Schlag-

bäume gehemmt; jeder deutsche Staat prägte seine Münze nach eigenem Ermessen, und in jedem galt anderes Geld, anderes Recht und andere Gesetze. Der Unterthan des einen Herrn wurde in dem Lande des andern als Fremdling und Ausländer behandelt, und ohne besondere Erlaubniß des Fürsten durfte kein Deutscher in einem andern deutschen Lande sich ansessig machen. Die gemeinsame Sprache, der gemeinsame Besitz der großen deutschen Schriftsteller und die Erinnerung einer ruhmvollen Vorzeit, waren das einzige Band, welches die verschiedenen deutschen Staaten in Wahrheit zusammenhielt. Da durfte es in der That nicht Wunder nehmen, wenn durch solche Zustände sich niemand befriedigt fühlte, und wenn immer lauter und lauter, wie das Grollen eines herannahenden Gewitters, die Stimme des Mißvergnügens durch alle deutschen Lande ging. Rechnet man noch dazu, daß der langjährige Krieg den Handel gelähmt und in manchen Gegenden den Wohlstand für viele Jahre hin vernichtet hatte, und daß die Menschen erst jetzt, da wieder Ruhe eingekehrt war, sich ihrer Verluste recht deutlich bewußt wurden und den Schmerz der Wunden, die ihnen der Krieg geschlagen, in vollem Maße fühlten, so ist leicht zu ermessen, wie schmerzlich diejenigen sich getäuscht sehen mußten, die von dem langersehnten Frieden auch sogleich den Anbruch einer neuen bessern Zeit erwartet hatten.

In vielem Betracht durfte sich Preußen bei weitem glücklicher schätzen, als die übrigen deutschen Lande. Zwar in Betracht des äußern Wohlstandes hatte unser Vaterland vielleicht mehr gelitten, als irgend ein anderes deutsches Land. Aber es stand voraus an innerer Kraft und Freiheit, und unzählige Uebelstände und Mißbräuche, die anderwärts erst abgethan werden sollten, waren hier längst beseitigt. Preußen, das in dem blutigen Befreiungskampfe den übrigen deutschen Völkern das Banner siegreich vorangetragen, war sich dessen klar bewußt, was es an seinem Könige hatte und wie viel es dem Stamme der Hohenzollern verdankte, die es mit mächtiger Hand aus dem Staube emporgezogen und ihm einen Platz unter den Großmächten Europas angewiesen hatten. Denn wohl kein anderes Land der Welt dürfte sich einer solchen Reihe vortrefflicher Herrscher zu rühmen haben, als eben Preußen. Seitdem Friedrich I., der Burggraf von Nürnberg, das Kurfürstenthum Brandenburg auf friedlichem und durchaus gesetzmäßigem Wege erwarb, hatten alle Länder, die unter den Herrscherstab seiner Nachkommen gelangten, in vollem Maße Ursache, mit der Regierung zufrieden zu sein. Es gäbe nun und nimmermehr einen mächtigen preußischen Staat,

denn keine Hohenzollern gewesen wären. Sie haben mit ihrer Thatkraft das Entlegene und Getrennte zusammengeknüpft und zu einem großen geachteten Ganzen verschmolzen, dessen Mittelpunkt der Ruhm seiner Herrscher ist. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm legte den Grund zu Preußens Macht, indem er die Lehnskette zerriß, die das preußische Herzogthum an Polen fesselte, und indem er in diesem Herzogthume, wenn auch gewaltsam und schmerzhaft, die Macht der Stände brach, die nur Sinn für ihre Gerechtsame und Freiheiten, aber keinen Sinn dafür hatten, aufopfernd sich als Glied einem großen Ganzen anzufügen. Die unabhängige, selbstständige Stellung, die der große Fürst sich in dem kleinen Herzogthume erwarb, gab seinem Sohne Friedrich Gelegenheit, eine Königskrone auf das Haupt zu setzen und sich eben dadurch in seinem Verhältnisse, als deutscher Reichsfürst ungehinderter zu bewegen. Dem Glanze der Königskrone fügte die, obwohl willkürliche und oft für die Unterthanen drückende, Verwaltung Friedrich Wilhelms I., durch gleichmäßige Einrichtungen und weise Haushaltung die innere Kraft hinzu, ohne welche die Königskrone nur ein leerer Schein geblieben wäre; und der alles umfassende Riesengeist Friedrichs des Großen führte die Macht des Staates durch Ländererwerb und ruhmvolle Kriege, hier durch freisinnige Gesetze und Beförderung geistiger Aufklärung und Bildung zu einer Höhe empor, welche die Bewunderung der Welt auf sich zog. Selbst die Regierung Friedrich Wilhelms II., wie mancherlei Tadel sie auch in mehrfacher Beziehung unterliegen mochte, war nicht ohne Segen für den Staat geblieben, zumal sein Nachfolger sich bemühte, die Fehler seines Vaters in jeder Beziehung gut zu machen. Mit einem Worte: Preußen war das Land des Fortschritts und seine Bewohner gewohnt in ihren Fürsten die wahren Vertreter des Volkes zu ehren, denen die Größe und das Heil des Vaterlandes warm und innig am Herzen lag, und sie durften vom Throne her nur Gutes und Heilsames erwarten. Vor allem hatte ihnen die Regierung Friedrich Wilhelms III. davon unzählige Beweise gegeben. Waren denn nicht alle die großen und tiefeingreifenden Verbesserungen in der Verfassung des Landes und in den Verhältnissen der Unterthanen, die seit dem Unglücksjahre bei Jena und Auerstädt den Staat umgeformt hatten, freiwillige Geschenke der königlichen Macht gewesen? — ein Band der Einigkeit und des Vertrauens umschlang hier Fürst und Volk, wie es in der Weltgeschichte kaum seines Gleichen hat. Und der König wiederholte seinem Volke das Versprechen, daß er ihm durch land- und reichsständische Vertretung eine gesetzmäßige Theil-

nahme an der innern Staatsverwaltung gewähren wolle. Der bisher unbeschränkten königlichen Macht sollten Schranken gezogen werden, welche das Volk auf gesetzmäßigem Wege für alle Zukunft vor Willkür und Gewaltherrschaft schützten. Wenn es nun auch die Provinz Preußen, dieses Land, welches schon zur Zeit des Ritterordens dem deutschen Reiche einverleibt worden, dieses Land von Deutschen bewohnt und von deutscher Sitte und Bildung durchdrungen, übel empfand, daß sie nicht mit in den deutschen Bund aufgenommen, sondern als ein außerdeutsches Land betrachtet wurde, so tröstete man sich doch damit, daß der König wohl seine Ursachen dazu gehabt haben müsse, vielleicht um sich hier den Arm für alle Fälle frei zu erhalten. Indessen traten bald Ereignisse ein, die auch im preußischen Vaterlande das Band des Vertrauens, das König und Volk umschlungen hielt, zu zerreißen drohten.

Die Ungeduld der Jugend, die an demselben Tage gleich ernten möchte, an welchem sie gesäet hat, und die, weil sie berufen worden war, zur Rettung des Vaterlandes das Schwert zu führen, sich nun auch für berechtigt hielt, ihre Ansichten und Meinungen zur Geltung zu bringen; sie war es, welche in der naturgemäßen Entwickelung der Verhältnisse, durch ihre Uebereilung eine traurige Hemmung herbeiführte. — Die Jünglinge, welche für die Wiederherstellung des Vaterlandes in hoher Begeisterung Blut und Leben eingesetzt hatten, die zum Theil mit dem eisernen Kreuze geschmückt, zum Theil zu kriegerischen Befehlshaberstellen emporgestiegen waren, und die nun wieder zu den Wissenschaften und den Geschäften des Friedes zurückkehrten: sie konnten es nicht verschmerzen, daß die Verhältnisse des Vaterlandes sich nicht augenblicklich so gestalteten, wie ihre Sehnsucht es verlangte. Mit ihrer Begeisterung für ein einiges, freies Deutschland, in welchem die altgermanische Volksfreiheit in der Gestalt eines Kaiserreiches wieder aufblühen sollte, entzündeten sich auch die Herzen ihrer jüngerer Genossen, denen ihr zartes Alter es noch nicht erlaubt hatte, selbst die Waffen für das Vaterland zu tragen. So entstand auf allen Hochschulen Deutschlands die sogenannte „Deutsche Burschenschaft". Man kleidete sich in altdeutsche Tracht, einen schwarzen, kurzen Rock mit übergeschlagenem weißen Kragen, ließ Bart und Haare lang wachsen, trug als Abzeichen ein schwarz-roth-goldenes Band, die Farben des alten deutschen Kaiserreiches, um die Brust und gefiel sich in feierlichen Versammlungen und Reden und eigenthümlichen Gebräuchen. Von einer Hochschule zur andern wechselte man Briefe, die in öffentlicher Versammlung vorgelesen wurden, und knüpfte so unter dem

heranwachsenden Geschlechte ein Band der inneren Einheit, das einst in Zukunft das Sonderwesen Deutschlands, welches allerdings durch die Bundesverfassung neue Nahrung erhalten hatte, auflösen sollte. Der sittliche Ernst der Burschenschaft war nicht zu verkennen. Sie forderte von ihren Mitgliedern ein strenges, tugendhaftes Leben, und ihr Wahlspruch war: „frisch, fromm, frei!" An ihre Spitze traten Männer der Wissenschaft, edle, erprobte Männer, wie der Dichter Arndt und der redliche, echtdeutsche Jahn. Ja es mußte den Lehrern an den Hochschulen eine Freude sein, wenn sie sahen, wie der tiefe Ernst, dem Vaterlande zu dienen und es zu einer Stellung emporzuheben, die seiner würdig wäre, in ihren Schülern lebte, wie statt der kindischen Studentenstreiche und statt des lüderlichen Landmannschaftswesens, jetzt ein edlerer Geist in denen waltete, die einst als Beamte oder Gelehrte dem Vaterlande ihre Dienste weihen wollten. Allerdings mochten die Jünglinge in ihren schwärmerischen Träumen von einer ruhmvollen Umgestaltung des großen deutschen Gesammtvaterlandes sich mannigfach verirrt haben; allerdings mochten Einzelne unter ihnen sich zu einer Ueberspanntheit hinaufgeschroben haben, die sich in den schroffsten Aeußerungen und in Uebertreibung jeder Art gefiel; aber immer hat ja die Jugend von der gereifteren Einsicht späterer Jahre schonende Nachtsicht gefunden, weil sie eben die Jugend ist, deren heißes Blut nur allzuleicht die Grenzen ruhiger Besonnenheit überschrettet. Auch ließ man sie Anfangs gewähren und schien es, besonders von der preußischen Regierung, nicht übel aufzunehmen, daß die deutsche Burschenschaft die altherkömmliche Rohheit von den Hochschulen mehr und mehr verbannte.

Gleichzeitig mit den Burschenschaften trat die Turnkunst ins Leben, deren Begründer „Vater Jahn" war, wie man den ehrwürdigen Professor so gerne nannte. Sie sollte einerseits der überhandnehmenden Verweichlichung durch unabläßige körperliche Uebung und Abhärtung entgegenarbeiten, um dem Vaterlande in seinen Söhnen ein kräftiges Geschlecht zu erziehen, andererseits, gleich der Burschenschaft, den Vereinigungspunkt einer großen, die ganze männliche Jugend Deutschlands umfassenden Verbindung bilden. Man hatte mit richtigem Blicke erkannt, daß eine wahre innere Einheit Deutschlands aus dem Volksleben selbst hervorwachsen müsse und daß es daher vor Allem nothwendig sei, das traurige Vorurtheil zu beseitigen, daß die einzelnen deutschen Stämme, je nachdem sie unter verschiedenen Fürsten vertheilt waren, sich als Fremde und Ausländer, theils mit gleichgiltigen, theils gar mit eifersüchtigen und mißtrauischen Blicken betrachteten.

Diesem eingewurzelten Uebel sollte durch die Turngemeinschaft entgegengewirkt werden. Die deutsche Jugend sollte in frohen Turnfahrten sich kennen und als Brüder eines Volkes lieben lernen. — Auch das Turnwesen fand, namentlich im preußischen Staate, beifällige Theilnahme von der Regierung, so lange man nur die äußere Seite desselben, die Entwickelung und Stärkung der körperlichen Kraft, dabei im Auge behielt. Arndts schönes Lied: Was ist des deutschen Vaterland?" war schon damals in jedes Turners Munde und trug nicht wenig dazu bei, das Nationalgefühl zu beleben.

Nun aber trat ein Ereigniß ein, das zunächst die Aufmerksamkeit der Regierungen auf das Burschenwesen lenkte und ihr Mißtrauen gegen das ganze Thun und Treiben der damaligen Jugend und ihrer Leiter rege machte. Das Jahr 1817 führte die dreihundertjährige Jubelfeier der großen deutschen Kirchenreformation herbei. Preußens König, der mächtigste unter Deutschlands protestantischen Fürsten, der „Schirmherr der evangelischen Kirche", wie ihn die deutschen Protestanten gern begrüßten, selbst mit ungetheiltem Herzen und aufrichtiger Frömmigkeit seinem Glauben zugethan, ordnete an, daß in seinem Staate das große Jubelfest auf erhebende Weise, durch öffentlichen Gottesdienst und andere entsprechende Feierlichkeiten begangen werden sollte. Seinem Beispiele folgten die übrigen protestantischen Länder Deutschlands, und der 31. October war im ganzen großen Gesammtvaterlande ein hoher Festtag. Zu seiner Vorfeier aber hatte die deutsche Burschenschaft bereits am 18. und 19. October — den Erinnerungstagen der Völkerschlacht bei Leipzig — ein eigenthümliches Fest begangen, zu welchem die Hochschule Jena die Anregung gegeben. Zu der Wartburg hinauf, berühmt schon aus uralten Zeiten durch den Wettkampf der Meistersänger, und noch berühmter durch Luther, der hier eine Freistatt gegen Bann und Acht fand und die heilige Schrift ins Deutsche übersetzte, — zu diesem ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit, wallten im feierlichen Zuge und in brüderlicher Vereinigung die Jünglinge, welche von allen Hochschulen Deutschlands zusammengekommen waren. Hier wurden Reden gehalten und Lieder gesungen, die es unverhohlen aussprachen, was Aller Herzen empfanden. Aber die jugendliche Begeisterung vergaß sich so weit, nicht bloß einige Bücher, die ihren Ansichten widersprachen, sondern mit ihnen auch einige andere Gegenstände, die sie als Sinnbilder der innern Unfreiheit und Zerrissenheit Deutschlands betrachteten, öffentlich zu verbrennen, wie es einst Luther mit der päpstlichen Bannbulle gethan. Wenn nun schon die gehaltenen Reden hie und da alles

Maß überschritten, so wurden einige deutsche Regierungen durch das vollführte Feuergericht noch mehr beleidigt und sahen mit mißtrauischen und besorgten Blicken auf eine Verbindung, in welcher sie die Keime einer gewaltsamen Revolution, wie sie Frankreich erschüttert hatte, zu erkennen glaubten. Dennoch war bis jetzt kein eigentlicher Grund vorhanden, durch strenges Verbot gegen die Burschenschaft einzuschreiten. Aber leider! durfte man nicht lange darauf warten. Der bekannte Schauspiel- und Romandichter, August von Kotzebue, lebte damals, im Auftrage des Kaisers Alexander — er war aus den deutsch-russischen Ostseeprovinzen gebürtig — als russischer Staatsrath in Mannheim und gab eine vielgelesene Zeitschrift heraus, in welcher er den in Deutschland neu erwachten Geist und namentlich das ganze Thun und Treiben der Burschenschaft mit beißendem Spotte angriff. Es war natürlich, daß der Zorn der jugendlichen Schwämer sich hauptsächlich gegen diesen Mann richtete, den sie für einen bezahlten russischen Spion hielten, der recht gefliſſentlich darauf ausginge, Alles, was ihnen heilig und ehrwürdig war, zu verhöhnen, um Deutschlands großartige Wiedergeburt zu verhindern. Vor allen lebte dieser Gedanke in der Seele eines jungen Mannes, der zwar nicht mehr Student war, aber doch zur Burschenschaft gehört hatte. Karl Sand war sein Name und Wunsiedel sein Geburtsort. Ohne besondere geistige Begabung, aber im höchsten Grade schwärmerisch und durch die Vorstellung verblendet, er sei zu außerordentlichen Dingen berufen, faßte er den entsetzlichen Gedanken Kotzebue zu ermorden. An seiner That hat er weder Theilnehmer noch Mitwisser gehabt. Die Welt sollte, so wünschte er, — überrascht werden und in ihm mit Bewunderung den Mann der entschlossenen That kennen lernen. Er ließ sich (am 23. März 1819) bei Kotzebue melden, übergab ihm einen Brief und stach ihm, während jener las, den bereitgehaltenen Dolch mehrmals in die wehrlose Brust. Die Verblendung des Mörders ging so weit, daß er nach vollbrachter That, als sein Opfer ihm sterbend zu Füßen lag, ausrufen konnte: „ich danke dir, Gott, für diesen Sieg.“ — Darauf wollte er sich durch die Flucht retten. Als ihm dieses aber mißlang, versuchte er, mit demselben Dolche, unter welchem Kotzebue geblutet, sich selbst zu tödten. Auch das mißlang. Er ward gefangen und späterhin, wie er es verdient, hingerichtet.

Diese unüberlegte That einer an Wahnsinn grenzenden Schwärmerei aber führte zur Unterdrückung der Burschenschaft und des Turnwesens. — Wenn auch die gegen Sand geführte Untersuchung es durchaus klar herausstellte, daß sein

Unternehmen ganz allein und ohne irgend einen Auftrag der Burschenschaft, aus ihm selbst hervorgegangen war, so ließ es sich doch nicht ableugnen, daß seine Schwärmerei sich eben durch diese Verbindung entzündet hatte, und es war daher den Regierungen kaum zu verdenken, wenn sie den Einflüsterungen derjenigen Gehör liehen, welche der Burschenschaft hochverrätherische Absichten beimaßen und sie als eine Pflanzschule der Revolution und des Meuchelmordes darstellten. Für alle diejenigen, welche der erwachende Geist des Volksbewußtseins geängstigt hatte, weil sie den Umsturz aller bestehenden Ordnung fürchteten, war Sands That ein willkommener Vorwand, jenen Geist zu dämpfen. Der deutsche Bund schritt nun ernstlich ein. Es wurde zu Karlsbad in Böhmen eine Versammlung gehalten, deren Beschlüsse (20te September 1819) darauf hingingen, dem volksverführerischen Unwesen in Deutschland ein Ende zu machen. Eine besondere Behörde — „Centraluntersuchungs-Commission" genannt — ward in Mainz niedergesetzt um „die demagogischen Umtriebe" — mit diesem Worte bezeichnete man amtlich das Streben nach einer durchgreifenden Umgestaltung Deutschlands — zu enthüllen und für immer zu unterdrücken. Es ist hier der Ort nicht, das Verfahren dieser „Commission", die in jedem Falle hochverrätherische Pläne entdecken wollte, näher zu bezeichnen. Es wurden die Schreibepulte der am meisten Verdächtigen aufgebrochen, ihre Briefe aufgefangen und erbrochen, und in den unüberlegten, heißblütigen Aeußerungen der Jugend, die oft eben weiter nichts, als die aufbrausenden Ergüsse eines Augenblicks waren, fand man hinreichenden Stoff zu harter Anklage. Zwar entdeckte man nirgend eine Verschwörung zum Umsturz der deutschen Throne und zum Fürstenmorde, aber allerdings genug vereinzelte Aeußerungen, die, wenn sie ernst gemeint waren, freilich viel Schlimmes fürchten ließen.

Auch Preußen ward durch diese Untersuchungen schmerzhaft berührt. Mit Recht fühlte der sonst so edle, hochgesinnte König, zumal da er der hochherzigsten und väterlichsten Absichten mit seinem Volke sich bewußt war, einen tiefen Unwillen gegen dieses Treiben der Jugend, welche ihren unreifen Meinungen gegen alle Lehren der Erfahrung eine übereilte Geltung verschaffen wollte und sich eine entscheidende Stimme im Rathe der Völker anmaßte. Darum ließ er der Untersuchung ihren freien Lauf, und mancher Jüngling mußte seine schwärmerische Vaterlandsliebe theils im Gefängnisse, theils dadurch büßen, daß ihm der Eintritt in den preußischen Staatsdienst verweigert ward. Die Burschenschaft wurde als eine hochverrätherische Verbindung aufgehoben,

die deutsche Tracht und das schwarz-roth-goldene Band verboten und die Hochschulen einer strengen Ueberwachung unterworfen. Gleichzeitig ward das Turnwesen aufgehoben und die Professoren Arndt und Jahn und manche Andere, die das Treiben der Jugend gefördert, ihrer Aemter entsetzt und einige sogar zur Haft verurtheilt. Indeß fanden von den verurtheilten Jünglingen alle diejenigen Strafbarkeit, welche sich auf irgend eine Weise zu rechtfertigen wußten.

So schien nun vor der Hand die Gefahr einer gewaltsamen Revolution für Deutschland erstickt. Indessen bereiteten sich auf dem Gebiete der Kirche andere Kämpfe vor, die nicht minder folgenreich für die Zukunft wurden. Das Reformationsfest wurde zunächst von dem katholischen Theile Deutschlands als ein neuer Angriff auf die römische Kirche betrachtet. Die Katholiken vergaßen, wie viel selbst ihre Kirche der Reformation zu verdanken hatte und daß ohne dieselbe vielleicht noch alle Mißbräuche früherer Jahrhunderte unter ihnen herrschen möchten. Sie waren gekränkt, daß man protestantischer Seits die Kirchenspaltung als einen Sieg des Lichts über die Finsterniß feierte, und wurden es noch mehr, als man beschloß, alljährlich ein kirchliches Reformationsfest zu begehen. In Schriften und Kanzelreden fing man leider! den alten Bruderkrieg aufs Neue an und griff von beiden Seiten sogar hie und da wieder zu den verächtlichen Waffen der Beschimpfung und Verhöhnung des Gegners. Immer mehr erhitzten sich die Gemüther, und während man auf dem Boden des Staates mit aller Macht nach der innern Einheit Deutschlands strebte, schien sich auf dem Gebiete der Kirche ein neuer Religionskrieg vorzubereiten. Es war ein Glück, daß Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Franz duldsamere Gesinnungen im Herzen trugen und, über die Unterschiede des besondern Kirchenglaubens sich erhebend, in jeder Kirche das echt Christliche zu achten wußten.

Allein das Reformationsfest ward auch Veranlassung die schroffen Gegensätze, welche sich allmälig im Schooße der protestantischen Kirche selbst herangebildet hatten, in ein grelles Licht zu stellen und sie dadurch in feindliche Berührung miteinander zu bringen. Die eine Partei nämlich hielt die Reformation mit den Bekenntnißschriften der Kirche für abgeschlossen und wollte nur diese als die einzige Richtschnur für die Erklärung der heiligen Schrift und als kirchliche Lehre überhaupt gelten lassen. Sie hielt sich buchstäblich an das Wort der Bibel und ließ die Auslegung dieses Wortes nur nach dem Sinne des Augsburger Bekenntnisses gelten (Altgläubige, Orthodoxe). Die andere Partei meinte, die alte Auffassung des christlichen Glaubens ver-

trüge ſich nicht mehr mit der vorgeſchrittenen Zeitbildung. Das wahre Leben der Kirche beſtehe in ewigem Fortſchritt zu hellerer Erkenntniß. Man könne die alten Bekenntnißſchriften als ehrwürdige Denkmäler des Glaubens der Vorzeit achten, dürfe ſich aber durch ſie in einer richtigern und reinern Auffaſſung des Chriſtenthums nicht behindern laſſen. Die göttliche Offenbarung könne unmöglich mit der Vernunft in Widerſpruch ſtehen, und wie Luther nicht bloß die heilige Schrift, ſondern auch die Vernunft gebraucht, um die Irrthümer der alten Kirche zu widerlegen, ſo müſſe daſſelbe Recht allen Zeiten offenſtehen. Die erleuchtete, auf das Wahre und Gute gerichtete Vernunft, müſſe den Glauben leiten, wenn er nicht blind ſein und zum Aberglauben hinabſinken ſolle (Vernunftgläubige, Rationaliſten). — Man erhitzte ſich nun in leidenſchaftlichen Streitſchriften und ging in ſeinen Behauptungen auf beiden Seiten zu weit, ſo daß es den Anſchein hatte, als ſollte ſchon damals im Schooße der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt ein ſchmerzhafter Riß entſtehen. Die freiſinnige Partei hatte ſich bis dahin der entſchiedenen Unterſtützung der preußiſchen Regierung erfreut, und faſt alle Hochſchulen waren mit Männern ihrer Richtung verſorgt. Jetzt fing die Regierung an ſich mehr und mehr auf die andere Seite zu neigen, vielleicht, weil ſie fürchtete, die Lehren der Rationaliſten dürften zuletzt zum vollſtändigen Unglauben führen. Das goß Oel in die Flamme und immer heftiger entbrannte der Kampf. Und hieran vor allem ſcheiterte auch des frommen Königs hochherzige Bemü
bisher getrennten proteſtantiſchen Kirchen — d
reformirte — zu einer einzigen zu verbinden
Die neue Agende, die der König zunächſt f
Domkirche hatte anfertigen laſſen, und die nun
ſames Band aller proteſtantiſchen Gemeinen d
pfohlen wurde, genügte weder der einen noch d
Jene fand darin die Glaubenslehren ihrer beſo
beſtimmt und entſchieden genug ausgeſprochen,
durch den darin vorherrſchenden Geiſt des alten
beengt und gebunden. Die meiſten lutheriſchen
endlich nach; nicht ſo die reformirten. Zwar
Orthodoxen beider Kirchen, eben ſo wie die
ſelben, innerlich Eins; allein eine wahrhafte V
eben dadurch verhindert, daß in jeder Kirche beid
einander ſtanden.

Mitten unter dieſen Wirren erſcholl plötzlich die Nachricht, daß das vier Jahrhunderte lang von den Türken geknechtete Volk der Griechen, ſich heldenhaft unter der Anführung des edlen

Griechenland Ypſilanti erhoben habe, um das ſchmachvolle
rbrechen und dem Boden, von welchem alle edlere
.ber die Menſchheit ſich verbreitet hatte, neues
Freiheit zu erkämpfen (März 1821). Allgemein
rlicht mit Jubel begrüßt, und alle ſtreitenden
lands ſchienen ſich verſöhnt über dem Gedanken
en, den Griechen müſſe geholfen werden. Zunächſt
r Augen auf den Kaiſer Alexander von Rußland.
des heiligen Bundes, er, als Oberhaupt der
hen Kirche, ſchien vor Allen berufen, das Kreuz,
berung Konſtantinopels, in Griechenland mit
nrde, dort wieder ſiegreich emporzurichten. Aber
kſichten, deren Erörterung nicht hierher gehört,
in mächtiges Schwert für die griechiſche Freiheit
ſo theilnahmlos verhielten ſich die übrigen Groß=
Doch verwehrten ſie es ihren Unterthanen
g, theils durch Geldſammlungen, theils mit den
Hand, an dem griechiſchen Freiheitskampfe zu
als Kaiſer Alexander geſtorben war (1. De=
ourde von ſeinem Nachfolger Nikolaus dem
einiger Beiſtand gewährt und ſo dem laut aus=
nſche der chriſtlichen Völker Europas Genüge
), Oeſterreich und Rußland verbündeten ſich für
ienlands, — wenn auch freilich nicht in ent=
Denn ſchon eine von dieſen Mächten, wenn
cht hätte, wäre hinreichend geweſen die morſche
ſt über den Haufen zu werfen. Da fürchtete
Mächte, daß die andere durch den Untergang
ſt gewinnen und das „Gleichgewicht" in Europa
Darum beſchränkte ſich ihre Hilfe nur darauf,
Türken Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſtatt
e Freiheit Griechenlands in den Kampf zu treten.
Seeſchlacht bei Navarino (20. Oktober 1827)
r Krieg Rußlands gegen die Türkei (1828—29)
i wenigſtens ein Theil des urſprünglichen alten
ie Freiheit und Selbſtſtändigkeit wieder gewann.
och mehrere Jahre bis Griechenland eine einiger=
altung erhielt, indem ihm Otto, ein Sohn des
n Baiern, zum Könige gegeben wurde (1832-62).
kurzen Umriſſen, die Geſtalt der nächſten fünfzehn
Schluſſe des zweiten Pariſer Friedens. Faſt
e Unzufriedenheit der Völker mit ihren
in der getäuſchten Erwartung von den Segnungen

des Friedens und in der glühenden Sehnsucht nach bessern Zuständen, ein Brennstoff aufgehäuft, der bei der nächsten Veranlassung ganz Europa wieder in volle Flammen setzen konnte. Es war nicht blos das Verlangen nach freieren, den Bedürfnissen der gesteigerten Volksbildung mehr entsprechenden Formen des öffentlichen staatsbürgerlichen Lebens; es waren eben sowohl die schweren Nachwehen des verheerenden Krieges, was die Völker unzufrieden machte. Handel, Landbau und Gewerbe erholten sich nur langsam, der frühere Wohlstand wollte nur höchst allmälig wiederkommen, und wenn auch fünfzehn Friedensjahre manche Wunde heilten, so waren sie doch nicht im Stande die innern Gebrechen durch äußerliche Behaglichkeit zu überdecken. Am wohlsten befand sich unfehlbar der preußische Staat. Hatten auch die demagogischen Wirren in ihm manches Mißvergnügen erzeugt, so fühlte sich doch die bei weitem größere Mehrzahl in dem schönen und hier wahrhaft gerechtfertigten Vertrauen auf den Edelsinn des Königs beruhiget. Es blieb wohl Manches zu tadeln und zu wünschen — aber man zweifelte nicht, daß des Königs Herz nur für das Wohl seines Volkes schlage, und wurde auch manche Hoffnung, wie etwa das im Jahre 1822 wiederholte Versprechen, dem Lande eine reichsständische Verfassung zu geben, in weite Ferne hinausgeschoben, so schien doch eben der Kern des Volkes, einer wahren bürgerlichen Freiheit sich bewußt, nach der geänderten Staatsform kein Verlangen zu tragen. — Da brach plötzlich in Frankreich die langverhaltene Gluth zu hellen Flammen aus, um den Frieden Europas aufs Neue ernstlich zu bedrohen.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Zweite französische Revolution. — Deutsche Bewegung. — Aufstand Polens. — Cholera. — Das junge Deutschland.

So lange Ludwig XVIII. lebte und der heilige Bund noch in voller Kraft bestand, verhielten sich die Franzosen ruhig, obwohl es nicht an vielfachen Aeußerungen des Mißvergnügens fehlte. Als aber Karl X. (1824) König von Frankreich wurde, fand die Unzufriedenheit an den übereilten, von einer schwärmerischen Frömmigkeit geleiteten Schritten des greisen Fürsten, immer neue Veranlassung. Er rief den verhaßten Jesuitenorden, der 1814 durch den Papst wiederhergestellt wurde, in das Land, hob eigenmächtig die Preßfreiheit auf, veränderte willkürlich das Wahlgesetz für die Volksvertretung, berief an die Spitze der Verwaltung

Männer, die dem Volke verhaßt oder verdächtig waren und legte überhaupt das Bestreben nach einer unbeschränkten Gewalt ziemlich klar an den Tag. Da brach am 27. Juli 1830 der Aufstand in Paris los. Das empörte Volk kämpfte mit der Kraft der Begeisterung gegen die Soldaten des Königs, die in den engen Straßen der Stadt von ihrer überlegenen Waffenkunst nur wenig Gebrauch machen konnten und sich überall durch „Barrikaden" aufgehalten sahen und überdieß nur mit halbem Willen gegen ihre eigenen Landsleute fochten. Als am dritten Tage der Sieg des Volkes so gut als entschieden war, entschloß sich der König, der zu St. Cloud Hof hielt, zum Nachgeben und schickte einen Abgeordneten in die empörte Hauptstadt mit der Zusicherung, die mißliebigen Räthe der Krone zu entlassen und seine dem Volke gehässigen Verordnungen zurückzunehmen. Aber man antwortete ihm: „Es sei zu spät. Das Volk erkenne ihn nicht mehr als König." Zwar machte er noch einige Versuche die Krone, der er entsagte, wenigstens seiner Familie zu erhalten; die Franzosen wollten davon nichts hören und erhoben den Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, das Haupt einer Seitenlinie des alten Königsgeschlechtes, auf den Thron. Karl mußte das schöne Frankreich zum zweiten Male flüchtig verlassen und fand nebst den Prinzen seines Hauses zunächst in England eine Freistatt, von wo er sich späterhin in die österreichischen Kaiserstaaten begab. Hier starb er zu Görz im Herbste 1836, im achtzigsten Jahre seines vielbewegten Lebens.

Die Großmächte Europas, vielleicht gewarnt durch die traurigen Folgen ihres Einschreitens gegen die erste französische Revolution, sahen den Vorgängen in Frankreich ruhig zu und erkannten den gewaltsamen Thronwechsel als eine vollendete Thatsache an. Desto mehr wuchs unter den Völkern der Muth derjenigen, die mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden, nach Umgestaltung ihres Staatswesens begierig waren. Zuerst ahmten die ehemaligen österreichischen Niederlande, die seit 1815 mit dem Königreiche Holland verbunden waren, das Beispiel der Franzosen nach. In Brüssel, der Hauptstadt des Landes, brach am Abende des 15. August 1830 ein Volksaufstand aus, der durch eine zeitige und weise Nachgiebigkeit der holländischen Regierung sich noch vielleicht bald hätte beschwichtigen lassen. Aber diese Nachgiebigkeit wurde nicht bewiesen. König Wilhelm wollte sich keine Zugeständnisse mit Gewalt abdringen lassen und das empörte Volk wurde zum Theil auch durch Religionshaß geblendet und verleitet, der Stimme seines wohlmeinenden Fürsten kein Gehör zu leihen. Der Aufruhr wuchs und gewann, von Frankreich unterstützt, bald

solche Kraft, daß er selbst mit Waffen nicht mehr bewältigt werden konnte. Die katholischen Niederlande rissen sich, unter dem Namen „Belgien", von dem protestantischen Holland los und bildeten fortan ein eigenes Königreich, auf dessen Thron der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg berufen wurde (1831—55).

Zunächst erweckten diese Vorgänge einen, wenn auch nur schwachen und ziemlich gemäßigten Nachklang in mehreren deutschen Landen. In dem altprotestantischen Sachsen mochte es wohl hauptsächlich die Unzufriedenheit mit dem strengkatholischen Glauben des greisen Königs Anton sein, welche die Gemüther aufregte. Das Jubelfest der Uebergabe des Augsburger Glaubensbekenntnisses (25. Juni 1830), das in allen protestantischen Landen Deutschlands, besonders aber in Preußen, höchst feierlich begangen wurde, während man in Sachsen es eher zu hemmen, als zu fördern suchte, mußte hier allerdings unerfreuliche Betrachtungen hervorrufen. Es kamen dazu viele uralte Mißbräuche, namentlich in der Städteverfassung, die durch den Vergleich mit den freisinnigen Einrichtungen Preußens, in das grellste Licht traten. Genug, zuerst in Leipzig und bald darauf auch in Dresden, brachen im September 1830 Volksaufstände los, die in den übrigen Städten des Landes durchweg Anklang fanden und zunächst die Abstellung der drückendsten Uebelstände zur Folge hatten.

Gleichzeitig erhob sich in Braunschweig das empörte Volk gegen seinen allerdings untauglichen Regenten, den Herzog Karl, vertrieb ihn aus dem Lande und rief statt seiner, seinen jüngern Bruder, den Herzog Wilhelm, auf den Thron. Auch in den beiden hessischen Landen, so wie in dem Herzogthume Sachsen-Altenburg, machte sich die Unzufriedenheit des Volkes im Aufstande gegen die unbeliebten Maßregeln der Regierungen Luft, und die Bewegung zitterte mit heftigen Schwingungen noch in das nächste Jahr (1831) hinüber, wo sie zunächst Hannover ergriff, dann nach Sachsen und Hessen zurückkehrte und in diesen Landen eine gänzliche Umgestaltung der Landesverfassung herbeiführte. In Preußen aber blieb es ruhig. Denn die armseligen Pöbelaufläufe zu Berlin, Aachen und Breslau waren so entfernt, ein Ausdruck der herrschenden Volksgesinnung zu sein, daß sie eben so leicht unterdrückt, als allgemein belspöttelt wurden.

Dennoch drohte der innern Ruhe des Landes eine bedeutende Gefahr durch den Aufstand der Polen, der im Spätherbste (29sten November 1830) in Warschau gegen die russische Oberherrschaft losbrach. — Im tiefen Grame um ihre verlorne Selbstständigkeit, und von dem russischen Statthalter, dem Großfürsten Konstantin oft nach Willkür und Laune behandelt, schmachteten sie sehnsuchtsvoll

nach der Wiederherstellung ihres Vaterlandes. Dieses Schein-Königreich unter russischem Scepter, das man ihnen dafür geboten, konnte sie um so weniger befriedigen, als der Nationalhaß zwischen beiden sprachverwandten Völkerstämmen, seit uralter Zeit tief eingewurzelt ist. Ermuthigt durch den Erfolg, den das kleine Belgien errungen, erhoben sie sich zum verzweifelten Kampfe, um sich von Rußland loszureißen. Wenn auch für Preußen, dem die eigene Geschichte den innern Verrath und die Treulosigkeit Polens, die Unfähigkeit sich selbst zu regieren und die Unbehilflichkeit des Volkes auf jedem Blatte zeigt, eigentlich sich wenig Veranlassung fand, ihm eine warme Theilnahme zuzuwenden, so wurden doch viele Stimmen laut, die den unterdrückten Polen den besten Erfolg wünschten, damit dieses kriegerische und tapfere Volk der immer bedrohlicher anwachsenden Macht Rußlands wieder eine hemmende Schranke entgegenstelle. Auf der andern Seite aber verkannte man nicht, daß, wenn Polen gegen Rußland siege, es wohl zunächst die Provinz Posen, ja vielleicht auch Westpreußen und am Ende gar Ostpreußen, als ehemalige Bestandtheile des Polenreiches, zurückfordern würde. Und in der That rechtfertigten sich diese Besorgnisse. Denn man ließ von polnischer Seite kein Mittel unversucht, um zunächst die Provinz Posen zum Aufstande zu bewegen. Aber nur einzelne Edelleute ließen sich verleiten. Das Volk im Allgemeinen blieb durchweg der preußischen Herrschaft treu und namentlich die Bauern, die es mit unendlichem Danke erkannten, wie wohlthätig ihnen die deutsche Regierung gewesen, die das schmachvolle Joch zerbrochen, das sie zu Sclaven ihrer adlichen Gutsbesitzer machte, und sie zu selbstständiger bürgerlicher Freiheit emporgehoben hatte. Es fehlte nicht an Beispielen, daß die Bauern ihre Edelleute, welche sie zur Empörung gegen „den guten König" aufzureizen versucht, gebunden den preußischen Behörden überlieferten. In Westpreußen bemühte man sich die Religion zum Deckmantel des Aufstandes zu benutzen. Man hält leider! dort katholisch und polnisch, protestantisch und deutsch für gleichbedeutend. Dem Volke wurde hier vorgespiegelt, die katholische Religion solle unterdrückt, ja sogar alle Katholiken von „den Deutschen" durch nächtlichen Ueberfall ermordet werden. Aber es bedurfte nur einiger erklärenden Worte der zuständigen Behörden, um diesen finstern Wühlereien ein Ende zu machen. Auch die polnischredende katholische Bevölkerung Westpreußens blieb, mit wenigen, nur einzelne Personen berührenden Ausnahmen, ruhig, und daß die Einflüsterungen der Polen bei den Deutschen kein Gehör fanden, versteht sich von selbst. Ein Landwehroffizier in Pommerellen rief einen Soldaten vor die Fronte und fragte

ihn: „zu welcher Religion bekennst du dich?“ ich bin katholisch, antwortete der Gefragte. „Man sagt aber“, — fuhr der Offizier fort, „daß die Katholiken Polen sind. Bist du auch ein Pole?“ — „Ja, dem wollte ich den Kopf einschlagen, der mich einen Polacken schimpfen wollte?“ lautete die Antwort. — Diese Treue gegen den preußischen Staat und sein Königshaus, die sich weder durch Verschiedenheit der Sprache und Herkunft, noch durch die der Religion irre leiten ließ, liefert gewiß das schönste Zeugniß für die preußische Regierung. Das Volk hing ihr mit liebendem Vertrauen an, weil sie dieses Vertrauens werth war.

Preußens König, obwohl der Schwiegervater des Kaisers Nikolaus von Rußland, wollte dennoch seine Hand nicht unmittelbar zur Unterdrückung Polens bieten. Seine Hilfeleistungen beschränkten sich darauf, den russischen Truppen den Durchmarsch durch preußisches Gebiet zu verstatten und es ihnen zu erlauben, sich aus Preußen mit den nöthigen Vorräthen zu versorgen. Indessen zog sich der Kampf, dessen nähere Ereignisse nicht hierher gehören, in die Länge, und wahrscheinlich hätte er einen andern Ausgang gehabt, wenn die Polen nicht wieder unter sich selbst zerfallen und uneinig gewesen wären. Ihre glänzende, hingebende Tapferkeit half ihnen darum nichts, und in der letzten Hälfte des folgenden Jahres (1831) flüchteten die geschlagenen Trümmer des polnischen Heeres, schutzsuchend auf preußischen Boden. Sie hatten weinend die Erde ihres Vaterlandes geküßt, bevor sie die preußische Grenze betraten. Hier wurden sie, nach dem Willen des Königs, gastlich empfangen und verpflegt. Viele von ihnen suchten für die Zukunft eine Zuflucht in Frankreich, England und der Schweiz; viele kehrten, auf des russischen Kaisers versöhnendes Wort, in ihr Vaterland zurück, das eine russische Provinz mit abgesonderter Verwaltung wurde, um dort an dem Grabe zerstörter Hoffnungen zu trauern. Widerlich aber war es, daß manche von ihnen das preußische Gastrecht, das ihnen doch für die Dauer nicht gewährt werden konnte, mit Gewalt noch länger in Anspruch nehmen wollten und sich nur mit Gewalt aus Preußen fortbringen ließen.

Zu dem Unheile dieses Krieges gesellte sich noch der Schrecken einer furchtbaren Krankheit, die aus Ostindien kommend, die Länder Asiens durchzogen, Rußland ergriffen und nun auch auf preußischem Boden Fuß gefaßt hatte. Es war die Cholera. Man glaubte damals an ihre unbedingte Ansteckungskraft, und es wurden daher Vorkehrungen gegen sie getroffen, wie früher gegen die Pest. Längs der russisch-polnischen Grenze wurden Truppenketten aufgestellt, um den unheimlichen Gast abzuwehren.

Wo die Krankheit sich auf preußischem Gebiete zeigte, da sollte nicht nur jede Stadt, in welcher sie eingekehrt, sondern auch in den Städten jedes Haus, wo sie sich zeigte, strenge abgesperrt und jeder Verkehr mit den Gesunden verhindert werden. Die Schrecken der Krankheit selbst wurden furchtbar geschildert und alle Gemüther bebten vor Angst und Entsetzen. Aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln trat sie dennoch in unserm Vaterlande auf. Zuerst in Danzig (Mai 1831) und von dort aus weiter. Kaum zu bezweifeln ist es, daß sie sich durch Ansteckung verbreitete; aber ihre Natur ist so geheimnißvoll, daß man bis jetzt noch nicht darüber ins Klare gekommen. An manchen Orten entstanden Pöbelaufläufe. Der dumme Wahn bildete sich ein, die Brunnen seien vergiftet, oder die Aerzte vergifteten mit Willen die Kranken, um nur die Armen bei Seite zu schaffen — denn unter diesen zeigte sich allenthalben die Krankheit zuerst und am heftigsten. Hie und da warf man auch, echt mittelalterlich, den Verdacht auf die schuldlosen Juden. Aber das Beispiel des Oberpräsidenten Theodor von Schön wirkte nicht wenig, um die Furcht vor der Ansteckung der Krankheit wenigstens in der Provinz Preußen zu beseitigen. Er selbst besuchte in Königsberg die Cholera-Lazarethe, und da er gesund blieb, gab er den Beweis, daß die Krankheit nicht so ansteckend sei, als man wähnte. — Ihm war es zu verdanken, daß die Sperren aufgehoben und das Volk dadurch ruhiger wurde.

Die Cholera mit ihren Schrecken ging vorüber, Polen war überwältigt, aber der Geist des Aufruhrs nicht bezwungen, der die Welt bewegte. Jetzt brach der Sturm der Revolution in Italien von Neuem aus, und wie schon oben erwähnt, dauerte auch in Deutschland noch immer die Aufregung fort, die sich auf mannichfache Weise kundgab, zumeist in Rheinbaiern (1832). Aber der deutsche Bund schritt kräftig ein und vereitelte auch im folgenden Jahre 1833 ein Unternehmen der Volksaufwiegler, das von Frankfurt am Main aus über ganz Deutschland die Flamme der Revolution verbreiten wollte.

Ueberall zurückgewiesen und überwältigt, versuchten von da ab die erhitzten Köpfe, welche für eine Art von Freiheit glühten, wie sie die Wirklichkeit nimmer gewähren kann, nicht mehr durch die Gewalt der Waffen, sondern durch die Macht des Wortes den Sieg zu erringen. Hatten die Burschenschaft und andere ähnliche Vereine früher nur an dem Gedanken eines einigen und freien Deutschlands festgehalten, den Haß gegen das Ausland, namentlich gegen das Franzosenthum verkündigt, und in der frommen Rückkehr zu alter deutscher Sitte, zu dem festen Glauben

an das Heilige, den einzigen Weg der Erlösung Deutschlands vorgezeichnet, so zeigte sich das jetzige Geschlecht darin durchaus entgegensetzt. Das Deutschthum wurde in witzigen Schriften bespöttelt, die Religion lächerlich gemacht und der Widerwille gegen das Ausland als das Abgeschmackteste von Allem dargestellt. Man mußte nun einmal auf Frankreich sehen. „Das sei das Land der Verheißung, welches mit der Fahne der Freiheit allen andern Völkern vorausgehe". Da wurden nun die Helden des deutschen Freiheitskrieges, die ganze große Begeisterung, welche damals die Zeit bewegte, herabgewürdigt und Napoleon, der Unterdrücker aller Volksselbstständigkeit, als Messias gepriesen. In ihm sei wenigstens Kraft und Wille gewesen, der den heutigen Herrschern so sehr mangle. Er habe die herrlichsten Entwürfe zur Befreiung der Völker gehabt, — nur Schade daß ihn sein Unstern daran verhindert, sie vollständig auszuführen. Alle Lehren, durch welche die erste Revolution in Frankreich sich nährte, wurden wieder aufgewärmt und den gutmüthigen Deutschen als neue Gerichte vorgesetzt, an denen sich viele trefflich erlabten. Es war Schande und Schmach, daß eine solche treulose Geistesrichtung in Deutschland auch nur den geringsten Anklang finden konnte. Eine Weltbürgerschaft, die kein Vaterland hat und nichts lieben kann, eine glaubensleere Selbstvergötterung, die nichts anbetete, als das eigene Ich und jede Fessel der sinnlichen Begierde, jede Tugend als abergläubigen Zwang verlachte; wohin sollte sie führen? — Die Vertreter dieser Richtung wurden das junge Deutschland genannt, ungewiß, ob sie diesen Namen sich selbst gegeben, oder ob ihnen der Spott der Besonnenen ihn beigelegt. — Indessen fanden ihre Lehren Eingang bei Vielen, die nicht wußten, daß, was sie in neuer Form auftischten, schon längst als schaal und abgeschmackt von der großen Tafel der Weltgeschichte zurückgewiesen worden.

Natürlich mußten die Regierungen gegen solches Treiben, welches Vaterlandsliebe und Religion in gleichem Maße begeiferte, kräftig einschreiten. Die Führer des jungen Deutschlands aber entzogen sich mehrentheils durch die Flucht der Strafe und fanden in Frankreich einen Zufluchtsort.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Preußens innere Verhältnisse. — Verfassung. — Gerichtswesen. — Kirche. — Kunststraßen. — Kunst. — Deutscher Zollverein. — Zerwürfniß mit dem Erzbischofe von Köln. — Der König stirbt.

Bald nach dem zweiten Pariser Frieden wurde die innere Verwaltung des Staates geordnet. Mit billiger Rücksicht darauf, daß die einzelnen Glieder des Staatskörpers, jedes seine besondere Geschichte hatte, wurde das große Ganze in zehn Provinzen getheilt: 1) Ostpreußen und Lithauen, 2) Westpreußen, 3) Brandenburg, 4) Pommern, 5) Schlesien, 6) Posen, 7) Sachsen, 8) Westfalen, 9) Berg-Jülich-Kleve, 10) Niederrhein. Zu bedauern war nur, daß in jeder dieser Provinzen außer dem allgemeinen Landrechte noch ein besonderes Recht und besondere Gewohnheiten galten und namentlich die neu hinzugekommenen Rheinprovinzen durchaus keinen innern Zusammenhang mit dem Kern des Staates hatten. Der Kern des Staates war protestantisch, jene zum großen Theile katholisch; der Kern des Staates war an das preußische Landrecht, jene an das Gesetzbuch Napoleons gewöhnt. Hier knüpften alte Bande das Volk an den Thron der Hohenzollern; dort sollte es an die neue Herrschaft gewöhnt werden. Auch Sachsen und Posen mußten sich erst an die Trennung von ihrer bisherigen Verbindung gewöhnen, ehe sie gut preußisch sein konnten. Indessen machte sich die Sache leichter und geschwinder, als man es hätte vermuthen sollen. Die neu hinzugekommenen Staatstheile erkannten bald den großen Vortheil, Glieder eines mächtigen Verbandes zu sein, der seinen Angehörigen auch in äußerlicher Beziehung, vielfache Segnungen zuführte. Die Provinzen zerfielen nun, je nach ihrem äußern Umfange und nach der Zahl ihrer Bevölkerung, in zwei oder mehrere Regierungsbezirke, die Regierungsbezirke in Landrathskreise, die auf ihren Kreistagen, unter dem Vorsitze des Landrathes, über ihre eigenen Angelegenheiten sich berathen durften. An die Spitze jeder Provinz trat ein Oberpräsident, der in allen Verwaltungssachen die entscheidende Stimme hat und unmittelbar den Räthen der Krone (Ministerium) untergeben ist. Ost- und Westpreußen wurden späterhin in eine Provinz zusammengezogen, ebenso die beiden Rheinprovinzen Jülich-Berg-Kleve und Niederrhein. Die Gerichtsverfassung, die schon seit Friedrich dem Großen musterhaft war, erlitt im Wesentlichen keine Veränderungen, außer daß die Namen sich änderten und die Befugnisse der betreffenden Behörden bestimmter begränzt wurden. Die Unabhängigkeit des Richter-

standes blieb gewährleistet und damit war dem Volke die sicherste Bürgschaft der persönlichen Freiheit gegeben. — Im Jahre 1823 ließ der König auch die Landtage ins Leben treten. Sie trugen in sofern, als sie sich auf den ständischen Unterschied des Volkes gründeten, noch den Stempel ihres mittelalterlichen Ursprunges an sich. Die Ritterschaft bildete den ersten, die Städte den zweiten Stand, die Landgemeinen oder Bauern den dritten. Zur Ritterschaft wurde jeder Besitzer eines Ritterguts gezählt, gleichviel ob er aus adlichem oder bürgerlichem Blute entsprossen war; Abgeordneter für eine Stadt durfte nur derjenige werden, der ein städtisches Grundstück besaß, und eben so hatten die Landgemeinen ihre Vertreter aus ihren Mitgliedern, d. h. aus den Besitzern eines Kölmer- oder Bauerngutes zu erwählen. So wurde allerdings auf den Landtagen nur der Grundbesitz vertreten, während Religion, Wissenschaft, Kunst und Gewerbe ohne alle Vertretung blieben. Das war freilich ein großer Mangel in der Verfassung, der noch fühlbarer durch die höchst beschränkten Befugnisse der Landtage wurde. Denn ihnen stand keine beschließende und gesetzgebende, sondern nur eine berathende Stimme zu, d. h. die Erlaubniß, die Wünsche und Bitten des Volkes auf gesetzmäßigem Wege vor den Thron zu bringen. Da nun aber jede Provinz auf ihrem Landtage nur ihre eigenen Angelegenheiten berathen durfte, so diente die ganze Einrichtung bei weitem mehr dazu, die einzelnen Theile des Staates gesondert auseinanderzuhalten, als sie mit dem großen Gedanken ihrer Zusammengehörigkeit und Einheit zu durchdringen. Die verheißenen Reichsstände, denen das Recht zugesprochen war, daß ohne ihre Einwilligung weder eine neue Staatsschuld gemacht, noch neue Abgaben dem Volke auferlegt werden durften, und die aus den Provinzialständen hervorgehen und in der Hauptstadt des Staates als Reichstag zusammentreten sollten, wodurch jenem Uebelstande allein hätte abgeholfen werden können, traten nicht ins Leben, von wie vielen Seiten her auch das Verlangen des Volkes danach sich kund gab. Vielleicht besorgte der König, durch Zusammenberufung des Reichstages dem neuerungssüchtigen Geiste der Zeit Nahrung zu geben und unheilvolle Bewegungen über das Vaterland herbeizuführen.

Der Verbesserungen, deren die Wehrverfassung und das Schulwesen sich erfreuten, ist zum Theil schon früher (S. 282 und ff.) Erwähnung geschehen. Durch ein Gesetz aus dem Jahre 1814 war bereits bestimmt worden, daß jeder Waffenfähige, sobald er das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, zum Dienst verpflichtet sei. Zum stehenden Heer gehörte die Mannschaft

vom 20. bis 25. Jahr, mit einer Dienstzeit von fünf Jahren, drei bei der Fahne und zwei in der Reserve. Zum ersten Aufgebot der Landwehr gehörten die ausgedienten Soldaten bis zum 32. Jahr, zum zweiten Aufgebot die bis zum 39. Jahr. Der Landsturm umfaßte die Soldaten vom 40. bis 60. Lebensjahr und wurde ebenso wie das zweite Aufgebot der Landwehr nur zur Vertheidigung des Vaterlandes bestimmt. Im Schulwesen wirkte besonders für die Provinz Ostpreußen der für Jugendbildung hochbegeisterte Konsistorialrath Dinter, seit dem Jahre 1816, wo er von der Staatsregierung unserm Vaterlande gewonnen wurde, höchst segensreich, und in Königsberg ist dem hochverdienten Manne von seinen treuen Verehrern durch die Stiftung mehrerer Klein-Kinder-Bewahranstalten, ein würdiges Denkmal gegründet. — In ähnlicher Weise, wenn gleich in beschränkteren Kreisen, wirkte für Westpreußen der Seminardirektor und Kreisschulinspektor Häbler zu Marienburg. — Daß die übrigen Provinzen nicht zurückblieben, versteht sich von selbst. Es war der verdienstvolle Minister Altenstein, dessen würdigen Händen die Leitung dieser Angelegenheiten anvertraut worden. Bald erlangte das preußische Schulwesen einen solchen Ruf, daß selbst die sonst so eiteln und dünkelhaften Franzosen einen Gelehrten abschickten, um dasselbe genau kennen zu lernen, damit es ihnen zum Muster dienen möge. Sie nannten Preußen das Land der Kasernen und der Schulen. Und sie hatten damit nicht Unrecht. Denn die Macht des Staates ist gleicherweise auf die Kraft des Heeres und auf die geistige Bildung des Volkes gegründet.

Friedrich Wilhelm III., der in den schweren Prüfungsjahren, die er durchlebt, es wohl erkannt hatte, daß des Menschen höchster und letzter Trost Gott sei, und daß sowohl der Einzelne wie ein ganzes Volk nur allein durch den milden und heiligen Geist der Religion zu wahrer Stärke und echter Wohlfahrt gelangen könne, ließ es sich besonders angelegen sein, das religiöse und kirchliche Leben seiner Unterthanen zu fördern. Es ist bereits erwähnt, wie er sich bemühte, die beiden protestantischen Kirchen zu einer einzigen zu vereinigen und den langverjährten unseligen Zwiespalt derselben, in dem Bewußtsein des gleichen Strebens, auszugleichen. Wenn er nun in diesem schönen Streben mitunter auf den hartnäckigen Widerstand einer eigensinnigen Beschränktheit stieß, wenn es Gemeinen gab, die an ihrem alten Lutherthum und seinen gehässigen Gegensätzen zur reformirten Kirche mit eiserner Beharrlichkeit fest hielten, so werden wir es zwar nicht loben, daß er gegen solche Verblendete mit Gewalt einschritt, — wir werden es aber entschuldigen können. Denn

dem starren borurirten Eigensinne gegenüber wird auch zuletzt der Langmüthigste ungeduldig. Freilich ist es immer und unter allen Formen eine sehr gefährliche Sache, wenn der Landesfürst es versucht, auch über den Glauben seiner Unterthanen zu gebieten. — Friedrich Wilhelm hörte sich gern den Schirmherrn der protestantischen Kirche nennen und bethätigte diesen Ehrentitel vielfach durch sein Verhalten. Der evangelischen Gemeine, die sich im Zillerthale in Tyrol gebildet hatte und v katholischen Landesleuten ausgestoßen wu schlesischen Hochgebirge, das am meisten erinnert, eine neue Heimath und unterstützte wo in den ursprünglich katholischen The allmälig evangelische Gemeinen bildeten, n Kirchen, gründete Kirchspiele und stellte G nie kann die protestantische Kirche Preußen König für sie gethan. Darum aber wa gesinnt gegen die katholische. Auch sie Begünstigungen und, wollte man die Ge ander abwägen, vielleicht noch mehr als i Folge eines Vertrages mit dem Papst in für die preußischen Katholiken die beiden Gnesen-Posen errichtet, sowie die Bisthün Paderborn in den westlichen, Breslau, K den östlichen Provinzen. Diese Fürsorge f kam von dem Rechtsgefühle des Königs h daß sie in vielen Landestheilen früher ei Grundbesitzes sich erfreute, der jetzt dem Staate anheimgefallen war.

In eben dem Maße, wie der vortreffliche König für das geistige Wohl seines Volkes sorgte, lag ihm auch der äußerliche Wohlstand desselben am Herzen. Die bereits begonnene Auseinandersetzung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, um den ehemaligen Leibeigenen zum vollkommen freien Manne zu machen, nahm ihren Fortgang, wenn gleich unzählige Hindernisse dieses Geschäft erschwerten. Denn die einmal hergebrachten und wohlerworbenen Rechte des Einzelnen sollten so viel als möglich beachtet und geschont und doch das Gesetz in seiner großartigen Bedeutung durchgeführt werden. Gutsherren und Unterthanen mußten für den Augenblick unter diesen Maßregeln leiden und viele Klagen wurden laut. Denn die meisten Menschen haben nur Gefühl für die Gegenwart und denken nicht an den Segen, der künftigen Geschlechtern durch die augenblickliche Noth bereitet wird. — Vor allem aber hat die Provinz Preußen unendliche Ursache dem Könige zu danken. Denn er gewährte

ihr, bewogen durch die dringenden und unablässigen Vorstellungen des hochverdienten Oberpräsidenten Theodor von Schön, endlich die Abhülfe eines langen und schmerzhaft gefühlten Bedürfnisses, nämlich eine Chaussee, die sie mit den westlichen Theilen des Staates enger aneinanderknüpfte. Eine Reise von Königsberg bis Berlin war früher ein lebensgefährliches Unternehmen, das mindestens zwei Wochen Zeit erforderte, um zum Ziele zu gelangen. Die Wege waren bodenlos schlecht, die Postwagen entsetzliche Marterkammern und überdieß in der Tuchelschen Haide noch Gefahr von räuberischen Ueberfällen zu befürchten. Diese Uebelstände verschwanden. Die herrlichen Kunststraßen führten jetzt den Reisenden ohne Hindernisse und rasch zum Ziele; die bequemen und behaglich eingerichteten Postwagen, das geringe Personengeld, die Artigkeit der Postbeamten, die Bequemlichkeiten, die der Reisende auf jedem Anhaltsorte fand — das waren Dinge, die sich früherhin Niemand im Traume einfallen ließ. Die berüchtigte Tuchelsche Haide, jetzt von freundlichen Ansiedlerdörfern gastlich unterbrochen, flößt Niemanden mehr Grauen ein, und mitten in ihr sieht man einen Tempel, welchen Friedrich Wilhelm III., dem Retter in der Noth, dem Begründer dieser Straße, sein dankbares Volk gebaut hat. — Will man aber erst recht die segensreichen Wirkungen der preußischen Regierung kennen lernen, so muß man die Provinz Posen durchreisen, wo sich in jeder Stadt, in jedem Dorfe, auf jeder Landstraße die Wohlthätigkeit der deutschen Herrschaft bekundet, wo der Bauer aufgehört hat Sclave zu sein und das Licht der Aufklärung durch alle Fugen des jammervollen Sclaventhums siegend sich Bahn bricht.

Zu beklagen war es allerdings, zumal für die Provinz Preußen, daß es dem Könige nicht gelingen wollte, günstigere Handelsverhältnisse mit dem russischen Reiche herzustellen. Denn diese Provinz ist vor allen auf den Handel mit Polen angewiesen, und wenn er gelähmt ist, muß ihr Wohlstand versiegen. Indessen, wie viel Böses auch der mißgünstige Nachbar ihr zugedacht, sie fing an, durch eigene Kraft sich zu erheben. War der Verkehr mit Polen beschränkt, so fing der Binnenverkehr an desto lebhafter zu werden. Dampfschiffe durchfuhren das Haff und die Ostsee, und die Stadt Elbing hat den Ruhm hierin allen andern Städten der Provinz vorangegangen zu sein, wie sie auch am ersten versuchte durch Anlegung von neuen Fabriken dem Wohlstande neue Hilfsquellen zu eröffnen. Vermochte aber der König nicht dem Handel mit dem russischen Reiche einen neuen Aufschwung zu geben, so that er dieß nach Westen hin, durch die Errichtung des preußisch-deutschen

Zollvereins, dessen erster Anfang schon in das Jahr 1828 fällt, und der im Jahre 1833, durch den allmäligen Beitritt der meisten deutschen Staaten, seine Vollendung erhielt. Seit Jahrhunderten war es als ein großer Uebelstand gefühlt worden, daß der Handelsverkehr im Innern Deutschlands durch die willkürlichen Zollschranken, Ein- und Ausfuhrverbote, welche die einzelnen Fürsten angeordnet, dermaßen gestört wurde, daß der Deutsche, mitten in Deutschland, so oft er die Grenzen eines andern Fürstenthums überschritt, sich den beschwerlichsten Plackereien ausgesetzt und zu endlosen Gelderpressungen verurtheilt sah. Bei jedem Schlagbaume, der ein Fürstenthum von dem andern trennte, mußten neue Abgaben für die Erzeugnisse der Kunst und des Handels gezahlt werden. Diesen Plackereien wurde durch den preußisch-deutschen Zollverein ein Ende gemacht. Es wurde gleich bei dem Eingange der Waaren in das Zollgebiet eine Abgabe entrichtet; — dafür aber konnten sie ungehindert durch alle verbündete Länder weitergeschafft werden. Preußen verlor dadurch an Einnahmen nicht unbedeutend, aber es gewann desto mehr an der dankbaren Achtung des deutschen Volkes. Und wie dem Nützlichen, so wandte sich auch dem Schönen die rege Theilnahme des Königs zu. Er beschützte und beförderte nicht bloß Handel, Gewerbe und Wissenschaft, sondern auch die Kunst. Zunächst gaben die Thaten des Befreiungskrieges ihm dazu Veranlassung. Wie Friedrich II. seine Helden dadurch ehrte, daß er ihre Marmorbilder auf einem schönen Platze der Hauptstadt aufstellte, so auch Friedrich Wilhelm III., mit den Helden, denen das Vaterland die Wiederherstellung seiner Größe verdankte. Aus des hochberühmten Meisters Rauch kunstfertigen Händen gingen die Marmorbilder Scharnhorsts, Bülows, Kleists u. s. w. in so edler, an das griechische Alterthum erinnernder Gestalt hervor, daß sie den schönsten Platz Berlins, in der Nähe des königlichen Schlosses, auf die würdigste Weise zieren. Bald gesellte sich ihnen auch Blüchers Standbild aus Erzguß hinzu, ein Kunstwerk das in seiner schwungvollen Auffassung und naturgemäßen Wahrheit zu den gelungensten zählt. In der Nähe Berlins aber, auf dem Kreuzberge, von wo aus man den Anblick der Kaiserstadt in ihrer Größe und Herrlichkeit genießt, erhob sich ein großartiges Denkmal aus Eisenguß, welches, wie die Inschrift besagt, „Der König dem Volke, das auf seinen Ruf Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte, den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nachahmung“ errichtet hat. Auch ein prächtiger Tempel der Kunst, das „neue Museum“ stieg auf des Königs Befehl, unter der Leitung des Baumeisters Schinkel

an den Ufern der Spree herrlich empor (1828). Wenn ein König des Landes Hauptstadt schmückt, so gereicht das dem ganzen Lande zur Zierde. Denn die Hauptstadt soll die Vertreterin der Größe und Blüthe des Landes sein. — So geschah es denn, daß auch die Hauptstädte der einzelnen Provinzen nicht zurückbleiben wollten. Auch Königsberg hat sein Kunstmuseum aufzuweisen, und seine äußere Gestalt hat durch mannichfache Verschönerungen unendlich gewonnen. Das einmal angeregte Gefühl für das Schöne strebte allenthalben zu edleren Formen empor. Vor Allem aber ist hier der Wiederauferstehung der herrlichen Marienburg zu gedenken. Auch hier gebührt dem Oberpräsidenten von Schön die Krone des Verdienstes, der das Auge des geistreichen und für mittelalterliche Kunst glühenden Kronprinzen auf dieses unvergleichliche Denkmal preußischer Vorzeit zu richten wußte. Im ganzen Volke entzündete sich die Begeisterung, die alte Hochmeister-Burg aus dem Staube der Entweihung, in dem sie seit Jahrhunderten lag, wieder glanzvoll emporzurichten, und jeder trug gerne zu diesem Zwecke sein Schärflein bei. Seitdem, von Jahr zu Jahr mehr zu ihrer ursprünglichen Erhabenheit zurückgekehrt, steht sie da, als mahnender Zeuge der Vorzeit, der der Enkelwelt die ernstesten Lehren der Geschichte in das Gedächtniß ruft.

Aber die letzten Lebensjahre des edeln Königs wurden von einer Seite her, wo man es am wenigsten hatte vermuthen sollen, noch einmal schwer beunruhigt. Unfehlbar hatte sich Friedrich Wilhelm III. um die katholische Kirche seiner Staaten große Verdienste erworben. Wie schon erwähnt, hatte Friedrich Wilhelm III. in der Rheinprovinz das Erzstift Köln, das während der Stürme der Revolution und unter Napoleons Herrschaft ganz zu Grunde gegangen war, wieder hergestellt und das katholische Kirchenwesen dort auf das Beste geordnet. Aber die Kölnischen Erzbischöfe schienen es nicht vergessen zu können, daß ihre Vorgänger im Amte Kurfürsten des deutschen Reiches gewesen, und der protestantische Glaube des Landesherrn bot ihnen Veranlassung, hie und da über Beeinträchtigung der Rechte ihrer Kirche zu klagen. Ganz entschieden sprach sich diese Richtung in dem Verhalten des Freiherrn Droste von Vischering aus, der in jener Zeit, durch die Wahl des Kapitels und des Königs Bestätigung den erzbischöflichen Stuhl von Köln inne hatte. Obwohl er bei dem Antritte seines Amtes geschworen, den Staatsgesetzen treu und gehorsam zu sein, so ließ er dennoch an die katholische Christenheit des preußischen Staates ein Gebot ergehen, daß die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten vor Gott ein Greuel

seien, weil der rechtgläubige Katholik dadurch in Gefahr käme, von dem Geiste der protestantischen Ketzerei angesteckt zu werden. Das preußische Staatsgesetz besagte, daß die aus gemischter Ehe entsprossenen Kinder, sofern die Eltern nicht freiwillig einen andern Vertrag geschlossen, der Religion des Vaters folgen sollten. Dadurch wurde keiner Partei zu nahe getreten. Denn die protestantische Mutter mußte es sich nun eben so gut gefallen lassen, daß ihre Kinder in dem Glauben ihres katholischen Gatten erzogen wurden, als im entgegengesetzten Falle die katholische Mutter. Aber der Erzbischof von Köln wollte die gemischten Ehen überhaupt nur unter der Bedingung zugeben, daß der protestantische Theil sich durch ein feierliches Versprechen verpflichtete, die künftigen Kinder katholisch erziehen zu lassen. Das widerstritt den Landesgesetzen und der allen Preußen verbürgten Gewissens- und Glaubensfreiheit. Der König konnte und durfte das nicht dulden. Vergebens suchte er den Erzbischof anfangs durch gütliche Vorstellungen zu beschwichtigen. Dieser berief sich auf Pflicht und Gewissen und versicherte, er könne nicht nachgeben. Da gebrauchte der König endlich seine Macht und enthob den Priester, der den lange bestehenden Frieden der beiden Kirchen zu stören suchte, für so lange seines Amtes, bis er sich eines Bessern würde besonnen haben (1837). Darüber entstand in den katholischen Rheinlanden, ja im ganzen katholischen Deutschlande, eine gewaltige Aufregung. Besonders unterließ das immer feindselig gesinnte Baiern nicht, Preußens König zu verunglimpfen und die katholische Bevölkerung seiner Staaten, vor allem der Rheinprovinz und Westfalen, gegen ihn zu erbittern.

Diese Zerwürfnisse sahen die Franzosen mit inniger Herzensfreude. Längst waren sie lüstern nach dem schönen Rheinlande. Jetzt meinten sie eine willkommene Gelegenheit zu haben, sich desselben zu bemächtigen oder es doch wenigstens von Preußen loszureißen. Sie suchten die Bewohner heimlich zum Abfalle zu verleiten und stellten ihren Beistand in Aussicht. Aber die wackern deutschen Herzen widerstanden dieser Lockung. Trotz der Glaubenszerwürfnisse blieben sie ihrem Könige, blieben sie dem deutschen Vaterlande getreu und wiesen die hinterlistigen Anträge des verschmitzten Feindes mit großer Entschiedenheit zurück. Damals war ein kleines Lied, von Becker gedichtet, gleichsam das geistige Banner, um das alle Freunde des Vaterlandes sich schaarten. „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ so tönte es von Millionen Lippen und Millionen Herzen im ganzen großen Deutschlande, vor allen aber an den gesegneten Ufern des Rheinstromes selbst — und die Franzosen gaben ihre

Gelüste nach der sogenannten „Rheingrenze“ für dießmal auf (1840). Doch fehlte es leider! auch in Deutschland nicht an solchen, die den anspruchlosen Dichter jenes Liedes für diesen Erguß seines vaterländischen Gefühles mit allem möglichen Spotte bewarfen und die Ehrengeschenke, die ihm von einigen deutschen Fürsten zu Theil geworden, mit ihrem Neide begeiferten. Sie suchten die Liebe zum Vaterlande und die gerechte Entrüstung gegen den habsüchtigen Nachbar lächerlich zu machen und meinten, es sei eine Lüge von einem freien deutschen Rheine zu sprechen, so lange noch Rheinzölle erhoben würden und Deutschland selbst noch innerlich nichts weniger als frei sei. Aber das bessere Volksbewußtsein ließ sich nicht beirren.

Indessen neigten sich die Tage Friedrich Wilhelms III. zum Ende. Schon seit Jahren öfters leidend, erkrankte der fast siebenzigjährige Greis ernstlich im Mai 1840 und entschlief sanft am 7. Juni um 3½ Uhr Nachmittags, gerade am ersten Pfingstfeiertage, mitten im Kreise seiner Lieben. Selbst die Kaiserin von Rußland und ihr Gemahl waren auf die Nachricht von der schweren Erkrankung des ehrwürdigen Vaters herbeigeeilt und standen an seinem Sterbelager.

Mit tiefer Wehmuth erfüllte die Trauerbotschaft von dem Tode des alten, guten Königs das ganze Land. Jeder fühlte mehr oder weniger, daß mit ihm nicht nur einer der vortrefflichsten Fürsten, sondern auch einer der edelsten Menschen dahingeschieden sei. Das Volk war gewohnt, auf ihn, wie auf einen guten Vater zu blicken, der gute und böse Tage mit ihm getheilt. Die Tausende, die mit ihm im Donner der Schlachten gestanden, als es galt, das Joch der Fremdherrschaft zu zerbrechen, die Millionen, die unter seinem Herrscherstabe geboren waren und sich der Segnungen erfreuten, die er dem Vaterlande zugeführt — sie konnten ohne schmerzliche Thränen von dem theuern Landesvater den ewigen Abschied nicht nehmen. Die ganze heilsame Umgestaltung des Staates, alle die zahllosen Verbesserungen, deren er sich erfreute, sie waren ja sein Werk! — Und wie viele Züge seiner Herzensgüte, seines frommen, biedern und hochverständigen Sinnes, die verborgen geblieben waren, so lange er lebte, weil er es nicht leiden mochte, wenn er laut und öffentlich gerühmt wurde, kamen jetzt, da er nicht mehr war, an das Tageslicht! — Vor allen hat sich in dieser Hinsicht der Bischof Eylert ein großes Verdienst erworben, indem er uns das Leben des edeln Königs in sehr anschaulichen Zügen vor Augen gestellt. Und auf dieses Buch müssen wir jeden verweisen, der den vortrefflichen Fürsten als Menschen näher kennen lernen will.

Friedrich Wilhelm III. ruht in dem Todestempel, den er seiner innig geliebten Luise im Garten zu Charlottenburg hatte errichten lassen, an der Seite der schmerzlich beweinten Unvergessenen. Am 19. Juli aber, als am Todestage Luisens, wurde, auf Anordnung des neuen Königs, im ganzen Lande ein Trauergottesdienst zum Gedächtnisse des Verstorbenen gehalten. Der vorgeschriebene Bibeltext (Jakobi 1, v. 12) sprach es in rührender Einfachheit aus, was Aller Herzen bewegte. Er lautet: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet! — denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben."

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. — Der Huldigungslandtag zu Königsberg. — Huldigung. — Die protestantische Landeskirche. — Der heilige Rock zu Trier. — Deutsch-Katholiken. — Schritte zur Erweiterung der Verfassung. — Dritte französische Revolution. — Deutsche und preußische Revolution. — Preußische Verfassung. — Vergebliche Bemühungen für Deutschlands Einheit. — Versuchter Königsmord. — Gründung einer preußischen Flotte. — Orientalischer Krieg. — Neuenburger Wirren. — Italienische Geschichten. — Holstein und Hessen. — Nationalverein. — Tod des Königs.

Friedrich Wilhelm IV. empfing aus den Händen seines sterbenden Vaters einen blühenden, wohlgeordneten Staat von 5096 Geviertmeilen, von mehr als 15 Millionen Einwohnern bevölkert; ein treffliches Kriegsheer, das, wenn er befahl, in wenigen Tagen 500,000 Streiter zählen konnte, und eine gefüllte Schatzkammer. Mehr noch hatte er von der Natur empfangen: einen reichbegabten Geist und ein für alles Gute und Schöne empfängliches Herz. Und seine natürlichen Anlagen hatten durch die Sorgfalt seines Vaters der vortrefflichsten Pflege sich erfreut, so daß er unbestritten der geistreichste und gebildetste aller gleichzeitigen Fürsten genannt werden durfte. Jetzt richteten sich die Augen so vieler Millionen auf ihn mit hoffender Erwartung. Denn es galt im Glauben des Volkes allgemein als ein bedeutungsvolles Zeichen, daß der neue König gerade im Jahre 1840 den Thron seiner Ahnen bestiegen. Die Zahl 40 ist für die Geschichte Preußens in der That von seltener Bedeutung. Es war 1440, als der zweite Kurfurst aus dem Stamme der Hohenzollern, Friedrich II., der Eiserne genannt, zur Regierung der brandenburgischen Marken gelangte, und diese Regierung ist von dem wichtigsten Einflusse für die Folgezeit gewesen. In denselben

Jahre aber wurde in Preußen der Bund beschworen, der die Ordensherrschaft stürzte. Es war 1540, als Joachim II., nachdem er wenige Monate zuvor seinen Uebertritt zur protestantischen Kirche feierlich erklärt, die Reformation in der Mark Brandenburg einführte. Der große Kurfürst bestieg im Jahre 1640 den Thron und Friedrich der Große im Jahre 1740. War es nun zu verwundern, daß das Volk von seinem neuen Könige Außerordentliches erwartete, da ihn das Jahr 1840 auf den Thron gerufen?

Die Stände der Provinzen Preußen und Posen waren nach Königsberg eingeladen, um dort am 10. September dem Könige die Erbhuldigung zu leisten. Althergebrachter Sitte gemäß, mußte zu diesem Behufe der preußische Landtag zusammentreten. Diesem hatte der König zwei Vorlagen gemacht, nämlich 1) „ob der Landtag zwölf Mitglieder der ostpreußischen Ritterschaft zur herkömmlichen Vertretung eines Herrenstandes zu erwählen gesonnen sei, und in diesem Falle die Gewählten zur Bestätigung anzuzeigen; 2) ob und welche Bestätigung noch bestehender Privilegien der Landtag etwa noch in Antrag bringen zu können glaube? — Der Landtag entschied sich dafür, daß die Wiederbelebung eines besonderen Herrenstandes weder gemäß sei, noch in den Bedürfnissen und den Wünschen der Provinz läge, und daß man, statt besondere Privilegien und Vorrechte hervorzuheben, zufrieden sein werde, wenn die allgemeinen und bekannten bestätigt würden. Dagegen aber erinnerte er den König in ehrerbietiger, aber ernster Weise, an das Wort seines entschlafenen Vaters, durch die Herstellung von Reichsständen und Reichstagen der Verfassung des Staates ihre Vollendung zu geben. Der König gab darauf am 9. September den Bescheid, daß er mit den Gründen, aus welchen der Landtag die Herstellung eines Herrenstandes abgelehnt, sich zufrieden erkläre und ihm „bei seinem königlichen Worte die Aufrechthaltung der ständischen Verfassung der Provinz zusichere.“ Die Herstellung „einer sogenannten allgemeinen Volksvertretung“ aber glaubte er, „um des wahren Heiles seines, ihm anvertrauten Volkes willen“ ablehnen zu müssen.

Allerdings ließ dieser Bescheid unbefriedigt, da man wünschte, endlich durch eine wirkliche Volksvertretung in die Reihe der mündigen Völker zu treten. Aber die Mißstimmung verschwand an dem Glanze des Huldigungstages, wie Nebel vor der Sonne zerrinnen. Die Huldigungsfeier zu beschreiben, gebricht es hier an Raum. Auch ist es die äußere Herrlichkeit nicht, welche die Geschichte der Nachwelt zu überliefern hat. Aber wer dieser Feier beiwohnte, wird den überwältigenden Eindruck, welchen sie hervorbrachte, nie vergessen. Unter ihren Bannern versammelt

waren die Landstände der Provinz auf dem Schloßhofe zu Königsberg, von Tausenden von Zuschauern umringt. Der König saß ihnen gegenüber auf einem hocherhöhten Throne, zu welchem eine breite, mit rothem Tuch belegte Freitreppe emporführte. Neben ihm standen die Prinzen und Würdenträger des Reichs. Aus einem geöffneten Fenster des Schlosses schaute die Königin zu. Der Schwur, den die Stände leisten sollten, wurde verlesen, sie schworen, und ihre Stimme klang einmüthig, als ob Ein Mann den Eid geleistet hätte. Nur wurde es von Manchen als üble Vorbedeutung aufgefaßt, daß sich in das Kellergeschoß des Schlosses, ganz in der Nähe des Balkons, auf welchem der Thron errichtet war, ein halb wahnsinniges Weib eingeschlichen hatte, das gerade in dem Augenblicke, als die Stände die Hand zum Schwur emporhoben, mit gellender Stimme ausrief: „Schwöret nicht! denn es steht geschrieben, ihr sollt allerdings nicht schwören!“ Die Wahnsinnige wurde bald fortgeschafft, aber der unangenehme Eindruck, den ihre Einsprache gemacht hatte, ließ sich nicht so schnell verwischen. Doch vergessen wurde er wenigstens für den Augenblick, als nach geleistetem Schwure der König sich vom Throne erhob und gegen den Rand des Balkons vortretend, folgende Anrede an sein Volk hielt: „Und ich gelobe auch“, sprach er, „hier vor Gottes Angesicht und diesen lieben Zeugen allen, daß ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger und barmherziger Fürst, ein christlicher König sein will, wie mein unvergeßlicher Vater es war! Gesegnet sei sein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehn der Person; ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern — und ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! — Gott segne unser theures Vaterland! Sein Zustand ist von Alters her oft beneidet, oft vergebens erstrebt. Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk! im Großen und Ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele — nach dem allgemeinen Wohle in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsere Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. — So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten. Mannichfach und doch Eins! wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einiges, edelstes ist, — keinem andern Roste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte.“ —

Der Eindruck, den diese Worte auf die Herzen der Hörer hervorbrachten, war unbeschreiblich und um so ergreifender, je mehr sich jeder überrascht fühlte. Noch nie hatte ein Beherrscher Preußens öffentlich selbst zu seinem Volke gesprochen. Und dieß waren wahrhaft königliche Gedanken in die edelste Form der Sprache gekleidet. Da blieb kein Auge trocken und das jubelnde Hoch! der Versammlung, das dem Gelübde des Königs antwortete, wollte nicht enden. Denn das Volk nahm das königliche Wort als Bürgschaft für künftiges Glück, und das Vertrauen zu seinem Fürsten legte sich heilend auf den Schmerz, den die unerfüllte Bitte um eine reichsständische Verfassung hervorgebracht hatte.

In ähnlicher Weise, nur von größerem Glanze umgeben, empfing der König im folgenden Monate zu Berlin die Huldigung seiner, dem deutschen Bunde einverleibten Erblande.

Friedrich Wilhelm IV. begann seine Regierung mit Handlungen der Gnade und Milde. Diejenigen, welche noch von der Zeit der „demagogischen Untersuchungen" her in Staatsgefangenschaft waren, wurden auf freien Fuß gestellt und zum Theile ihrem früheren Berufe zurückgegeben. Freilich, die in erzwungener Unthätigkeit verlorenen Jahre konnte ihnen kein königliches Gnadenwort zurückerstatten. Der wackere Arndt, der Dichter des deutschen Volksliedes, war seitdem ein Greis geworden. — Das Zerwürfniß mit der katholischen Kirche, welches der neue König gleichsam von seinem Vater ererbt hatte, wurde mit der zartesten Schonung beigelegt, und die immer lauter, hie und da sogar ungestüm auftretende Mahnung des Volkes, an des verstorbenen Königs wiederholtes, nie widerrufenes Versprechen, dem Lande reichsständische Vertretung zu verleihen, durch die Verheißung beschwichtigt, daß die landständische Verfassung einer gedeihlichen und für das ganze Vaterland segensreichen Entwickelung immer mehr entgegengeführt werden solle. Die große Menge des Volkes aber stand diesen geistigen Bewegungen ferne, die sich hauptsächlich nur unter den Gebildeten bemerkbar machten.

Indessen schien der König vor Allem seine Aufmerksamkeit der Entwickelung der protestantischen Landeskirche zuzuwenden. Unverkennbar war seine Absicht, ihr durch Uebereinstimmung der Lehre größere Einheit und innere Festigkeit zu gewähren und dem überhand nehmenden Unglauben durch Zurückführung der ursprünglichen Bekenntnisse in das Volksbewußtsein einen schützenden Damm entgegenzustellen. Aber seit Friedrich dem Großen hatte eine freisinnigere Auffassung der Religion, die

selbst bis auf die letzten 20 Jahre der vorigen Regierung nicht blos geduldet, sondern sogar begünstigt wurde, so tiefe Wurzeln im Leben des Volkes geschlagen, daß man die alte Rechtgläubigkeit als einen neuen Gewissenszwang betrachtete, dem man sich auf alle Weise zu widersetzen strebte. Zwar bewegte sich dieser Kampf anfänglich nur auf dem Gebiete der Geistlichen selbst, wo man hie und da Klagen über Unterdrückung der Lehr- und Glaubensfreiheit und über die Begünstigung der einseitigen Richtung auf Wiederherstellung längst abgelebter kirchlicher Zustände vernahm; bald aber kam die Sache durch den Eifer der Kämpfenden in das Volk, das nun für beide Seiten Partei zu nehmen anfing. Wie in vergangenen Jahrhunderten, so verbargen sich auch jetzt augenscheinlich hinter dem Vorwande der Religion die politischen Parteien. Das zeigte sich recht klar bei einer Sache, die eben als Friedensfahne zur Vereinigung für das gesammte protestantische Deutschland auf das Grab des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf gepflanzt werden sollte. Die evangelische Gustav-Adolf-Stiftung, deren erste Anregung von einem angesehenen Geistlichen in Leipzig ausging, sollte dazu dienen, alle Protestanten Deutschlands für den großen Gedanken zu erwärmen, ihren Glaubensbrüdern in denjenigen Ländern, wo sie unter dem Drucke der Armuth oder Verfolgung lebten, durch kräftige Unterstützung aufzuhelfen. An der Ausübung des gemeinsames Werkes sollten die streitenden Geister sich versöhnt die Hand reichen und den Unfrieden im eigenen Hause vergessen. Aber Unduldsamkeit von beiden Seiten und das traurige Einmischen politischer Zwecke in diesen rein religiösen, hemmte das edle und große Werk.

Und wie in der protestantischen Kirche sich ein lebhafter Widerspruch gegen die alten kirchlichen Formen und Satzungen kund gab, ein Widerspruch, der sogar späterhin den Austritt ganzer Gemeinen aus dem Verbande der Landeskirche herbeiführte, so regte sich gleichzeitig auch in der katholischen Kirche ein solcher Widerstreit gegen das Bestehende und Herkömmliche. Der Bischof Arnoldi von Trier schrieb (1844) ein Gnadenjahr aus, wo der „heilige Rock", d. h. ein Rock, den man für denselben ausgab, welchen Christus einst getragen, — im Dome zu Trier öffentlich zur Verehrung der katholischen Christenheit ausgestellt werden sollte. Der Rock wurde ausgestellt und viele tausend Gläubige zogen hin, um durch seinen Anblick entweder Vergebung der Sünden, oder Heilung von allerlei körperlichen Gebrechen zu erlangen. Und es fehlte nicht an Wundern, welche die Kraft des heiligen Gewandes der erstaunten Welt bewiesen. Man glaubte sich, mitten im neunzehnten Jahrhundert, in die

Zeit der Kreuzzüge zurückversetzt. Da ergriff ein junger katholischer Geistlicher, Johannes Ronge, in Schlesien das Wort und sprach sich in einem Briefe, der in öffentlichen Blättern tausendfach abgedruckt wurde, laut und sehr entschieden gegen den Bischof von Trier aus. Die Welt jauchzte ihm Beifall zu, und Alles erwartete eine Reformation mitten im Schooße der katholischen Kirche. Aber man hatte sich verrechnet. Es bildeten sich zwar an vielen Orten sogenannte „christkatholische" oder „deutschkatholische" Gemeinen, die sich von der Oberherrschaft des Papstes lossagten und auf ihre eigene Hand alle Mißbräuche abzuthun suchten, welche sich in die Kirche eingeschlichen; im Ganzen aber ist die katholische Kirche durch diese Bewegung keineswegs erschüttert worden.

Um seinem Versprechen, die ständische Verfassung einer gedeihlichen Entwickelung entgegen zu führen, und gleichzeitig dem Verlangen nach Volksvertretung zu begegnen, ordnete der König an, daß Ausschüsse aus allen Provinziallandtagen in Berlin zusammentreten sollten, auf deren Beirath von der Staatsregierung gehört werden könne. Bald darauf (im April 1847) berief er die vereinigten Landstände in die Hauptstadt. So sah das Vaterland von seinem Könige selbst den Weg geöffnet, der es auf friedlichem und gesetzlichem Wege dem Ziele seiner Wünsche näher führte. Denn war dieser vereinigte Landtag in der Sache selbst etwas anders als der vom vorigen Könige verheißene Reichstag? Friedrich Wilhelm IV. konnte jetzt die Stimme seines Volkes deutlich genug kennen lernen. Eben weil der vereinigte Landtag nur den Grundbesitz vertrat und seine Mitglieder keineswegs aus allgemeinen Volkswahlen hervorgegangen waren, mußte die freisinnige Haltung dieser Männer, ihr klar ausgesprochenes Verlangen nach Erweiterung und Vollendung der Verfassung, um so mehr als Stimme des ganzen Volkes betrachtet werden. Auch schien der König nicht abgeneigt, Zugeständnisse zu gewähren, die doch endlich gemacht werden mußten. Er wollte, wie er sich selbst aussprach, ein freies Volk neben einem freien Könige. Eine Verfassung, wo eigentlich das Volk regiert und der König nur als vollziehende Gewalt der Regierung den Namen leiht, war ihm zuwider, weil sie jedem kräftigen Handeln im entscheidenden Augenblicke die Hände bindet und weil die eigenthümliche Lage des preußischen Staates, der im Nordosten an den Koloß des russischen Reichs, im Westen an das ewig unruhige Frankreich gränzt, und dessen östlicher und westlicher Theil damals nicht einmal in einem örtlich ununterbrochenen Zusammenhange standen, mehr als jedes andere Reich eines einheitlichen, kräftigen Herrscherwillens

bedürfe, um rasch zu handeln, wo es Noth thäte. Außerdem könne eine Verfassung nicht gemacht werden, sondern sie müsse allmälig heranwachsen aus dem Leben des Volkes. Die französische Revolution habe hinreichend bewiesen, wie wenig Kraft und Geltung Verfassungen haben, die nicht, wie ein lebendiger Baum, in allmäliger Entwickelung emporgewachsen, sondern gleichsam als fertige Recepte der Staatsweisheit dem Volke verschrieben wurden. Er würde es nie dulden, daß sich zwischen ihn und sein treues Volk ein beschriebenes Stück Papier als trennende Scheidewand dränge.

Inzwischen, der Mensch denkt und Gott lenkt! Urplötzlich und überraschend traten Ereignisse ein, die den ruhigen Entwickelungsgang der Verfassung unseres Vaterlandes gewaltsam unterbrachen und es mitten in den Strudel der Revolution hineinschleuderten.

Die Welt wurde plötzlich mit der Nachricht überrascht, daß am 24. Februar 1848 in Paris eine neue Revolution ausgebrochen, Ludwig Philipp und sein ganzes Geschlecht des Thrones für verlustig erklärt und Frankreich wieder in eine Republik umgewandelt sei. Noch hatte man sich von dem Erstaunen über diesen unerwarteten Vorgang nicht erholt, als die zweite Nachricht eintraf, daß auch in dem so lange geduldigen und stillen Wien eine Revolution stattgefunden (13. März), welcher die Herrschaft des allgewaltigen Hauptministers Metternich, der mit seiner künstlichen und gewandten Staatsklugheit nicht nur jede freie Regung des Volksgeistes im österreichischen Kaiserstaate geschickt niederzuhalten, sondern auch die Zügel von Deutschland und des europäischen Festlandes in seine Hände zu bringen gewußt, zerstört und Oesterreich in die allgemeine Bewegung der Völker mit hineingezogen habe. Der österreichische Kaiserstaat schien rettungslos verloren. Denn gleichzeitig erhoben sich seine italienischen Besitzungen (Venedig und Lombardei) und das Königreich Ungarn, die eigentliche Grundlage seiner Macht. Auch Böhmen wurde unruhig, und in Prag erhob der Aufstand sein blutiges Haupt. Aller menschlichen Berechnung nach, mußte sich diese naturwidrige, aus den ungleichartigsten Völkerschaften bestehende, nur durch das kaiserliche Scepter zusammengehaltene Verbindung, jetzt für immer auflösen und in ihre natürlichen Bestandtheile zerfallen. Während der greise Feldmarschall, Graf von Radetzky, den empörten Lombarden einen heldenhaften Widerstand leistete, zerfielen die verschiedenen Nationalitäten des übrigen Reiches in Eifersucht unter sich. Slaven, Magyaren und Deutsche wollten, jedes Volk für sich, besondere

Reiche gründen. Vor allem waren es die Slaven, die für ein großes Gesammtreich ihres Volkes schwärmten und eben darum auch, unter der Anführung des Ban von Kroatien, Jellachich, willig die Hände zur Bekämpfung der Ungarn und Deutschen boten (1848—49).

Aber Preußen blieb keine Zeit, als ruhiger Beobachter vor dem innern Kampfe Oesterreichs zu stehen. Das Niegeglaubte, Unerhörte begab sich auch in Berlin. Am 18. März brach der Sturm der Revolution, dessen Gefahr dadurch beseitigt zu sein schien, daß der König noch am Mittag desselben Tages in einer Proclamation die Forderungen des Volkes zu erfüllen versprochen hatte, dennoch in der Königsstadt los, und ein Volkskampf erfüllte die Straßen mit Blut und bedrohte nicht bloß die herrlichen Denkmäler der Kunst, die sie in ihrer Mitte birgt, sondern auch das Königthum und den Staat selbst mit dem Untergange. Wie man auch von diesem Ereignisse denken mag: beklagenswerth bleibt es immer, weil es das erste Beispiel in der Geschichte Preußens ist, daß das Volk seinem Könige feindlich und mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden. Und so viel bleibt auch gewiß, daß diese Revolution nicht eigentlich durch das Volk gemacht, sondern nur durch die Unzufriedenheit des Volkes gestützt worden. Die alten Zustände waren verhaßt; nach Besserm sehnte man sich und die überraschend hereinbrechende Stunde der Entscheidung ließ dem König die Wahl, entweder sich selbst an die Spitze seiner Garden zu stellen und im Kampfe gegen die Empörung, sei es zu siegen oder sich unter den Trümmern seines Thrones zu begraben, oder seinen allerdings ermatteten Kriegern Einhalt zu gebieten und dem Volke die Zugeständnisse zu machen, die es forderte. Im ersten Falle wäre die schöne Hauptstadt mit einer beinahe halben Million Einwohner der Zerstörung preisgegeben und die Entscheidung über Preußens künftiges Geschick auf die Spitze des Schwertes gestellt worden; im andern ließ sich noch Vieles retten und für die Zukunft manches hoffen. Der König wählte das Letztere, er zog die Truppen aus der Stadt, gestand die Errichtung einer Bürgerwehr zu und verhieß eine volksvertretende Verfassung auf „breitester Grundlage", er bewilligte alle Forderungen des Volkes. — Als die Nachricht von diesen Vorgängen sich in die Provinzen verbreitete, wurden unzählige Herzen mit tiefer Wehmuth erfüllt. Zu einem solchen Risse zwischen König und Volk sei es in dem Preußen gekommen, das nur vor einigen dreißig Jahren Gut und Blut geopfert, um den Thron wieder glänzend zu erhöhen? in dem Preußen, das seinen Fürsten Alles, äußere Macht und

innere Bildung verdankt, und das den Ruhm nie wankender Treue bis auf diesen Augenblick als köstliches Heiligthum bewahrt? — Und in diesem Gefühle des Schmerzes bildete sich ein Gegengewicht gegen die immer höher schwellenden Wogen der Revolution, dem freilich auch diejenigen ihr Gewicht beilegten, die aus elenden und selbstsüchtigen Zwecken jeder freisinnigen Umgestaltung des Vaterlandes abhold waren.

Gleichzeitig stand ganz Deutschland in hellen Flammen. Ueberall ertönte der Ruf nach einem einigen Deutschland; überall ward das schwarz-roth-goldene Banner aufgepflanzt, das Zeichen eines großen deutschen Gesammtstaates, nach welchem alle Herzen sich sehnten.

Und Preußens König gab solchem Streben seine Zustimmung. Er hielt einen Umzug durch die Hauptstadt, wobei ihm das deutsche Banner vorangetragen wurde, und erklärte, er selbst stelle sich nun an die Spitze der deutschen Bewegung. Aber wie man diese Nachricht im engern Vaterlande mit Jubel begrüßte, wie nun auch die Provinz Preußen ihren langgehegten Wunsch, in den deutschen Bund aufgenommen zu werden, endlich erfüllt sah: so regte sich der alte Bruderneid in andern deutschen Landen und zumeist in Baiern.

Mittlerweile hatte der König, in Folge eines Beschlusses des schleunig zusammenberufenen vereinigten Landtages, eine preußische Nationalversammlung angeordnet, die aus Urwahlen des ganzen Volkes hervorgehen und in Berlin zusammentreten sollte (22. Mai), um mit ihm eine künftige Verfassung des Staates zu „vereinbaren". Gleichzeitig trat in Frankfurt am Main, der alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser, eine deutsche Nationalversammlung zusammen, um die künftige Verfassung des großen Gesammtvaterlandes zu berathen.

Es war eine Zeit der gespanntesten Erwartung für Alle. Der altgewohnte Boden, auf welchem die stolze Eiche des Ruhmes und der Macht Preußens so wunderbar schnell emporgewachsen war, schien unter den Füßen zu wanken, und diejenigen, welche aus der großartigen Geschichte des Vaterlandes begeisterte Liebe für dasselbe eingesogen, trauerten schon, daß der preußische Name machtlos in dem großen Strome eines allgemeinen Deutschlands verschwimmen sollte, während andere eben darin die Aufgabe Preußens erblickten. Darin aber waren nicht bloß in Preußen, sondern in ganz Deutschland die edelsten und besonnensten Geister einig, daß Preußen, der mächtigste unter den reindeutschen Staaten, die Grundlage deutscher Einheit bilden und seinem Fürstengeschlechte die Kaiserkrone zuerkannt werden müsse, wenn

dem großen Gesammtvaterlande eine gesicherte Zukunft erblühen sollte. Das Haus Habsburg, das die österreichische Kaiserkrone trägt, hatte zwei Jahrhunderte lang in kaiserlicher Machtvollkommenheit über Deutschland geherrscht! aber seine selbstsüchtige und engherzige Staatsklugheit hatte auch die Stürme der Reformationskriege und des dreißigjährigen Krieges herbeigeführt und den Abfall der Schweiz und der Niederlande verschuldet und das schöne Elsaß und Lothringen an Frankreich verkauft. Friedrich der Große hatte die Schwäche dieser scheinbar großen Macht mit seinem Heldenschwerte vor aller Welt aufgedeckt und es schon damals bewiesen, daß die Kraft Deutschlands in Preußen ruhe.

Inzwischen trat ein Umschwung der Dinge ein, der gegen alle Berechnung und Erwartung war. Die maßlosen Uebergriffe der sogenannten Volkspartei, die in Wien und Frankfurt sogar zu Blutvergießen und Mord führte, und die in Berlin das Zeughaus stürmte, um die Massen zu bewaffnen (14. Juni), den Versammlungssaal der Volksvertreter mit Dolchen und Stricken umlagerte, ließ eine Wiederholung aller Greuel der französischen Revolution auf deutschem Boden und den blutigen Umsturz aller Ordnung und alles Bestehenden befürchten. Durch diese Besorgniß wurden viele Gemüther, die sich bisher mit großer Theilnahme der deutschen Revolution zugewendet, auf die entgegengesetzte Seite gezogen, und im preußischen Staate bildeten sich Vereine zur Erhaltung des Bestehenden, die immer mehr an Zahl und Kraft gewannen. Mittlerweile waren Radetzkys Waffen in Italien siegreich, und wenn auch in Ungarn noch der Aufstand in hellen Flammen loderte, so wagte die österreichische Regierung doch einen Angriff auf das empörte Wien, der hauptsächlich durch Jellachichs Kühnheit gelang. — Wien fiel um der Schauplatz eines furchtbaren Blutgerichts zu werden. — Bald darauf setzte der König das dem Volke verhaßte Ministerium Brandenburg-Manteuffel ein und rief die Landwehr unter die Waffen. Noch war hier die angestammte Ehrfurcht gegen den Herrscher so groß, daß sich, mit wenigen Ausnahmen, Niemand weigerte, diesem Gebote Folge zu leisten. Dem Feldherrn Wrangel, der bisher gegen die Dänen in Holstein und Schleswig siegreich gekämpft, wurde der kriegerische Oberbefehl in den Marken anvertraut und große Heerhaufen rings um Berlin versammelt. Eine königliche Botschaft brachte der preußischen Nationalversammlung den Befehl, von Berlin nach der Stadt Brandenburg überzusiedeln. Nur ein Theil der Versammlung gehorchte. Die Andern blieben in Berlin zurück und mußten mit Gewalt auseinander getrieben werden. Dies Alles ging im Spät-

herbste 1848 vor. Bald darauf wurde der in Brandenburg vereinigte Rest der Versammlung aufgelöst und der König gab aus eigener Machtvollkommenheit dem Staate eine Verfassung, die aber zuvor noch durch gesetzlich einzuberufende Kammern „revidirt" werden sollte (5. December 1848). Sie war in so liberalem Sinne verfaßt, daß sie den bei weitem größten Theil des Volkes vollständig befriedigte. Neue Wahlen erfolgten; allerdings unter ungünstigen Verhältnissen, da die Provinzen Preußen und Pommern schon im vorigen Sommer durch den dänischen Krieg (der eigentlich ein allgemein deutscher hätte sein sollen, weil es galt, Holstein und Schleswig, unabhängig von Dänemark dem deutschen Bundesstaate zu erhalten, dessen Last aber hauptsächlich von Preußen getragen wurde) unendlich viel gelitten hatten. Denn die Dänen blokirten die Ostseehäfen und störten auf alle Weise den preußischen Handel, was sie sehr leicht konnten, da weder Preußen noch überhaupt Deutschland eine Kriegsflotte besaß. Zwar ging man eilig daran, eine solche zu schaffen, und die mittlerweile in Frankfurt ins Leben getretene deutsche Reichsgewalt, unter dem Vorsitze des Erzherzogs Johann von Oesterreich, der den Titel eines Reichsverwesers führte, forderte auch die Beisteuer der deutschen Fürsten dazu ein. Aber das Werk gedieh so langsam und unscheinbar, daß man nach langer Anstrengung nichts weiter, als ein Paar bewaffnete Dampfschiffe und einige Kanonenböte aufzuweisen hatte, mit denen man allerdings der dänischen Seemacht nicht die Spitze bieten konnte, wie entscheidend auch die deutschen Waffen zu Lande das Uebergewicht hatten.

Die preußischen Kammern traten, auf Grund der vom Könige verliehenen Verfassung, im Februar 1849 zusammen. Aber die königlichen Räthe hielten es für eine Unmöglichkeit sich mit der zweiten Kammer zu verständigen und lösten sie sehr bald wieder auf. Ein neues Wahlgesetz wurde erlassen, wonach die zweite Kammer aufs Neue zusammengesetzt werden sollte. Die Mehrzahl des Volkes enthielt sich der Wahl. Dennoch kam die Kammer zu Stande, sie enthielt aber nur Conservative und Gemäßigt-Liberale, und ihre Thätigkeit führte das preußische Verfassungswerk zum Schlusse. Vieles und zwar hochwichtige Punkte sind in der ursprünglichen Form der Verfassungsurkunde zu Gunsten der obersten Staatsgewalt abgeändert worden. Der König, seine nächsten Räthe und die Kammern beschwuren die Verfassung am 6. Februar 1850. Sie wurde nun Grundgesetz des preußischen Staates.

Inzwischen ward (im Mai 1849) auch die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt aufgelöst, nachdem Preußens

König die deutsche Kaiserkrone, die sie ihm angeboten, abgelehnt hatte; und während Oesterreich russische Waffen herbeigerufen, um Ungarn zu unterjochen, warf Preußen die deutsche Revolution nieder, welche in Dresden, hauptsächlich aber in Baden ihre bewaffnete Macht versammelt hatte. Der König aber that es mit der Verheißung, dem deutschen Volke zu geben, wonach es sich sehne, nämlich innere Einheit und Freiheit.

Er hatte mit Sachsen und Hannover eine enge Verbindung, das „Dreikönigs-Bündniß, geschlossen, das als Grundlage des deutschen Bundesstaates dienen sollte, und lud nun alle übrigen deutschen Staaten zu einer Reichsversammlung nach Erfurt ein, um das große Werk der Einigung des Gesammtvaterlandes zu Stande zu bringen. Aber die Umtriebe Oesterreichs, die Eifersucht Baierns und Würtembergs, der Wankelmuth Sachsens und Hannovers, mit einem Worte, der unselige Geist der Selbstsucht, der kein Opfer bringen will, wo es auch die heiligsten Zwecke gilt, verkümmerte die gute Sache. Nur die kleinern Staaten Deutschlands folgten der Einladung des Königs, und so kam zu Erfurt eine „deutsche Union" zu Stande, welche bald darauf auf einer Fürstenversammlung zu Berlin (9.—16. Mai 1850) durch Einsetzung eines vorläufigen „Fürsten-Collegiums" (12. Juni), zur Leitung der Unionsangelegenheiten, ihre Bestätigung fand. Preußens Beruf, an die Spitze des Gesammtvaterlandes zu treten, ward von den meisten deutschen Völkern eben so wenig verkannt, als von vielen deutschen Fürsten, die es wohl einsahen, daß sie den laut ausgesprochenen Forderungen der Zeit auf die Dauer nicht würden widerstehen können. Von solchen Gedanken geleitet, hatten bereits die Fürsten von Hohenzollern ihrer Landesherrschaft entsagt und ihr, von Würtemberg und Baden eingeschlossenes Ländchen, 25 Geviertmeilen groß, dem preußischen Königreiche einverleibt.

Während alle Blicke sich noch gespannt auf die Entwickelung der deutschen Verhältnisse richteten, erscholl plötzlich die Schreckensbotschaft, daß eine ruchlose Mörderhand das Leben des Königs bedroht habe (22. Mai 1850). Bis zum Jahre 1845, wo ein Mann, Namens Tschech, den König zu ermorden versuchte, war ein solches Verbrechen in Preußens Geschichte unerhört. Entsetzlich, daß sich dasselbe zum zweiten Male begeben konnte! Nur die Gewißheit vermochte einigermaßen zu beruhigen, daß es die Hand eines wirklich Wahnsinnigen (Sefeloge) war, welche die mörderische Kugel auf das Oberhaupt des Staates schleuderte, und der König genas bald wieder von seiner leichten Armwunde.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Wiederherstellung des Bundestages. — Kampf in Hessen. — Der Krieg in Schleswig-Holstein. — Auflösung der deutschen, Gründung der preußischen Flotte. — Vergrößerung des Zoll-Vereins. — Orientalischer Krieg. — Der Streit mit der Schweiz über Neuenburg. — Krankheit des Königs und Einsetzung der Regentschaft. — Entwickelungsgang Friedrich Wilhelms IV. — Der italienische Krieg und das Nationalitätsprinzig. — Tod des Königs.

Alle Versuche unseres Königs auf einem von allen deutschen Fürsten gebilligten Wege die Neugestaltung Deutschlands zu Stande zu bringen und die Führung, welche unserm Vaterlande selbstverständlich zustand, zu übernehmen, waren gescheitert. Wäre er ein ehrgeiziger, thatendurstiger Fürst gewesen, so hätte er kühn die Krone ergriffen, welche ihm eine Majorität von 42 Stimmen auf dem Reichstage beschlossen hatte und sich wenig gekümmert um die Beschränkungen, welche das demokratische Wahlgesetz und die Reichsverfassung ihm auferlegten. Sein Gewissen und sein Wille aber drängten ihn immer ab vom Wege der That auf den der Versöhnung und der vertraulichen Vereinbarung. Weder die Vereinigung mit dem Süden Deutschlands, noch auch die Stiftung eines engeren Bundes der nördlichen Staaten wurde auf diesem Wege erreicht. Die ideenlose, unpatriotische Gesinnung der kleinen deutschen Fürsten, die jeder Vereinigung widerstrebte, wenn sie eine Verkleinerung ihrer Macht mit sich brachte, fand vielmehr eine mächtige Stütze an Oesterreich. Bis zum Frühling des Jahres 1850 war dieses freilich durch die Empörung der Lombardei und Ungarns in der Art geschwächt, daß es in den deutschen Angelegenheiten kaum mitzusprechen vermochte. Wohl hätte unser König diese Zeit zur gänzlichen Vernichtung des alten Erbfeindes nutzen können, aber eine solche Handlungsweise widerstrebte seinem redlichen Herzen. Vielmehr versprach er Hülfe, wenn man ihm die Führung Deutschlands überlasse; doch Franz Joseph wandte sich lieber an Rußland. Als nun die Tapferkeit des alten Radetzky in Italien und die der Russen in Ungarn zum Siege verholfen hatte, trat Oesterreich unverweilt mit Anträgen hervor auf Wiederherstellung des deutschen Bundestages, der doch im Juli 1848 mit Einstimmigkeit aufgehoben war, und wirklich folgten 13 Staaten, darunter Sachsen, Hannover, die beiden Hessen und Mecklenburg-Strelitz der Aufforderung, Bevollmächtigte in das „Plenum" nach Frankfurt zu schicken. Preußen protestirte in einer ausführlichen Denkschrift, Oesterreich rüstete heimlich in Böhmen und eröffnete auch den engeren Bundesrath am 2. September in

Frankfurt. Schon im folgenden Monat kam es zur Entscheidung, ob der wiederhergestellte Bundestag oder der preußische Staatenbund die Macht besitze.

Kurhessen besaß bereits seit drei Generationen Regenten, die ohne Herz für das Wohl ihres Landes und Volkes einzig darauf bedacht waren, mit den Einkünften des Landes ihrem Vergnügen und ihrer Wollust zu leben. Zwar bestand seit 1831 eine konstitutionelle Verfassung zu Recht, aber der Kurfürst kümmerte sich thatsächlich nicht darum und die Klagen seines bedrängten Volkes verhallten nutzlos an dem freiheitsfeindlichen Bundestage. Freilich hatte der März 1848 darin eine Aenderung gemacht und der Kurfürst sich sowohl an den Beschluß der Kammern, als auch an ein liberales Ministerium binden müssen, aber der erste Streit zwischen Preußen und Oesterreich gab ihm den Muth die bisherige Bahn zu verlassen und einen gewissen Hassenpflug an die Spitze der Regierung zu berufen. Dieser Mann war schon einmal dem Kurfürsten dienstbar gewesen, als es galt die Verfassung von 1831 zu vernichten; dann entlassen, war er in preußische Dienste getreten und durch seine glänzende geschäftliche Befähigung bis zum Präsidenten des Oberlandesgerichts in Greifswald emporgestiegen. Ein ärgerlicher Proceß wegen eines Kassendefectes, in dem er später freigesprochen wurde, bewog ihn in sein Vaterland zurückzukehren, wo ihm wieder günstigere Aussichten winkten. Zum Alles leitenden Minister berufen, ergriff er, ein Mann von streng absolutistischer Gesinnung, wenn er überhaupt eine solche besaß, ohne sich um seinen und des Kurfürsten Eid zu kümmern, die schleunigsten Maßregeln zur Vernichtung der beschworenen Verfassung. Zwei Stände-Versammlungen, die seine Finanzvorschläge nicht billigten, wurden entlassen, die beantragten Steuern ohne Weiteres erhoben und, als man bei den Gerichten auf Widerstand stieß, das ganze Land in Kriegszustand erklärt. Da erklärte sich Preußen, zu dessen Bundesstaate Kurhessen noch gehörte, für das bedrängte Volk und gegen dessen Fürsten und ließ, trotzdem der neue „Bundestag" am 17. September dem Kurfürsten Hülfe versprach, gleichzeitig mit dem von Süden einrückenden bairischen Korps unter dem Fürsten von Thurn und Taxis den Norden von Kurhessen durch General v. d. Gröben besetzen. Noch ehe es aber zu einem Zusammenstoß der Truppen kam, gab es die schmachvollsten Niederlagen. Beide Parteien hielten zu jener Zeit den Kaiser von Rußland für geeignet zum Schiedsrichter in deutschen Angelegenheiten. Auf einem Congreß zu Warschau im October verlangten Oesterreich und Rußland, daß unser König alle bisher verfolgten Ziele aufgebe. Der Graf

Brandenburg kehrte, den Todeskeim im Herzen, nach Berlin zurück und starb. Nach kurzem Schwanken wurde der kriegerisch gesinnte Minister Radowitz entlassen und der bisherige Minister des Innern, Freiherr von Manteuffel, berufen, um vor der Uebermacht der Gegner Schritt für Schritt zurückzuweichen und durch Nachgiebigkeit noch von der Ehre zu retten, was sich retten ließ. General v. d. Gröben bekam den Befehl zurückzugehen, wobei es am 8. November zu dem einzigen feindseligen Zusammenstoß bei Bronzell kam. Als sich Oesterreich auch nicht durch eine allgemeine Mobilmachung schrecken ließ, gab man in Allem nach, was es verlangte. Preußen selbst löste seinen Bund, die sogenannte Union, auf, und der Minister von Manteuffel begab sich nach Olmütz, um durch Verhandlungen mit dem österreichischen Minister, dem Fürsten Schwarzenberg, die letzten streitigen Punkte zu erledigen. Was dieser einmal gesagt haben soll: Oesterreich müsse Preußen zuerst demüthigen und dann vernichten", das wurde hier durch die Uebereinkunft vom 29. November begonnen. Preußen entsagte allen seinen Plänen für Deutschland, und gab auch die kurhessische und schleswig-holsteinische Sache auf. In dem ersteren Lande verhalfen die sogenannten „Strafbaiern" dem Fürsten zur vollkommenen Herstellung seiner Macht und die zahllosen Gewaltmaßregeln, welche eine Folge davon waren, lähmten nicht nur den Wohlstand und den Verkehr im Lande, sondern trieben auch Tausende aus der Heimath in das ferne Amerika, so daß ganze Dörfer leer standen.

Beklagenswerther noch erscheint aber das Schicksal von Schlewig-Holstein, dessen tapfere Einwohner schutzlos einem auswärtigen Fürsten preisgegeben wurden. Jene nördlichste deutsche Halbinsel, welche die Ostsee von der Nordsee, dort Westsee genannt, scheidet, ist von der Natur günstiger ausgestattet als mancher südlicher gelegene Theil unseres Vaterlandes. Hat auch die Mitte einen weniger ergiebigen Geestboden oder gar öden Moor, so giebt doch das Marschland an den Seiten und auf den Inseln der Nordsee hundertfältigen Ertrag. Zahlreiche Meeresbuchten drängen sich von Osten weit in das Land hinein und die herrlichsten Buchenwaldungen umgeben sie. An dieser Küste besitzt Kiel den sichersten und tiefsten Hafen. Aber alle diese Vorzüge hat man in unablässigem Ringen gegen die Sturmfluthen des Meeres und die Habsucht der dänischen Inselkönige vertheidigen müssen. Dadurch ist freilich die Wehrkraft und der ernste, feste, mannhafte Charakter jener Bevölkerung so gestählt, daß ihre Ausdauer und ihr Muth zu allen Zeiten Bewunderung erregt haben. Sind doch aus ihrer Heimath einst die alten Cimbern und Teutonen

schon hervorgegangen und haben die Römer in Schrecken versetzt, als sie schon in drei Welttheilen Herren waren, ist doch von hier aus England bevölkert, das noch unbestritten die Herrschaft des Meeres hat. Seit Karls des Großen Zeit bildeten die Herzogthümer unter dem Namen Nordalbingien einen Theil von Sachsen, und der Süden bis an die Eider wurde von Heinrich V. zu einer eigenen Grafschaft Holstein erhoben. Weltberühmt wurde das kleine Land, als es mit wenigen Verbündeten den übermüthigen Dänenkönig Waldemar II., der schon die ganze Südküste der Ostsee von Pommern bis Esthland erobert hatte, in der einzigen Schlacht bei Bornhövede am 22. Juli 1227 völlig überwältigte und damit zugleich Norddeutschland von der dänischen Herrschaft befreite. Als der letzte Graf von Holstein und dem als dänisches Lehn seit 1386 damit vereinigten Schleswig 1459 gestorben war, wählten die Stände König Christian I. von Dänemark, der auch ein Holsteinischer Graf war, zu ihrem Fürsten, doch unter der Bedingung, daß ihre Länder ewig ungetheilt und unabhängig von Dänemark bleiben sollten. Keine Steuern sollten erhoben, kein Krieg geführt, keine Münzen geschlagen werden ohne ihre Bewilligung; auch die Beamten durften nur Eingeborene des Landes sein. Nachdem eine Zeitlang einzelne Theile von den Herzogthümern an Seitenlinien vererbt und also von Dänemark losgetrennt waren, kam 1773 wieder alles in die Hand des Königs. Da nun das reiche Schleswig-Holstein den größeren Theil der Einkünfte des Gesammt-Staates aufbrachte, richtete sich das Interesse nicht nur des Königs, sondern vielmehr aller Dänen darauf, die Länder für immer an das Inselreich zu fesseln. Eine Trennung war jedoch leicht möglich, weil das „Königsgesetz" in diesem die Erbfolge der Frauen gestattete, was in dem deutschen Holstein nicht anging. Als nun Christian VIII. 1846 in einem „offenen Brief" die staatliche Vereinigung zunächst Schlewigs mit Dänemark ankündigte, wenn er auch einen großen Theil von Holstein und Lauenburg einstweilen in ihrer eigenen Verwaltung beließ, so wurden die Stände beim Bundestage klagbar. Die Sache verzögerte sich, wie das beim Bunde zu geschehen pflegte, bis 1848. Da wurde durch eine Revolution am 21. März in Kopenhagen dem Könige Friedrich VII. ein Ministerium aufgedrängt, das die gewaltsame Eroberung und Einverleibung der Herzogthümer versprach. Den Ständen von Holstein blieb nun nichts anders übrig, als am 24. März den König für unfrei und sich einstweilen für unabhängig zu erklären. Sofort trat unser König für sie in die Schranken und sandte den General Wrangel

zu Hülfe, auch der Bundestag bot Reichstruppen auf und bald darauf erklärte der Reichstag Schleswig auf sein Verlangen für zugehörig zu Deutschland. Das siegreiche Heer der Preußen und Hannoveraner drang rüstig gegen die Dänen vor und war in wenigen Wochen in Jütland (3. Mai), als plötzlich Rußland und England unserm Könige mit der Erklärung entgegentraten, daß schon die Besetzung des nicht zum deutschen Bunde gehörigen Schlewig, noch mehr aber die von Jütland eine Störung des europäischen Friedens sei und mit Krieg und Blocade der Häfen drohten. Zwar erwiderte Preußen, es behalte Jütland nur als ein Pfand, bis Dänemark den dem deutschen Handel zugefügten Schaden ersetzt haben werde, doch ließ man das nicht gelten und schnell entmuthigt und verzagt sandte die Regierung Wrangel den Befehl zum Rückzuge und gab die Offensive auf. Vergeblich unternahm es das eben in Frankfurt gebildete Reichsministerium, die neue Macht zu erproben und den Krieg auch ohne Preußen zu führen, vergeblich schickten Würtemberg und Baden ihre Contingente und führte der Oberst von der Tann eine bairische Freischaar nach dem Norden; sie bewiesen nur die Unentbehrlichkeit Preußens, dem endlich auch der Reichsverweser Vollmacht ertheilte, im Namen Deutschlands mit Dänemark zu unterhandeln. Dies führte am 26. August 1848 unter schwedischer Vermittelung zu jenem Waffenstillstand von Malmoe, nach welchem alle Schritte der provisorischen Regierung für ungültig erklärt, die schlewigschen und holsteinischen Truppen getrennt, und die Herzogthümer bis zum Frieden durch dänische und deutsche Commissarien gemeinsam verwaltet werden sollten. Obwohl alle Reichsminister ihre Entlassung einreichten, weil „Deutschlands Ehre durch diesen Vertrag verletzt sei", so gelang es doch Niemanden, ein günstigeres Resultat herbeizuführen und am 16. September nahm auch die Mehrheit der Nationalversammlung den Vertrag an. Die Ausführung blieb freilich trotzdem eine Unmöglichkeit und Dänemark kündigte im Vertrauen auf seine von der ganzen Nation unterstützten Rüstungen, auf seine Flotte und auf die insgeheim zugesagte Hülfe Rußlands am 26. März 1849 selbst den Waffenstillstand. Der Erfolg zeigte, daß es ein Recht dazu hatte. Denn wieder begann jenes unerquickliche Schauspiel militärischer Siege und diplomatischer Niederlagen. Eine schleswig-holsteinische Strandbatterie schoß im Hafen von Eckernförde das Linienschiff Christian VII. in Brand und 32 Artilleristen bemächtigten sich der Fregatte Gefion; die deutschen Truppen erstürmten im April die Düppeler Schanzen, aber durften des Vertrages wegen nicht Alsen nehmen, die Preußen siegten unter Bonin bei

Kolding, durften aber aus demselben Grunde nicht Jütland betreten. Trotz einer Niederlage bei der Festung Friedericia waren die Schleswig-Holsteiner im Begriff weiter vorzudringen, als die Kunde ankam, daß Preußen am 10. Juli abermals einen Waffenstillstand geschlossen habe, nach welchem Schleswig von preußischen und schwedischen Truppen besetzt und von einem preußischen und einem dänischen Bevollmächtigten verwaltet werden solle. Vergeblich war die Berufung der Statthalterschaft auf das urkundliche Recht der Herzogthümer, vereinigt zu bleiben, sie mußten doch den Vertrag annehmen. Der Druck, den beständig Rußland auf alle diese Verhältnisse ausübte, war wohl auch die Ursache, daß der preußische Commissar nicht den Muth hatte, den Verfolgungen entgegenzutreten, welche der dänische gegen alle deutschgesinnten Gemeinden, Beamte, besonders Prediger und Lehrer ins Werk setzte. Die reactionäre Presse erfand das Märchen: die Schleswiger seien republikanisch gesinnt, um die Duldung der dänischen Gewaltmaßregeln zu beschönigen; endlich rief Preußen auch den General Bonin aus Holstein ab und befahl allen preußischen Offizieren das holsteinische Heer zu verlassen. Im Friedensschluß am 2. Juli 1850 sprach es sich zu Gunsten der Rechte Holsteins aus, überließ aber das zur größeren Hälfte deutsche Schleswig der Rache der Dänen. Der Versuch der Holsteiner unter dem ehemals preußischen General von Willisen die Vertheidigung derselben zu übernehmen, scheierte an der blutigen Niederlage bei Idstedt (24. und 25. Juli). Am 2. August 1850 unterzeichneten England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark zu London ein Protokoll, in welchem der dänische Einheitsstaat anerkannt wurde unter der Bedingung, daß die deutschen Herzogthümer ihre besonderen Rechte und Verfassungen beibehalten sollten; auch Oesterreich und einzelne Mitglieder des deutschen Bundes traten später dieser Erklärung bei. So war die ewige Vereinigung der deutschen Herzogthümer mit dem Königreiche auch für den Fall einer weiblichen Erbfolge anerkannt, und um die Schmach aller, die jemals für die alten verbrieften und nationalen Rechte der Deutschen in denselben die Waffen ergriffen hatten, noch zu erhöhen, gab Friedrich VII. gerade jetzt ein neues Erbfolgegesetz, nach welchem den Thron zunächst an den von ihm adoptirten Prinzen Christian von Glücksburg, dann aber nur an dessen männliche Nachkommen vererben solle. Dieses Gesetz, welches die unleugbaren Ansprüche des Herzogs von Augustenburg auf die Herzogthümer vernichtete, wurde im Mai 1852 ebenfalls in London von den Großmächten anerkannt. Von hier beginnt eine Reihe unsäglicher Leiden für

alle Deutsche in Dänemark. Jede Rohheit der dänischen Besatzungs-Soldaten, vor denen in Kiel die Schulknaben genöthigt wurden, die Mützen abzunehmen, jede Gewaltmaßregel dänisch gesinnter Beamten, so der zwangsweise eingeführte Gebrauch der dänischen Sprache in fast ausschließlich deutschen Orten, die Entlassung von acht Kieler Professoren, ja endlich der Verkauf der holsteinischen Domänen zur Tilgung dänischer Staatsschulden mußte geduldig ertragen werden, da der Einspruch der deutschen Großmächte und des Bundes zwar bewirkte, daß Dänemark 1858 die Erklärung abgab, die Gesammt-Staatsverfassung solle einstweilen für Holstein unverbindlich sein, aber im Vertrauen auf die Ohnmacht des zerrissenen Deutschlands und auf den Schutz der Großmächte nichts geändert wurde. Noch war allerdings die Stunde nicht gekommen, in der Preußen sich stark genug fühlte, die deutsche Nation gegen den Dänenkönig zu vertheidigen und zugleich mit kecker Hand das beständige Hinderniß, welches Oesterreich allen Verbesserungsversuchen gegenüber darstellte, bei Seite zu schieben. Die bedeutenden Kosten des vergeblichen Krieges gegen Dänemark, der Mobilmachung, mit der man Oesterreich drohte, die fast vollständige Vernichtung des Handels durch die Sperrung der Ostseehäfen verminderten den allgemeinen Wohlstand, und der Verlust der politischen Ehre erzeugte noch dazu das bange Gefühl, daß man vielleicht jedes Unrecht von den Nachbaren werde dulden müssen.

Inzwischen wurden auch die letzten Reformversuche in Deutschland zu Grabe getragen. So blieb nichts anders übrig als die einfache Rückkehr zur alten Bundesverfassung und im April 1851 erschien wieder ein preußischer Gesandter beim Bundestage.

Das letzte Ueberbleibsel der angestrebten deutschen Einheit war nun noch die deutsche Reichsflotte, für deren Herbeischaffung Preußen die größten Opfer gebracht hatte. Vergebens verlangten einige Fürsten die Erhaltung und Vermehrung derselben. Man vereinigte sich endlich dahin, die beiden größten Kriegsschiffe Preußen zuzusprechen, die andern öffentlich an den Meistbietenden zu versteigern. Da ergriff unser König den Gedanken selbstständig eine Flotte zu bilden, die zugleich nöthigenfalls dem Gesammt-Vaterlande dienen solle, ernannte den Prinzen Adalbert zum Oberbefehlshaber und erwarb später vom Großherzogthum Oldenburg zur Anlegung eines Kriegshafens den Jahdebusen nebst einem kleinen Landgebiete (1853).

Auch auf einem andern Gebiete gelang es der österreichischen Regierung nicht, Preußens Machtstellung herabzudrücken. Unter

seiner Leitung hatte sich der deutsche Zollverein seit dem Jahre 1833 zu einer alle betheiligten Staaten überraschenden Blüthe entfaltet. Die Bequemlichkeit, daß nur an der Grenze des ganzen Zollvereins, nicht an der jedes kleinen Landes, die Waaren versteuert werden durften, hatte sowohl durch die Ersparniß an Zollbeamten, als auch durch die Steigerung des Verkehrs jedem Theilnehmer einen bedeutenden Vortheil gebracht, den er allein Preußen verdankte. Da wünschte Oesterreich auch diese Vereinigung entweder zu sprengen oder zu beherrschen und verlangte den Eintritt. Inzwischen aber hatte Preußen durch einen Spezialvertrag mit Hannover, welches 1834 aus Eifersucht einen eigenen Steuerverein in Norddeutschland gestiftet hatte, an Einfluß so gewonnen, daß es sowohl die von Oesterreich im Januar nach Wien berufene Zoll-Conferenz unbesucht, als auch die Bestrebungen der eifersüchtigen Staaten in Darmstadt unbeachtet lassen konnte und sich beharrlich dem Verlangen Oesterreichs widersetzte. Nun zeigte sich, daß sein festes Auftreten von den Gewerbetreibenden aller Zollvereins-Staaten gebilligt wurde. Oesterreich begnügte sich mit dem angebotenen Handels-Vertrage auf 20 Jahre (19ten Februar 1853) und die Darmstädter Vereinigung war zufrieden, daß sie überhaupt wieder in den Bund aufgenommen wurde, der schon durch die Verbindung mit dem hannöverschen Steuerverein einen so bedeutenden Zuchwachs erhalten hatte.

Ueberhaupt fehlte es in den inneren Angelegenheiten unseres Vaterlandes durchaus nicht an Zuwachs und Blüthe. Die Kirche erhielt eine eigene rein geistliche Behörde im Ober-Kirchenrath (1852), der Johanniterorden, dem der König die Ballei Brandenburg zurückgab, wurde als protestantischer Orden mit der alten Pflicht Kranke zu pflegen wiederhergestellt und die entlegenste Provinz mit der eigentlichen Hauptstadt Königsberg durch die Ostbahn enger an Berlin gefesselt. Ueber Nogat und Weichsel, zu Marienburg und Dirschau erhoben sich jene beiden Wunderbrücken, in ihrer großartigen Schönheit und Festigkeit zugleich herrliche Denkmäler der Baukunst unseres Jahrhunderts. Ueberhaupt gelangte in Folge des allgemeinen Friedens und der vermehrten Communication durch Eisenbahnen und Dampfschiffe, durch Kanäle und Chausseen der kaufmännische Verkehr zu einer unerhörten Lebhaftigkeit, als plötzlich der orientalische oder Krimkrieg ausbrach, der sogar ein europäischer zu werden drohte.

Daß das türkische Reich in Europa längst im Verfall ist, weiß jedermann. Fast alle russischen Monarchen des vorigen Jahrhunderts haben deshalb unverwandt ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, um einmal in Constantinopel einzuziehen und

den Glanz des altgriechischen Kaiserthums zu erneuern. So vor allen Catharina II., doch mußte sie sich mit der Zertrümmerung Polens begnügen. Jetzt hielt Nikolaus die Zeit für gekommen. Ein unbedeutender Streit über die Aufbewahrung der Schlüssel der Geburtskapelle in Bethlehem gab die scheinbare Veranlassung zum Streit. Rußland verlangte allerlei Vorrechte für die Griechisch-katholischen bei der Betretung und Verehrung der heiligen Stätten und endlich ein unbedingtes Schutzrecht über alle Mitglieder derselben Confession im türkischen Reiche. Als der Sultan diese Forderungen entschieden zurückwies, besetzte ein russisches Heer ohne Rücksicht auf die Vermittelungsversuche der europäischen Mächte im Juli 1853 die Donaufürstenthümer Moldau und Wallachei, so daß auch der Sultan sich zu einer Kriegserklärung im September genöthigt sah. Alsbald zeigte sich, daß er nicht allein stand. Frankreich und England blickten beide mit Eifersucht und Sorge auf eine mögliche Vergrößerung Rußlands oder gar eine Verschließung des Hellespont und des schwarzen Meeres. Ueberdies verlangte wohl Napoleon III., der aus einem Staatsgefangenen in Hamm und einem Flüchtling erst Präsident der französischen Republik und endlich am 2. Dezember 1852 Kaiser geworden war, den neu erworbenen Thron mit Lorbeeren zu schmücken, und wem hätte die französische Eitelkeit sie lieber abgewonnen, als dem Rußland, das 1812 den ersten Anstoß zum Fall des ersten Napoleon gegeben hatte? So erklärten die beiden Westmächte am 28. März 1854 an Rußland den Krieg, erst später trat auch Sardinien als Mitstreiter auf. Für Preußen, um dessen Bundesgenossenschaft sich beide Theile bewarben, lag die Gefahr besonders nah, den Kriegsschauplatz abzugeben. Um so entschiedener erklärte es sich für parteilos, setzte sich aber in Kriegsbereitschaft, um jede Gefährdung Deutschlands nöthigenfalls mit dem Schwert zu bekämpfen. Der deutsche Bund, der in derselben Gefahr schwebte, war gern bereit sich einer solchen Erklärung anzuschließen, die Preußen die größten Opfer auferlegte und ihn vor einer Fremdherrschaft schützte. In der That litt Preußen mehr als andere Staaten theils durch die Kosten der Kriegsbereitschaft, theils durch die Sperrung der Ostsee-Häfen und die Vernichtung des Handels. Endlich befreite der Tod des Kaisers Nikolaus am 2. März 1855 und die Erstürmung des Makalofthurms in der Krimfestung Sebastopol am 8. September ganz Europa von den Leiden und der Angst dieses unheiligen Krieges. Am 30. März 1856 schloß Alexander II. den Frieden zu Paris, bequemte sich zu einer kleinen Gebietsabtretung an die Donaufürstenthümer und gab die Schifffahrt

auf der Donau und dem schwarzen Meere frei; dagegen versprach die türkische Regierung fortan ihre christlichen Unterthanen den muhamedanischen in allen bürgerlichen Rechten gleichzustellen.

Das Jahr 1856 ging nicht vorüber ohne unser Vaterland noch einmal mit einer Kriegsgefahr zu bedrohen. Das Fürstenthum Neuenburg (Neuschatel und Valengin) im Westen der Schweiz, welches einst aus der Erbschaft der Kurfürstin Louise Henriette von Oranien an Preußen gekommen war, hatte von jeher nur in einer lockeren Verbindung damit gestanden. Die entfernte Lage, die Gebirgsnatur, die Herrschaft der französischen Sprache trennten es zu sehr von unserm Vaterlande; um es gegen die Angriffe der Nachbaren zu schützen, hatte Friedrich Wilhelm IV. mit Vorbehalt seiner Fürstenrechte den Eintritt in die schweizerische Eidgenossenschaft als 22. Kanton gestattet, damit es dadurch das Vorrecht einer etwaigen Neutralität genieße. Aber in der Schweiz selbst entspann sich 1848 ein erbitterter Bruderkrieg zwischen sieben eifrig katholischen Kantonen, die einen Sonderbund stiften wollten, und den übrigen, welche den Kampf benutzten, um zugleich alle Einzelverfassungen zu vernichten und alle Theile der Schweiz gleichmäßig der Regierung und Landesvertretung in Bern unterzuordnen. Bei dieser Gelegenheit wurde im März 1848 durch Ueberraschung die radikale Partei in Neuenburg zur Herrschaft gebracht, die preußischen Beamten entsetzt und zur Flucht genöthigt und Neuenburg als nur von der Regierung in Bern abhängig erklärt. Trotzdem Tausende von jenen liebenswürdigen Bergbewohnern, „deren goldene Herzen“ der König bei der Huldigung besonders hervorgehoben hatte, diese Aenderung beklagten, da sie sich überdies wohl bewußt waren, daß ihr Ländchen dem großen Königreiche keinen Vortheil gebracht sondern nur vielfache Wohlthaten empfangen habe, so war doch unser König zur Zeit außer Stande mit Waffengewalt einzuschreiten. Er begnügte sich, feierlich gegen jenen Schritt der radikalen Partei zu protestiren und ließ sich sein Recht auf Neuenburg sowohl 1852 in London als 1856 in Paris von den Großmächten noch ausdrücklich anerkennen. Darauf gründeten die Königlichgesinnten die Hoffnung, es käme nur auf eine schnelle That an, so werde die große Mehrheit der Einwohner jenes Ländchens sich für Preußen erheben und dieses selbst sofort die Waffen zum Schutze ergreifen. Am 3. September 1856 bemächtigte sich eine Schaar Royalisten unter Anführung des Grafen von Pourtales und der Oberst-Lieutenant de Meuron des Schlosses in Neuenburg und pflanzte die schwarz-weiße Fahne auf. Ihre Hoffnungen aber erfüllten sich

nicht. Statt einer allgemeinen Schilderhebung zu ihren Gunsten zogen vielmehr eine Menge von radikal gesinnten Fabrikarbeitern aus dem nahen la Chaux de Fonds gegen sie heran; als am 5. September auch ein eidgenössischer Oberst mit zwei Bataillons aus Bern hinzukam, übergaben sie das Schloß. Von den 668 Royalisten wurde die Mehrzahl entlassen, 34 aber als des Hochverraths schuldig gefangen gesetzt. Das durfte Preußens König unter keinen Umständen dulden, er verlangte die Freilassung der Gefangenen und drohte, wenn man sich weigere, sie zu erzwingen. Daß er bei solchem energischen Auftreten sich auf sein Land verlassen könne, bezeugte das donnernde Bravo der Abgeordneten, als er in der Thronrede am 29. November die Worte sprach: „Ich darf unmöglich dulden, daß meine Langmuth selbst zur Waffe gegen mein Recht umgewandelt werde." Trotzdem kam die Schweizer Regierung nicht zur Besinnung. Man ernannte den General Dufour, den Besieger des Sonderbundes, zum Oberfeldherrn und rüstete in allen Kantonen. Die übermäßige Vorstellung von den Heldenthaten längst verflossener Jahrhunderte gab den Schweizern den Muth auch die Vermittelungsversuche Napoleons trotzig zurückzuweisen. Der König sollte zuvor allen Ansprüchen an das Fürstenthum entsagen, dann werde man die Gefangenen freigeben. So schien der Krieg unvermeidlich. Der König stellte jedoch noch eine letzte Frist bis zum 15. Januar 1857, an welchem entweder die Gefangenen ohne Bedingungen überliefert werden oder die Feindseligkeiten beginnen sollten. Inzwischen freilich änderte sich auch die Lage Preußens. Während Rußland, Frankreich, selbst Oesterreich öffentlich sein Recht in dieser Sache anerkannten, verweigerten die süddeutschen Staaten dem preußischen Militair den Durchzug und wurden darin von Oesterreich heimlich unterstützt. Da entschloß sich der König zu dem demüthigenden Schritte, die Vermittelung Napoleons anzunehmen. Dieser bewog die Schweiz am 15. Januar wirklich die Gefangenen auszuliefern und im April mit Preußen einen Vertrag zu schließen, in dem sie die Kosten des Aufstandes übernahm, Amnestie versprach und sich verpflichtete die säkularisirten Güter der Kirche und der frommen Stiftungen in Neuenburg nie ihrem Zweck zu entfremden, wofür der König allen Souveränitätsrechten für immer entsagte. Eine Entschädigung von zwei Millionen Francs, welche die Schweiz anbot, wies er zurück. Dies war die letzte bedeutendere Regierungshandlung Friedrich Wilhelms.

Schon um die Mitte des Jahres 1857 durchliefen beunruhigende Gerüchte von einer bedenklichen Abnahme nicht nur

der körperlichen sondern auch der Geisteskräfte des Königs das Land. Am 24. October ernannte er seinen ältesten Bruder, den Prinzen Wilhelm von Preußen für drei Monate zum Stellvertreter und, nachdem diese Maßregel noch dreimal wiederholt war, ohne daß sich eine Hoffnung auf Besserung im Gesundheitszustande des Königs zeigte, übernahm der Prinz am 8. October 1858 die volle Regierungsgewalt mit dem Titel eines Regenten, während die einst so herrlich blühende Kraft des Königs in langsamem Siechthum dahinwelkte. Freilich lag der Keim der Zerstörung schon längst in Friedrich Wilhelm IV. und es ist eine der schmerzlichsten und doch werthvollsten Betrachtungen, die innere Entwickelung seines Wesens hier am Schlusse seiner Thätigkeit für den Staat zu wiederholen.

Schon in den ersten Lebensjahren war jene ihm ganz besonders eigene Verbindung von herzlichster Frömmigkeit und Gottergebenheit mit dem lebhaftesten Interesse für alles Geistige und Schöne zu Tage getreten. Diese seltene Vereinigung war jedoch noch gekrönt durch eine ungewöhnliche Befähigung, in den anmuthigsten Formen jeden innern Vorgang seiner Seele zu Tage treten zu lassen. Seine Rede war vom Knaben und Jüngling bis zum Mann und König der ungetrübte Spiegel einer edlen, poetisch begabten Seele, die ein ungewöhnliches Maaß geistiger Güter beherrschte. Wie in der großen politischen Rede und im Manifest, so im vertraulichen Brief und im Spiel der geistreichen Unterhaltung, immer fesselte der Zauber seiner Worte unwiderstehlich. Weder an Erfahrung noch an Wissen mangelte es ihm. Schon in dem Alter, das sonst die harmlosesten Freuden bringt, hatte er den bittersten Schmerz des ganzen Vaterlandes in Memel, Tilsit und Königsberg mitdurchlebt, im 15. Lebensjahre mußte er bereits von der edlen Mutter Abschied nehmen, deren großes Herz und lebhafter Geist sich am liebsten in ihm spiegelte. Ueber alle Leiden des Lebens aber halfen ihm sein lebhaftes Temperament und sein reiches Interesse für jede Geistesblüthe, vor allen für Kunst und Geschichte, hinweg, und die 25 Jahre eines ununterbrochenen Friedens gaben nach dieser Seite hin überaus reichen Gewinn. Wozu sein Lehrer Ancillon den Grund gelegt, das vollendete eigenes Studium und der Verkehr mit geistreichen Männern. Wenn sonst die Gegenwart eines so hochgestellten Mannes auch den kühnsten Geist ein wenig beängstigt und fesselt, so war das hier nicht der Fall. Ein jeder fühlte sich in seiner Gegenwart freier und ahnte, daß es dem begabten Kronprinzen und Könige nicht um die Schmeicheleien der Gelehrten und Dichter, sondern allein um Wissen und Erkenntniß zu thun war. Freilich

erschien er auch im gefälligen Spiel der Rede und Gegenrede als Herrscher, er verstand einen jeden in seiner Eigenthümlichkeit zu erkennen und dem gemäß zu behandeln. So zeigt er sich in seinen Briefen an den liebenswürdigen Adalbert von Chamisso und an den alten treuen Arndt. Am liebsten verkehrte er bis in die letzten Lebenstage mit Männern von vielseitiger Bildung, feinem Geschmack und geschickter Rede. Zu seinem steten Begleiter erkor er sich den berühmten Gelehrten Alexander von Humboldt, der zum erstenmale alle Naturwissenschaften in seinem „Kosmos“ zu einem Gesammtbilde der Welt verband und dessen umfangreiche Reisen in allen Erdtheilen ewig neuen Stoff der Unterhaltung boten. Friedrich Wilhelm war freilich Militair, wie alle Könige Preußens und bewies seine Tapferkeit und Gemüthsruhe im Kampf zeitig auf den Schlachtfeldern in Nordfrankreich, aber er ging in dieser Seite seiner Regentenpflicht nicht auf und erkannte bei höchster Achtung und Verehrung in der Armee doch weniger das Mittel zu neuem Kriegsruhm und zur Erfüllung großer weltgeschichtlicher Aufgaben, als vielmehr zur Erhaltung und Befestigung des Friedens. Er selbst war ein schlechter Reiter und scherzte oft selbst darüber. „Wohin ich will, dahin komme ich schon“ pflegte er in der Jugend zu sagen, wenn man ihm deshalb Vorwürfe machte. Man mußte die Pferde erst gleichsam an alle Launen des königlichen Reiters gewöhnen, ehe er sie besteigen durfte; er selbst weihte seine Mußestunden lieber dem Verkehr mit Kunst und Wissenschaft. Nicht nur als Kronprinz in dem bescheidenen ganz nach seinem Plane angelegten Charlottenhof bei Potsdam, sondern auch als König hatte er die Gewohnheit allabendlich sich vorlesen zu lassen, gemeinhin von Hofrath Schneider. Die Königin mit ihren Damen und wer etwa zu diesem engsten Kreise geladen war, saßen dann um einen Tisch und der König selbst hatte stets einen Bleistift in der Hand und mehrere angefangene oder fertige Zeichnungen vor sich. Geistreiche Bemerkungen, Fragen oder ein schneller treffender Witz unterbrachen bisweilen die Lectüre. Ein Gedächtniß, wie es auf Erden eine Seltenheit ist, für Personen, Sachen und Eindrücke kamen ihm zu Hülfe, und er erwarb mit der Zeit eine so umfassende Bildung, daß ein Engländer einmal von ihm mit Recht gesagt hat: Friedrich Wilhelm IV. ist von allen Monarchen, die je gelebt haben, der einzige, der, wenn er vom Throne stiege, in jeder beliebigen Wissenschaft sein Brod als Professor finden könnte.“ Vor allem war ihm das deutsche Mittelalter bekannt und lieb mit jener ernsten, thätigen Frömmigkeit, die noch aus den Riesenbauten der Dome und Münster zu

uns spricht, und den Kreuzfahrer und geistlichen Ritter zur Entbehrung irdischer Güter und zum Streben nach himmlischem Kampfpreise zwang, vor allem auch mit seiner biedern Lehnstreue, die den Menschen an den Menschen schmiedete und jedes andere Gesetz nutzlos und vergessen machte, als das eine des beschworenen Vertrauens und der Liebe. Wohl wußte er auch, daß alle Unternehmungen des Mittelalters, die auf diese beiden mächtigen Triebfedern gebaut sind, scheiterten, aber warum sollte nicht die Wiederkehr der wahren Frömmigkeit und des Friedens seit den Freiheitskriegen die Schöpfung eines solchen auf Frömmigkeit und Unterthanentreue gegründeten christlichen Staates im neunzehnten Jahrhundert möglich machen? Die Regierungs- d. h. zugleich die Leidensgeschichte Friedrich Wilhelm IV. giebt darauf Antwort. Zu der ersten Deputation der Stadt Berlin sprach er die Worte: „Ich hoffe, auch Wir werden mit einander zufrieden sein, und Sie werden auch mir Ihre treue Anhänglichkeit bewahren. Ich bin Ihr wärmster, Ihr innigster Freund.“ Aus solchem Sinn und Herzen entsprang sein Gelübde an die Stände in Königsberg (S. 379). und in Berlin, aus solchem ebendaselbst am 15. October seine feierliche Frage an die versammelten Stände der sechs westlichen Provinzen: „Wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligeren Liebe der Christen Mir helfen und beistehen .... die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen den Großmächten der Erde beigesellt ist, nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft?“ In solchem Sinne ergriff er das tausendstimmige „Ja,“ welches ihm zur Antwort wurde, als eine Bürgschaft der zukünftigen unzerstörbaren, gegenseitigen Treue und Liebe zwischen Fürst und Volk. In seiner poesievollen Lebensanschauung übersah er, daß das Jahrhundert der Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen kalt und herzlos ist, daß es sichere Bürgschaften verlangt, nicht Verheißungen mit glühenden Worten, wenige Rechte lieber hat als reiche Liebesgaben. Zudem hatte sich unter den Stimmführern des preußischen Volkes gerade die feste Ueberzeugung ausgebildet, daß nur eine geschriebene Verfassung und eine bei der Gesetzgebung betheiligte Versammlung von Abgeordneten der ganzen Nation sichere Gewähr für den innern Frieden und die gesunde Entwickelung des Staates gebe. Die bekannte Verheißung Friedrich Wilhelms III. vom Mai 1815, die noch immer unerfüllt geblieben war, gab ein Recht zu fordern. Darum tönt von dem ersten Provinzial-Landtag in Königsberg

im September 1840 bis zum März 1848 der warmen Bitte um Vertrauen und Liebe das kalte Verlangen nach der längst verheißenen Bürgschaft und nach Rechten entgegen. Dieser Ringkampf seines königlichen Herzens, das es „um des wahren Heils seines ihm anvertrauten Volkes willen" verabscheute, sich durch „ein Stück Papier" von dem Vertrauen der Nation trennen zu lassen, gegen die unabweislichen Forderungen der Zeit, hat den König allmälig entmuthigt, erschlafft, im Herzen gebrochen und getödtet. Die Wirkung wurde noch beschleunigt durch die traurige Erfahrung, daß auch eine Preußens würdige Machtstellung in Deutschland durch freundliche Verhandlung mit den übrigen Fürsten und durch ihre Nachgiebigkeit nicht zu erlangen sei, vielmehr endigten alle derartigen Versuche mit eben so vielen Niederlagen. Der begabteste und liebenswürdigste König hinterließ sein Land in einem geringeren Ansehn, als es seit 1806 je besessen.

Mit um so größerer Erwartung blickte man auf den Beginn der Regentschaft. Man wußte, daß Prinz Wilhelm dem engen Kreise von Vertrauten und Günstlingen, in dem der König in den letzten Jahren seiner Regierung ausschließlich lebte, und der auf die Leitung des Staates einen lähmenden Einfluß übte, vollkommen fremd war. Man merkte es an den Mißdeutungen, die manche seiner Schritte in der reactionären Presse fanden, daß er sich entschieden von jener kleinen aber mächtigen Partei, wie man sie nannte, getrennt und die Mängel des bisherigen Systems erkannt habe, und vertraute ihm um so mehr, da sein Biedersinn und die Festigkeit seines Charakters längst bekannt waren.

Als erste Aufgabe erschien es ihm den innern Frieden herzustellen. Er entließ jene Minister, die einzig bestrebt gewesen waren, durch allerlei Gewaltmaßregeln die freie Wahl für das Abgeordnetenhaus zu beschränken und zu beeinflussen, so daß wirklich die „Landrathskammern," so genannt, weil viele Kreise diesen ihren obersten Beamten zum Abgeordneten gewählt hatten, gefügige Werkzeuge der Regierung wurden. An ihre Stelle traten freisinnige und doch gemäßigte Männer, von Patow, Bethmann-Hollweg, von Auerswald, von Schleinitz und Graf Schwerin, unter Führung des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern. „Die Verfassung," so hieß es in einem Manifest des Regenten, „soll zur vollen Wahrheit werden." In Folge dessen wurde der Presse wieder mehr Freiheit gegeben, das Recht, in öffentlichen Versammlungen über politische Angelegenheiten zu berathen und abzustimmen, weniger beschränkt, die

Rechtlichkeit der Beamten und ihre Abstimmung bei der Wahl weniger zum Maßstabe ihrer Auszeichnung und Beförderung gemacht.

Während sich in unserm Vaterlande diese Umgestaltung vollzog, trugen sich in Italien Ereignisse zu, die in ihren Folgen auch den preußischen Staat berühren mußten. Wie wir uns erinnern hatten sich in dem unruhigen und bewegten Jahre 1848 auch die Lombardei und Venetien gegen das lästige Joch der österreichischen Herrschaft erhoben, um sich dem einheimischen Könige Sardiniens zu unterwerfen. Allein der alte Feldmarschall Radetzky vertrieb die sardinischen Truppen und zwang die abtrünnigen Landschaften mit vielem Blutvergießen wieder zur Unterthänigkeit. Doch der Funke glühte fort, das erwachte Nationalbewußtsein und ihr Verlangen nach einem freien und einigen Vaterlande ließ sich nicht mehr unterdrücken. Als nun Napoleon Gelegenheit suchte, neuen Kriegsruhm zu gewinnen und dem Könige Victor Emanuel Beistand gegen Oesterreich verhieß, reizte dieser durch allerlei unmäßige Forderungen den Kaiser Franz Josef so lange, bis er den Krieg erklärte. Die Unfähigkeit der österreichischen Feldherren, die schlechte Verpflegung der Armee, bei welcher sich — wie später zu Tage kam — betrügerische Beamte bereichert hatten, und die Ueberraschung durch die ungewohnte Kampfweise der in Algier geübten Franzosen erleichterte den Verbündeten den Sieg über das tapfere österreichische Heer. Die Schlachten bei Magenta und Solferino entschieden den Krieg (1859). Denn Preußens Hülfe, die ihm bereitwilligst angeboten wurde, verschmähte Oesterreich, weil Bedingungen daran geknüpft waren. Jenes verlangte für sich die alleinige Führerschaft des deutschen Bundesheeres, für das lombardisch-venetianische Königsreich die feste Gewährleistung einer zeitgemäßen, dem Verlangen des Volkes entsprechenden, freisinnigen Verfassung, Oesterreich sah darin die Absicht Preußens, die ihm längst gebührende Oberleitung der deutschen Angelegenheiten thatsächlich an sich zu bringen. Die persönliche Ueberredung Napoleons gab den Ausschlag. Gerade als Preußen in voller Rüstung bereit stand, seinem deutschen Bundesgenossen zu helfen, entschloß sich Franz Josef, lieber die schönste von seinen Provinzen aufzuopfern, als Preußen an der Spitze Deutschlands zu sehen. In dem Frieden zu Villa Franca (11. Juli 1859) trat er die Lombardei an Sardinien ab und der Mincio wurde Grenzfluß. Preußen hatte wieder einmal die ungeheuren Kosten zur Ausrüstung des Heeres vergeblich verschwendet und Oesterreichs Eifersucht freute sich, trotz seines Verlustes doch einen Sieg über den beständig mit scheelen Augen betrachteten Bundesgenossen davon getragen zu haben.

Italiens Schicksal war damit aber noch nicht entschieden. Louis Napoleon, der sich selbst übrigens für seinen den Italienern geleisteten Beistand durch die Abtretung Savoyens und der Grafschaft Nizza entschädigen ließ, hatte, als er sein Schwert zog, das Wort ausgesprochen, Italien müsse frei werden bis zum adriatischen Meere. Wenn er nun auch im Frieden Oesterreich im Besitz Venetiens anerkannte und die Herzogthümer, so wie das Königreich Neapel unberührt ließ, so sprach er doch zwei politische Grundsätze aus, durch deren Ausführung fast alle europäischen Staaten in ihrem Besitzthume erschüttert wurden; erstens, daß jedes Volk das Recht habe, sich seine Regierung und Verfassung selbst zu wählen; zweitens, daß jede Nation, soweit ihre Abstammung und Sprache reiche, berechtigt sei, einen eigenen Staat zu bilden und sich dem bisherigen Verbande mit Völkern andern Stammes und anderer Sprache zu entreißen. Er wußte wohl, daß er den Abfall der Lothringer und Elsasser, die auch unsere Sprache reden, nicht zu fürchten hatte, da noch kein einiges Deutschland ihnen Schutz und Aufnahme gewähren konnte.

Entscheidend aber ward das Wort für Italien. Garibaldi, einer der kühnsten und gerühmtesten Kämpfer aus den Zeiten der Revolution von 1848, kehrte aus Südamerika, wohin er seinen Freiheitssinn und seine Kriegslust vor der Reaction geflüchtet hatte, in sein Vaterland zurück, um es zu befreien (1860). Im Einverständniß mit dem ersten Minister Sardiniens, dem Grafen Cavour und von Victor Emanuel unterstützt, landete er kühn mit wenigen Parteigenossen auf Sicilien und vertrieb in wenigen Monaten jene ausländischen Fürstenhäuser, welche sich durch Unfähigkeit und herzlose Tyrannei längst verhaßt gemacht hatten. Die Herzöge von Parma, Modena, Toscana mußten, da ihre Unterthanen dem „Befreier" entgegenjauchzten, im Auslande Zuflucht suchen. Selbst der größte und älteste Theil des Kirchenstaates erklärte seinen Anschluß an Sardinien und obgleich der Kampf in Neapel und Sicilien länger dauerte, so gewann doch der Gedanke an ein einiges und freies Vaterland endlich den Sieg und zwang den jungen König Franz II. und seine Gemahlin, die heldenhaft von ihnen vertheidigte Festung Gaëta zu verlassen und in Rom Zuflucht zu suchen. Dies alles begab sich im Laufe des Sommers 1860. Nur die Stadt Rom nebst einem kleinen, in ihrer unmittelbaren Nähe gelegenen, Gebiete und Venetien fehlten noch, um Italien zu einem einigen und großen Staate zu machen. Aber Rom hielten seit Jahren die Franzosen besetzt, um den Papst Pius IX., dem sie die Stadt

förmlich wiedererobern mußten, vor seinen eigenen, widerspenstigen Unterthanen zu schützen, und Louis Napoleon zeigte damals noch durchaus keine Geneigtheit, seine Truppen zu entfernen. Er hoffte dadurch den entscheidenden Einfluß in Italien zu behalten und jeden Augenblick einschreiten zu können, wenn ihm etwa das auf seinen Rath befreite Italien zu mächtig dünkte. Zugleich erwarb er sich bei allen frommen Katholiken den Ruhm, ein Beschützer der heiligen Hauptstadt und des heiligen Vaters zu sein. Denn in allen katholischen Ländern und vor allem in Frankreich selbst wurden unzählige Stimmen laut, die für das Recht desselben auf seine weltlichen Besitzungen eintraten. Es wurden in allen Ländern freiwillige Geldsammlungen, der sogenannte Peterspfennig, veranstaltet, die den Papst nicht nur in den Stand setzten, einstweilen seine Würde als weltlicher Fürst zu wahren, sondern ihm auch Mittel zum Widerstande gaben. Von Rom aus wurden die Unzufriedenen in Neapel und Sicilien unterstützt, von hier aus Soldaten dorthin gesendet, um den Bürgerkrieg rege zu erhalten und womöglich die Zurückführung Franz II. zu erkämpfen. Dennoch gelang es wirklich dem klugen und energischen Auftreten Victor Emanuels und seiner Minister, trotz der größten Geldverlegenheit den letzten Widerstand zu bekämpfen und wenigstens in den bereits eroberten Ländereien seine Herrschaft zu befestigen, so daß er am 18. Februar 1861 als König von Italien — mit Ausschluß von Venetien und dem Patrimonium Petri proclamirt wurde und seine Hauptstadt nach Florenz verlegte.

Das theilweise Gelingen dieses großen Unternehmens, an dem sich das italienische Volk Jahrhunderte hindurch müde gerungen, erfüllte alle Gemüther mit Verwunderung und Freude. Zumeist aber mußte es auf die Stimmung Deutschlands zurückwirken, dessen Geschichte von jeher soviel Aehnlichkeit mit der Italiens gehabt hat. Man sprach wieder öfter und theilnehmender von dem unglücklichen Hessenvolke, das noch immer ohne Schutz war gegen seine eigenen Herrscher, von dem „Bruderstamme" in Schleswig-Holstein, der von dem übermüthigen Nachbarstamme und von seinem Könige geknechtet wurde, damit wenigstens Schleswig sicher dem Könige verbleibe. Hätte es ein in sich einiges, muthiges Deutschland gegeben, wie wäre solche Schmach lange möglich geblieben! Aber die kleinliche Eifersucht Oesterreichs und die selbstsüchtigen Zwecke des Würzburger Sonderbundes verhinderten jeden Schritt, den Preußen etwa unternahm. Um so lauter sprachen sich die Wünsche des deutschen Volkes aus in der Presse und in Vereinen. In vielen Städten bildete sich der sogenannte „Nationalverein," der die Idee hegte, Deutsch-

land müsse umgestaltet werden mit einer mächtigen „Centralgewalt“ und einer allgemeinen deutschen Volksvertretung. Daß Preußen die erstere haben müsse, als die größte fast reindeutsche Macht, die trotz aller Wechselfälle doch immer dem geistigen Fortschritt huldigte, erschien selbstverständlich. Zweifel und Meinungsverschiedenheit herrschten nur über die Frage, ob auch das Kaiserthum wieder herzustellen sei. Die große Masse des Volkes freilich hegte Bedenken, ob es wirklich einem Vereine gelingen werde, jene Ideen und Wünsche mit solchem Erfolge in ganz Deutschland zur Herrschaft zu bringen, daß davor die Eifersucht Oesterreichs und der kleinen Fürsten weichen müsse. Ein überraschendes Beispiel gab jedoch der Herzog Ernst von Koburg-Gotha, welcher mit Preußen eine Convention abschloß, nach welcher sein Militär dem preußischen Heere vollkommen einverleibt wurde, auch der Großherzog Friedrich von Baden, der eine Tochter unseres Regenten zur Gemahlin hat, schien das Einverständniß mit Preußen jedem andern Bündniß mit Oesterreich oder dem Würzburger Sonderbunde vorzuziehen.

Inzwischen hatte Leben und Leiden des Königs ein Ende genommen. Weder die Bäder Deutschlands noch die milde Luft Italiens hatten seinen Zustand zu bessern vermocht. Seine Rede und sein Gedächtniß, einst blühend in seltener Kraft, waren vor allem dahin, er vergaß seinen eigenen Geburtstag und fand nicht die Worte, wenn er ausdrücken wollte, was in ihm vorging. Nur die hohe Frau, welche als das edelste Vorbild einer echt deutschen Gattin unablässig mit hingebender Sorgfalt um ihn beschäftigt war, erkannte er immer noch und seine Augen leuchteten, wenn er das Rauschen ihres Kleides hörte. Als sie einst voll des tiefsten Schmerzes zu ihm in die Worte ausbrach: „Hast Du denn kein Wort kein Zeichen für mich?“, antwortete er mit heller Stimme: „Meine theure, heißgeliebte Frau!“ Dies waren die letzten deutlich vernehmbaren Worte, die er gesprochen. In der That fühlte er sich in den heiligsten und tiefsten Interessen ihr verbunden, besonders seitdem sie ohne [illegible] Seite aus eigenstem Entschluß der katholischen [illegible] und mit ihm zusammen zum Abendmahl gi[illegible] sie ihm mehr, als sonst eine Gattin, vielmeh[illegible] im edelsten Sinne des Wortes. Sie hatte d[illegible] seiner oft überströmenden Lebhaftigkeit und [illegible] Damen entgegenzusetzen, indem sie durch [illegible] [illegible] Wort ihn in die engen Schranke[illegible] zurückwies. Wohl war das nöthig gewesen, [illegible] den früheren Tagen das Wohlbehagen und di[illegible]

seiner Seele sich aussprach, um so häufiger führte später das Unbehagen und die Unzufriedenheit mit sich und der Welt zu peinlichen Scenen. Stets gelang es ihrem zarten Wort und ernsten Zuspruch, ihn mit Gott und der Welt zu versöhnen. Darum verlangte er auch in seinem Testamente einst „so nahe wie möglich an ihrer Seite im selben Grabe" zu ruhen. Er ging ihr voran, wie er es sich gewünscht hatte. Am 2. Januar 1861 endigte ein Lungenschlag sein schmerzliches Dasein. In der Friedenskirche, die er neben dem Schlosse Sanssouci ganz nach eigenem Plane gerade 100 Jahre nach der Gründung jenes Schlosses hatte erbauen lassen, ward er seinem Wunsche gemäß beigesetzt. Sie aber lebte seitdem nicht fern davon in Sanssouci oder in Charlottenburg und theilte ihre Zeit zwischen freundschaftlichem stillen Verkehr mit den Mitgliedern des königlichen Hauses und den Werken der Wohlthätigkeit und Frömmigkeit.

Der bisherige Prinz-Regent bestieg den Thron und nannte sich Wilhelm I. Der versammelte Landtag huldigte im Namen des ganzen Staates am 14. Januar und in den einzelnen Provinzen schwuren Heer und Beamte den Eid der Treue.

Siebenter Abschnitt.

Wilhelm I. erhebt Preußen zur ersten deutschen Macht und stellt unter Erneuerung der Kaiserwürde die Einheit Deutschlands her 1861—1871.

Sechszigstes Kapitel.

König Wilhelms Jugend. — Grundsteuer-Regulirung, Handels- und Militär-Verträge. — Die Militär-Reorganisation. — Das Attentat in Baden-Baden. — Die Krönung. — Die Fortschrittspartei. — Das Ministerium von Bismarck. — Der dänische Krieg.

Man hat wohl gesagt, zu den wahrhaft königlichen Eigenschaften gehöre auch die Gewalt über sich selbst, die Beherrschung der eigenen Triebe, nicht etwa nur der bösen — das ist jedes Menschen Pflicht — sondern auch der guten und besten, der geistigsten und frömmsten. Sie dürfen nicht am Tage liegen, sichtbar und handgreiflich für jeden, selbst nicht blendend und bezaubernd, man darf selbst das Beste in der Brust der Könige nur ahnen und schließen aus ihren Werken. Mehr als einem andern ist jene Eigenschaft unserm Könige Wilhelm eigen,

der im 62. Lebensjahre in die Regentschaft und im 64. Lebensjahre in die Königsherrschaft aus einem Dunkel eintrat, das nur durch wenige Notizen für seine Jugend und sein Mannesalter dürftig erhellt wird, und dennoch in seinem Greisenalter Dinge vollbracht hat, die weder über seine Gesinnung und Eigenschaften, noch über seine Stellung in der Weltgeschichte einen Zweifel lassen.

Wilhelm I. ist am 22. März 1797 geboren. Seine edle Mutter Luise sprach in demselben Jahre den heißen Wunsch aus „ihre Kinder zu wohlmeinenden Menschenfreunden zu erziehen", und das dürfte wohl bei ihnen allen mehr zu Tage getreten sein, als in irgend einem andern Fürstengeschlecht auf einem europäischen Throne. Prinz Wilhelm war von Jugend auf schwächlich, so daß er noch als Jüngling sich selbst und andere ihm kein langes Leben prophezeiten, dennoch schon als Knabe darauf gespannt, „einmal auch ein General zu werden." So wuchs er auf in der kummervollen Schule der Leiden, die über Vaterland und Vaterhaus durch den fremden Eroberer gebracht wurden, in der noch gedrücktern Schule eines zurückgezogenen und weniger beachteten Lebens. Denn die strahlenden Eigenschaften des älteren Bruders, die einst einen mächtigen Thron schmücken sollten, warfen auf ihn, den wenig Jüngeren, all zu schwarze Schatten. Freilich erkannte die hohe Mutter mit seltener Klarheit sein Wesen. Sie schrieb 1808 an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz: „Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm. Aber sie konnte keine Ahnung davon haben, in welcher glänzenden Weise sich im 70. Lebensjahre gerade dieses Prinzen jener herzliche Wunsch erfüllen werde, in dem sie ihre Sehnsucht nach Freiheit und Größe unseres Volkes und ihre Mutterliebe verband: „Ich wünsche, daß die Welt von mir sagen möge, sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben." Er war ohne Aussicht, je den Thron zu besteigen, denn er war nur 1½ Jahr jünger, als der ältere Bruder, und seine Laufbahn war deshalb ausschließlich eine streng militärische. Schon in der frühsten Jugend durfte er dem Kriege in Frankreich beiwohnen, wenn auch nicht mitthätig sein, und erstieg dann in der langen Zeit des europäischen Friedens alle Stufen des militärischen Commandos, überall bewährt als sachverständiger, ruhiger Beobachter und Ordner im Frieden für den etwa nothwendigen Krieg. Da kam das Jahr 1848 mit seinen Blutvergießen und mit manchen schmerzlichen Enttäuschungen der Gemüther. Die leicht mißzuleitende Volksstimmung wandte

sich auch gegen den Prinzen von Preußen und sah in ihm vor allem einen Rathgeber zu unbeliebten Gewaltmaßregeln. Man vergriff sich sogar an seinem Eigenthume, indem man über sein Palais im kleinlicher Nachäffung des französischen Volkes „Nationaleigenthum" schrieb, und er selbst zog es vor, wie es hieß „in einer diplomatischen Sendung" nach London zu gehen, um den Sturm austoben zu lassen, der sich ungerechter Weise gerade gegen ihn erhoben hatte. Zurückgekehrt war er siegreich in Baden und der Pfalz bei Bekämpfung der Revolution. Dennoch richtete sich gerade die Hoffnung der Freisinnigen wieder auf ihn, als er sich mehr und mehr von den Hofkreisen seines königlichen Bruders entfernte und in Coblenz seine Residenz aufschlug. Als er im October 1858 seine Regentschaft mit dem Versprechen antrat „die Verfassung solle eine volle Wahrheit werden", dankte Jedermann bereits der Aufrichtigkeit seiner Entschließung und sah in ihm den ersten eigentlichen constitutionellen Regenten Preußens. Denn Friedrich Wilhelm hatte bei seiner Beeidigung der octroyirten und revidirten Verfassung doch nur erklärt, er werde danach regieren, „insofern es ihm möglich gemacht werde." Freilich stellte sich alsbald heraus, daß die Deutung jenes Versprechens, „die Verfassung solle zur Wahrheit werden", eine fast ebenso verschiedenartige sei, wie die Schattirung der einzelnen Parteien im Lande überhaupt. Dies erzeugte nach einem kurzen inneren Frieden einen hartnäckigen Kampf zwischen der Staatsregierung und der Majorität der Abgeordneten.

In der Zeit der Regentschaft verhandelten jene beiden Staatsgewalten im Frieden und Vertrauen mit einander, keine erlaubte sich der andern einen Uebergriff. Jedoch trat die erste und sehr bedeutende Meinungsverschiedenheit schon darin zu Tage, daß beide als die nächsten Ziele der Politik durchaus verschiedene ins Auge faßten. Das Abgeordnetenhaus hoffte die ehemalige Machtstellung Preußens in Deutschland und Europa am schnellsten dadurch wieder zu gewinnen, daß den Verheißungen der Verfassung durch ein Minister-Verantwortlichkeitsgesetz, ein Unterrichtsgesetz, eine liberale Kreisordnung u. dgl. mehr Genüge geleistet wurde. Eine freisinnige Regierung in Preußen würde so stark sein und so sehr die Gemüthen der ganzen deutschen Nation für sich gewinnen, daß die andern deutschen Regierungen durch diesen „Druck von unten" genöthigt sein würden, Preußen den gebührenden Rang in Deutschland einzuräumen. Die Sympathie der Völker sollte Wilhelm I. bringen, was Friedrich Wilhelm IV. von der Höfen nicht erlangen konnte. Wie entschlossen das Abgeordnetenhaus war, eine nationale Politik freisinniger Minister

zu unterstützen, zeigte sich in der einstimmigen Bewilligung der Mittel zum Kampfe für Oesterreich gegen Frankreich am 12. und 13. Mai 1859. Ueber die unzweifelhaften Schritte der Regierung jedoch, welche wirklich zur Vollendung mancher Verfassungsbestimmung gethan wurden, ging die große Majorität der Stimmführer in der Presse wie in Wahlversammlungen stillschweigend hinweg, weil man größere und zum Theil andere Zugeständnisse verlangte.

Eines der ersten Werke, welches die Staatsregierung gemeinsam mit dem Abgeordnetenhause zu Stande brachte, und dem, wenn auch mühsam, das Herrenhaus seine Zustimmung gab — andere, wie das Ehegesetz, erlangten letztere nicht — war das Grundsteuergesetz, die gleichmäßige Ausdehnung der Grundsteuerverpflichtung auf alle Grundbesitzer und die Aufhebung aller Befreiungen, wie sie die Verfassung verlangte. Die dazu nothwendige neue Vermessung aller Güter ging schnell von Statten, und so wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit der seit Jahrhunderten bestehenden Bevorrechtigung Einzelner ein Ende gemacht und die Staatseinnahme vermehrt.

Auch der Ausdehnung des Handels und zwar nicht nur des preußischen sondern auch des gesammten deutschen widmete man ein lebhaftes Interesse. Der äußerste Osten von Asien, die Reiche China und Japan, an Bevölkerung reicher als irgend eine andere Stelle der Erde, war erst jüngst durch Verträge mit England, Nordamerika und Frankreich dem europäischen Handel und der Wissenschaft, der Gesittung und dem Christenthume aufgeschlossen. In kurzer Zeit hatten auch die deutschen Seestaaten, vor allem die Hansastädte, ihre Schiffe dahin gesendet und zwar mit solchem Erfolge, daß der deutsche Handel in jenen Gewässern nur dem englischen und amerikanischen nachstand. Doch fehlte kein Vertrag, keine Kriegsflotte das deutsche Eigenthum. Da entschloß sich die preußische Regierung, den Grafen Eulenburg mit vier Kriegsschiffen als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister für China, Japan und Siam zu entsenden, um Verträge für Preußen und Deutschland abzuschließen. Zugleich wurde durch eine Anzahl von Gelehrten und Sachverständigen, die bei jener großartigen Expedition mit an Bord waren, dafür gesorgt, daß auch der Wissenschaft und dem Interesse des großen Publikums jene interessanten und fast unbekannten Länder erschlossen wurden. Man fuhr über Brasilien und Hinterindien zuerst nach Japan, welches im Laufe des Sommers 1860 von den drei Schiffen Arcona, Thetis und Elbe erreicht wurde, während der Schooner „Frauenlob“ mit der ganzen Besatzung

in jenem durch entsetzliche Stürme gefährlichen Gewässer ein Ende genommen hatte. Es war ein seltsamer und in der That bedeutungsvoller Augenblick, als am 8. September 1860 der preußische Minister und seine mehr als 200 Begleiter unter den Klängen des Preußenmarsches und hinter der weißen Flagge mit schwarzem Kreuz und Adler in die Hauptstadt Jeddo ihren Einzug hielten. Während anfangs die Verhandlungen leicht schienen, wurden sie mehr und mehr verzögert durch immer neue Einwendungen der japanesischen Regierung, und sogar durch die Verschwörung einiger Japanesen, welche alle fremden Gesandten zu ermorden gedachten. Obwohl die Regierung von Japan versicherte, selbst keine Sicherheit geben zu können, zeigte Graf Eulenburg die volle, eines preußischen Vertreters würdige Energie und Ruhe. Das machte auf jene einen so bedeutenden Eindruck, daß alsbald am 24. Januar 1861 die Unterzeichnung des Vertrages zu Stande kam. Dadurch sind den Preußen drei Häfen geöffnet mit der Freiheit, daselbst Häuser zu kaufen, Magazine zu errichten, Kirchen zu bauen und bis fünf Meilen in das Land hinein zu gehen. Sie genießen den Schutz eines preußischen Gesandten und dreier Consuln. Außer den tarifmäßigen, festgesetzten Zöllen werden von den preußischen Waaren keine Abgaben erhoben, auch nicht bei der Versendung in das Innere. Ohne Weiteres trat Preußen auch in den Genuß aller Freiheiten und Rechte, die später in Japan den Regierungen und Unterthanen irgend eines andern Staates gewährt wurden. Eine Ausdehnung dieser Verhandlungen auf den Zollverein und die Hansastädte stieß auf so große Schwierigkeiten, daß der preußische Gesandte sie aufgeben mußte. Doch war es selbstverständlich, daß die preußischen Consuln die Interessen auch jener wahrzunehmen suchten. Nun wandte man sich zu dem noch mächtigeren China, der Heimath des Thees und der Seidenraupe, dessen Bevölkerung den vierten Theil aller Menschen auf der Erde ausmacht. Der Schwierigkeiten gab es auch hier unendliche, denn überall traf man auf Revolution und Bürgerkrieg und am Schluß erschreckte noch die Nachricht, daß der Kaiser plötzlich gestorben sei. Doch stellte sich alsbald heraus, daß er den Vertrag wenige Tage zuvor am 2. September 1861 unterzeichnet hatte. Darnach gewann Preußen das Recht, auch nach Peking einen Gesandten zu schicken, der vor allem darüber wachte, daß die Bestimmungen des Handelsvertrages nicht durch Willkürlichkeiten der chinesischen Beamten verkümmert wurden. Alle Häfen, in denen französische und englische Schiffe verkehren dürfen, sind auch dem deutschen Handel geöffnet — der Vertrag gilt für den ganzen Zollverein, Mecklenburg und

die Hansastädte — besoldete Consuln, die zugleich die zur Ausübung der Gerichtsbarkeit nöthigen Kenntnisse besitzen, schützen seine Interessen, und selbst der christlichen Religionsausübung ist vollkommene Duldung zugesagt. Schon am 27. Dezember überreichte der Graf in Bangkok dem Könige von Siam nach dortiger Sitte in einer großen goldenen Schale den Brief unseres Königs. Man fand eine bessere Aufnahme als in China und Japan. Der König verehrt zwar als echter Buddhaist in jedem weißen Thier von der weißen Maus bis zum weißen Elephanten und besonders in dem letzteren die Seele irgend eines Verstorbenen, der an Heiligkeit und Geistesgröße alle andern übertroffen hat, er hält sich eine Leibwache von Weibern, hat selbst über 100 Frauen und nicht weniger als 46 Kinder, aber seine Zimmer sind europäisch eingerichtet, mit englischen Kupferstichen ausgeziert, von denen einer die Schlacht bei Warterloo darstellte, er spricht fertig englisch und ist selbst der erste und reichste Kaufmann seines Landes. Am 7. Februar 1862 wurde auch mit ihm ein Handelsvertrag für die oben genannten deutschen Staaten unterzeichnet, der vollkommene Handelsfreiheit, freie Religionsübung und freie Niederlassung in Bangkok verbürgte.

In anderen Zeiten würde diese erste erfolgreiche That unserer kleinen Marine und ebenso die Militär-Verträge mit Coburg, Altenburg und Waldeck, die Handels-Verträge mit Belgien und Frankreich, die Ausarbeitung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches, bei der Preußen sich vor allem thätig erwiesen hatte, die verdiente Anerkennung eher gefunden haben. Aber zu der Zeit, als alle jene Dinge zur Vollendung kamen, war auch der Zwiespalt zwischen Regierung und Volksvertretung, wie es schien, bis zur Unmöglichkeit gediehen, jemals ausgeglichen zu werden. Daß unser König die deutschen Angelegenheiten, nicht nur die Kurhessens und Schleswig-Holsteins, sondern auch die des ganzen deutschen Bundes längst ins Auge gefaßt habe, trat in jeder seiner Thronreden zu Tage. Nur erschien ihm als erster Grund der Unmöglichkeit energisch aufzutreten, der unvollkommene Zustand der preußischen Armee. Schon in dem von ihm selbst verfaßten Programme, das er am 9. November 1858 als die Grundlage seiner und ihrer künftigen Regierung den Ministern vorlas, und in dem er mit der edelsten Bescheidenheit erklärte, fremden Rathes zu bedürfen, da er einzig Militär sei, betonte er mit aller Klarheit und Energie jenen empfindlichen Mangel: „Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegs-Episoden haben uns jetzt aufmerksam gemacht, daß manches in der Armee, was sich nicht bewährt hat, zur Abänderung Veranlassung geben

wird. . . . Preußens Heer muß mächtig und angesehn sein, um, wenn es gilt, ein schwer wiegendes politisches Gewicht in die Waagschale zu werfen." Bestärkt wurde diese Ueberzeugung noch durch die Mobilmachung des Jahres 1859, und die Nothwendigkeit einer augenblicklichen Reorganisation der gesammten Armee erschien dem Könige nicht nur als seine Pflicht, sondern auch als ein Recht des „obersten Kriegsherrn." So sprach er es offen aus in der Thronrede vom 12. Juni 1860. Dennoch geschah, was ihm unmöglich dünkte, und was auch gegen die Erwartung der Minister war, das Abgeordnetenhaus sprach die Ueberzeugung aus, daß die in der Noth geschaffene Armeeeinrichtung von 1813 vollständig noch ausreichend sei und verwarf das Militärgesetz. In Wirklichkeit aber kam diese Verwerfung zu spät, denn die Armeereorganisation war bereits im vollen Gange. Die dringende Nothwendigkeit und die Vorstellung von seiner „Pflicht und seinem Rechte," wohl auch die Hoffnung und Versicherung der Minister, ihrer Popularität werde es gelingen, die Bewilligung der bedeutenden Kosten vom Abgeordnetenhause zu erlangen, hatten den König bewegt, dieses „sein eigenstes Werk," wie der Kriegs-Minister es einst benannte, sofort in Angriff zu nehmen. Die von der Mobilmachung 1859 zurückbehaltenen Stamm-Bataillone der Landwehr wurden erst zu combinirten Infanterie-Regimentern und dann zu 32 neuen Linien-Regimentern gemacht, auch die Zahl der Garde-Regimenter verdoppelt und die Cavallerie und Artillerie vermehrt, obwohl noch nicht ganz dem Plane entsprechend. Die allgemeine Wehrpflicht sollte wieder eine Wahrheit werden, während bisher durch das zufällige Loos viele davon befreit waren, und zur besseren Ausbildung der Neueingezogenen die gesetzliche Dienstzeit auf drei Jahre, desgleichen die Reservezeit auf fünf Jahre verlängert, dagegen die Landwehrzeit verkürzt werden. Eine bequemere Kleidung und bessere Bewaffnung, soweit als möglich, mit dem neu erfundenen Zündnadelgewehre kam noch hinzu. Mit dem Ende des Jahres 1860 war alles fertig und am 18. Januar 1861 verlieh der König an 142 meistens neugebildete Truppentheile Fahnen. Freilich fehlte noch die Zustimmung des Abgeordnetenhauses, aber dieses hatte wenigstens die verlangten 9 Millionen für 1860 dem Ministerium als ein Vertrauenszeichen bewilligt, und der König dankte dafür in der Schlußrede mit dem Bedauern, daß die Vereinigung über das Militärgesetz nicht „rechtzeitig" erfolgt sei. In ähnlicher Weise bewilligte das Abgeordnetenhaus 1861 die Kosten für ein Jahr und der König nahm auch diese Form der Bewilligung an, „da sie das Lebensprincip der

großen Maßregel nicht berühre." Er hielt die Bewilligung des Militärgesetzes nur für eine Zeitfrage, da er seine Unentbehrlichkeit kannte. „Die Durchführung der Reorganisation der preußischen Heeresmacht ist für die Sicherung der deutschen Grenzen um so unentbehrlicher, als es meinen ernsten und unausgesetzten Bemühungen bisher nicht gelungen ist, eine den Anforderungen der Gegenwart entsprechende Revision der Wehrverfassung des deutschen Bundes herbeizuführen und praktische Vorkehrungen zum Schutze Deutschlands gegen künftige Gefahren zu fördern." So sprach der König bei dem Schlusse des Landtages am 4. Juni 1861. Vielleicht erwartete er, vielleicht die Minister den vollständigen Frieden von dem für 1862 neu zu erwählenden Hause.

Inzwischen offenbarte eine Schreckensthat, bis zu welchen krankhaften und gefährlichen Entschlüssen politische Träumerei jugendliche und unreife Köpfe zu bringen vermag. Als unser König am Vormittag des 14. Juli in der schönen Allee, die Baden-Baden mit dem Kloster Lichtenthal verbindet, spazieren ging, feuerte ein junger Mensch ein Doppel-Terzerol auf ihn ab, und verletzte unbedeutend die linke Seite des Halses. Im Verhör gab er an, er heiße Oskar Becker, sei gebürtig aus Odessa, studire in Leipzig und habe den König, „den er persönlich hochachte," ermorden wollen, weil „er ihn der deutschen Aufgabe nicht gewachsen halte." Den König selbst erschreckte die That zumeist als „ein Zeichen der immer weiter um sich greifenden Entsittlichung und Nichtachtung göttlicher und menschlicher Ordnung," so nannte er sie in seinem Dankschreiben an die Behörden und die Bevölkerung von Baden-Baden, von welchen er unzweifelhafte Beweise der Theilnahme erfuhr. Das Vaterland blieb nicht zurück und die Fluth von Adressen und Deputationen, welche ihren Abscheu vor jener That und ihre Freude über das Mißlingen derselben aussprachen, mußten den König bald überzeugen, daß in dieser Gesinnung die Parteien noch einig waren. Und das empfand er tief und sprach es in der festlichsten Stunde aus, bei der Krönung am 18. October.

Er war noch acht Tage vorher, am 6. und 7. October 1861, mit dem Kaiser Napoleon in Compiégne zusammengewesen, um den Besuch zu erwidern, den jener ihm in Baden-Baden abgestattet hatte, die Zeitungen bemühten sich noch den Inhalt ihrer politischen Unterhaltungen zu enträthseln und ihm die Rolle eines Victor Emanuel für Deutschland anzudichten, als er schon seinen feierlichen Einzug in die alte Krönungsstadt Königsberg hielt. Es genügte ihm nicht, in dem empfangenen Eide der Beamten und der Abgeordneten die Gewähr der Treue und des

Gehorsams zu haben. Zu oft hat er es ausgesprochen, daß er die preußische Königskrone als etwas Höhres betrachte. Bei seiner ersten Rede als Regent an den Landtag sprach er es mit als seinen Beruf aus: „die Rechte der königlichen Krone ungeschwächt zu erhalten," und stellte in seinem Wahlspruche „das Königthum von Gottes Gnaden" allem andern voran, dem „Festhalten an Gesetz und Verfassung, der Treue des Volkes und Heeres, Gerechtigkeit, Wahrheit, Vertrauen und Gottesfurcht." In diesem Sinne sprach er am 17. October zu den Deputationen der Provinzial-Landtage: „Die Herrscher Preußens empfangen ihre Krone von Gott. Ich werde deshalb die Krone vom Tische des Herrn nehmen und sie auf mein Haupt setzen. Dies will bedeuten, daß das Königthum von Gottes Gnaden herkommt und darin liegt die Heiligkeit der Krone, die unantastbar ist." Er empfand es als ein Bedürfniß als erster König des Landes, „seitdem der Thron durch zeitgemäße Einrichtungen umgeben ist," — worunter er unzweifelhaft die Verfassung verstand, — diesen Grundsatz durch eine feierliche mit aller Pracht ausgeführte Krönung zu bekräftigen. Die Erbhuldigung und den Unterthaneneid erließ er dem treuen Volke im Vertrauen auf die Liebe und Anhänglichkeit, welche ihm noch jüngst in erhebender Weise bekundet worden sei. Die Feste dauerten unter lebhafter Betheiligung der Bevölkerung eine Woche lang und es wurde eine Pracht entfaltet, die dem Zeitalter Ludwig XIV. Ehre gemacht hätte. Der feierliche Einzug in Berlin machte den Schluß (22. October).

Unmittelbar nach dieser Feier begannen die lebhaftesten Anstrengungen aller Parteien, um die bevorstehenden Wahlen nach ihrem Sinne zu lenken. Ein großer Theil des Volkes verstand nicht, warum einem constitutionellen Könige soviel daran liege, die Heiligkeit der Krone in jener feierlichen Art noch einmal zu bestätigen. Man wußte nicht, daß in dem freiesten Lande der Erde, in England, die Krönung am meisten zu bedeuten hat. Man mäkelte selbst am Kostenpunkte, bis man erfuhr, daß der König alles baar aus seiner Kasse bezahlt habe. Unter solchen Eindrücken wurden die Vorbereitungen zu den Urwahlen getroffen und die Partei der Unzufriedenen und Mißtrauischen — immer die Majorität in dieser Welt — erlangte den Sieg. Von liberalen Männern in Berlin war ein Programm aufgestellt, das von der Voraussetzung ausging, der preußische Staat befinde sich so lange in einem beklagenswerthen Zustande, bis die Erfüllung gewisser Forderungen einen Fortschritt möglich mache. Man verlangte ein einiges Deutschland unter starker Hand mit einem deutschen Parlamente, allgemeines Wahlrecht mit geheimer Abstimmung,

ein Minister-Verantwortlichkeitsgesetz, Abschaffung oder Reform des Herrenhauses, Civilehe, Trennung der Schule von der Kirche, eine neue liberale Gemeinde- und Kreisordnung endlich zweijährige Dienstzeit und Verkleinerung des Heeres. Vor allem gegen die Militär-Reorganisation, deren Last und Kosten man scheute, und die man für das Werk einer bloßen Liebhaberei des Königs hielt, und gegen die Schulregulative vom October 1854 richtete sich der Kampf der sogenannten „Fortschrittspartei" in allen Versammlungen zur Vorberathung der Wahl. Sie war zusammengesetzt aus ehemaligen Anhängern der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 und Freunden des gesetzlichen Fortschrittes. Die drei Schulregulative, welche einst Minister von Raumer für die einklassige Elementarschule gegeben hatte, beabsichtigten nämlich eine Vereinfachung des Unterrichtes, indem Geographie, Geschichte, Raumlehre, Naturgeschichte nicht mehr als eigene Unterrichtsfächer auftreten, sondern die Hauptsachen daraus an die Lectüre des Kinderfreundes angeschlossen werden sollen. Daneben sollte Biblische Geschichte, Katechismus-Unterricht und das Auswendiglernen von Kirchenliedern den Hauptgegenstand des Unterrichts bilden. Die Mehrzahl fand darin mit Recht nur ein Mittel, das Volk auf dem Lande unterthänig und stumpf gegen eine höhere Bildung des Geistes zu machen. Unzählige Reden von solchen, die sich bereit erklärten, eine Wahl zum Abgeordneten anzunehmen, verdankten ihre Siege dem Kampfe gegen die Reorganisation und die Regulative. So kam es, daß die Urwahlen am 19. November und die Abgeordnetenwahlen am 6. Dezember mit großer Mehrheit im Sinne dieser Partei ausfielen, trotzdem oder vielleicht, weil auch der liberale Minister des Innern, Graf Schwerin, und nach ihm andere auf die Abstimmung der Beamten, wenigstens durch ermahnende Rescripte einzuwirken gesucht hatten.

Von diesem Augenblicke an wurde der Zwiespalt zwischen der Regierung und der Mehrheit des Abgeordnetenhauses von Stunde zu Stunde größer. Das Haus wurde am 11. März entlassen; aber auch die Minister traten zurück. Nur der Kriegsminister von Roon, der Handelsminister von der Heydt und Graf Bernstorff blieben auch unter dem Vorsitze des Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen. Der neue Minister von Jagow und nach ihm auch die andern erließen erneute und verschärfte Ermahnungen und Drohungen an ihre Beamten in Betreff der Wahl, eine königliche Verordnung vom 16. April verhieß einen Gesetzentwurf über die Verringerung der Einkommen-, der Klassen-, der Mahl- und Schlachtsteuer. Es half alles nichts. In dem

neuen Abgeordnetenhause, das am 19. Mai zusammentrat, war die Fortschrittspartei in der entschiedensten Mehrheit, und die jährlich sich steigernde Feindseligkeit, mit welcher sie die Minister und die Minister sie zu bekämpfen suchten, hemmte jeden wirklichen politischen Fortschritt. Am 23. September 1862 wurde dem von der Regierung aufgestellten Militär-Etat für dasselbe Jahr — während also die Ausgaben zum großen Theile schon gemacht waren — die Bewilligung mit 308 Stimmen gegen neun von vornherein versagt. Das Herrenhaus fügte dazu den verfassungswidrigen Schritt, demselben dennoch zuzustimmen, während es nach der Verfassung nur den vom Abgeordnetenhause berathenen annehmen oder ablehnen darf. Das Letztere erklärte dafür den Beschluß für „null und nichtig" und fügte noch eine Erklärung hinzu, nach welcher die Regierung den inzwischen zurückgezogenen Etat für 1863 noch vor dem 1. Januar zur Berathung bringen und in keinem Falle Ausgaben machen solle, die in der vorigen Berathung verworfen seien. Am 13. October erfolgte der Schluß des Landtages. Inzwischen war aber eine bedeutungsvolle Personenänderung vor sich gegangen. Schon am 18. September hatten der Finanzminister von der Heydt und der Kriegsminister von Roon ihre Entlassungen erbeten, am 23. war der Prinz von Hohenlohe von dem Vorsitz im Ministerium zurückgetreten und am 10. Dezember dankte auch der Minister des Innern von Jagow ab. Der letztere wurde durch den Grafen Eulenburg ersetzt, der so geschickt die Verhandlungen mit Ostasien geführt hatte; viel bedeutsamer aber war der Umstand, daß am 23ten September von Bismarck-Schönhausen Ministerpräsident und zugleich Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde. Diese Wahl, sowie der Umstand, daß der Kriegsminister nicht entlassen wurde, zeigte auf das Unzweifelhafteste an, daß der König, den die Fortschrittspartei zum Nachgeben in der Militär-Angelegenheit zu zwingen gedachte, unter keinen Umständen nachzugeben willig war. Er hatte von Anfang an die feste Ueberzeugung ausgesprochen, die Ordnung der Militär-Angelegenheiten sei seine eigenste Sache, als des obersten Kriegsherrn, und das Abgeordnetenhaus dürfe die Kosten nur bewilligen, aber nicht ablehnen. Er war unzweifelhaft gewillt den freisinnigen Regungen in seinem Volke zu folgen, aber wenn er eines Tages die Ueberzeugung gewann, daß man an die geheiligten Rechte seiner Krone rühre, so war er bereit, wenn auch mit möglichster Schonung der beschworenen Verfassung, zuvörderst jene zu schützen. Daher wählte er Herrn von Bismarck.

Otto von Bismarck auf Schönhausen und auf Kniephof

war eine längst bekannte Persönlichkeit. Obwohl zwei seiner Vorfahren im vorigen Jahrhundert schon Staatsminister gewesen sind, gehört dieses „schloßgesessene Geschlecht der Altmark" nur dem ärmeren Adel an. Er ist 1815 geboren, trat zum erstenmal als Führer der äußersten Rechten im vereinigten Landtage 1847 auf und galt auch im Abgeordnetenhause von 1849 wie in dem Erfurter Parlament für den begabtesten und ungenietesten Vertreter des absoluten Königthums. Er erkannte in dem Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes von der französischen Schmach noch kein Anrecht auf die Verleihung einer Verfassung. „Die preußischen Monarchen," sagte er, „sind nicht von des Volkes, sondern von Gottes Gnaden im Besitz einer factisch unbeschränkten Macht, von deren Rechten sie freiwillig einen Theil dem Volke verliehen haben. Im Jahre 1849 sprach er sich mit einer Kühnheit wie kein anderer aus. Ueber den Streit, ob der Volkswille, das heißt, „in Wahrheit das Faustrecht der Barrikaden" oder die „von Gott gesetzte Obrigkeit" herrschen solle, müsse „über kurz oder lang der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung werfen," und die äußerste Linke jauchzte ihm zu. Gegen die Frankfurter Unionsverfassung erklärte er sich entschieden, denn sie „vernichte das spezifische Preußenthum," dessen kriegerisches Element vor allem zur Lösung der deutschen Frage berufen sei; desgleichen gegen das Steuerbewilligungsrecht der Volksvertretung, weil dadurch die ganze Staatsgewalt von der Krone auf die Kammern und deren „Mehrheiten" übergehen werde. Die preußische Kammer erklärte er nur für „eine immerhin noch mangelhafte Vertreterin der Steuerkraft, die nach dem Destillationsproceß der doppelten Wahl etwas mehr als die Hälfte der Hälfte der steuerzahlenden Urwähler repräsentirte," nicht aber für eine „Volksvertretung."

Später als preußischer Gesandter in Frankfurt bezeugte er sich zugleich als den entschiedensten Feind von Oesterreich. Als der österreichische Vertreter Graf Rechberg die Unfeinheit besaß, die Vertreter der übrigen Staaten im Hauskleide zu empfangen, machte es sich der preußische Gesandte auch bequem und steckte sich eine Cigarre an. Die allgemeine Stimme bezeichnete ihn damals auch als den Verfasser der betreffenden Satiren gegen Oesterreich in dem gelesensten Berliner Witzblatte. Er wechselte noch zweimal seine Stellung, indem er 1859 als Gesandter nach Petersburg, im Frühjahr 1862 nach Paris ging.

Als er im September 1862 an die Spitze des Ministeriums trat, war nach dem Vorherigen kein Zweifel über die Art, wie er den Kampf zwischen Krone und Abgeordnetenhaus ansehe,

freilich auch kein Zweifel, daß er Preußens Stellung zum Auslande und zu seiner Aufgabe in Deutschland vor allem in das Auge zu fassen gedenke. „Nicht auf Preußens Liberalismus," sagte er, „sieht Deutschland, sondern auf seine Macht. Preußen muß seine Kraft zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einige Mal verpaßt ist, Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen, sondern durch Eisen und Blut." Da er keine Möglichkeit sah auf dem Wege, den die Abgeordneten verlangten, dem des Rechts, eine Einigung zu erzielen, so machte er von dem Nothrecht der Regierung Gebrauch und regierte, ohne daß ein neues Budget zu Stande gekommen war, nach dem zuletzt festgestellten. Gegen die Opposition im Lande gebrauchte man unzulängliche Mittel. Zahlreiche Adressen und Deputationen erschienen vor dem Könige, um den Beweis zu liefern, daß das Abgeordnetenhaus die Gesinnung des Landes nicht vertrete, während die Wahlen es doch so erscheinen ließen. Freisinnige Beamte wurden entsetzt oder zur Strafe in ihnen unbequeme Gegenden versetzt. Man antwortete mit der Bildung eines Nationalfonds zur Unterstützung jedes um seiner politischen Gesinnung willen Verfolgten. In Folge dessen begann die Kammersitzung im Januar 1863 mit einer Adresse an den König, welche unverhohlen die Minister des Eides- und Verfassungsbruchs anklagte, sprach die Majorität der Regierung das Recht ab, mit Rußland eine Militär-Convention zur Sicherung gegen den daselbst ausgebrochenen Aufstand der Polen zu schließen und schloß nach einem unerquicklichen Streit über die Berechtigung des Präsidenten, einen Minister zur Ordnung zu rufen — es galt Herrn von Roon — ohne Budget. Inzwischen war auch die Jubelfeier der Freiheitskriege am 17. März 1863 ohne rege Betheiligung des Volkes als ein fast rein militärisches Fest still und kalt vorüber gegangen. Sämmtliche Gewerke der Stadt Berlin hatten sich geweigert, demselben beizuwohnen. Die erhebende Erinnerung an jene unvergeßlichen Zeiten wurde zwar in Kirche und Schule, wie in Kunst und Literatur gepflegt, indem Prediger, Lehrer, Maler und Geschichtsschreiber sie wieder vor das Gedächtniß zu erneuen strebten, aber die Mehrzahl der Bevölkerung behandelte jedes derartige Andenken als eine Parteisache.

Neue Hoffnungen gründete der Minister auf das in Frankreich durch Napoleon angewandte und bewährte Verwarnungs- und Unterdrückungs-System für die Zeitungen. Am

3. Juni brachte der Staatsanzeiger derartige Preßverordnungen. Die Zeitungen füllten sich mit der Anzeige von Verwarnungen, aber unterdrückt wurden doch nur zwei kleine Provinzialblätter in Kulm und Posen. Alle diese Mittel, dazu die Erlasse der Minister des Innern und des Cultus, welche den Beamten klar machen wollten, daß ihr Amtseid sie verpflichte, sich nicht der Wahl zu enthalten, sondern durchaus für die Regierung zu stimmen, und die Androhung von Disciplinar-Untersuchungen brachten letzteren bei der Neuwahl am 28. October wenig Vortheil. Von den 37 Stimmen, welche die Regierung in dem neuen Abgeordnetenhause für sich hatte, verdankte sie gewiß keine jenen Maßregeln. Sie hatten höchstens jedem ehrlichen Freunde der Regierung die Freiheit genommen, für sie zu sprechen, seitdem Lohn oder Strafe davon abhing. Die Mehrheit des preußischen Beamtenstandes hat von jeher für unbestechlich gegolten, sowohl dem Versprechen als der Drohung gegenüber. Das Abgeordnetenhaus verwarf die Preßverordnungen, verwarf die Politik des Ministeriums in Schleswig-Holstein, verwarf das Auftreten der Großmächte gegen die Kleinstaaten, verwarf abermals das Militärgesetz, verwarf endlich am 23. Januar 1864 die verlangte Anleihe von 12 Millionen, obwohl der Kampf in Schleswig schon begonnen hatte. Aehnlich verhielt sich auch das Abgeordnetenhaus von 1865. Zwar waren die Formen des Streites nicht so gehässig, aber dennoch wurde der Militär-Etat, die Mehrausgabe für die Marine, die Ausgaben für den Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864 — wovon später — verworfen. Nicht anders geschah es 1866 in den Sitzungen vom 15. Januar bis 22. Februar. Aber dies war auch das Ende des unerquicklichen Kampfes, der jeden inneren Fortschritt hemmte und mit der Zeit auch jeden äußeren hemmen mußte. Inzwischen schon war das Mittel gefunden, das allmälig auch den scheinbar wichtigsten inneren Streit vergessen machen mußte. Großartige Pflichten und Interessen gaben dem Minister von Bismarck und dem neu organisirten Heere Gelegenheit zu beweisen, ob sie nutzlos dem mehrjährigen Andringen des Abgeordnetenhauses widerstanden hätten, oder ob sie auf den großen Moment bereitet wären, der ihre Thatkraft herausforderte.

Wie Oesterreich gegen unser Vaterland gesonnen war, ging zuerst aus einem Versuche hervor, ganz unerwartet einen Reform des deutschen Bundes (1863) zu Stande zu bringen und sich dafür die Führerschaft zu sichern. Bei einem Besuche in Gastein erwähnte der Kaiser Franz Joseph gegen unsern König, daß sein Minister von Schmerling einen Plan zur Reform

des deutschen Bundes ausgearbeitet habe, den er einem Fürsten-Congreß in Frankfurt vorzulegen gedenke. Unser König erklärte bereitwillig, dabei erscheinen zu wollen, wenn der Termin nicht vor dem October angesetzt werde, da eine solche Sache doch vorher noch näher berathen werden müsse. Trotzdem überbrachte eine Stunde nach der Abreise des Kaisers ein General-Adjutant die Einladung zum 16. August. Selbstverständlich lehnte unser König ab, zu erscheinen, wenn nicht eingehende Berathungen der Minister vorher gingen und blieb bei diesem Worte, trotzdem nochmals eine Einladung von allen in Frankfurt bereits versammelten Fürsten ihm durch den ihm persönlich befreundeten König von Sachsen zukam. Der Fürsten-Congreß hatte keinen Erfolg und Oesterreich selbst gab seinen Plan auf, als die Schleswig-Holsteinische Frage in den Vordergrund trat.

Schon am 30. März 1863 erließ Friedrich VII. für Holstein ein Patent, welches die Stände und Beamten durch Gewaltmaßregeln gefügig zu machen bestimmt war, und Jedermann deutete dies auf die Absicht, jedes Band zwischen ihm und Schleswig zu vernichten und dieses zum großen Theile deutsche Land vollkommen Dänemark einzuverleiben. In der That war dies auch die Absicht; die sogenannte Gesammt-Staatsverfassung, welche diesen Plan verwirklichte, ward am 13. November vom dänischen Reichsrath angenommen und entbehrte nur der königlichen Unterschrift, als Friedrich VII. am 15. November kinderlos starb. Nach dem Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 war unzweifelhafter König von Dänemark und Herzog von Holstein und Schleswig Christian von Sonderburg-Glücksburg, und dieser bestieg auch den dänischen Thron als Christian IX. Nur der deutsche Bund als solcher hatte jenes Londoner Protokoll über die Nachfolge nicht anerkannt, und wenn auch der nächste Erbe von Holstein aus der Linie Sonderburg-Augustenburg (1852) mit Geld für seine Ansprüche abgefunden war, so erschien es doch fraglich, ob auch sein Sohn Friedrich, der als Oberst im preußischen Heere diente, dadurch sein Erbrecht verloren habe. Oesterreich und Preußen behaupteten dagegen, am Londoner Protokoll festhalten zu müssen, und verlangten nur die Exekution gegen Dänemark, weil dessen König durch Unterzeichnung der Gesammt-Staatsverfassung am 15. November jenen Vertrag in Bezug auf Schleswig gebrochen habe. So kam es zu einer thatsächlichen, wenn auch nicht ausgesprochenen Aufhebung des deutschen Bundes, indem die deutschen Klein- und Mittelstaaten am 18. Dezember die Exekution gegen Dänemark verfügten, bis die Erbfolge in Holstein entschieden sei, und die

beiden deutschen Großmächte erklärten, sie würden am Londoner Protokoll festhalten, aber selbstständig für Schleswig auftreten.

Am 23. bis 25. Dezember 1863 rückten 12,000 Sachsen und Hannoveraner über die Elbe, und die Dänen zogen sich hinter die Eider zurück. Das schwergedrückte Land, das zwölf Jahre von fremden Truppen besetzt war, jubelte über den Einzug der Deutschen und beeilte sich durch Herbeirufung und Anerkennung des Erbprinzen von Augustenburg als Herzog Friedrich VIII. ein gewisses Pfand dafür zu haben, daß es nicht mehr dänisch bleiben könne. Nur wenige versagten die schnelle Huldigung, da doch sein Erbrecht weder ganz unbezweifelt, noch auch von irgend einer Großmacht anerkannt war. Inzwischen begann der Krieg. Da der König von Dänemark die von Oesterreich und Preußen gestellte Forderung, die Gesammt-Staatsverfassung zurückzunehmen, ablehnte, so verließen die beiden Gesandten Kopenhagen und beide Heerestheile erhielten am 18. Januar 1864 den Befehl zum Aufbruch. Trotzdem Baden protestirte und Sachsen den österreichischen Truppen den Durchzug verweigerte, stand das in bester Kameradschaft vereinigte österreichisch-preußische Corps unter dem Prinzen Friedrich Carl von Preußen und dem Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz und unter dem Gesammt-Oberbefehl des alten Feldmarschall von Wrangel am 28. Januar zwischen Kiel und Neumünster zum Abmarsch bereit. Mit der Losung: „In Gottes Namen drauf!" gingen 45,000 Mann über die Eider (1. Febr.) Bei Rendsburg kam man leicht über den Fluß, da die Befestigungswerke am andern Ufer von den Dänen sofort verlassen wurden, aber der Weg nach der Stadt Schleswig wurde durch umfangreiche, zum Theil uralte Schanzen unter dem Namen Danewerk gedeckt, welche sich im Osten an ein fünf Meilen langes Gewässer, die Schley, anlehnten. Während nun die Oesterreicher und die preußischen Garden von Süden her angriffen, versuchte Prinz Friedrich Carl am 2. Februar bei dem Fischerdorfe Missunde die äußerst stark befestigten Vorschanzen zu erstürmen, gab es aber nach einem nicht unbedeutenden Verluste wieder auf und überschritt die Schley weiter nördlich in der Nacht vom 5. zum 6. Februar bei Arnis und Kappeln. Nun erkannten auch die Dänen die Unmöglichkeit, das Danewerk zu halten, sie räumten es und ließen 60 schwere Geschütze in den Händen der Verbündeten. Nach zwei heftigen Gefechten bei Oversee, wo sich die Oesterreicher rühmlich auszeichneten, und in den Straßen von Flensburg hielten die Preußen zuerst, dann die Oesterreicher ihren Einzug und legten Beschlag auf 24 Schiffe, die zur Ausge-

vorräthen für die Dänen beladen waren. Der König Christian kehrte eilends nach Kopenhagen zurück, wo diese schnellen Erfolge der Gegner einen außerordentlichen Schrecken verbreiteten, und man sich beeilte, den Oberbefehlshaber de Meza zur Verantwortung zu ziehen. In Schleswig aber, dessen Einwohner mit Jubel die deutschen Truppen empfingen, übernahmen ein preußischer und ein österreichischer Civil-Commissarius die Regierung und ergriffen die ersten Maßregeln, um das Land von der Willkür dänischer Beamten zu befreien. Doch war eine längere Frist nothwendig, ehe die Vorbereitung zum Sturm der letzten und umfangreichsten Befestigungen, bei Düppel, die auch den Schlüssel zur Insel Alsen bildeten, vollendet waren. Während derselben kam es allerdings auch zu mehreren Gefechten bei Nackebüll und Düppel und bei der Besetzung von Jütland bis nach Aarhuus zu allerlei feindseligem Zusammenstoß, am wichtigsten erschien jedoch die Waffenthat unserer jungen Marine am 17. März bei Rügen. Drei Kriegsschiffe, zusammen mit 43 Kanonen, unter dem Seekapitain Jachmann, wagten den Angriff auf sechs dänische Schiffe mit zusammen 179 Kanonen. Nach einer dreistündigen Kanonade zogen sich beide Theile zurück. Doch hatten die dänischen Schiffe offenbar den größeren Schaden erlitten und alle Achtung vor unserer kleinen Marine bekommen. Denn als die drei preußischen Schiffe am 19. wieder ausliefen, fanden sie nirgend mehr die dänische Flottille. Die außerordentlich kühne That des Capitain Jachmann aber wurde vom Könige auf telegraphischem Wege durch die Ernennung zum Contre-Admiral belohnt. Endlich erfolgte auch der Hauptschlag, die Eroberung der Düppler Schanzen. Diese zehn kleinen Festungen erschienen fast uneinnehmbar und dennoch hing die Entscheidung des Krieges daran. Nachdem schon von dem Beginn des März an mit dem größten Belagerungsgeschütz darauf gefeuert war, setzte man den letzten Sturm auf den 18. April fest. Von früh um 4 Uhr bis gegen 10 Uhr beschoß man alle zehn Schanzen aus 118 Geschützen. Dann schwieg das Feuer und mit dem Glockenschlage 10 Uhr stürmten unter den Klängen des Preußenliedes unsere tapfern Truppen die Höhen. Eine Hauptaufgabe freilich fiel den zu gleicher Zeit vorstürmenden Pionieren und mit Handwerkszeug bewaffneten Infanteristen zu, weil es galt, alle in den Weg gelegten Hindernisse, als Fußangeln, Drathnetze, Fallgruben ꝛc. erst zu entfernen oder unschädlich zu machen. Trotzdem waren nach 25 Minuten fünf und gleich darauf die sechste Schanze genommen. Bis um 12 Uhr hatten auch die übrigen vier sich ergeben und auf allen flatterte die preußische Fahne. Rolf Krake,

ein riesiges Panzerschiff, welches die rechte Seite unserer Truppen bedrohte, mußte sich, augenscheinlich beschädigt, zurückziehn und den Brückenkopf, welcher den Uebergang nach Alsen vertheidigte, nahm eine halbe Stunde später ein brandenburgisches Füsilier-Bataillon mit dem Bajonette. Dieser Sieg, welcher in seiner geschickten Ausführung vollkommen einem wohl vorbereiteten Theaterstück glich, und doch an Bedeutung der größten Feldschlacht gleichkam, machte eben so sehr die vortreffliche Leitung der Führer, als auch die ausgezeichnete Tapferkeit jedes einzelnen Soldaten offenbar. Großthaten, die in der Geschichte früherer Zeiten einzeln stehen und mit Recht gerühmt werden, kamen hier mehrfach vor und verdienen nur deshalb die spezielle Aufzählung weniger, weil gewiß Tausende bereit gewesen wären, ähnliche Dinge zu vollführen, wenn die Gelegenheit es erheischt hätte. Freilich zählte auch unser Heer an Todten und Verwundeten 66 Offiziere und 1011 Mann, das dänische dagegen mit den Gefangenen 88 Offiziere und 5116 Mann. Die nächste Folge dieses Sieges war, daß die Dänen unbegreiflicher Weise die Festung Fridericia in Jütland mit 197 Geschützen und reichlichem Kriegsmaterial den Verbündeten überließen und bis zum 12. Mai vor den Oesterreichern und den preußischen Garden fast ganz Jütland räumten. Auch zur See kam es wieder zu einem Zusammenstoß. Schon am 27. April hatte die kleine preußische „Grille" mit ihren zwei gezogenen Geschützen bei der Insel Texel einer Schraubenfregatte von 34 Kanonen empfindlichen Schaden beigebracht; am 9. Mai gab es ein ernstlicheres Gefecht bei Helgoland zwischen zwei österreichischen Fregatten und drei preußischen Kanonenböten einerseits und zwei dänischen Fregatten und einer Corvette andererseits, in welchem die letzteren entschieden zum Weichen gebracht wurden. Wenige Tage darauf, am 12. Mai, trat auf Veranlassung der Bevollmächtigten der Hauptstaaten, die bereits seit dem 25. April in London tagten, eine vierwöchentliche Waffenruhe ein, die sodann noch um vierzehn Tage verlängert wurde. Endlich aber stellte sich heraus, daß die Bedingungen der Sieger keinen Anklang fanden und der Krieg begann nach der unnützen Verzögerung, die nur den Dänen zu Gute kam, am 26. Juni von Neuem. Alsbald kam auch die Nachricht, daß in wenigen Nachtstunden vom 28. zum 29. Juni bei verhältnißmäßig geringem Verlust von Menschenleben die Preußen von Düppel aus über den Meeresarm gesetzt waren und das vorzüglich befestigte Alsen von den Dänen gesäubert hatten. Wer von ihnen noch dort zu erblicken war, der war todt, gefangen oder verwundet. Am 11ten und 12. Juli überschritten die Preußen bei Aalborg, am 13. und

14. Juli die Oesterreicher bei Stive im Westen den Lymfiord, so daß nun auch ganz Jütland in den Händen der Sieger war. Nur die friſiſchen Inſeln, auf denen ein Capitain Hammer ſich mit außerordentlichem Geſchick behauptete und eine Art Freibeuterleben führte, waren lange nicht zu gewinnen. Endlich am 13. Juli wurde durch das alliirte Nordſee-Geſchwader und ein öſterreichiſches Jägerbataillon die größeſte Inſel, Sylt, beſetzt und wenige Tage darauf, am 19. Juli, Capitain Hammer ſelbſt mit 7 Offizieren gegen 260 Mann und 19 Fahrzeugen gefangen genommen. Sechszehn Stunden darauf begann die verabredete Waffenruhe, wie es ſchon am 8. Juli von den ſtreitenden Mächten feſtgeſtellt war. Am 1. Auguſt unterzeichnete man die Friedenspräliminarien in Wien und dieſen folgte am 30. October 1864 ſelbſt der Frieden, deſſen Hauptartikel dahin lautete, daß der König von Dänemark allen ſeinen Rechten auf die Herzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg zu Gunſten des Kaiſers von Oeſterreich und des Königs von Preußen entſagte und ſich verpflichtete, die Dispoſitionen anzuerkennen, welche die genannten Majeſtäten in Bezug auf dieſe Herzogthümer treffen würden. So war die erſte große deutſche Frage über das Schickſal der Elbherzogthümer ruhmvoll gelöſt im nationalen Sinne, wenn auch mit Eiſen und Blut. Weſſen aber der Gewinn ſein werde? — wer konnte es ahnen, daß dieſe Frage auf Schlachtfeldern in Böhmen entſchieden werden würde?

Einundſechszigſtes Kapitel.

Der ſiebentägige Krieg gegen Oeſterreich und die Neugeſtaltung Deutſchlands.

So war nun Frieden und ein ehrenvoller glänzender Frieden. Ueber allen Zweifel ſchien es, daß Holſtein, Lauenburg und das deutſche Schleswig deutſch bleiben werde und die kriegeriſche und diplomatiſche Ehre Deutſchlands, die vor 12 Jahren in London dem Druck der Großmächte ſo ſchmählich unterlegen war, ſtrahlte wieder hell und rein ſeit Oeſterreichs und beſonders ſeit Preußens Waffenthaten. Es ließ ſich nicht verkennen, ſo Viele es auch verkennen wollten, daß jedes preußiſche Herz mit Stolz darauf blickte, und, je öfter die Nothwendigkeit der Reorganiſation abgeleugnet war, deſto ſchneller bereitete man ſich, nach und nach den Rückweg anzutreten. Auch der jammervolle Zwieſpalt zwiſchen König und Abgeordnetenhaus wurde einen Augenblick vergeſſen. Wenn man vorher auf allen Abgeordneten-Tagen, Turn-,

Sänger- und Schützenfesten, in Nationalvereinen, kaufmännischen Corporationen und Stadtverordneten-Versammlungen über das Elend des Landes erbittert gesprochen und beschlossen hätte, so hörte jetzt zuerst die liberale Presse Süddeutschlands auf, sich dafür zu interessiren. Man wiederholte sich wohl noch oft die eine unzweifelhafte Wahrheit, welcher die Fortschrittspartei vier Jahre lang ihren Sieg und ihr Bestehen verdankte: „Das Abgeordnetenhaus hat Recht," doch klangen schon andere Stimmen von Süden herüber: „Das Rechthaben im juristischen Sinne sind auch unsere Bevölkerungen mit der Zeit satt." Und die Stadtverordneten-Versammlung von Berlin, welche noch unlängst beschlossen hatte, weder an den König noch an Mitglieder des Königlichen Hauses jemals wieder eine Adresse zu richten, blieb jetzt nicht zurück, sondern bewährte eine löbliche Freisinnigkeit, die wahres Verdienst überall und unter allen Umständen anerkennt, und half den Einzug der Truppen am 7. Dezember durch ihre Freigebigkeit zu einem glänzenden Volksfeste gestalten.

An demselben Tage endigte auch der ruhmlose Feldzug der hannöverschen und sächsischen Exekutions-Truppen. Schon während des Krieges waren sie oft in eine peinliche Stellung hineingerathen, da sie hie und da den beiden Großmächten weichen und Platz machen mußten. Ihre Aufgabe, mit den Waffen das Recht Holsteins zu schützen, war ebenfalls von jenen ohne sie gelöst. Der Bundestag, an den der Antrag gestellt war, sie jetzt zurückzuziehen, berieth noch mehrere Tage und nur eine Majorität von 9 Stimmen gegen 6 entschied am 5. Dezember, daß sie nach Hause zurückkehren sollten. Als am 7. Dezember General von Hake abzog, endigte aber noch nicht die Thätigkeit der sogenannten Landesregierung, die im ersten Augenblicke der Noth von den Ständen eingesetzt war und zum größeren Theile aus Freunden und Anhängern des Prinzen Friedrich von Augustenburg bestand. Der Baron von Zedlitz und der Freiherr von Lederer zogen dennoch in Kiel ein und übernahmen die Verwaltung der drei Herzogthümer; preußische und österreichische Truppen bildeten die Garnisonen in den Städten.

Aber was nun weiter? Die Hauptfrage, wer künftig den Besitz und die Herrschaft über das Land haben sollte, war noch unerledigt. Am einfachsten lautete die Antwort, welche die Holsteiner selbst gaben. Sie hatten wie ein Mann sich für „Friedrich VIII." erklärt und ihm gehuldigt, aber schon ein großer Theil Schleswigs war anderer Ansicht, und sein Erbrecht war überdies durchaus nicht zweifellos. Sein Vater hatte 1852 für 4 Millionen allen Erbansprüchen für sich und seine Nachkommen entsagt, und wenn

auch der Sohn am 15. Januar 1859 für sich protestirt, und wenn auch jener die Kühnheit hatte am 16. November 1863 dieselben verkauften Erbansprüche durch eine Urkunde feierlich auf diesen zu übertragen, so blieb doch den Großmächten die Freiheit, ja die Pflicht, am Londoner Protoll festzuhalten, das dem jetzigen Könige Christian die Herzogthümer zusprach. Gewiß hätten die beiden Großmächte trotzdem sich schnell dahin geeinigt, dem Wunsche der holsteinischen Bevölkerung die von Dänemark erkämpften Ansprüche zum Opfer zu bringen, wenn nur die neue Regierung eine sichere Gewähr leistete, daß wirklich kein neuer Krieg zu ihrem Schutze gegen Dänemark nothwendig werden würde. Denn in Kopenhagen hielt man schon die Herrschaft des „Augustenburgers" für gleichbedeutend mit der Rückkehr zu Dänemark. Bei der ersten Gelegenheit hoffte man alles wieder zu gewinnen. In der That hatte der Erbprinz Friedrich wenig gethan, um das Zutrauen der Großmächte zu erwerben. Anstatt als preußischer Oberst mit in den Kampf für sein Vaterland zu ziehen, hatte er sofort den Abschied genommen, als der Krieg drohte, zog er hinter den Exekutions-Truppen her in das Land und schlug in und dann bei Kiel seinen Wohnsitz auf, um die Deputationen und Ergebenheitsadressen in Empfang zu nehmen und zu beantworten, die zahllos ihm entgegengebracht wurden. Während er bisher immer für einen Mann von sehr conservativer Gesinnung gegolten, umgab er sich mit Vorliebe mit den Führern der liberalen Parteien, um durch ihr tausendstimmiges Lob auf den neuen Thron gehoben zu werden. Er besoldete bereits einen Kriegsminister und mehrere Räthe. Eine zweite Hoffnung setzte er auch auf die zu erwartende Uneinigkeit der beiden augenblicklichen Besitzer.

Kaum hatten die beiden siegreichen Großmächte ihr sogenanntes „Condominat" angetreten, so schien es fast, als ob Oesterreich erst jetzt zu der Ueberzeugung käme, daß jeder Vortheil der neuen Eroberung Preußen zukommen müsse, ja daß es in eine bedenkliche Falle gegangen war, indem es den Frieden mit dem übrigen Deutschland und zugleich die alte Bundes-Verfassung zerbrach, um Preußen zum Siege zu verhelfen. Diese Mißstimmung zeigte sich in allem, was seit dem Frieden vom Wiener Cabinet ausging und fand ihr Spiegelbild in dem Benehmen des österreichischen Civil-Commissars, eines Herrn von Halbhuber, der alles gut hieß, was der preußische nicht wollte und alles tadelte und zu hindern bemüht war, was jener anordnete. Die liberale Presse und sogar die Landes-Regierung in Kiel half die Feindschaft gegen Preußen schüren. Oesterreich kam endlich zu dem schmerzlichen Entschluß, lieber schon den Erbprinzen als Herrn anzuerkennen, von dem

es Anfangs gar nichts hatte wissen wollen, damit nur Preußen kein Vortheil zukäme und verlangte entschieden, daß jenem das Land übergeben und dann über die Interessen Deutschlands mit ihm verhandelt werde. Dem aber stellte der preußische Ministerpräsident am 21. Februar den anderen Vorschlag entgegen, daß erst bestimmte Bedingungen festgestellt werden müßten, an welche der künftige Herrscher zu binden sei, damit man nicht vergebens gekämpft habe, und dann über den Besitz des Thrones das Staatsrecht entscheide. Jene Bedingungen enthielten nicht mehr und nicht weniger, als was zur Erhaltung des Friedens und der Größe Deutschlands nothwendig war: Verschmelzung der Armee und Flotte der Herzogthümer mit der preußischen, Abtretung des Kieler Hafens, des Alsener Sundes und der Eingänge zum beabsichtigten Nord-Ostseekanal, endlich Eintritt in den preußischen Zoll-, Post- und Telegraphen-Verein. Es war vergebens, daß auch eine Versammlung von 208 Schleswig-Holsteinern, Vertretern von 116 Bezirken am 26. Febr. einstimmig forderte, der „Herzog Friedrich VIII." und die gesetzlichen Vertreter des Landes sollten eine entscheidende Stimme bei der Ordnung der Landesverhältnisse haben, und zugleich dem ersteren anheimstellten im Interesse Deutschlands mit Preußen einen Staatsvertrag einzugehen, — Preußen blieb bei seiner Forderung und Oesterreich mußte nachgeben, daß einstweilen der alte Zustand fortdauere. Der Frieden in den Herzogthümern wurde dadurch freilich nicht besser. Ein Befehl des Königs vom 24. März ordnete die Verlegung der Marinestation von Danzig nach Kiel an und alsbald legte sich eine österreichische Schraubenkorvette neben das preußische Wachtschiff. Als die Dänen in Nordschleswig sich über Druck und Unrecht beklagten, schlug Preußen eine Untersuchungs-Commission vor, Oesterreich aber ging darauf nicht ein, und die „Landesregierung" erhob ebenfalls Protest. Endlich traten selbst die deutschen Mittelstaaten wieder hervor und verlangten, daß Holstein sein Bundesrecht gewähret werde. Der baierische Minister von der Pfordten drohte mit dem Austritt aus dem Bunde, der sächsische von Beust ein „Gegengewicht gegen die Sonderstellung der beiden Großmächte" zu Stande zu bringen, nur wußte er wohl selbst nicht, auf welche Art das geschehen könne. Im Vertrauen auf diesen Zwiespalt besaß der Prinz von Augustenburg die Thorheit, alle preußischen Bedingungen entschieden zurückzuweisen und sogar die Kühnheit, in einem Gespräche am 18. Juni dem Minister von Bismarck zu erklären, er wisse nicht, warum die Preußen überhaupt noch im Lande seien, er habe sie nicht gerufen und die Sache wäre ohne sie vielleicht besser ausgefallen. Dieser Muth aller Parteien, die gegen Preußen

gestimmt waren, stützte sich zumeist auf die Voraussetzung, die Regierung des Königs könne sich ohne Budget nicht mehr lange halten, um so mehr, als das Abgeordnetenhaus von 1865 nach wenigen Worten der Anerkennung für den Krieg die Kosten desselben zu bewilligen verweigert hatte, den alten Rechtsstreit mit derselben Erbitterung wieder aufnahm und bis zum Schluß der Sitzungen am 17. Juni fortführte. Der König aber war nach dieser Seite entschieden. Er vertraute mehr den außerordentlichen Ergebenheits-Versicherungen, die ihm von Vorpommern, Sachsen, der Rheinprovinz und Westphalen bei Gelegenheit der glanzvollen Jubelfeier der vor 50 Jahren erfolgten Vereinigung mit Preußen zukamen, als der Verstimmung des Abgeordnetenhauses und ließ den Abgeordnetentag in Cöln nicht zu Stande kommen, um seiner Einmischung in die Politik vorzubeugen. Ein Abgeordneter, der sich selbst nach Holstein begab, wurde trotz dem Proteste des österreichischen Civil-Commissarius ausgewiesen, der Redakteur der preußenfeindlichen Schleswig-Holsteinischen Zeitung auf die Festung Rendsburg gebracht und die preußischen Kron-Juristen erklärten die Erbansprüche des Prinzen von Augustenburg für null und nichtig, Preußen und Oesterreich seien die einzigen berechtigten Landesherren. Auch gegen den „Mitbesitzer" war man für den äußersten Fall gesichert, überrascht konnte der König nicht mehr werden. Schon im April war die Bildung von 8 neuen Cavallerie-Regimentern, einer Anzahl neuer Batterien und eine Vergrößerung der Marine in Angriff genommen, bald darauf wurden die schlesischen Festungen in Kriegszustand versetzt. Dennoch kam es zur Zeit noch einmal zu einem Vertrage. Bei der Anwesenheit unseres König im Bade Gastein gelang es dem Minister von Bismark dem österreichischen Kabinet Zugeständnisse abzugewinnen, die einen kleinen Gewinn sofort brachten und im Uebrigen für die Zukunft einen sichern Anhalt gaben. Der Gasteiner Vertrag, welcher am 14. August 1865 abgeschlossen und am 20. August in Salzburg ratificirt wurde, gab Preußen den Alleinbesitz des Herzogthums Lauenburg für eine Entschädigungssumme, außerdem die alleinige Verwaltung von Schleswig und den Kieler Hafen, die Landes-Regierung, welche unablässig im Dunkeln gegen Preußen gewirkt hatte, wurde freilich nicht aufgehoben, jedoch der „Prätendent" verpflichtet, sich in jeder Beziehung den Landesgesetzen zu fügen. Der Vertrag wurde zwar von der liberalen Presse lebhaft getadelt — und welcher Schritt der Regierung wäre nicht getadelt? — aber schon die Heftigkeit, mit welcher gerade die österreichische Presse sich auch dagegen erklärte, bewies klar, daß Preußen

in diesem diplomatischen Schachspiel gewonnen hatte. In Schleswig nämlich waren damals die Preußen noch sehr gern gesehen, weil die Gefahr von der Nachbarschaft der alten Unterdrücker solchen Schutz besonders wünschenswerth machte, und den Oesterreichern blieb es nun überlassen, in Holstein selber zuzusehen, wie man ein Land regieren werde, das einstimmig in einem andern seinen rechtmäßigen Herrn anerkannte, das einzige holsteinische Gebiet aber, an dem Preußen dringendst gelegen war, der Kieler Hafen, verblieb ihm auch. Ueberdies war der Besitz von Lauenburg nicht zu verachten. Das kleine Ländchen von ungefähr 20 Quadratmeilen, bisher fast nur bekannt als die Heimath des Till Eulenspiegel und als Spielball bei allen Verträgen zwischen Deutschland, Schweden oder Dänemark, versprach einen so sichern Gewinn, wie wenige Theile der preußischen Monarchie. Da es fraglich war, ob das Abgeordnetenhaus die Entschädigungssumme bewilligen würde, so bezahlte sie der König aus seiner Kasse, machte das Ländchen zu seinem persönlichen Eigenthum und empfing im September die Erbhuldigung. Dennoch stellte sich bald heraus, daß auch dieser Frieden nur einen kurzen Aufschub des Unfriedens bringe. Schon im November zeigten sich die ersten Spuren, daß es mit der Zeit doch wohl zu einer ernsten Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Preußen kommen müsse, und namentlich, als dem ersteren geglückt war, eine Anleihe zu Stande zu bringen. Man will bemerkt haben, daß die Regierung des Kaiserreiches, welche seit einem halben Jahrhundert ewig in Geldverlegenheit ist, ja in einer derartigen, daß seit grauer Zeit die Einnahmen des Staates noch nicht ganz zur Bestreitung der Kosten für die Armee und den Zinsen der Staatsschuld ausreichen, jedesmal einen erstaunlich kühnen Ton anschlägt, sobald sie über neues Geld verfügt. Vom November 1865 an trat in jedem Schritte dieser Regierung die Absicht hervor, Preußen in den Elbherzogthümern nicht festen Fuß fassen zu lassen. Es war offenbar, daß sie den ganzen Krieg bereue, noch mehr den Frieden, zumeist den Gasteiner Vertrag. Ihre Agenten waren auf das Aeußerste thätig, die ehemalige Freundschaft der Mittel- und Kleinstaaten wiederzugewinnen und wo möglich auch das Ausland gegen Preußen aufzurufen. Der kaiserliche Gesandte in London erklärte ganz offen, daß wenn man die Einverleibung von Schleswig und Holstein in Preußen zugebe, dies einer Vernichtung Oesterreichs in Deutschland gleichkomme. Lieber werde es die Folgen eines unglücklichen Krieges tragen, als freiwillig die Vergrößerung Preußens gestatten. Man hoffte aber glücklich zu kämpfen. Wie sich später herausstellte, dachte man schon an die deutsche Kaiser-

trone, und die Soldaten spartan die besseren Uniformen im Tornister für den Einzug in Berlin auf. Es ist unerklärlich, daß die Waffenbrüderschaft im dänischen Kriege nicht zu richtigerer Erkenntniß gebracht hatte. Im März wurde es immer deutlicher, daß in der That ein Krieg mit Oesterreich unabwendbar sei. Eine königliche Verordnung vom 11. März setzte für jeden, der einer andern landesherrlichen Autorität außer den beiden durch den Vertrag bestimmten versuchen würde in Schleswig Geltung zu verschaffen, harte Strafen fest, und die österreichische Regierung, welche dies auch als gegen sich gerichtet betrachten mußte, weil sie die Umtriebe des Augustenburgers zugelassen und begünstigt hatte, hielt sofort einen Kriegsrath, in dem beschlossen wurde, 300,000 bis 450,000 Mann nach Böhmen rücken zu lassen und den Feldzeugmeister von Benedek zum Oberanführer zu machen. Die österreichischen Zeitungen höhnten und spotteten schon im tollsten Siegesjubel vor der That und ein wahrscheinlich erdichtetes Manifest verhängte über die zu erobernden Landschaften wahrhaft tatarische Maßregeln. Trotzdem erschöpfte sich der österreichische Minister noch am 31. März, die freundschaftlichen Gesinnungen seines Kaisers in Berlin versichern zu lassen, als schon von Krakau bis zur sächsischen Grenze drohende Heeresmassen aufgereiht standen. Ja er versicherte vielmehr am 16. März in einer zweiten Depesche an sämmtliche deutsche Bundesstaaten, daß er im Begriff stehe Preußen wegen seiner Rüstungen zur Rede zu stellen, während dieses erst am 28. März in Schlesien und den Elbfestungen kriegerische Vorkehrungen machte. Der Entwurf zu einer gründlichen Verbesserung des deutschen Bundes und die ebenfalls von Bismarck ausgehende Berufung eines allgemeinen deutschen Parlaments, welches die Verfassung eines neuen Bundesstaates unter der Leitung Preußens ausarbeiten sollte, wurde vom Bundestage abgelehnt und Preußen sah daraus, wie wenig es auf Sympathien bei den Mitgliedern desselben zu rechnen hatte. So verging auch der April und Mai noch abwechselnd mit Drohungen und Friedensversicherungen einerseits und ernsthaften Kriegsvorbereitungen andererseits. Unser Minister entwickelte eine unendliche Thätigkeit, die auch nicht durch ein Attentat unterbrochen wurde, das aus unbekannten Gründen ein gewisser Carl Blind versuchte. Es galt jetzt Bundesgenossen zu gewinnen oder zum wenigsten nach jeder Seite hin die Stellung aufzuhellen. Was die ersteren anlangte, so wurde es alsbald offenbar, daß man höchstens und mit voller Sicherheit auf Italien zu rechnen habe, das bei der ersten Kriegs-Nachricht rüstete, um Venetien an sich zu reißen. Garibaldi verließ seinen Ruhesitz

auf der Insel Caprera und die italienischen Truppen rückten an die Grenze. Inzwischen machten die Verhandlungen auf dem deutschen Bundestage immer offenbarer, daß Preußen hier keine Bundesgenossen finden werde, weil die meisten noch die alte Macht Oesterreichs fürchteten und wirklich von ihm auch den Sieg der alten Politik, die Deutschland seit 1815 erniedrigt hatte, erwarteten. Im Vertrauen darauf brachte Oesterreich am 1. Juni eine Erklärung vor den Bundestag, nach welcher es die Lösung der Schleswig-Holsteinischen Frage dem deutschen Bunde im Einklange mit den Beschlüssen der Herzogthümer selbst überlassen wolle und dem Statthalter von Gablenz aufgegeben habe, die holsteinischen Stände zu berufen. Beides war nun entschieden gegen die Bedingungen des Gasteiner Vertrages und hieß die Sympathien der Holsteiner für Friedrich VIII. mit dem Haß und der Eigensucht der Kleinstaaten gegen Preußen vereint ins Feld rufen; es war so gut als eine Kriegserklärung gegen den „Mitbesitzer." Dennoch zeigten sich Preußen und Italien bereit auf Verhandlungen einzugehen, wie sie Frankreich, England und Rußland auf einer Friedens-Conferenz in Paris verlangten; selbst über die Vorbedingungen war unser König mit ihnen einig und wünschte eine persönliche Verständigung mit dem Kaiser. Einen Augenblick schwankte man in Wien, dann antwortete man mit Forderungen, an denen der ganze Plan scheitern mußte. Inzwischen erfolgte am 5. Juni durch Oesterreich die Berufung der holsteinischen Stände, und Preußen erklärte das für einen Bruch des Gasteiner Vertrages, so daß derselbe auch für Preußen seine bindende Kraft verlöre und der frühere Stand der Dinge wieder eingetreten wäre — der gemeinschaftliche Besitz der Herzogthümer. Dem Worte folgte die That. Es erhielt der General von Manteuffel den Befehl, unverzüglich nach Süden vorzugehen und zur Wahrung des Mitbesitzes in die von den Oesterreichern nicht besetzten Plätze einzurücken (7. Juni). Gablenz wurde es unbehaglich. Den Tag nach der Ankunft der Preußen verließ er auf Befehl des Kaisers mit seinen 4000 Mann, allem österreichischen Eigenthume, den Mitgliedern der Landes-Regierung und selbst dem Prinzen von Augustenburg Kiel. Ebenso ging es auch in Rendsburg. Es geschah alles im besten Frieden. Das Musik-Corps des preußischen Seebataillons spielte ihnen die Nationalhymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser." Die einzige Feindseligkeit war ein schriftlicher Protest des Feldmarschalls und die Erklärung von Altona aus, daß er der Uebermacht weiche. Holstein war preußisch geworden ohne Schwertschlag und Baron von Scheel-Plessen wurde zum Oberpräsidenten beider

Herzogthümer genannt. Allerdings war dies noch kein Krieg, es war gewissermaßen nur eine militärische Diversion, aber es war etwas Schlimmeres; es war eine Niederlage, sowohl des Prinzen von Augustenburg, der durch seine eilige Flucht alle Sympathien verlor, als auch Oesterreichs. Trotzdem dieser Schritt die kleineren Bundesgenossen Oesterreichs wohl bedenklich machen konnte, kehrten sie auch in der letzten Sitzung des deutschen Bundestages daran fest. Da Preußen am 9. Juni erklärt hatte, der Bundestag habe kein ursprüngliches Recht zur alleinigen Entscheidung der Herzogthümerfrage, so beschlossen neun gegen sechs Stimmen am 14. Juni gegen die Selbsthülfe Preußens in Holstein einzuschreiten und das ganze Bundesheer mobil zu machen. Nachdem der Vertreter Oesterreichs, als Vorsitzender, dies Ergebniß verkündigt hatte, erhob sich der preußische Gesandte Herr von Savigny und gab im Namen seiner Regierung die Erklärung ab: Preußen betrachte den Bund nunmehr als zerrissen und werde versuchen, einen neuen zu errichten. Hierauf verließ er die Versammlung. Herzog Ernst von Koburg-Gotha war der einzige deutsche Fürst, der freiwillig und persönlich bereit, für das Wohl des gemeinsamen deutschen Vaterlandes Opfer zu bringen, sich offen und entschieden der Sache Preußens anschloß. Noch einmal wandte sich Preußen mit dringenden Aufregen an Hannover, Kurhessen und Sachsen. Es verlangte Neutralität, Versetzung der Armee auf den Friedensfuß, Berufung eines deutschen Parlaments und versprach Gewährleistung des Besitzstandes und der Souveränitätsrechte. König Johann von Sachsen, obwohl sonst ein persönlicher Freund unseres Königs, lehnte zuerst ab am 15., König Georg I., der bis zum letzten Augenblicke noch eine Annahme der preußischen Bedingungen hatte hoffen lassen, am 16. Juni und der Erbprinz Friedrich Wilhelm von Hessen erschien in Berlin ohne Antwort zu bringen. Von diesem Augenblicke an glaubte König Wilhelm, jedes Bedenken los sein zu können. Wie hatte er nicht gezagt und gebangt, der sonst so furchtlose Fürst, ob er die Hand an das Schwert legen dürfe, noch dazu, da er selber im 70. Lebensjahre stand. Mit aufrichtigen und beredten Worten hat er das vielfach ausgesprochen, wenn die Deputationen aus allen Enden seines Reiches herbeikamen, um den Frieden zu erbitten. Und es kamen nicht nur solche, die eigensüchtig den Verlust an Geld und Gut betrauerten, sondern auch die ehrlichsten Herzen bangten, ob das „fast ungeübte" preußische Heer, unter dessen Führern der Krieg noch keinen als großen Feldherrn bezeichnet hatte, nicht Benedek und seinen kriegslustigen Oesterreichern, besonders seiner rühmlichst

bekannten Reiterei, erliegen müsse. Man sagte sich auch, für Oesterreich kämpfe die Verzweiflung eines bankerotten Staates, die Wuth der Katholiken gegen die Ketzer, die Rohheit und Barbarei seiner Croaten und Slavonier gegen fein gebildete Märker und Rheinländer. Man war in Preußen ganz anderen Dingen geneigt, man liebte die Werke des Friedens und betrauerte alle herzlichen Bande, die sich durch die Mobilmachung lösten. Und doch! Da einmal das entscheidende Wort gesprochen war, stellte es sich klar genug heraus, daß der Klang der Kriegstrompete noch nicht jeden Reiz für ein preußisches Ohr verloren habe. Nicht laute Kriegslust, nicht Siegesjubel vor der That, nicht Hohn über die Feinde, sondern der stille, ernste und doch muthige Sinn, mit dem in allen Lebenskreisen, in allen Städten und Dörfern der großen Monarchie die kräftigen Männer von Eltern und Geschwistern, Gattinnen und Kindern Abschied nahmen, zeigte klar, daß man gesonnen sei unter allen Umständen, in Unglück oder Glück seinen Mann zu stehen und, wenn nicht zu siegen, doch der Schmach zu wehren. So zogen sie aus, und daheim blieb — wohl auch viel Mutterangst und Liebe — aber vor allem eine ernste, fromme Feierstimmung, denn das norddeutsche Volk ist doch trotz aller Philosophie und allem Rechthaben ein frommes Volk, und als am 27. Juni in allen Kirchen ein Bettag gehalten wurde, da gab es überall, wohin man kommen mochte, übervolle Herzen, Kopf an Kopf gefüllte Kirchen. Ein jeder hatte doch den einen Segen dahin, daß er wieder einmal fühlte, wie warm er sein Vaterland liebe. Nicht anders dachte unser König. Bisher hatte er es noch immer für seine Pflicht gehalten, jeden Weg des Friedens zu versuchen, und nur mit rastlosem Eifer, der seine Jahre vergessen ließ, selber thätig zu sein für den äußersten Fall. Er hat bisweilen Andeutungen gemacht, daß er seine ganze Stellung als einen militärischen Dienst betrachte, jetzt gewiß schien er bestrebt, seines Landes eifrigster Soldat zu sein. Während die gewöhnlichen Regierungsgeschäfte und Vorträge ungestört fortdauerten, war fast alle Tage Kriegsrath, zu welchem in den Zimmern des Königs die Kriegskarten und Pläne ausgebreitet lagen. Alles prüfte der König selbst, er selbst sah alle Truppentheile, die Berlin durchzogen, überzeugte sich von dem Zustande ihrer Waffen, ihrer Ausrüstung, ihres Trains, früh Morgens und spät Abends, beim Ausmarsch des 1. Garde-Regiments zu Fuß aus Potsdam war er um 3 Uhr Morgens im Lustgarten. Wenn er schon sonst, was freilich erst später bekannt wurde, bei jeder königlichen Botschaft oder Staatsschrift mit eigener Hand thätig war, die Militär-Conventionen mit den kleinen Staaten,

die Organisation auch des künftigen Bundesheeres selbst ausgearbeitet hatte, jetzt wurde es offenbar, daß ihm auch das beredte Wort nicht fehle, wenn sein Herz ganz gewiß war. Seit der entschiedenen Ablehnung seiner Anerbietungen Seitens Hannover, Sachsen, Kurhessen rief er aus: „Wohlan denn, wenn sie wirklich Alle gegen mich sind, so stelle ich mich selbst an die Spitze meiner Armee und will lieber mit ihr untergehen, als daß ich in dieser Lebensfrage nachgebe.“ Mitten aus der fieberigsten Zurüstung schickte er jenen ernsten würdigen Aufruf an sein Volk vom 18. Juni und den Erlaß über die Abhaltung eines Bettages und befiehlt in das Kirchengebet die Worte aufzunehmen, nicht nur, „daß Gott unsere Waffen zur Ueberwindung unserer Feinde segne,“ sondern uns „die Gnade gebe, uns auch im Kriege als Christen gegen sie zu verhalten.“ Dies waren die Zurüstungen und wohl hoffte jedes redliche Herz, daß am Ende des vielleicht langen Ringkampfes der Gott, der die Schlachten lenkt, solcher ernsten, frommen und doch thatkräftigen Gesinnung den Sieg verleihen werde. Anders freilich nahm sich die Schilderung aus, die der österreichische Oberfeldherr von unserm Heere entwarf. Der Feldzeugmeister von Benedek hatte allerdings manches vor unserm Führern voraus. Er war wohl 10 Jahre jünger als die meisten von ihnen, der Sohn eines ungarischen Juden, der Protestant geworden war, und selbst Protestant. In der Schlacht bei Solferino hatte er mit außerordentlichem Geschick einen Flügel angeführt und hoffte seitdem, wie er sagte, auf sein altes Soldatenglück. Dies machte ihn keck und klug genug, um sich alle „Erzherzöge“ zu verbitten, so daß er in der That eine Machtvollkommenheit hatte, wie sie sich jeder große Feldherr wünscht. Er rechnete aber noch auf eines, auf Unfähigkeit und Zerfahrenheit in der Armee des Feindes. In seinem Kriegsmanifest sagt er: „Wir stehen einer Streitmacht gegenüber, die aus zwei Hälften zusammengesetzt ist, Linie und Landwehr. Erstere bilden lauter junge Leute, die weder an Strapazen, noch an Entbehrungen gewöhnt, niemals eine bedeutende Campagne mitgemacht haben. Letztere besteht aus höchst unzuverlässigen, mißvergnügten Elementen, die lieber die eigene mißliebige Regierung stürzen, als gegen uns kämpfen möchten. . . . . Der Feind prahlt seit langer Zeit mit seinem schnelleren Klein-Gewehrfeuer; aber, Leute, ich denke, das soll ihm wenig Nutzen bringen; wir werden ihm wahrscheinlich dazu keine Zeit lassen, sondern ungesäumt ihm mit Bajonett und Kolben auf den Leib gehen. Sobald mit Gottes Hülfe der Gegner geschlagen und zum Rückzuge gezwungen sein wird, werden wir ihn auf dem Fuße verfolgen und

Ihr werdet in Feindesland Euch ausraffen und diejenigen Erholungen im reichlichsten Maße in Anspruch nehmen, die sich eine siegreiche, heldenmüthige Armee mit vollstem Rechte verdient haben wird." Freilich erwartete auch Preußen, obgleich es wohlgerüstet war, die ersten feindlichen Armeen in Schlesien, Sachsen oder Hessen zu treffen, denn der Gegner beherrschte ja fast alle deutschen Eisenbahnen. Aber es wurde alles anders, anders als der Feind, anders als unsere kühnsten Hoffnungen es sich vorgestellt hatten. In wenigen Tagen glückte es der ungemeinen Schnelligkeit und dem Geschick unserer Armee, die gefährlichen Gegner an der Elbe und im Rücken zu überraschen und unschädlich zu machen, so daß man die Hauptmasse der dort aufgestellten Truppen gegen den mächtigsten Feind verwenden konnte. Preußen rückte mit 326,000 Mann ins Feld, das Heer der verbündeten Gegner, Oesterreicher, Baiern, Württemberger, Badener, Hessen, Nassauer und Hannoveraner zusammen, betrug 390,000 Mann.

Der Krieg begann mit der Besetzung von Sachsen und Hannover. Unmittelbar, nachdem König Johann die letzte Aufforderung zur Neutralität zurückgewiesen hatte, am 15. Juni Abends, setzten sich ein preußisches Corps unter dem Prinzen Friedrich Carl von Görlitz aus und die Elbarmee unter dem General Herwarth gegen die sächsische Grenze in Bewegung. Die Brücken bei Riesa und Meissen waren zwar von den Sachsen in die Luft gesprengt, aber die Preußen waren so gut mit Pionieren und dem nöthigen Bauholz versehen, — ja man sagte, sie hätten die beiden nöthigen Brücken bereits fertig in Gliedern mitgebracht, — daß sie am nächsten Tage, am 17. Abends, bereits die Elbe passirten und am 18. Juni General Herwarth seinen Einzug in Dresden hielt, am 19. in Leipzig und Chemnitz. Im Osten, in der Lausitz fand der Prinz Friedrich Carl zwar auch die Eisenbahnen aufgerissen und die Brücken zum Theil zerstört, aber auch diese Hindernisse wurden von den mitgeführten Eisenbahnarbeitern in wenigen Stunden unschädlich gemacht. So kam vom 16. bis 20. Juni das ganze Königreich in den Besitz Preußens mit einziger Ausnahme der Festung Königstein, in welcher der Hof eilends Geld und Kostbarkeiten geborgen hatte, und dessen Commandant später den Verwundeten die Elbe und die Eisenbahn sperrte. Sächsische Truppen traf man fast nirgends. Der König hatte zwar nicht unterlassen, schon am 16. Juni in Frankfurt die Hülfe des sogenannten Bundestages anzurufen und dieser mit 10 gegen 5 Stimmen beschlossen, Oesterreich und Baiern sollten Sachsen, Kurhessen und Hannover „Bundeshülfe gewähren", ja der Vertreter Oesterreichs erklärte sofort, daß seine

Regierung mit allen ihren Machtmitteln Preußen bekriegen wolle; aber der König Johann hielt es doch für besser nicht darauf zu warten, sondern verließ eilends an demselben Tage seine Hauptstadt und setzte „während seiner durch die politischen Verhältnisse nothwendig gewordenen Abwesenheit" eine Landes-Commission ein, deren Allein-Herrschaft drei Tage dauerte. Mit ihm ging sein Minister von Beust, der nicht wenig dazu gethan, um den ganzen Sturm heraufzubeschwören und sowohl durch seine liberalen Reden als seine Angriffe auf die preußische Politik sich einen berühmten Namen verschafft hatte. Auch die sächsischen Truppen unter ihrem Kronprinzen eilten nun nachzukommen, und während man mindestens in Dresden schon österreichische Truppen erwartet hatte, fand man vielmehr die Pässe nach Böhmen nicht einmal genügend bewehrt. Das Königreich trat einstweilen unter die Verwaltung eines preußischen Landraths und des General v. Mülbe, die sich, so gut es gelingen wollte, mit der Landes-Commission in Einvernehmen setzten.

Aehnlich ging es in Hannover und Kurhessen. Schon am 16. Juni sendete Preußen als Antwort auf die Ablehnung seiner Forderungen die Kriegserklärung, und der Commandeur des siebenten Armee-Corps General Vogel von Falkenstein erhielt die Weisung, in Verbindung mit der combinirten Division aus den Elbherzogthümern unter dem Generallieutenant von Manteuffel die beiden Länder in Besitz zu nehmen. Offenbar war man dort der Meinung gewesen, daß Preußen den langsamen Weg der Klagen und Verantwortungen einschlagen werde, der so lange im deutschen Bunde üblich gewesen war. Der blinde König Georg V. aus dem uralten, einst so mächtigen und berühmten Welfenstamme hatte von seinen Vorfahren nur die Hartnäckigkeit des Willens geerbt. Da ihm ein Weg der Erkenntniß durchaus verschlossen ist, blieb er allein angewiesen auf die Redlichkeit seiner Umgebung. Diese aber war ohne Ausnahme Preußen so feindlich gesinnt, daß jede warnende Stimme als unpatriotisch, ja verrätherisch gescholten wurde. So blieben die versöhnlichen freundlichen Briefe unseres Königs ohne Einfluß, der Graf Münster, welcher die besonnensten Vorstellungen machte, wurde beschuldigt, Hannover an Preußen verhandeln zu wollen, Bennigsen verlacht und gehöhnt, als er in der Kammer ausrief: vielleicht werden schon in vierzehn Tagen die Kanonen reden und nicht nur Ministerien, sondern auch Dynastien gestürzt werden. Und doch kam es so. Einem geborenen Hannoveraner, dem Generallieutenant von Göben, fiel die Aufgabe zu, die Hauptstadt zu besetzen. Seit der frühesten Jugend der preußischen Armee angehörig, erwarb er sich bei einem sechs-

jährigen Dienste in Spanien im Alter von 21 Jahren den Rang eines Oberstlieutenants und verstand sich seitdem, wie kein anderer, auf den kleinen Krieg. Als seine Division von Minden aus in zwei starken Tagemärschen die Hauptstadt Hannover erreichte, hatten dies aber die letzten hannöverschen Truppen verlassen und der größte Theil des aufgehäuften Kriegsmaterials mit Kanonen, Pan-

des Kurprinzen von außerordentlichem Muthe. Am 17. Juni Hanau, am 18. Dresden, so wurde am 19. Juni auch Kassel besetzt. Der General von Boyer traf bei seinem Einzuge von Mayen dort kein anderes Hinderniß als aufgethürmte Wagenburgen, sing durch ein geschicktes Manöver bedeutende Kriegsvorräthe ab, die den nach dem Main einrückenden Truppen nachgeschafft werden sollten und fand in dem Kurfürsten Wilhelm selbst, gewöhnt, seine Tage an der Spielbank in Baden-Baden zu verbringen und in seinem geistlosen Dahinleben mit einer verabscheuungswürdigen Gleichgültigkeit Klagen und Thränen seiner Unterthanen, wie die Rathschläge und Mahnungen der Großen unbeantwortet zu lassen, blieb dieser Flucht mit einer Unentschlossenheit, wie sie sonst nur ein reines Gewissen giebt, in seiner Residenz und wartete, bis er auf Befehl unseres Königs verhaftet und am 28. nach Stettin befördert wurde. Die hessische Bevölkerung glaubte es gern, als der neue Beamten „bessere Zeiten und heitere Tage" verhieß. Zwar schloß auch der gefangene Kurfürst seine Abschieds-Proklamation mit dem Worten: „Gott schenke uns bessere Tage!" aber seine Unterthanen empfingen den auch die Franzosen als Befreier.

So wurden zwei Königreiche und ein Kurfürstenthum in wenigen Tagen fast ohne Schwertschlag überwältigt. Ihre Regierungen, obwohl laut und schnell genug im Wort, waren gar zu langsam und ohne Wucht bei der Ausführung gewesen. Hätten sie sich in Baiern mit den Baiern unter dem alten Prinzen Carl vereinigt, so würden sie den ihnen entgegenstehenden Corps sicherlich überlegen gewesen. Nun waren sie zersplittert, zum Theil nördlich gedrängt und südwestwärts oder westwärts ihre Massen richten, um ihre Städte ein, damit die preußischen Reservetruppen nicht auf den Kampfschauplätzen verwendbar würden. Nur die hannoverschen Truppen leisteten bedeutenden Widerstand. Sie hatten sich in einer Stärke von 18,400 Mann zuerst nach der preußischen Provinz Sachsen und dann mit unbegreiflicher Langsamkeit nach den Thüringischen Staaten zurückgezogen, um über Cassel nach Baiern zu gelangen und baierische Truppen zogen ihnen bis gegen Coburg entgegen. Da jene die Verbindung von Preußen nicht mehr fanden, so begannen sie Unterhandlungen über einen Waffenstillstand, die jedoch nur Verzögerung brachten, und Hannover's Truppen kamen ihnen zu der Zeit bis auf die Feste. Noch unterm 26. Juni reichte König Georg die Hand zur Versöhnung: wenn Hannover in den angebotenen Bund einträte und seine Truppen in die Heimath entließe, sollte es Frieden haben; aber der Hochmüthige König wollte nicht. Inzwischen hatte Napoleon seine

Truppen zusammengezogen und die Feinde aus der Ferne umstellt. Offenbar falsch berichtet, wandten diese sich nach Norden, anstatt die Vereinigung mit den Baiern zu suchen. Am 27. kam es von Merxleben bis Langensalza zu einem heftigen Kampfe. Die Avantgarde Falkensteins unter dem General-Major von Flies über 8000 Mann stark, wurde genöthigt sich mit der 20,000 Mann starken hannöverschen Armee zu messen. Von beiden Seiten wurde mit außerordentlicher Bravour gekämpft. Die blutjungen Leute der Coburg'schen Bataillone zeigten sich kaltblütig wie erfahrene Krieger und das 3. Füsilier-Bataillon des 20. Landwehr-Regiments, meist aus Berlinern bestehend, hielt in Carréform einen heftigen Kavallerieangriff mit eiserner Ruhe aus. Es kam zu grausamem Blutvergießen. Ein preußischer Husar erhielt im Handgemenge von seinem Rittmeister einen Säbelhieb über die Stirn, weil seine ganz mit Blut belaufene Uniform ihn den Feinden gar zu ähnlich machte. Am Abend lagen 846 Preußen und nicht weniger Hannoveraner todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Bei der großen Ueberzahl der Feinde geschah es auch leicht, daß kleinere Truppenkörper abgeschnitten wurden. Ein paar hundert Mann, die auf diese Art in die Nothwendigkeit kamen sich zu ergeben, geriethen auf den glücklichen Gedanken, in Eile ihre Minienbüchsen fortzuwerfen, den Todten und Verwundeten in der Nähe die Zündnadelgewehre und Patronen zu nehmen und nun sich eine Gasse zu machen. Dennoch sah sich der preußische General zum Schluß genöthigt, sich vor der sehr bedeutenden Uebermacht zurückzuziehen, was in aller Ordnung geschah, da kein Geschütz, keine Fahne verloren war. Am Abend des 28. Juni hatte Falkenstein, der auf die Nachricht von den Vorgängen am 27. sofort von Cassel, wohin er in Verwaltungsangelegenheiten gereist war, zurückkehrte, mit mehr als 40,000 Mann die Feinde von allen Seiten eingeschlossen, und selbst König Georg begriff nun die Nothwendigkeit einer Kapitulation (29. Juni). Danach sollten der König und der Prinz Freiheit haben auszugehen, wohin sie wollten, die Soldaten entlassen, alle Waffen und Pferde, ausgenommen die der Offiziere, ausgeliefert werden. 52 Kanonen und 12,000 Pferde fielen auf diese Weise in die Hände der Preußen. Es war ein schmerzlicher Anblick, als die braven Soldaten, die sich wacker genug geschlagen, ohne klingendes Spiel, ohne Waffen, selbst ohne Mäntel und Käppis abmarschiren mußten. Schmerz, Schaam oder Wuth stand auf ihren Gesichtern geschrieben, da eine unselige Politik dieses das Resultat einer staunenswerthen Opferwilligkeit und der mannhaftesten Tapferkeit sein ließ.

Auch der Krieg gegen Oesterreich hatte inzwischen einen

den Preußen glücklichen Ausgang gehabt. Mit dem Ausmarsch hatte man beschlossen, in Böhmen einzurücken: die I. unter Prinz Friedrich Karl von der Lausitz aus mit 93,000 Mann, die II. über schlesische unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm aus Schlesien mit 115,000 Mann, die III. unter Elbemanee unter dem General Herwarth v. Bittenfeld mit 46,000 Mann aus Sachsen aus. Die ersten Schüsse hatten österreichische Husaren auf preußische Patrouillen in Oberschlesien am 18. Juni abgefeuert. Je näher man dem Feinde rückte, desto offenbarer wurde es, daß es wenig Ursache hatte zu der eitlen Prahlerei, welche seine Zeitungen erfüllte. Man meinte die Preußen mit einem Zuge fortzujagen, und sah schon Berlin von den Siegern dem Erdboden gleichgemacht. Die 800,000 Mann, mit denen man geprahlt hatte, waren in Wirklichkeit nur 500,000, und auch diese waren noch nicht zusammen, als der Krieg begann, weil aus politischen Gründen die verschiedenen Mannschaften immer möglichst weit von ihrer Heimath den Regimentern zugeordnet zu werden pflegten. Da überdies bedeutende Heeresmassen gegen Italien im Felde standen, so gebot Benedek über nicht mehr als 270,000 Mann, eine Zahl, die zu einem entschiedenen Vorgehen in der That nicht hinreichte. Auf die einzelnen Führer konnte er sich nicht sehr verlassen, es waren darunter Generale, wie Clam-Gallas, den schon im italienischen Kriege grobe Fehler gemacht hatte und trotzdem er seichte Wahl besaß, doch einige Erzherzöge. Den Zustand der Armee hatte man in kurzsichtigem Trotz seit Jahrzehnten unverändert gelassen, so oft auch einsichtige Männer auf manche Verbesserungen, die Preußen gemacht, hinwiesen. Dergleichen Neuerungen galten für kirchen- und gottlos, und doch Dank bestand immer in den Augen des Kaisers. Besonders war das Verpflegungs- und Transportwesen in sehr schlimmer Verfassung: die Soldaten klagten oft genug, daß sie hätten hungern müssen. Aus alle dem hatten sie heraus, daß außerordentliche Lust zu diesem Kriege und eine übermüthige Zuversicht auf den gewissen Sieg. Um so ernster und vorsichtiger war die Stimmung unseres Heeres. Die Offiziere erklärten es offen, daß sie die Oesterreicher als tapfere Kampfgenossen und liebenswürdige Kameraden ehrten, und sie sicher an ihrer Seite sehen würden als gegenüber, das haben sie in hundert Fällen den Verwundeten oder Gefangenen auch später durch die That bewiesen. Den König hatte schlaflose Nächte deshalb gekostet, ihm selber bemächtigte sich Lage der Dinge am meisten. Wie aber man sonst über den Krieg denken mag, darüber faßt man am besten den Bericht, den ein unparteiischer Berichterstatter einer englischen Zeitung gibt: „Außer den schönen und tüchtigen

Leuten in der Linie, welche in den vordersten Reihen dieses Feldzuges fochten, hatte Preußen hinter diesen noch Landwehr-Regimenter, die aus ebenso großen, ebenso kräftigen, nur älteren Soldaten bestehen. Davon sind die meisten Gemeinen Männer in guter Lebenslage; doch haben sie beim Ruf des Vaterlandes alles im Stich gelassen und sind wieder in die Armee eingetreten, zu der sie eine Intelligenz mitbringen, wie sie in den Armeen keines andern Landes in Europa gefunden wird. Auch haben sie im Privatleben nichts von ihrer früheren militairischen Uebung und Haltung verloren; es sind wahrhaft herrliche Truppen, das Ideal eines Heeres. Auch werden sie vortrefflich geführt, denn ihre Offiziere, fast alle von adliger Abstammung, sind Männer, die früher ebenfalls in der Armee gedient haben und in Friedenszeiten auf ihren Gütern meist in denselben Distrikten leben, aus welchen die Soldaten, die sie jetzt befehligen, gezogen sind, so daß diese Landwehrtruppen mit ihrer höheren Bildung und Intelligenz eine ritterliche Zuneigung zu ihren Vorgesetzten verbinden." So schreibt der Engländer, und wir können noch hinzufügen, daß unzählige Techniker, Kaufleute, Studenten, Referendarien und Assessoren mit darunter waren und mit ihrer überlegenen Bildung unabsichtlich auf die ganzen Compagnieen Einfluß übten. Ueberdies hatte der Soldat ein grenzenloses Vertrauen sowohl zu seiner Führung als zu seiner Waffe. Das von dem fast achtzigjährigen Geheimrath Dreyse, jetzt von Dreyse, in Sömmerda erfundene und vervollkommnete Zündnadelgewehr gab ihm eine außerordentliche Sicherheit. Wenn ein Anlauf der Feinde auch nur zwei Minuten dauerte, so war doch der Soldat im Stande, in dieser kurzen Zeit zehn Schüsse zu thun. Darum standen unsere Bataillone so mauerfest und gaben nicht eher die erste Salve, als bis der wild heranstürmende Feind nur wenige Schritte noch entfernt war, um dann eine um so schrecklichere Verheerung anzurichten. Im richtigen Verhältniß zu dieser Ausrüstung stand auch das Lazareth- und Trainwesen. Für alles war die äußerste Vorsorge getroffen. Eisenbahnschienen und Brückenpfeiler führte man überall auf Wagen mit sich und stellte die zerstörten Verbindungen auf diese Weise in wenigen Stunden wieder her. Noch dazu erleichterte die vortrefflich eingerichtete
der Feldtelegraph die Versendung der Befehle
Heer in immerwährender Verbindung mit der
Der Letztere wurde auf zwei leichten Wagen
und, sobald das Hauptquartier bestimmt war,
Wege mit der nächsten Telegraphenstation in
Meistens fand der Stab bei seiner Ankunft im

Kundschafter schon fertig und konnte Befehle ausgeben, Berichte empfangen. Alle diese Einrichtungen haben nicht wenig zu dem schnellen und großartigen Erfolge beigetragen.

Am 23. Juni überschritt die I. Armee unter Prinz Friedrich Carl die böhmische Grenze in der Richtung von Zittau nach Reichenberg, das man am folgenden Tage besetzte. Ueberall fand man die leicht zu vertheidigenden Pässe offen. Erst am 25. traf man die Avantgarde des Grafen Clam-Gallas, schlug am 26. dieselbe in den Gefechten bei Liebenau und Turnau gestützt und stürmte noch in der Mondnacht vom 26. auf den 27. auch von der sogenannten „eisernen Brigade" — sie hatte sich diesen ruhmlichen Namen 1864 vor Schleswig verdient — vertheidigte Dorf Podol. Viermal stürmten die Oesterreicher mit Todesverachtung hervor, immer wurden ihre Reihen durch das Schnellgewehrfeuer grausam gelichtet, sie räumten dann langsam das Dorf, und ließen 500 Gefangene zurück, meistens Italiener aus Venetien, die keine Lust zum Kampf hatten. Gleichzeitig war auch die Elbarmee unter General Herwarth von Dresden aus in Böhmen eingedrungen, hatte bei Hühnerwasser am 26. ein paar österreichische Husaren-Regimenter zurückgeworfen und stand am 28. in Verbindung mit der I. Armee zur Eroberung von Münchengrätz. Während ein Theil der letzteren mit unsäglicher Anstrengung in der Gluthhitze des Tages die steilen Höhen zwischen Podol erkletterte und die drei Brigaden schlug, welche sie besetzt hielten, rückte die zweite im Sturmschritt das Iserthal abwärts, dann durch den Fluß selbst, dessen Brücke zerstört war, und war bereits um 12 Uhr Vormittags im Besitz der Stadt. Diese fand sie fast leer. Eine übertriebene Angst vor den Preußen hatte die ganze Bevölkerung in die Flucht gejagt, die Vorräthe waren vernichtet, die Brunnen verschüttet, so daß unsere tapferen Truppen in der That die schrecklichste Noth litten.

Die nächste Aufgabe war, nun auch die Vereinigung mit der Armee des Kronprinzen herzustellen. Obwohl die Avantgarde der I. Armee schon auf der Straße nach Prag bis in die Gegend von Jung-Bunzlau schwärmte, so war es doch zu jenem Zweck nothwendig, einstweilen eine südöstliche Richtung einzuschlagen und sich der festen Höhen von Gitschin zu bemächtigen, welche schon längst beim Entwurfe des kühnen Angriffsplanes als Punkt des Zusammentreffens für die drei Armeen bezeichnet war. Noch am 29. Abends nach einem Nachtgefecht und einem überaus ermüdenden Marsch in der glühendsten Nachmittagshitze, unternahm der General von Werder den Sturm auf die Höhen vor der Stadt und durchbrach nach hartnäckigem Ringen dieselbe. Brigade

Kalik, die eigentlich ehemals bestimmt war, die Kriegführung des Königs von Hannover zu unterstützen. Auf der anderen Seite der Stadt, die von den ersteren durch ein felsiges Waldgebirge getrennt wird, hatte die Division Tümpling einen fast noch härteren Kampf zu bestehen, ohne von dem gleichzeitigen Angriff der Werderschen Division eine Ahnung zu haben. Beide Heeresabtheilungen haben geglaubt, an diesem Tage allein zu kämpfen. Hier wie dort half das Zündnadelgewehr wenig, wohl machte es mehrmals den Versuch der vortrefflichen österreichischen Cavallerie, unser Fußvolk niederzureiten; zu Schanden, aber die Hauptaufgabe lag im unermüdlichen Andringen mit dem Bajonett. Es wird erzählt, daß Viele die Stiefel ablegten, um barfuß bequemer den steilen Fels anstürmen zu können. Nach dreieinhalbstündigem Kampfe waren die Höhen gewonnen und der General Clam-Gallas, der eine Umgehung seiner rechten Flanke fürchtete, zog sich hinter die Stadt und ließ nur Sachsen darin zurück. Dennoch wurde beschlossen, auch diese letzte Aufgabe noch zu lösen. Gegen Mitternacht drangen unsere Truppen in die dunkle Stadt, und es kam zu einem mörderischen Gefecht die engen, winkligen Straßen auf und nieder; die Verwirrung, in der bisweilen preußische Bataillone gegen einander kämpften, wurde noch größer, da sächsische Trompeter preußische Hornsignale nachmachten. Erst der Morgen des 30. Juni beleuchtete den vollen ganzen Sieg bei Gitschin. Wohl war er theuer erkauft. Die Preußen hatten an Todten und Verwundeten 71 Offiziere und 1482 Mann eingebüßt, die Verluste der Oesterreicher und Sachsen beliefen sich dagegen bis auf 7000, und dazu kamen noch die Gefangenen — 60 Offiziere und 3293 Mann. — Hiemit war das erwünschte Ziel erreicht, die Verbindung mit der zweiten Armee, der des Kronprinzen, hergestellt. Ueberdies war die Vorstellung der Oesterreicher von ihrer Unfähigkeit den Preußen zu widerstehen, nach und nach so allgemein geworden, daß ein Sergeant vom Ziethen'schen Husaren-Regiment und vier Husaren einmal 350 Gefangene einzubringen vermochten. Die zahlreichen Sendungen von solchen in die sichersten Festungen unserer Monarchie bis nach Königsberg und Pillau gaben überall einen sichtbaren Beweis von der Ueberlegenheit unseres Heeres.

Die II. Armee unter dem Oberbefehl unseres Kronprinzen hatte die Aufgabe, von Schlesien aus in Böhmen einzudringen. Hier war man sicher die Hauptmacht des österreichischen Oberfeldherrn in der Nähe zu finden, der die gewisse Hoffnung hegte die aus den Pässen in einzelnen Abtheilungen Vordringenden mit überlegener Gewalt zurückzuwerfen. Der Kronprinz gedenkte

zwar die List, ein Armee-Corps nach Süden zu senden und überall verbreiten zu lassen, die Haupt-Armee käme auf demselben Wege nach und werde in Österreich Schlesien einbrechen, dennoch wurde dadurch nur ein Corps von der österreichischen Hauptmacht getrennt. Benedek selbst lieh sein Hauptquartier in Josephstadt und entsendete von Gablenz und Ramming gerade auf die betreffenden Straßen, welche unsere Truppen durchzupassiren gedachten. An der Nordwestecke des Glatzer Gebirgslandes, wo das böhmische Land mit einer tiefen Ecke in unser Schlesien hereinragt, sollte auf drei Straßen zugleich unser Heer nach Trautenau, Braunau und Nachod vorbrechen. Mittwoch den 27. Juni, an dem man in allen Kirchen des Vaterlandes betete, war der bestimmte Tag, doch er verlief unglücklich.

Bei der drückendsten Hitze marschierte unser 1. Armee-Corps unter dem General von Bonin von dem Grenzstädtchen Lieban auf der Straße nach Trautenau vor, einem niedlichen Städtchen, das vor einigen Jahren nach einem schrecklichen Brande fast ganz neu aufgebaut wurde und dazu reichliche Beisteuer auch aus Preußen empfing. Die dorthin führenden Pässe hatte man unbesetzt gefunden und die Vermuthung lag nahe, daß Gablenz den Hauptkampf erst hinter der Stadt beginnen wolle. Ohne Bedenken ging eine Einquartirungs-Ordonnanz in die Stadt und begab sich zum Bürgermeister Dr. Roth. Dieser bewirthete die Offiziere freundschaftlichst und gab die Versicherung, daß die Oesterreicher fern seien und dem Einmarsch der Preußen nichts im Wege stehe. Die begleitenden Mannschaften hieß er zu einem Gastwirth gehen, der sie aber in den Spirituskeller lockte und mit demselben verbrannte. Davon wußten unsere braven ostpreußischen Truppen nichts, als sie mit klingendem Spiel — die Dragoner waren schon voran durch die Straßen geritten — ihren Einzug hielten. Kaum aber waren die ersten Reihen unserer Infanterie bis zum Markte vorgedrungen, als sie von allen Seiten Gewehrfeuer empfing. An allen Fenstern, auf den Dächern erschienen österreichische Jäger und sogar Bürger der Stadt schleuderten Ziegelsteine herab und begossen unsere Compagnieen mit siedendem Wasser oder Oel. Da ergriff die Unsrigen eine verzeihliche Wuth, die Pioniere brachen mit Aexten die verrammelten Thüren auf, und alles was man fand, wurde niedergemacht oder gefangen genommen. Inzwischen entspann sich zwischen den lithauischen Dragonern und dem unverhofft anstürmenden Gablenz'schen Corps ein hartnäckiger Kampf hinter der Stadt auf dem Kapellenberge. Unsere Infanterie stürmte tapfer nach, durch Wasser, Getreide und Gestrüpp den Berg hinan. Obwohl immer neue feindliche

Truppen auftauchen; die Ost- und Westpreußen jagten sie von Kuppe zu Kuppe und vor dem ersten kühnen Dragoner-Regiment verschwanden die berühmten Windischgrätz-Dragoner vom Schlachtfelde. Es war 3 Uhr, als man einige Minuten Halt machte, denn die Truppen waren von früh an bis 9 Uhr marschirt und hatten von da an 6 Stunden gekämpft. Bonin hielt den Kampf für beendet, und als ihm die Meldung kam, daß die erste Garde-Division, welche Braunau bereits passirt hatte, zu seiner Hülfe bereit sei, lehnte er die Unterstützung ab, um ihnen ermüdenden Marsch nicht unnöthig zu verlängern. Nach 2 Stunden aber erneuerte sich der Kampf. Gablenz war nur zurückgegangen, um zwei neue Brigaden herbeizuziehen. So wälzten sich unsern übermäßig ermatteten Kämpfern immer neue Heeresmassen entgegen, und die Garden waren jetzt weiter ab nach Süden gerückt. Bonin erschien es als ein zu großes Wagniß, den Kampf noch weiter fortzusetzen, er gebot Halt und Rückzug hinter die Stadt. Ungern zogen unsere braven Altpreußen zurück, nur der eine Trost blieb, daß kein einziges Geschütz, keine einzige Fahne, kein einziger Wagen verloren ging. Dafür wurde am 28. alles wiedergenommen. Die Garde-Regimenter unter Prinz Hohenlohe von Württemberg standen zwar jetzt schon weiter südlich, aber die Meldung von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Trautenau machte sie schon um $4\frac{1}{2}$ Uhr Morgens marschfertig, um Gablenz Corps in die rechte Flanke zu fallen. Sie fanden den Feind zum Theil noch im Bivouak, der jedoch schnell geordnet seine ganze Artillerie mit 64 Geschützen ins Feld führte. Die erste Garde-Division stürmte muthig die Höhen von Sowr, die Kaiser-Franz-Grenadiere warfen die Feinde siegreich auf Trautenau zurück, die zweite Garde-Division aber vollendete das Werk des Tages, indem sie die Stadt erstürmte und dem Gablenz'schen Corps nur die Flucht übrig ließ. Der Rest desselben, es hatte 102 Offiziere und 3572 Mann verloren und 3000 Gefangene eingebüßt, floh in wilder Unordnung nach Königinhof, so daß ihn Wag durch Tornister, Gewehre, Wagen bezeichnet wurde. Am folgenden Tage schon glückte auch die Einnahme dieser Stadt mit solcher Schnelligkeit, daß die Elbbrücke besetzt war, ehe noch die letzten 400 Flüchtlinge sie hatten passiren können. Die glänzenden Erfolge machten unsern Soldaten immer kühner; ein Garde-Jäger drang während des Kampfes in der Stadt mitten in den dichtesten feindlichen Haufen, rang mit dem Fahnenträger und brachte, wenn auch aus fünf Wunden blutend, das eroberte Panier jubelnd seinen Kameraden.

Auf dem südlichsten von den drei Durchgangspunkten kam

mandirte der 70 Jahre alte General von Steinmetz. Um das Durchziehen des Haupt-Corps am 27. zu sichern, hatte er seine Avantgarde schon am Abende vorher bis Nachod vorgeschoben. Diese fand den langen Engpaß schwach besetzt und drang schnell hindurch, aber nun sammelte auch der Feind sich eiligst vor dem kenntlich gewordenen Uebergangspunkte, um am folgenden Tage einen Hauptschlag auf die aus dem Engpasse sich langsam hervorwindende Armee zu führen. Der Avantgarde unter General von Löwenfeld fiel die schwierige Aufgabe zu, den übermüthigen Feind so lange aufzuhalten, bis das Haupt-Corps ankommen und sich formiren konnte. Ein Wäldchen bot ein Versteck und mit bewundernngswürdiger Kaltblütigkeit hielten die wenigen Bataillone den ungestümen Feind von sich ab und richteten durch ihr Schnellgewehrfeuer und ihre acht gezogenen Kanonen wahre Wunder aus. Trotz der entsetzlichsten Hitze und trotzdem der Zug des einen Armee-Corps den einzigen Weg zwei Meilen weit füllte, beeilte Steinmetz, der überall selbst sich zeigte, und durch sein freundliches Wort die Ermattenden anspornte, den Durchmarsch so, daß um 12 Uhr die Armee sich formirt hatte und die Hauptgefahr, in den Paß zurückgeworfen zu werden, vorüber war. Auch der Kronprinz, der absichtlich sich an diese gefährlichste Stelle begeben hatte, wurde mit Jubel begrüßt und alles war voll Kampflust. Die berühmten österreichischen Kürassiere unter Prinz Solms wurden von preußischen Ulanen und Dragonern unter dem lauten Beifalls-Jubel der Infanteristen geworfen und verloren zwei Standarten. Bei der beginnenden Hauptschlacht bei Nachod war der bedenklichste Umstand der, daß die österreichische Artillerie ausgezeichnet schoß und die preußische noch im Engpasse war, trotzdem hielt sich auch die jüngste Mannschaft mit der größten Ruhe mitten im Kugelregen, und als endlich der Zug unserer Gußstahl-Kanonen sich herausgewunden hatte, da zeigte sich auch die Ueberlegenheit dieser so offenbar, daß die Feinde von Position zu Position zurückgetrieben wurden. Um 3 Uhr Nachmittags war die Schlacht entschieden. Der Verlust der Preußen betrug 62 Offiziere und 1060 Mann, der der Oesterreicher war ungleich größer, 235 Offiziere und 7275 Mann, auch hatten sie wieder 3500 Gefangene zurückgelassen. Diese ungewöhnlich große Anzahl war zum Theil der Erbärmlichkeit der österreichischen Armee-Verwaltung zuzuschreiben. Viele waren äußerst erfreut über den neuen Zustand, denn sie bekamen doch wieder warme Kost. An der schlesischen Grenze passirte es doch, daß ungarische Husaren sich als Deserteure meldeten, um ihren Hunger zu stillen. Fand man doch in Münchengrätz sogar

26 Verwundete in einer Hütte mit Blut bedeckt, vernachlässigt und unverbunden am Boden liegen, die 48 Stunden keine Nahrung erhalten hatten. Man erzählt, daß selbst der Magistrat sich geweigert habe, die erforderlichen Materialien zur Linderung ihrer Leiden zu liefern, bis ein preußischer Offizier, ein Graf Stolberg, gegen den Bürgermeister den Degen zog und ihm auf diese Art menschliche Gesinnung beibrachte.

Am 28. Juni folgte das Gefecht bei Skalitz. Benedek hatte ein neues Armee-Corps unter Erzherzog Leopold nach diesem Ort gesendet, um Steinmetz zu schlagen, aber auch dieser hatte Verstärkung durch eine Brigade jenes Armee-Corps erhalten, das nur zur Täuschung des Feindes nach Oesterreichisch-Schlesien marschirt war. Der Kampf begann in den frühsten Morgenstunden. Die Oesterreicher, hier unerschütterlich tapfer, kannten schon die entsetzliche Wirkung des Zündnadelgewehres und scheuten nicht vor dem Wall von Leichen und Verwundeten, der ihre Fronte verbarricadirte. Aber auch im Bajonettangriff blieben die Preußen Sieger, und am Abend waren Skalitz und ca. fünfundzwanzigtausend Gefangene in ihren Händen. Das Heer bivouakirte mitten unter den Todten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde in bester Kameradschaft mit den Oesterreichern, die dazwischen lagen und der Hülfe bedurften. Alle Truppentheile waren geschäftig die Schwerverwundeten nach der Stadt zu schaffen und die Todten zu beerdigen. Doch wurde man nicht mit der Hälfte fertig und überließ die Arbeit dem nachrückenden 6. Armee-Corps, denn den Tag darauf sollten die unermüdlichen Truppen des General Steinmetz einen neuen Kampf gegen die Oesterreicher bei Schweinschädel zu bestehen haben, der für sie gleichfalls siegreich ausfiel und nicht nur die Vereinigung der einzelnen Theile der Kronprinzlichen Armee herstellte, sondern auch die Verbindung mit Prinz Friedrich Karl sicherte. Der große, kühne Plan Moltkes war gelungen.

Auch das Detachement Stolberg, welches das Eindringen des Feindes aus Galizien in die Südecke Schlesiens zu verhindern hatte, war am 27. Juni mit demselben bei dem Bahnhof Oswiecim und bei Myslowitz mehrfach in Berührung gekommen. Es glückte, die Eisenbahn-Verbindung mit dem Süden zu zerstören, so daß nicht größere Truppenmassen heran zu rücken vermochten, und kam dann zu feindlichen Demonstrationen, die bald erkennen ließen, daß man einem größeren Corps nicht gegenüberstehe, aber zugleich die widerliche Rohheit der Gegner offenbar machte. Bei jeder kleinen Grenzüberschreitung brannten sie muthwillig Dörfer nieder, demolirten die Zollhäuser und plünderten, wo sie konnten.

Es war das nicht zu verwundern, da auch ihr General, ein Italiener, eine in unserm Jahrhundert unerhörte That verübte. Auf Befehl seines Regiments-Commandeurs war ein preußischer Arzt, Dr. Friedländer, auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben, um den verwundeten österreichischen Ulanen den dringend nöthigen ärztlichen Beistand zu leisten. Denn unser König selber hatte alle Truppentheile angewiesen, nach den Bestimmungen der Genfer Convention vom Jahre 1864, welche Oesterreich freilich erst nach dem Kriege von 1866 unterschrieben hat, den verwundeten oder todten Feind wie einen Waffenbruder zu behandeln. Dennoch wurde jener Arzt von dem Schlachtfelde gefangen weggeführt, und auf die Vorstellungen des preußischen Parlamentairs erfolgte weder Auslieferung noch Antwort.

Inzwischen war die Kunde von diesen ersten Erfolgen in alle Theile der Heimath gelangt. In dem Hauptquartiere und von den Regierungen waren Vorkehrungen getroffen, daß jede Nachricht in der schnellsten und wahrheitsgetreusten Weise durch Anzeige an den Straßenecken zur allgemeinsten Kenntniß kam. Gewöhnlich war es die Depesche eines Feldherrn, später des Königs selbst an die Königin, die sofort veröffentlicht wurde. Ihr Inhalt war um so ergreifender, als der Name darunter für die volle Wahrheit Gewähr leistete, wenn sonst ein banges norddeutsches Herz auch an so undenkbaren Erfolgen zu zweifeln geneigt war. Während man in Wien sich bemühte, noch bis zum letzten Augenblick das Volk mit Siegesnachrichten zu täuschen, blieben die Berichte unseres Hauptquartiers höchstens hinter der vollen Werthschätzung der errungenen Erfolge zurück, und der ernste maßvolle Ton derselben stimmte selbst die entzückte Freude zu einem stillen, frommen Dankgefühle um. Nur in Berlin, das selbstverständlich alles zuerst erfuhr, kam es am 28. schon zu einer äußerst freudigen Aufregung der Gemüther, am 29. aber zu einer lauten Siegesfeier ohne Gleichen. Ueberdies war es der Jahrestag der Erstürmung von Alsen, als zahlreiche Volksgruppen vor dem Königsschlosse harrten, ob es vielleicht neue Kunde gebe. Da öffnete um 10 Uhr Vormittags der König selbst das Fenster seines Arbeitszimmers und rief mit lauter, wenn auch tief bewegter Stimme die wenigen Worte herunter: „Unsere Truppen haben unter meines Sohnes Leitung große Siege erfochten!“ Ein Jubelruf war die Antwort, und neue, immer neue Massen aus allen Enden der Stadt drängten herbei, um den König zu sehen. Mehrmals trat er noch an das Fenster in einfacher Soldaten-Uniform, und als er einige Worte sprach, war lautlose Stille, und als er schwieg, tausendstimmiges Hurrahrufen.

Im Laufe einer Stunde war jedes Fenster mit Fahnen geschmückt, und immer wallfahrteten neue Schaaren vor das Königliche Palais, von dessen Rampe der General-Intendant von Hülsen wiederholentlich den Brief des Kronprinzen vorlas. Alles Maaß überstieg der Jubel aber, als um 2 Uhr der früher vielgeschmähte Ministerpräsident v. Bismarck, seit dem Gasteiner Vertrage Graf v. Bismarck, in seinem bescheidenen Einspänner vom Schloßportale hinabfuhr. Mit Gewalt wollte das Volk das Pferd losspannen und den Wagen selbst im Triumph durch die Linden ziehen. Mühsam verhinderten es zwei Stabsoffiziere durch die Versicherung, der Minister habe die größte Eile, doch kam er nicht fort, ohne wenigstens unzählige Male rechts und links die Hände zu drücken, die sich ihm entgegenstreckten. Kaum war aber bekannt geworden, daß der König selbst am Tage darauf nach Böhmen reisen wolle, als man eiligst eine Gratulations-Adresse an ihn abfaßte, die sich im Laufe des Tages mit vielen Tausend Unterschriften füllte. Am Abend um 8 Uhr erschienen im langen Zuge gegen 100,000 Menschen vor dem Palais, und während vierzig zu dem Könige gingen um ihm die Adresse zu überreichen, stimmte die unübersehbare Masse draußen in Begleitung von zwei Musikchören den Choral an: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Dann trat der König selbst heraus, sprach seinen Dank aus und ermahnte zum treuen Ausharren, „da noch Vieles bevorstehe.“ Jubelnd zog die Masse unter Blitz und Donner eines plötzlich ausgebrochenen Gewitters zum Palais des Kronprinzen, des Prinzen Carl und endlich vor das Hotel des Minister-Präsidenten. Der Graf trat mit seiner Gemahlin an das Fenster, und ein Bürger brachte dem großen Staatsmanne Preußens, dem tapfern Generale auf dem Felde der Diplomatie ein dreimaliges Hoch aus. Der aber lehnte das Lob bescheiden ab, ermahnte mit weithin hörbarer Stimme zur Sorge für die hinterbliebenen Familien der Gefallenen und schloß mit einem Hoch auf den König und die Armee. Ein Donnerschlag war die erste Antwort. Endloser Jubel folgte hintendrein nach und wiederholte sich zum Schluß noch einmal vor dem Palais des Kriegsministers. Es war ein unvergeßlicher Tag für alle Bürger Berlins.

Am wirksamsten zeigte sich jene glückliche Stimmung in der Fülle der freiwilligen Gaben, die aus allen Enden für das Heer zusammenflossen und in besonderen Extrazügen täglich abgingen. Unzählige Kisten, Ballen und Fässer mit Kleidungsstücken, wollenen Binden, Nahrungsmitteln, Getränken, Taback und Cigarren wurden befördert und doch noch den zurückgebliebenen Frauen und Kindern reichliche Pflege gespendet. Ganz vorzüglich

jedoch war die Sorge für die Verwundeten geordnet. Schon, was die Militär-Verwaltung selbst eingerichtet, ist eine Art von Lazareth-Reorganisation zu nennen. Außer drei leichten Feld-Lazarethen, für je 200 Verwundete unmittelbar auf dem Schlachtfelde, hatte jedes Armee-Corps noch in den nächsten Ortschaften drei schwere Lazarethe für je 600 Verwundete. Um aber sobald als möglich die Lagerstätten wieder räumen zu können, waren in allen Provinzen 130 stehende Etappen- und Reserve-Lazarethe eingerichtet. Trotzdem erschien auch die freiwillige Krankenpflege noch hinzutreten zu müssen, und der König selbst forderte dazu auf, indem er den Kanzler des Johanniterordens, den Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode zum königlichen Commissar für die gesammte freiwillige Krankenpflege ernannte, damit diese richtig vertheilt und erfolgreich werde. Außer den Privat-Lazarethen, den reichlichen Gaben an Verbandmitteln, Charpie, Instrumenten, Erquickungen, gingen allein an das Central-Comitè in Berlin über 500,000 Thlr. ein. Auch waren Hunderte freiwillig auf dem Schlachtfelde thätig. Die Johanniter, kenntlich durch ihr Kreuz an der Feldbinde, waren überall geschäftig anzuordnen und mit ihren reichen Mitteln zu unterstützen, Brüder aus dem Rauhen Hause, Diakonen aus Duisburg, katholische Ordensbrüder, Studenten, Diakonissen und barmherzige Schwestern, Frauen und Jungfrauen, vor allem auch zahlreiche Aerzte halfen mit frommer Geduld und Selbstverleugnung auf den Verbandplätzen, und die Feldgeistlichen, deren Zahl von 43 zum Theil durch Privatmittel auf 90 erhöht war, dazu 48 Felddiakonen, zum Theil Prediger, Candidaten und Studenten der Theologie, kräftigten die Gemüther mit ihrem Zuspruch und dem Sakrament vor der Schlacht, vermittelten, wo es anging, durch Briefe den Verkehr mit der Heimath, und trösteten die Verwundeten und Sterbenden.

Am 30. Juni waren die drei siegreichen Armeen, die Elbarmee, die des Prinzen Friedrich Carl und die des Kronprinzen, auf einer Gefechtslinie in der Richtung von Gitschin nach Gradlitz vereinigt. Eine kurze Pause trat ein, eine Stille, wie vor dem Gewitter. Unser König, der bis dahin im Verein mit dem Chef des Generalstabes General Moltke die Hauptbewegungen der Heere auf telegraphischem Wege von der Residenzstadt aus geleitet hatte, verließ an demselben Tage Berlin, langte am 2. Juli um 11½ Uhr in Gitschin an und war von diesem Augenblick an selbst der Oberanführer. Das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl war an diesem Tage in Kamenitz, des Kronprinzen in Königinhof, des Generals v. Herwarth in Hochwesely. Die

preußischen Heere standen in einer Front von nahezu 5 Meilen. Die gesammte österreichische Nordarmee war in der Ausdehnung von wenig mehr als einer Meile hinter dem Bistritzbach mit der Festung Königgrätz und der Elbe im Rücken, vereint. Benedek bereitete einen Entscheidungskampf vor, aber auf preußischer Seite erwartete man für den 3. Juli keine Hauptschlacht, und erst die Recognoscirungen, welche Prinz Friedrich Carl am Nachmittag hatte vornehmen lassen, lehrten, daß sie unmittelbar bevorstand. Prinz Friedrich Carl war entschlossen, den Feind mit seiner ganzen Macht anzugreifen und sandte an den Kronprinzen und General Herwarth Schreiben mit der Bitte um Unterstützung, in das Hauptquartier des Königs nach Gitschin begab sich der Chef des Generalstabes General-Lieutenant von Voigts-Rhetz, um von der getroffenen Anordnung Meldung zu machen. Des Nachts um 11 Uhr traf er dort ein, und jetzt wurde es zur Gewißheit, daß am folgenden Tage eine große Schlacht bevorstehe. Bis 12 Uhr Nachts dauerte der Kriegsrath, in dem vor Allem General von Moltke's Rathschläge Geltung fanden, und um $4^3/_4$ Uhr waren die erlassenen Befehle bei sämmtlichen Armee-Corps angelangt. Die Stärke des Feindes bei Sadowa kannte man nicht, aber mochte man dort das gesammte österreichische Heer oder nur einen beträchtlichen Theil desselben vorfinden, der König faßte sogleich den Entschluß, den Gegner mit allen Kräften anzugreifen. Die 1. Armee in Verbindung mit der Elbarmee, die sich rechts anschloß, sollte den Kampf eröffnen, und ihn so lange hinhalten, bis die 2. Armee herannahte, um Benedek in seiner rechten Flanke und im Rücken anzugreifen. Das Gelingen des Plans hing davon ab, daß der Kronprinz rechtzeitig in den Kampf eingriff. Seine Armee hatte einen Marsch von ungefähr 4 Meilen zurückzulegen, und die Wege waren durch Regen schwer passirbar gemacht. Doch der König Wilhelm kannte die Tüchtigkeit seiner Soldaten und Feldherren, er wußte, was er ihnen zumuthen konnte, und er sollte nicht enttäuscht werden. Der König selbst ruhte nur bis 5 Uhr, dann fuhr er zwei und eine halbe Stunde und bestieg das Pferd, das er erst nach 12 Stunden verließ. Ein Schluck Wein aus der Feldflasche eines Reitknechts, ein Stück Wurst und Brod von einer Ordonnanz bildeten seine einzige Nahrung an diesem Tage; aber es war freilich der Tag von Königgrätz.

Benedek hatte die wenigen Ruhetage benutzt, um eine Aufstellung seiner Armee zu vollenden, die nach menschlichem Dafürhalten von keiner Macht erschüttert werden konnte. Westlich von den Festungen Königgrätz und Josephstadt, durch die Elbe von

dieser geschieden, erhebt sich zwischen den beiden Flüßchen Bistritz und Trotinka ein unebenes Terrain, das mit einer Fülle von Dörfern bedeckt ist, fast terrassenförmig ansteigend bis zu den Hügeln bei Lipa und Chlum, von denen man die ganze Gegend weit übersieht. Hier stand das Centrum der österreichischen Armee, während ihr linker Flügel, von sächsischen Truppen gebildet, sich an die Bistritz, der rechte an die Trotinka lehnte. Die kleinen mit Dörfern und Wäldchen besetzten Mulden machten sowohl der Infanterie eine vollkommen gedeckte Aufstellung, als auch der österreichischen Artillerie die stärkste Wirkung möglich. Diese unstreitig beste Waffe der ganzen Armee war mit der größten Umsicht in mehreren Linien über einander aufgestellt, die Schußentfernungen abgesteckt, einige Waldstrecken davor abrasirt, so daß auf gewisse Flächen, besonders der Fronte gegenüber, gegen Lipa und Sadowa hin, ein wahrhaft entsetzliches Feuer geschleudert werden konnte. An den Waldsäumen waren überdies die Bäume etwa 10 Fuß über dem Boden abgesägt und die Zwischenräume mit dem dadurch gewonnenen Strauchwerk angefüllt, um das Eindringen in das Gehölz möglichst zu erschweren. Alle schon einmal geschlagenen Truppen wurden in die Dörfer zur Vertheidigung und in Reserve gestellt, dem Feinde gegenüber standen nur solche, die noch nicht im Feuer gewesen waren, und die stärkste Macht vereinigte sich um das Centrum, wo der Oberanführer selbst mit seinem Stabe hielt. Die Soldaten hatten mehrere Tage geruht, waren gut verpflegt, voll Vertrauen zu ihrem Führer, voll Muth und Kampflust.

Die Preußen dagegen hatten wenig Schlaf und Nahrung genossen. Schon vor Mitternacht waren die Truppen der 1. Armee in Bewegung. Ein rauher Wind blies ihnen in das Gesicht, und von Sonnenaufgang an bis zum Nachmittag fiel ein feiner Regen. Die Luft war dicht und neblig, so daß das Fernrohr nicht durchdringen konnte. Von der Stellung und Ausdehnung des Feindes bekam man auf diesem Wege wenig Kunde. Um 7 Uhr schob Prinz Friedrich Carl seine Kavallerie und reitende Artillerie vor, um 7½ Uhr fiel der erste Schuß, bald darauf erschien der König, auf der Höhe von Dub, Sadowa gegenüber, überall mit jubelndem Hurrahrufen begrüßt. Kaum waren unsere Truppen ein wenig vorgerückt, als plötzlich von allen Seiten sie ein unerwartetes Feuer empfing. Aus jedem Dorf, aus jedem Fleckchen Wald, aus jedem Garten flogen die sausenden Granaten herbei. Eine Stunde lang stand der Kampf, niemand gewann an Terrain, obwohl beiderseits die Batterien arg zugerichtet wurden. Um 9 Uhr befahl der König, über das sumpfige Thal der Bistritz zu gehen, aber dann den Kampf so lange hinzuhalten, bis die

beiden andern Armeen zur Entscheidung herbeigekommen wären. So mußten die drei Heereskörper, welche das Flüßchen überschritten hatten, ein vernichtendes Granatfeuer aushalten. Die Division Fransecky nahm nach einem grausamen Handgemenge das brennende Dorf Benatek, aber die Erstürmung des Wäldchens, das die Verbindung mit Sadowa machte, kostete über 2000 Mann. Fast jeder Baum mußte einzeln im Bajonett- und Schwertkampf genommen werden und von dem 27. Regiment aus Magdeburg kamen nur zwei Offiziere und ca. 400 Mann aus dem Gehölz. Um Mittag wurde der Andrang der Feinde hier so stark, daß die zusammengeschmolzene Division langsam bis Benatek zurückgedrängt wurde. „Nicht weiter zurück," rief der tapfere General, „hier sterben wir!" da aber zwangen zur richtigen Zeit die anstürmenden Garden den Feind von der 7. Division abzulassen. Währenddeß hatte die Division Horn auch Sadowa genommen, aber im Wäldchen dahinter kam sie zum Stehen, da ihr Kleingewehrfeuer gegen die wohlverdeckten Feinde nutzlos war und ihre dichten Reihen um so sicherer von den feindlichen Granaten gelichtet wurden. Auch das 2. Armee-Corps, zum Theil aus Bayern bestehend, hatte die brennenden Dörfer Dohalitz und Mokrowans genommen, mußte dann aber volle sechs Stunden hungernd, durchnäßt, frierend, den Kugelregen aus 200 Geschützen ertragen und durfte nicht angreifen, um nicht den Erfolg der ganzen Schlacht zu gefährden. Inzwischen hatte die Elbarmee unter General Herwarth die Bistritz eine Meile südlich bei Nechanitz überschritten, nachdem erst die zerstörte Brücke unter dem Kanonenfeuer der Feinde hergestellt war, und stürmte die feste Stellung der Sachsen bei den Dörfern Problus und Prim. Um jedes Haus kam es zum blutigen Kampf, und erst um 1 Uhr gelang es den Preußen, die vortrefflichen gezogenen Geschütze der Feinde, die sie kurz zuvor aus preußischen Arsenalen gekauft hatten, zum Schweigen zu bringen. Ueberall schien auf diese Art der Kampf zum Stehen gekommen zu sein. Die österreichische Linie war zwar auf beiden Flanken etwas zurückgedrängt, aber der Feldherr hatte sofort eine neue etwas höher formirt und behauptete noch den Wald von Sadowa. Eine letzte Entscheidung herbeizuführen waren unsere übermüdeten Truppen gegenüber den zahlreichen und durch eine günstig gestellte Artillerie geschützten Feinden durchaus unfähig. Bis jetzt hatten 123,918 Preußen gegen die vollzählige Nordarmee der Oesterreicher von 206,100 Mann gefochten; ohne wenn auch nicht der Muth, so fingen doch ihre Kräfte an zu erlahmen, und die Verluste, namentlich der 1. Armee, hatten große Lücken in die Reihen unserer tapfern Streiter gerissen. Wie übel

licher Bangigkeit, wie Wellington einst bei Waterloo, ehe Blücher kam, schauten unsere Heerführer nach der Ankunft des Kronprinzen aus.

Noch immer hielt unser König auf der Höhe bei Sadowa und ordnete selbst jedes Vorgehen der Divisionen, jedes Vereinigen der einzelnen Corps an und seine Anwesenheit übte auf alle Truppen eine begeisternde Wirkung aus. Eine Zeit lang begab er sich hinab um den Kämpfenden näher zu sein, aber alsbald erregte sein zahlreiches Gefolge die Aufmerksamkeit des Gegners und in seiner nächsten Nähe fielen die Granaten nieder. Erst das Hinzudrängen der Vielen, die ohne ein Wort zu wagen für ihn bangten und ihn durch Umstellung zu schützen suchten, machte ihn auf die Gefahr aufmerksam und er begab sich an eine dem Auge der Feinde weniger ausgesetzte Stelle. Aber immer blieb er doch in ihrer Nähe mit seinem ermuthigenden Zuspruch: „Haltet aus, Kinder, haltet aus! Vorwärts! In einer halben Stunde ist der Sieg unser!“ so rief er den Resten eines Bataillons entgegen, die vom Sturm auf den Waldhügel bei Sadowa ohne Offizier nur von einem Feldwebel geführt zurückkehrten, stieg vom Pferde und commandirte selbst: „Halt! und Front!“ Aber wohl wendeten sich auch seine Blicke von Minute zu Minute sorgenvoller nach dem Nordosten, von wo aus die zweite Armee geradezu in das Treffen eingreifen sollte. Wohl hatte er längst die Rauchwolke gesehen, welche den Zug der viel näheren Elbarmee kenntlich machte, keine Staubwolke, kein Signal verkündete das Herannahen des Kronprinzen, das Fernrohr durchdrang nicht die feuchte Luft, und die ausgesendeten Adjutanten hatten zu weite Umwege zu machen, ehe sie die marschirenden Truppen trafen. In solcher Zeit war es wohl eine Erquickung auf einen Mann zu blicken, der im Rücken der Armee scheinbar ohne Antheil an dem blutigen Drama vor einem Pulte saß und sich nur mit seiner Karte beschäftigte. Es war unser geschicktester Stratege, der General v. Moltke. Obwohl von Geburt ein Mecklenburger, geboren 1800, und in einem Cadettenhause zu Copenhagen erzogen, gehörte er seit dem Jahre 1822 dem preußischen Heere an, wurde 1835—1839 als militärischer Organisator nach der Türkei gesendet und später Adjutant des Kronprinzen. Obgleich kühn und lebhaft in seinen Gedanken und Entwürfen, rasch im Handeln, ist er doch so vorsichtig in seinen Ausdrücken, daß er wegen dieser Eigenschaft und seiner ausgebreiteten Sprachkenntnisse in der Armee als der Mann bekannt ist, „der in sieben Sprachen schweigt.“ Man hält ihn für den gelehrtesten Kenner der Kriege Friedrichs des Großen, und der Plan dieser Schlacht war sein Werk. Jetzt

zeichnete er still die Bewegungen der Truppen auf seiner Karte vor und sandte mit Blitzesschnelle durch den Feld-Telegraphen die Befehle aus, auf deren Erfüllung er mit solcher Sicherheit rechnen konnte, daß keine einzige seiner Combinationen fehlschlug. Freilich waren auch die Hindernisse, welche Wind und Wetter bringen konnten, seinem Geiste gegenwärtig. Mit unerschütterlicher Ruhe erwartete er die Ankunft des Kronprinzen, deren Verzögerung durch den Regen und die schlechten Wege er bereits mitberechnet hatte. Dennoch bekam man erst um 3 Uhr die Gewißheit, daß die II. Armee bereits im Kampfe sei. Benedek wußte es früher. Schon um 12 Uhr Mittags erhielt er die Meldung, daß das 5. Armee-Corps unter Steinmetz gegen seinen rechten Flügel vormarschire. Der Oberfeldherr, gelassen seine Cigarre rauchend, gab nur den Befehl, das Terrain müsse behauptet werden. Noch um 1 Uhr war Alles voll Hoffnung. Als Benedek selbst mit dem Stabe nach dem rechten Flügel trabte, empfing man ihn mit der Nationalhymne und lautem Hurrahrufen, er aber sprach mit lauter Stimme: „Jetzt nicht, wartet bis morgen, Kinder!" Auch als ihm um 3 Uhr die Nachricht kam, daß Preußen hinter ihm ständen, blieb er gelassen. Als er aber in Begleitung seines Stabes mit dem ihm eigenen Ungestüm sogleich zu der bezeichneten Stelle galloppirte, wurde dem Prinzen Esterhazy schon das Pferd weggeschossen, daß er sich mühsam aus dem Schlamme hervorarbeitete, und Erzherzog Wilhelm erhielt eine Wunde am Kopfe. Mehrere von seinem Stabe wurden todtenbleich. Nach wenigen Minuten erfüllte das unerwartete Erscheinen der Preußen fast in der Mitte der Feinde alles mit Schrecken. Jetzt war das numerische Mißverhältniß der Truppenzahl ausgeglichen, die nun vereinigte preußische Armee zählte 220,984 Mann, also beinahe 15,000 mehr als die österreichische, doch blieb letzterer der Vortheil der festen Stellung. Während der Kronprinz seine Garden, an deren Spitze der General Hiller von Gärtringen den Heldentod starb, gegen das Centrum in Lipa und Chlum vorsendete, bekamen auch die beiden anderen Armeen neuen Muth. Die Armee des Prinzen Friedrich Carl rückte wieder vor und die Elbarmee drückte gleichzeitig, den Sieg über die Sachsen verfolgend, den linken Flügel der österreichischen Armee zurück. Die Oesterreicher wurden umringt. Vergebens suchte Benedek den Preußen Chlum zu entreißen, vergebens unternahm er noch einen letzten furchtbaren Kavallerie-Angriff, vergebens stürzte er sich selbst in das heftigste Feuer; er fand nicht einmal den Tod, den er suchte. Die Flucht war unaufhaltsam. Ein Theil wendete sich nach Königgrätz, ein anderer nach Pardubitz, und preußische

Truppen folgten ihnen bis zur Elbe. Um 7 Uhr Abends machte das Hauptcorps Halt, um 9 Uhr hörte auch das Schießen auf. Von dem Schlachtfelde ertönte, ehe die übermüdeten Truppen Ruhe und Nahrung genossen, nach alter Sitte der Choral „Nun danket alle Gott.“ Die Einbuße der österreichisch-sächsischen Armee belief sich in der Gesammtsumme 44,200 Mann, darunter 19,800 Mann an Gefangenen. An Kampf-Trophäen fielen dem Sieger 160 österreichische und 1 sächsisches Geschütz in die Hände, an Fahnen wurden 5 im Laufe der Schlacht genommen. Die Beute an sonstigem Kriegsmaterial war außerordentlich groß; viele Tausend Gewehre, mehrere Hundert Munitions- und Bagage-Wagen, Ambulancen und ein Pontontrain wurden am folgenden Tage auf dem Schlachtfelde und in der Nähe desselben gefunden. Die Armee schien so gut als vernichtet. Unser Verlust betrug 350 Offiziere und 8794 Mann, wovon zwei Drittel beinahe auf die heldenmüthige I. Armee kamen.

Unser König war selbst fortwährend bei seinen Kämpfern und gerieth dabei einmal in ein so ernstliches Granatfeuer, daß der Graf von Bismarck auf ihn zuritt und erklärte, „als Ministerpräsident habe er die Pflicht, Se. Majestät zu bitten, daß er die augenscheinliche Gefahr nicht in dieser Weise aufsuche.“ Erst während der Schlacht und nach dem großen Siege sah der König seit ihrem Abmarsch die Feldherren und Truppen der II. Armee wieder. Ueberall grüßte ihn endloser Jubelruf, und die Offiziere stürzten herbei, um seine Hände zu küssen. Endlich um 8 Uhr spät begegnete ihm der Kronprinz, den er suchte. Welch ein Wiedersehen! Den greisen Monarch schloß den jugendlichen Heldensohn, dem die Thränen aus den Augen stürzten, in seine Arme und überreichte ihm selbst den Orden pour le mérite. Freilich beklommene sein königliches Herz auch auf das Tiefste der Anblick des Schlachtfeldes, der wahrhaft erschreckend war. Außer vielen andern heldenmüthigen Offizieren und Soldaten war auch ein edler Sproß des Hohenzollernstammes niedergesunken und harrte des Todes. Der 26jährige Prinz Anton von Hohenzollern, Sekonde-Lieutenant im 1. Garde-Regiment, war von einer Reise im Orient schleunigst zurückgekehrt, um auf seinem Posten zu stehen. An der Spitze seines Zuges erstieg er die Höhe von Chlum und blieb stundenlang im heftigsten Kampfe, bis ihn vier Schußwunden niederwarfen. Er starb nach einigen Wochen in Königinhof.

Am Nachmittag des 4. Juli erschien, abgesandt von Benedek, im preußischen Hauptquartier der Feldmarschall von Gablenz, um über eine Waffenruhe zu unterhandeln. Der König war geneigt, einen 3tägigen Waffenstillstand gegen die Auslieferung

der drei Festungen, Theresienstadt, Josephstadt und Königgrätz zu gewähren. Mit diesem Bescheid reiste Gablenz unter Estorte am Abend nach Königgrätz ab, weil er keine Vollmacht zum Abschluß von Unterhandlungen besaß. Am 8. kehrte er wieder mit einer Instruction des Grafen Mensdorff, des österreichischen Ministers des Auswärtigen. Damals befand sich das große Haupt-Quartier bereits in Pardubitz, und auch jetzt waren die Forderungen der Oesterreicher trotz der eben empfangenen totalen Niederlage so anmaßend, daß der König die Erwägung derselben mit den Worten abgebrochen haben soll: „Ich unterhandle nur mit einem geschlagenen Feinde.“ Ohne an den Sieger Zugeständnisse zu machen und ihm dauernde Vortheile zu gewähren, sollte der Waffenstillstand, den Preußen nicht nöthig hatte, bei 14tägiger Kündigungsfrist nicht unter 8 Wochen und nicht über 3 Monate gültig sein. Es zeigte sich bald, worauf der österreichische Kaiser seine Hoffnung setzte. Als man noch in allen Theilen unseres Staates die herrliche Siegesbotschaft feierte, brachte der Telegraph von Paris her die unzweifelhafte Nachricht, daß der Feind die Hülfe Frankreichs angerufen und ihm Venetien abgetreten habe. Aengstliche Gemüther wähnten schon die Franzosen am Rhein, aber bald stellte sich heraus, daß Napoleon keinen Schritt that, um die Freundschaft und das Geschenk anzunehmen. „Er könne sich doch nicht mit einem Leichnam verbinden,“ soll er gesagt haben, und beschränkte sich auf den Versuch friedlicher Vermittelung. Auch Italien brach nicht die versprochene Freundschaft, obwohl es am 24. Juni bei Custozza, südwestlich von Verona, von Erzherzog Albrecht und zur See am 21. Juli bei Lissa, einer Insel im adriatischen Meer vor der Küste Dalmatiens, von Tegethoff entschieden geschlagen war und Gablenz seitdem durchaus nicht die erwarteten Erfolge gehabt hatte. Der einzige Vortheil, den Oesterreich von dieser neuen Wendung seiner Politik haben konnte, blieb die Hinüberführung seiner siegreichen Südarmee nach dem Norden, aber der weite Weg von Venedig bis Wien gab unseren Führern die Hoffnung, daß sie noch eher die Hauptstadt erreichen würden. Es kam unter allen Umständen darauf an, den Gegner nicht zu Athem kommen zu lassen, und diese Ueberzeugung war bei allen preußischen Truppen so mächtig, daß sie entschlossen waren, die äußersten Strapazen zu bestehen.

Nach kurzer Ruhe ging es vorwärts nach dem Süden, Böhmen wurde besetzt, und von der uralten Burg in Prag wehte die preußische Fahne. An der Grenze von Mähren gab ein aufgefangenes Felleisen die gewünschte Auskunft, wo der Feind zu finden sei. Gablenz allein mit seiner zerstäubten Nordarmee

und den Kavallerie-Brigaden des Prinzen von Schleswig-Holstein hatte den Schutz von Wien übernommen, Benedek mit der Hauptmacht sich nach Olmütz begeben, offenbar um den Verfolgern jenes in den Rücken zu fallen. Am 10. und 11. Juli gab es kleine Scharmützel an der Grenze, in denen die Ueberlegenheit unserer Kavallerie über die feindliche auffallend zu Tage trat, indem österreichische Husaren von unseren Ulanen und wieder österreichische Ulanen von preußischen Dragonern geschlagen wurden, aber erst am 15. Juli kam es zu einem entscheidenden Treffen bei Tobitschau, drei Meilen südlich von Olmütz. Unser Kronprinz nämlich, welcher mit seiner Armee den linken Flügel des ganzen Heeres bildete, war im Begriff, die Eisenbahnverbindung zwischen Benedek und Wien zu unterbrechen, als er auf die nach Ungarn abziehenden Oesterreicher stieß, die bereits Kunde hatten, daß Prinz Friedrich Carl an demselben Tage die Eisenbahnstation Lundenburg an der Taya besetzt habe. Sofort befahl er anzugreifen, und da eine regelmäßige Kanonade die Unsrigen ein zu langer Aufenthalt dünkte, so stürzten sich unsere Kurassiere auf zwei feindliche Batterien und nahmen sie im Sturm, sächsische Carré's wurden von unsern Husaren niedergeritten und ein Wäldchen in der Nähe von den Altpreußen des 44. Regiments, wenn auch nicht ohne großen Verlust, mit dem Bajonett genommen. Vergeblich war eine Erneuerung des Kampfes am Nachmittage: unsere gezogenen Geschütze warfen den Feind zurück, und am Abend wurde Benedek selber die Station Prerau entrissen, auf die es vor Allem ankam. Durch diese Schlacht war ein Theil der Armee Benedeks in Olmütz abgeschnitten, und der Hauptheil, welcher wenigstens den Weg mit der Eisenbahn nach Preßburg gewinnen wollte, fand dieselbe bereits bei Holitz von der I. Armee besetzt und mußte sich zu dem langen und beschwerlichen Umwege über die kleinen Karpathen entschließen. So kam es zum letzten Kampfe im diesem Kriege am 22. Juli bei Blumenau, kaum eine Stunde vor Preßburg. Die Division Franseky, welche Tags zuvor die March überschritten hatte, stieß auf 25,000 Oesterreicher von Benedeks Heer unter dem Kommando des Grafen von Thun. Den ganzen Vormittag währte ein lebhaftes Artillerie-Gefecht; als aber eben die Brigade von Bose auf schwierigen Umwegen den Feind umgangen und von Preßburg abgeschnitten hatte, so daß seine Vernichtung ebenso wie die Einnahme der Stadt gewiß war, da erschien um 12 Uhr Mittags ein Parlamentär mit der Ankündigung, daß der Waffenstillstand beginne. Schon am 18. Juli war die Kette unserer Vorposten nur drei bis vier Meilen von Wien entfernt, das mühsam in aller Eile verschanzt

wurde. Vom Stephansthurme herab sah man die lange Reihe der Wachtfeuer und erfuhr mit Schrecken, daß alle drei Armeen in langer Linie zusammenständen, Benedek geschlagen und fern sei. Eine grenzenlose Bestürzung ergriff die Hauptstadt. Die Kasse der Bank hatte man nach Comorn gebracht, die Kaiserin mit den Kindern floh nach Pesth, die Reichen ihr nach, das Landvolk in Schaaren in die Stadt, weil es hoffte, hier sicherer zu sein; der Stadtrath beschloß in der Verwirrung eine Adresse an die Regierung, welche ihr ein Sündenregister vorhielt; er vergaß, daß jetzt wenig Zeit zu rettenden Reformen war. Der Kaiser hatte vergebens auf die Hülfe der Franzosen, der Ungarn, auf eine Erhebung „aller seiner Völker" gehofft, in der letzten Stunde folgte er den Rathschlägen des französischen Gesandten und bat um Waffenruhe. Die Verhandlungen über einen Frieden wurden in dem Schlosse von Nikolsburg geführt, in welchem unser König dieselben Zimmer bewohnte, die Napoleon einst nach der Schlacht bei Austerlitz inne hatte. Vergebens sträubte sich Oesterreich gegen die preußischen Bedingungen, vergebens reiste der sächsische Minister von Beust, welcher auch das Vertrauen des Kaisers besaß, in Eile nach Paris. Preußen erklärte, in keine Waffenruhe eingehen zu wollen, die nicht zugleich die Friedenspräliminarien enthalte. Die Grundzüge für dieselben waren Kräftigung Preußens durch territoriale Erwerbungen innerhalb Norddeutschlands, durch welche die bisher getrennten Theile der Monarchie verbunden würden, und Anerkennung seiner Führung der in einem Bunde zu vereinigenden Staaten Norddeutschlands. Die diplomatischen Verhandlungen hatten seit dem 4. Juli, vermittelt durch Napoleon, gleichzeitig mit dem Vorrücken unserer Truppen ihren Verlauf genommen. Am 22. Juli endlich gab Oesterreich nach, auch unter der genannten Bedingung einen Waffenstillstand zu schließen, dem am 26. die Präliminarien zu Nikolsburg folgten. Oesterreich behielt seinen Länderbestand bis auf Venetien, das es an Victor Emanuel abtrat, doch blieb es von Deutschland ausgeschlossen und erklärte sich bereit, die selbstständige nationale Entwickelung Deutschlands ohne Betheiligung Oesterreichs und die Gründung eines norddeutschen Bundes unter Preußens Hoheit anzuerkennen; endlich übertrug es alle seine im Wiener Frieden (cf. S. 426) erworbenen Rechte auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein auf König Wilhelm und verpflichtete sich 40 Millionen Thaler zu den Kriegskosten zu bezahlen, wovon jedoch die Hälfte für seine Hülfe im dänischen Kriege und die Verpflegung der Truppen in Oesterreich zurückgerechnet wurde. Preußen versprach seinerseits

„auf Wunsch des Kaisers von Oesterreich" bei den bevorstehenden Veränderungen in Deutschland den gegenwärtigen Territorial-Bestand des Königsreichs Sachsen bestehen zu lassen. Was die süddeutschen Staaten anbetrifft, so wurde ihnen das Recht zuerkannt, zu einem selbstständigen Bunde zusammenzuhalten mit Erhaltung nationaler Bande für das gesammte Deutschland.

Dies waren die Bedingungen, unter denen dem Blutvergießen ein Ende gemacht wurde. Wohl schauten unsere Truppen mit Sehnsucht auf die Thürme von Wien und Preßburg und wünschten den letzten Preis des Ruhms in der Eroberung dieser Städte zu gewinnen; es entsprach doch noch mehr der edlen Selbstzucht des Norddeutschen und der würdevollen Zurückhaltung unseres Monarchen, daß man die letzten Früchte, die nur den Ruhm, wenig den Sieg vergrößern konnten, nicht pflückte. Nur eines fürchtete man, daß bei den Verhandlungen über den Frieden, wie einst nach den Großthaten der Väter mancher Preis des Sieges verloren gehen könne, und manches ehrliche, deutsche Herz beklagte schon als erste Niederlage, daß die günstige Gelegenheit unbenutzt geblieben war, der Herrschaft des sächsischen Königshauses ein Ende zu machen, das seit den Tagen der Reformation bei jeder Gelegenheit bereit gewesen war, die Sache Deutschlands und des Protestantismus an das Haus Habsburg oder an das Ausland zu verrathen. Aber mit um so größerem Vertrauen blickte man auf das bekannte Geschick und die Energie unseres Diplomaten, dessen Haupt-Arbeit nun begann. Am unzufriedensten mit den Präliminarien waren die Mittelstaaten, welche trotz der an Baiern gegebenen Zusage Oesterreichs, es werde keinen einseitigen Frieden schließen, in Nikolsburg unberücksichtigt blieben und, nachdem Würtemberg, Baiern und Hessen-Darmstadt vergeblich in Paris gebettelt hatten, eiligst ihre Minister auch nach Nikolsburg schicken mußten. Denn inzwischen hatte auch die Mainarmee unter General Vogel v. Falckenstein ihre Arbeit gethan.

Wenn die eigentlichste Begabung der Könige darin besteht, überall die passenden Personen zu erkennen und an ihre Stelle zu berufen, so hat unser König diese im vollsten Maaße an den Tag gelegt, indem er Moltke den Schlachtplan von Königgrätz entwerfen, die beiden Prinzen, Steinmetz und Herwarth ihn ausführen ließ und Vogel v. Falckenstein das Commando der Mainarmee übergab.

Die letztere hatte vielleicht mit die schwiegrigste Aufgabe im ganzen Kriege. Sie sollte die westlichen Provinzen des preußischen Staates schützen, Hannover und Hessen besetzen und doch zugleich der ganzen militärischen Kraft Süddeutschlands

die Stirn bieten, die ihrer Infanterie doppelt, ihrer Cavallerie dreifach überlegen war. Ueberdies bestanden ihre 47,000 Mann aus fast ebenso bunt zusammen gewürfelten Elementen wie jene. Westphalen, die Division Manteuffel aus den Ekherzogthümern, die Garnisonen aus den Bundesfestungen und Frankfurt, endlich drei Bataillone von Coburg-Gotha und Lippe-Detmold waren unter einem Oberbefehl vereinigt. Allerdings waren diese Truppen besser geschult als die buntzusammengewürfelte deutsche Reichsarmee und standen unter ausgezeichneten Feldherren. Vogel von Falckenstein, der Oberbefehlshaber, war schon im 70. Lebensjahre, aber es schien, daß das Alter an seiner Lebhaftigkeit und Beweglichkeit nichts habe ändern können. Er hatte die Schule der Freiheitskriege durchgemacht, als Fähnrich war er in den Kampf gezogen, als Hauptmann kam er zurück im Alter von 18 Jahren. Bald war er auch durch sein ungewöhnliches Zeichentalent und sein Interesse für die bildende Kunst aufgefallen. Dann hatte im dänischen Kriege seine militärische Begabung von Neuem geleuchtet. Jetzt entwickelte er alsbald die Fähigkeit, eine buntgemischte Truppenschaar derartig mit einander zu verschmelzen, daß sie sich in wenigen Tagen als ein einziges Corps fühlte. Mit seinen zerstreuten Heerestheilen hatte er kaum die tapferen Hannoveraner umzingelt und zur Capitulation von Langensalza gezwungen, so griff er mit genialer Kühnheit auch die übrigen Truppen der Mittelstaaten an. Einer von diesen, das Herzogthum Nassau, hatte bereits am 28. Juni wie Hannover und Kurhessen seine politische Selbstständigkeit verloren. Das kleine, schöne Ländchen litt unsäglich unter der verschwenderischen Lebensweise des Herzog Adolf, der sich das halbe Land als Domäne angeeignet hatte und nun als Bergwerksbesitzer, Badewirth, als Wein-, Frucht-, Holz- und Mineralwasserhändler, ja als Ackerbauer und Getreideverkäufer seinem eigenen Volke eine derartige Concurrenz machte, daß Tausende jährlich nach Amerika wanderten. Vergeblich hatten die Landstände noch am 27. Juni dringend vom Kriege abgemahnt. Der Herzog hatte sogar die Kühnheit gehabt, seine Truppen in der preußischen Stadt Wetzlar etwas brandschatzen zu lassen, als am 28. der Militär-Gouverneur Westphalens und der Rheinprovinz Fürst zu Hohenzollern-Sigmaringen sein Land für ein feindliches erklärte und gleichzeitig von drei Stellen aus in Besitz nahm. Der Herzog flüchtete nach Frankfurt, seine feinsten Weine hatte er voraus nach Straßburg gesendet, seine Truppen vereinigten sich mit dem sogenannten 8. Bundesarmee-Corps unter Alexander v. Hessen-Darmstadt. Dieser Prinz hatte allerdings bereits für den russischen Kaiser, seinen Schwager,

am Kaukasus gekämpft, sich 1859 als österreichischer Feldmarschall-Lieutenant in Italien ausgezeichnet, in diesem Feldzuge zeigte jeder Schritt von Langsamkeit und Unentschlossenheit. Freilich entschuldigte er sich später damit, daß sein Corps sechs Kriegsherren, fast ebensoviel verschiedene Reglements, Signale, Artilleriesysteme und — politische Ziele gehabt hätte, auch in seinem buntscheckigen Hauptquartier ihm alle Offiziere vom Chef des Generalstabs bis zum letzten Lieutenannt unbekannt gewesen seien, aber dem Führer der Mainarmee ging es nicht viel besser, und eine entschiedene Handlungsweise hätte die verschiedenartigen Elemente am schnellsten vereinigt. Statt aber die Hannoveraner zu entsetzen, statt den Baiern die Hand zu reichen, ehe noch die preußischen Truppen sie trennten, beschränkte er sich darauf die reiche Stadt Frankfurt zu hüten, wie einen Nibelungenhort. Doch verschmähten seine Würtemberger nicht die Hohenzollernschen Lande zu sequestriren, seine Hessen mit Baiern zusammen das zurückgelassene Kriegsmaterial der preußischen Garnison in Frankfurt fortzunehmen. Aehnliche Thaten verübten die Baiern des 7. Bundesarmee-Corps, sie verjagten preußische Telegraphenbeamte, nahmen das preußische Kriegsmaterial in Rastatt, entwaffneten die wenigen Soldaten, welche daselbst im Lazareth geblieben waren und requirirten in dem mit Preußen verbündeten Meiningen und Koburg, soviel sie mitnehmen konnten, zerstörten vollkommen ohne Zweck die Telegraphenleitung in Suhl, verließen aber eilends Schleusingen, als die Nachricht vom Anmarsch der Preußen kam. Ihr Anführer, der Prinz Carl v. Baiern, Großoheim des Königs, war ein überaus bequemer Herr. Während unser König nur vier Personen zu seiner Bedienung mitführte und viele Dinge, die er gern in strenger Ordnung hielt, selbst zu packen pflegte, so brauchte das Hauptquartier jenes Prinzen 168 Pferde, 8 Gallachaisen und einige Wagen für Silberzeug, Porzellan und Federvieh. Man rechnete dieses und vieles andere seinem Alter zu gute, aber weder unser König noch unsere Generale waren viel jünger. Ueberdies hatte die preußische Mainarmee wenig Cavallerie, wenig gezogene Geschütze, kein schweres Feld-Lazareth, keine Brücken und keine Proviantkolonne. Trotzdem herrschte bei ihr außerordentliches Vertrauen zur Führung und freudiger Muth, besonders seit die Kunde von den Siegen in Oesterreich anlangte. Als man im Begriff stand, von Eisenach aus über Fulda gegen Frankfurt vorzurücken, kam es zuerst am 4. Juli bei Dermbach in der Nähe des Rhöngebirges zwischen der Division Göben und bairischen Truppen zu einem siebenstündigen harten Kampfe. Gleich zu Anfang fiel der Führer der letzteren, aber ihre Artillerie hatte

eine überaus günstige Stellung, und die Preußen mußten mit vielen Verlusten eine ungedeckte Ebene durcheilen, um die Anhöhe zu stürmen. Dennoch gelang es, die Feinde von Oerlenbach bis Roßdorf zurück zu drängen, so daß sie sich bei Nacht zurückzogen. Beim Weitermarsch auf Fulda räumten den Engpaß von Hünfeld sogar zwei bairische Regimenter, nachdem die Artillerie der Division Beyer zwei wohlgezielte Schüsse gethan hatte, und machten erst nach sechsunddreißigstündiger Flucht Halt. Dennoch entschloß sich der Oberbefehlshaber der Mainarmee nicht einen entscheidenden Schlag auf die Baiern zu führen, deren Hauptmacht seine linke Flanke bedrohte. Wiewohl Moltke gerade darin den entschiedenen Schwerpunkt der Operation gegen die süddeutsche Coalition erkannte, indem er meinte: „Die Länder nördlich des Main fallen uns zu, ohne daß wir hineingehn.“ Von Fulda aus, wo man erfuhr, daß die eben noch 1½ Meilen davon bivouakirende Reichsarmee sich vor dem Herannahen der Preußen sofort zurückgezogen habe, überschritt die Mainarmee auf zwei verschiednen, äußerst beschwerlichen Wegen das Rhöngebirge. Beyer nahm am 10. Juli durch eine geschickte Umgehung die Saalübergänge, Göben die bekannte, freundliche Stadt Kissingen selbst, wo es in den Straßen zum Schrecken der zahlreichen Badegäste zu einem hartnäckigen Gefechte kam. Am Abend beherrschte die Mainarmee drei Meilen weit die wichtige Saallinie, und Prinz Carl zog sich vor der Division Manteuffel bis nach Schweinfurt zurück, kehrte dann aber plötzlich um und bot eine Schlacht an. Der preußische General zog es vor, die Verbindung mit der Division Göben festzuhalten und ging zurück, was natürlich die ganze süddeutsche Presse als einen Sieg des Prinzen verkündete. Dieser aber blieb auf dem linken Mainufer stehen und wartete auf die Besiegung des 8. Armee-Corps, anstatt den Gegner durch einen Angriff vom Rücken her daran zu hindern. Prinz Alexander hegte nun wirklich die Ueberzeugung, daß er nur die Trümmer einer geschlagenen Armee vor sich habe und war nicht wenig erstaunt als seine Hessen am 13. Juli bei Laufach im Spessart entschieden geschlagen wurden und trotz eines tapferen Angriffes vollkommen an unserem Schnell-Gewehrfeuer scheiterten, so daß man ganze Reihen der Angreifer vor der Position als Leichen liegen fand. Am 14. Juli erfocht Göben abermals einen glänzenden Sieg bei Aschaffenburg über kurhessische und österreichische Regimenter. Da die Feinde nach der Niederlage überaus schnell die Stadt räumten und außerdem eine geschickt aufgestellte Batterie ihren Abmarsch beschleunigte, so fielen nicht weniger als 2000 Gefangene, meistens Oesterreicher, in der Stadt ihnen in die Hände.

Der General Vogel v. Falckenstein sprach selbst der XIII. Division, die in fünf Tagen so Außerordentliches geleistet hatte, seine Bewunderung aus. Während die Führer des feindlichen VII. und VIII. Armee-Corps, welche bisher in den Zeitungen nur Siege verkündigt hatten, an derselben Stelle jetzt über die Schuld ihrer Niederlage stritten, zog unser Heer am 16. Juli Abends, zwischen 8 und 9 Uhr, in Frankfurt ein. Die Länder nördlich des Main waren in der Hand der Preußen. Vor Allem mußte die alte Reichsstadt dafür büßen, daß ihre Zeitungen, ihre Vereine, ihre Behörden unablässig den Haß gegen Preußen gepredigt und genährt hatten. Bedeutende Lieferungen und eine Contribution von 6 Millionen Gulden wurden ihr alsbald aufgelegt und die letztere gleich darauf von Berlin aus auf 25 Millionen erhöht. Inzwischen hatte General v. Falckenstein das Commando an Manteuffel übergeben müssen und war Gouverneur von Böhmen geworden, um dort eine geregelte Verwaltung herzustellen und das von seinen Behörden verlassene Land neu zu organisiren. Wiederholt hatte die Schnelligkeit, mit der er seine Bewegungen ausführte, die Pläne der Gegner durchkreuzt, aber die Siege, die bis dahin erfochten, waren keine entscheidende gewesen. Das süddeutsche Heer stand noch völlig kampffähig da und jetzt zum ersten Mal versammelt. Deshalb wurde das Obercommando andern Händen übergeben. General v. Manteuffel besetzte nun am 20. Juli Darmstadt und ließ seine Armee, die sich durch nachgesendete neue Bataillone und durch norddeutsche Bundesgenossen um 13,000 Mann verstärkt hatte, über den Odenwald gegen die Tauber vorrücken. Aber jetzt konnte er dem versammelten Bundesheer von 80,000 Mann mit 286 Geschützen, immer nur ca. 50,000 Mann mit 121 Geschützen gegenüberstellen. Nichts desto weniger waren am 24. Juli Mittags drei Uebergänge über die Tauber bei Wertheim von Flies, bei Tauberbischofsheim von Göben, bei Werbach von Oldenburgern und Bremern genommen. Vergeblich griff am Nachmittage die ganze Würtembergische Division noch einmal die feste Stellung Göbens an; sie mußte sich zurückziehn, und Prinz Alexander erlangte jetzt freilich die vollkommene Vereinigung mit den bairischen Truppen, die eine Meile vor Würzburg bei Helmstadt und Uettingen standen. Während nun am 25. Göben die Reichsarmee von Gerchsheim aus gegen Würzburg trieb, thaten Beyer und Flies am 25. und 26. dasselbe mit den bairischen Truppen. Tags darauf, am 27. Juli, eröffnete die ganze Main-Armee das Feuer auf die Werke des Marienberges bei jener Stadt mit allen 27 Kanonen, vermochte jedoch ohne Belagerungsgeschütz

wenig gegen die Mauern der Festung. Dennoch unterhandelte man schon am 28. über eine Waffenruhe und schloß sie den folgenden Tage unter der Bedingung ab, daß am 31. August die Stadt Würzburg von den Preußen besetzt werde, die Citadelle aber den Baiern verbleibe. Der Minister von der Pfordten war bereits in Nikolsburg und unterhandelte über den Frieden.

Auch die Operationen des zweiten preußischen Reserve-Corps unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, im Rücken des bairischen Heeres waren vollkommen geglückt. Es war in forcirten Märschen zum Theil mit Benutzung der Eisenbahn von Leipzig aus in Nordbaiern eingedrungen, hatte Hof und Baireuth besetzt, das einzige bairische Bataillon, das ihm entgegentrat, zersprengt und am 31. Juli auch Nürnberg in Besitz genommen, als die Botschaft vom Waffenstillstande anlangte. Die Minister aller Mittelstaaten, einst siegesgewiß im Vertrauen auf Oesterreichs Stärke und Preußens Ohnmacht, erschienen jetzt bittend in Nikolsburg. Nur ein Gegner, der Fürst von Liechtenstein, welcher sein ganzes aus 90 Mann bestehendes Heer mit gegen Preußen gesendet hatte, schloß nicht Frieden.

Die Mainarmee hatte ihre große Aufgabe, zwei Gegner zu trennen und zu besiegen, gelöst; der Dank und das Lob des Königs kam ihr telegraphisch zu. Die andern Armeen hatten die Freude, bei einer letzten großen Revue zu Nikolsburg am 29. Juli, ihrem Monarchen vor seiner Rückreise noch einmal vorgestellt zu werden. Mit dem herzlichen Gruße: „Guten Morgen, Kinder!" ritt er unter den Klängen des Parademarsches von einem Corps zum andern, sprach dann zu den Generalen und endlich zu den Feldpredigern, denen er empfahl, gerade nach dem Siege Demuth zu predigen.

Der Krieg war zu Ende. Die Friedensschlüsse folgten schnell nach einander. Am 23. August wurde mit Oesterreich der Friede zu Prag vereinbart; er enthielt nur die näheren Bestimmungen über die Ausführung der Präliminarien. Oesterreich hatte schwer genug seine Vermessenheit gebüßt. Zwar verlor es außer dem unhaltbaren Venetien keine Stadt, kein Dorf, aber wesentlich innerhalb der 8 Tage, in welchen die Hauptgefechte sich zusammen drängten, waren 8484 Mann Todte, fast 20,000 Verwundete, 200 Kanonen, 11 Fahnen in unsern Händen. Preußen verpflegte nahe an 39,800 Gefangene, die nun auf Extrazügen gegen die siegreich heimkehrenden Krieger ausgetauscht wurden. Denn unser Vaterland hatte nur 480 Gefangene, meistens Verwundete, zurückzuholen; kein Geschütz, keine Fahne war eingebüßt. Vor Allem aber war der Einfluß des Hauses Habsburg

auf die Geschicke von Deutschland, durch welchen dieses nicht weniger als 5000 Quadratmeilen an das Ausland verloren hatte, für immer vernichtet, und die Separat-Friedensverträge mit Würtemberg am 13., mit Baden am 17., mit Baiern am 22. August, mit Hessen-Darmstadt endlich am 3. September abgeschlossen, brachten Preußen eine Kriegscontribution von zusammen 47 Millionen Gulden und kleine Abrundungen seines Ländergebiets durch Hessen-Homburg, die bisher bairischen Distrikte Orb und Gersfeld am Rhöngebirge und eine Enklave bei Ziegenrück; überdies mußte das darmstädtische Oberhessen, nördlich des Main, in den norddeutschen Bund eintreten. Am längsten ließ der Frieden mit Sachsen auf sich warten; erst am 21. October kam man überein, daß dieses Land ebenfalls in den norddeutschen Bund eintrete, seine Truppen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen gestellt, die Festung Königstein von Preußen besetzt würde und das Königreich zehn Millionen Thaler Kriegskosten zahle. Auf diese Art gab man dem äußerst gebildeten und persönlich achtungswerthen Könige Johann die Freiheit, seinem Lande so viel Gutes zu thun, als er wollte und raubte ihm die Möglichkeit, Deutschland ferner Böses zu thun. Nicht so glimpflich verfuhr man mit Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt, deren selbstständige Existenz ihnen selbst wenig Nutzen, Preußen aber, dessen Provinzen durch sie getrennt werden, nur Schaden gebracht hat. Sie wurden preußisches Besitzthum. So erwarb unser Vaterland, Schleswig-Holstein eingerechnet, nicht weniger als 1308½ Quadratmeilen mit gegen 4½ Millionen Einwohnern. Mancher kehrte freilich nicht wieder heim; die Opfer waren groß und schwer gewesen. 4450 Söhne des Vaterlandes hatten den Sieg mit ihrem Leben bezahlt, 6427 waren der Cholera oder andern Krankheiten erlegen, 16,177 hatten ehrenvolle Wunden davongetragen. Dennoch ergiebt ein Vergleich mit den Kriegen Friedrich des Großen, daß damals bei kleineren Armeen doch die Verluste größer waren, überdies die Wunden, welche das Zündnadelgewehr macht, entschieden minder gefährlich sind, als die durch das alte Gewehr verursachten.

Am 4. August spät Abends traf unser König in Begleitung des Kronprinzen, des Prinzen Carl, des Ministerpräsidenten, des Kriegsministers und des Generals Moltke auf dem niederschlesischen Bahnhofe in Berlin ein. „Willkommen alle!“ rief er tief ergriffen und mit Thränen in den Augen dem endlos jubelnden Volke zu, das ihn erwartete. Am nächsten Tage schon empfing er im weißen Saale die Mitglieder des Herrenhauses und die neugewählten Abgeordneten. Die Thron-

rede erregte Verwunderung durch die Einfachheit und Würde, mit der ein König, dessen Siege ohne Beispiel in der Weltgeschichte waren, den wärmsten Dank nächst Gott, dem Heere und den wenigen treuen Bundesgenossen aussprach und der Heeresreorganisation, die als „sein eigenstes Werk" dies alles ermöglicht hatte, mit keinem Worte gedachte. Man erfuhr mit Staunen, daß die ungeheuren Kriegskosten von 108 Millionen dennoch aus den Beständen, den laufenden Einnahmen und den Contributionen bestritten worden seien und die Regierung nur die Mittel zur Bezahlung der Naturallieferungen bedürfe. Endlich erwähnte der König auch des Umstandes, daß Jahre lang über den Staatshaushalt keine Vereinbarung zu Stande gekommen sei und die in dieser Zeit geleisteten Ausgaben deshalb der gesetzlichen Grundlage entbehrten. Er hege jedoch das Vertrauen, daß die jüngsten Ereignisse dazu beitragen würden, die unerläßliche Verständigung in so weit zu erzielen, daß Seiner Regierung in Bezug auf die ohne Staatshaushalts-Gesetz geführte Verwaltung die Indemnität bereitwillig ertheilt und damit der bisherige Conflict für alle Zeit um so sicherer zum Abschluß gebracht werden würde. Alsbald zeigte sich auch die Wirkung dieser Rede, in welcher der König nach einem glänzenden Siegeslaufe die Hand zur Versöhnung reichte. Der bisherige Präsident Grabow erklärte diesmal keine auf ihn fallende Wahl annehmen zu wollen, damit seine Person kein Hinderniß des guten Einvernehmens sei und der nun gewählte Königsberger Abgeordnete v. Forckenbeck bewies sein Geschick alsbald, indem er nach langen Debatten über eine Adresse noch in der letzten Stunde eine Vereinbarung zu Stande brachte. Am 25. August empfing der König die Deputation und ließ hier zum ersten Male das Wort fallen, die Vorzüge der Armeereorganisation würden nun wohl erkannt werden, denn ohne diese wäre es nicht möglich gewesen, so große Mühseligkeiten zu überwinden und solche Erfolge zu erzielen.

Endlich erschien für die Truppen der Tag der Heimkehr. In ununterbrochener Folge überschritten die Truppen die Grenze. Die Räumung des bairischen Gebietes wurde am 10. September, die des österreichischen am 20. September vollzogen. Von dem Augenblicke, wo unsere Soldaten den vaterländischen Boden betraten, glich ihr Marsch einem fortdauernden Freudenfest. In der Hauptstadt führte der König den stolzen Zug unter dem Zuruf einer zahllosen Menge durch die lange Reihe der Trophäen bis vor sein Schloß (20. und 21. September). Aber nicht minder erhebend war der Empfang der Heimkehrenden im entlegensten Dörfchen, wenn es seine Hütten auch nur mit einem Tannenreis

geschmückt hatte. Unter den großen Eindrücken, welche die Heimkehr der siegreichen Truppen und ihr festlicher Einzug im altrömischen Stile am 20. und 21. September zu Berlin auf Jedermann machen mußte, berieth en die Abgeordneten diesmal über die Vorlagen der Regierung. Schon auf die Wahlen hatte die ernstere Stimmung, welche ein äußerer Krieg mit sich bringt, eingewirkt. Gab es auch manchen Unversöhnlichen, der sich größer dünkte im fortdauernden Neinsagen, die Majorität bewilligte die Indemnität, bewilligte, zwar nicht die verlangten 60 aber doch — 30 Millionen um für die Zeit der Noth sofort Mittel bereit zu haben, bewilligte die Vergrößerung des Abgeordnetenhauses durch Mitglieder aus den annectirten Staaten, bewilligte endlich die Ertheilung von Dotationen an die hervorragendsten Heerführer und an den Ministerpräsidenten. Auch eine rechtzeitige Vereinbarung über das Budget für 1867 wurde zu Stande gebracht und bedeutendere Mittel für Heer und Flotte gewährt. Als am 9. Februar 1867 der Landtag geschlossen wurde, erschien ein Resultat am bedeutsamsten. Nach so vielen Friedensschlüssen, die den Feinden abgerungen waren, war nun auch Frieden in der Heimath selbst, und wer sein Vaterland liebte, dem schlug das Herz so freudig über dieses Resultat, als über jenes.

Und doch waren dies noch nicht die einzigen Früchte des großen Krieges. Inzwischen hatte unser Minister den Entwurf einer Verfassung des norddeutschen Bundes mit den Fürsten vereinbart, und er lag bereit zur Berathung für den ersten norddeutschen Reichstag. Zu Grunde gelegt waren die Reformvorschläge, welche am 10. Juni 1866 von dem preußischen Gesandten in Frankfurt gemacht waren. Am 4. August nahmen alle Regierungen nördlich des Main, außer Meiningen und Reuß ältere Linie, welche erst später dem Drange der Umstände nachgaben, den neuen Bundesvertrag an, und ihre Bevollmächtigten beriethen vom 15. Dezember 1866 bis in den Februar 1867 in Berlin über die Hauptpunkte des neuen Verfassungs-Entwurfes. Schon am 24. Februar eröffnete der König in Berlin den ersten norddeutschen Reichstag, dessen 296 Abgeordnete durch geheime directe Abstimmung gewählt waren. Waren auch manche unter ihnen, denen die staatliche Selbstständigkeit ihrer Heimath noch über die Einigung des größeren Vaterlandes ging, so erhielt doch zum Schluß immer die auf Versöhnung und Einheit gerichtete Stimmung die Oberhand um so mehr, als aus den Reihen der Fortschrittspartei eine große Zahl von solchen ausschied, die in allen wichtigen Deutschland betreffenden Fragen die Politik des Grafen Bismarck unterstützten. Man nannte sie die

Nationalliberalen. So kam es am 16. April nach wenigen Veränderungen zur Annahme des Entwurfes mit großer Majorität.

Seitdem verband nicht nur die 6395 Quadratmeilen und 23½ Millionen Einwohner unseres mächtigen preußischen Vaterlandes, sondern vielmehr die 7541 Quadratmeilen aller Staaten nördlich des Main, ein vielfaches, gemeinsames Band. Dieselbe Telegraphen-, Zollverwaltung (mit Ausschluß von Bremen und Hamburg, die Freihäfen blieben), gleiches Münz-, Maaß- und Gewichtssystem, gemeinsame Bundesgesetzgebung durch den Bundesrath, dessen 34 Mitglieder von den Regierungen ernannt, und durch den Reichstag, dessen Mitglieder von dem ganzen Volke in geheimer Abstimmung gewählt wurden, kketteten im Innern jetzt 29 Millionen an einander. An Einwohnerzahl stand der norddeutsche Bund neben England, seine mehr als 7000 Seeschiffe mit weiß-schwarz-rothen Wimpeln enthaltene Handelsmarine war an Tonnengehalt die dritte der Welt und überragte nur die von Nordamerika und England nicht. Nach außen hin wurden seine Mitglieder durch dieselben Consuln und Gesandten vertreten und die vollkommenste Verschmelzung ihrer Militärkörper unter dem alleinigen Oberbefehl unsers Königs, die durchaus gleiche Ausbildung und Ausrüstung derselben, brachte — nach ihrer Vollendung im Frühjahre 1868 — eine Heeresmacht zu Stande, welche es mit jeder andern Europas aufnehmen konnte. Freilich kamen einige von den kleineren Staaten für den Augenblick in finanzielle Verlegenheiten, da die allgemeine Wehrpflicht ihre Truppenzahl vergrößert und Preußen zur Ausbildung und Verpflegung pro Mann 225 Thaler ausgesetzt hatte, aber sie bezahlten damit auch jene lange schmachvolle Zwischenzeit, in der sie den Frieden mit dem Auslande dem Heere Preußens verdankten und in Frankfurt beim Bundestage ihren Haß dafür zum Lohne gaben.

Doch die deutsche Heeresmacht wurde noch größer. Schon am 5. Februar erschienen zu Stuttgart unter dem Vorsitze des bairischen Ministerpräsidenten, Prinzen v. Hohenlohe, Minister und Generale der Südstaaten und einigten sich über eine möglichst schnelle Reorganisation ihres Militärwesens im preußischen Stile mit allgemeiner Wehrpflicht. Im März 1867 überraschte unser Minister den Reichstag durch die Mittheilung geheimer Artikel aus den Friedensschlüssen mit Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen, welche zugleich ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen enthielten und im jedem Kriege unserm Könige den Oberbefehl auch über ihre Truppen zuerkannten. Dadurch trat der preußische Monarch, wenn einmal wieder die eisernen Würfel des Krieges fallen sollten, an die Spitze eines Heeres,

das nicht aus einer Bevölkerung, wie bisher, von 29, sondern von fast 38 Millionen hervorging. So konnte Deutschland dem Auslande gegenüber von nun an nicht mehr als ein zerspaltenes, uneiniges, sich selbst verzehrendes erscheinen, sondern als eine einzige gewaltige Groß-Macht, nicht allein, wie bisher, der Wissenschaft und Kunst, des Geistes und Herzens, sondern auch der vollendetsten kriegerischen Ausbildung, der ernstesten Tapferkeit, stets gerüstet, nicht zur kecken Eroberung, wohl aber zur kühnen Abwehr. Deutschland befand sich in einer Lage, in welcher das von König Wilhelm bei Beginn des Krieges zu seinem Volke gesprochene Wort zur vollen Erfüllung gelangen konnte: „Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen."

Zweiundsechszigstes Kapitel.

Die Verfassung des norddeutschen Bundes. Unzufriedenheit der annectirten Landestheile mit der preußischen Herrschaft. Süddeutschlands Verhalten. Beziehungen Frankreichs zu Preußen bis zum Beginn des Jahres 1870.

Mit dem Jahre 1866 begann für Preußen eine neue Epoche des Ruhmes und der Größe. Es war nicht mehr derselbe Staat wie früher, der in seinem Wollen und Handeln von dem Willen des rivalisirenden Oesterreich und der Kabinette der Nachbaren in Ost und West abhängig war und durch sie gehemmt wurde. Die alten staatlichen Formen stürzten, es sank der morsche Bau des deutschen Bundes zusammen, und im neuen Fluge erhob über seinen Trümmern der preußische Adler die starken Schwingen. Was der große Kurfürst, was Friedrich der Große gewollt und begonnen hatte, daß sollte durch König Wilhelm zur Wahrheit und vollendet werden, der das, was er that, für die Größe Deutschlands that. In seinem ganzen Wesen klar und fest, die Zielpunkte, die er sich vorgesetzt, nie aus dem Auge verlierend, nahm er den von seinen Vorgängern nur schwach gefaßten Gedanken einer großen politischen Wiederherstellung Deutschlands mit Ernst und Nachdruck auf, und der erste Schritt dazu war durch die Begründung des Norddeutschen Bundes gethan. Die drei Grund-Institutionen desselben waren das Präsidium, der Bundesrath und der Reichstag. Das Präsidium wurde der Krone Preußens zu Theil. Es erhielt das Recht im

Namen des Bundes Krieg zu erklären, Frieden zu schließen und völkerrechtliche Verträge einzugehn. Es ernannte den Bundeskanzler, welcher im Bundesrathe den Vorsitz führte. Dieser bestand aus den Vertretern der Mitglieder des Bundes. Preußen mit den neuerworbenen Landestheilen erhielt im Bundesrathe 17 Stimmen, die übrigen 20 Bundesglieder zusammen 26. Das Stimmenverhältniß war so bemessen, daß Preußen in der Minderheit bleiben konnte. Im Verein mit dem Reichstag hatte der Bundesrath die gesetzgebende Gewalt in allen den Mitgliedern des Bundes gemeinsamen Fragen: für Landheer und Festungen, See-, Zoll- und Steuerwesen, Handel und Verkehr, Eisenbahnen, Post-, Telegraphen- und Justizwesen. Der Reichstag ging aus allgemeinen und directen Wahlen hervor, und seine Verhandlungen waren im Gegensatz zu denen des Bundesrathes öffentlich. Alle drei Jahre sollte eine Neuwahl der Mitglieder stattfinden. Ein Gesetz konnte nur beschlossen werden durch die übereinstimmende Majorität des Bundesrathes und des Reichstages; die vollstreckende Gewalt stand allein dem Könige zu, für dessen Anordnungen der Bundeskanzler die Verantwortlichkeit übernahm. Freilich war diese nur eine moralische, aber wo diese in den Anschauungen und Sitten des Volkes keine Kraft hat, werden auch die genauesten Bestimmungen und Strafen keine Sicherheit gegen die Verletzung der Gesetze gewähren.

Die Vorlage für die neue Verfassung, welche die Regierung gemacht hatte, wurde durch den Reichstag vielfach verbessert, nur die Bewilligung von Diäten an die Reichstags-Abgeordneten konnte nicht durchgesetzt werden, und so trat dann ohne dieselbe mit dem 1. Juli 1867 die Verfassung des Norddeutschen Bundes in Kraft. Zum Bundeskanzler ernannte der König den Grafen Bismarck.

Mit der Neugestaltung der Dinge waren viele nicht zufrieden. Daß die annectirten Länder und ihre entthronten Fürsten nach den früheren Zuständen sich zurücksehnten, war natürlich, aber es gab selbst in Preußen Männer, welche das „Aufgehen Preußens in Deutschland" beklagten, welche es mit Widerwillen sahen, wie das „specifische Preußenthum" beeinträchtigt wurde. Bei den einverleibten Ländern zeigte sich die Unzufriedenheit namentlich in Schleswig-Holstein, Hannover und Frankfurt, weniger in Kurhessen und Nassau. Indessen wurden die Ursachen des Mißbehagens, insoweit sie nicht in den unvermeidlich gewordenen Veränderungen selbst, sondern in den sie begleitenden Umständen lagen, durch die persönliche Dazwischenkunft unseres Königs und sein versöhnendes Auftreten gemildert. So wurde ein Theil der Kriegs-Contribution, welche Frankfurt a. M. im Jahre 1866

auferlegt war; als preußische Staatsschuld übernommen und mit den ehemaligen Herrschern von Hannover, Kurhessen und Nassau Abfindungs-Verträge geschlossen, nach denen die Regierungs-Gewalt ihnen allerdings genommen blieb, ihre Einnahme aber eher vergrößert als verringert ward.

Trotzdem zeigte sich die Abneigung gegen die preußische Herrschaft immer wieder von Neuem. In Schleswig-Holstein mußten mehrere Geistliche ihres Amtes entsetzt werden, weil sie sich weigerten, die Fürbitte für den König von Preußen in das allgemeine Gebet mit aufzunehmen und den vorgeschriebenen Diensteid zu leisten. Frankfurter Familien verließen die Stadt, weil sie nicht unter Preußens Scepter leben wollten. In Hannover organisirte sich sogar bewaffneter Widerstand gegen die neue Ordnung, indem man durch einen baldigen Krieg Preußens mit Frankreich auf Wiederherstellung des welfischen Königshauses rechnete. Man zweifelte nicht daran, daß Preußen unterliegen würde. Die Werbungen zur sog. „Welfen-Legion" konnten der preußischen Regierung nicht verborgen bleiben, und durch einen aufgefangenen Courier aus Hietzing bei Wien, wo König Georg lebte, wurde der ganze Plan entdeckt. Als nun noch bald darauf König Georg bei Feier seiner silbernen Hochzeit ganz öffentlich erklärte, daß er Absicht und Hoffnung habe, seinen verlorenen Thron wieder einzunehmen, wurde der Abfindungs-Vertrag aufgehoben und sein Vermögen mit Beschlag belegt. Dieselbe Maßregel wurde über den ehemaligen Kurfürsten von Hessen verhängt, als er im September 1868 durch eine Denkschrift „von der thatkräftigen Sympathie der maßgebenden Mächte und dem Walten der göttlichen Gerechtigkeit" seine Ansprüche an die Regierung aufrecht erhielt.

Als die kriegerischen Rüstungen für den blinden König durch die Wachsamkeit der preußischen Behörden in Hannover unmöglich geworden waren, wurden sie in Holland fortgesetzt. Dann hielt sich die Welfen-Legion in der Schweiz und schließlich in Frankreich auf. Sie kostete dem Vertriebenen in Hietzing ein schweres Geld — zuletzt waren mehr als 1000 Mann zu besolden — und da die Aussicht auf einen baldigen Krieg zwischen Frankreich und Preußen Anfang des Jahres 1870 gering zu sein schien, so wurde sie im April aufgelöst.

Die Hetzereien des Hietzinger Hofes und des ehrgeizigen frühern Kurfürsten von Hessen dauerten aber fort. Reichlich wurde Geld gespendet an feile Schriftsteller, die in Zeitungsartikeln und Brochüren darzustellen versuchten, wie das einzige Heil und die Rettung Deutschlands von dem drohenden Preußenthum allein

nur in dem mächtigen und ruhmvollen französischen Volke und dessen edlem Kaiser Napoleon zu finden sei. Es war dies ein ekelhaftes, verächtliches Treiben, das den Franzosen schmeicheln, jeden Deutschen mit Widerwillen erfüllen mußte. So gab es in Dresden, Hannover, Frankfurt, dann auch in Stuttgart und München Kreise, die es sich in Wort und Schrift angelegen sein ließen, gegen Preußen und den von ihm gegründeten norddeutschen Bund zu intriguiren. Ueberall standen die französischen Gesandten mit diesen Kliquen im regsten Verkehr, halfen hetzen und schüren, theilten Geld aus, wo solches nöthig war, und schrieben dann umständliche Berichte nach Paris, wie man in ganz Deutschland gegen Preußen feindlich gesinnt sei, den norddeutschen Bund zu sprengen wünsche und auf Frankreichs mächtige Hülfe hiebei hoffe. Das Zustandekommen eines süddeutschen Bundes, welches im Prager Frieden vorhergesehn war, scheiterte an der Rivalität der drei Staaten Baiern, Würtemberg und Baden unter einander, und an der Abneigung der beiden erstgenannten gegen Preußen. Bismarck verhielt sich ihnen gegenüber ruhig, ohne einen Druck auf sie auszuüben; er erwartete den freiwilligen Beitritt.

Außer den Verträgen von 1866 für den Fall eines Krieges knüpfte den Süden an den Norden noch die neue Ordnung des Zollvereins. Am 8. Juli 1867 ward in Betreff desselben ein Vertrag geschlossen. Auf Antrag des Grafen Bismarck wurde die Zollgesetzgebung den Regierungen und der Vertretung der Nation gemeinsam übertragen, und am 27. April 1868 trat zur Wahrung der gemeinsamen materiellen Interessen ganz Deutschlands das Zollparlament in Berlin zusammen. Hiermit war bereits eine innigere Verbindung Deutschlands nördlich und südlich vom Main angebahnt. Aber das Mißtrauen der Süddeutschen mit Ausnahme Badens blieb und erfuhr im Wesentlichen auch bis zum Jahre 1870 keine Veränderung. Mit den annectirten Ländern wurde es besser. Ganz Norddeutschland war nach preußischem Muster wehrhaft gemacht, und je mehr die Bewohner der neuen Landestheile Preußens regelmäßige Verwaltung, seine geordneten Finanzen, seine fortschreitende Volksbildung vortheilhaft kennen lernten, um so mehr fühlten sie sich mit ihrem Schicksal aus. Aber enger und unauflöslich sollte das Band um die alten und neuen Theile Preußens und um das ganze Deutschland erst da geschlungen werden, als im Jahre 1870 Frankreich Deutschland mit Krieg überzog.

Es war nicht eine plötzlich hervortretende Strömung, welche die beiden Staaten zwang, zum Schwerte, dem letzten Richter im

Streite der Völker, zu greifen, sondern dieser Krieg wurde durch den Lauf der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands und Frankreichs bedingt. Die ersten Keime der Feindschaft lagen tief und in alter Zeit zurück. Die Franzosen konnten es nicht verschmerzen, daß sie bei Leipzig und Waterloo geschlagen waren, und daß namentlich die Preußen ihren großen Kaiser Napoleon I. zu Fall gebracht hatten, welcher in ihnen den von Ludwig XIV. (1643—1715) her datirenden Glauben, das erste Volk der Welt nicht nur in den Künsten des Krieges, sondern auch in jeder andern Beziehung zu sein, befestigte. Den Rhein hielten sie für ihre nöthige und natürliche Grenze, und noch im Sommer 1870 sprach ein gefangener, französischer Offizier in seiner Unwissenheit die Meinung aus, daß das ganze linke Rheinufer von der Zeit Karls d. Gr. an bis 1815 immer zu Frankreich gehört habe. Der Gedanke an eine Wiedereroberung des Rheines lebte im Herzen der ganzen Nation, gepflegt von ihren Geschichtsschreibern sowie von ihren Dichtern. Die Erfüllung dieses Wunsches schien nur eine Frage der Zeit zu sein.

In Deutschland hatte man nicht den Lieblingsgedanken, sich auf Kosten seines Nachbars zu vergrößern, ja dachte man doch kaum daran, das mit Gewalt und Hinterlist entrissene Straßburg (1681) wieder zu verlangen, wozu man die günstige Gelegenheit in den Pariser Friedensschlüssen von 1814 und 15 hatte vorübergehen lassen. Zwar der Haß, den der Deutsche gegen die Franzosen faßte, als sie sein Vaterland in den Jahren von 1806—13 verdarben und knechteten, lebte, wenn auch abgeschwächt, in den Nachkommen der Freiheitskrieger fort.

Das böse Wort vom alten Erbfeind der deutschen Nation, der des Vaterlandes Grenzen beständig bedrohe, blieb bestehn, und das Verhalten Frankreichs bewies nur zu deutlich, wie begründet eine solche Besorgniß war. Zu wiederholten Malen, im Jahre 1830 und 1840, hatte das französische Volk seinen Ruf nach dem linken Rheinufer erschallen lassen, und seitdem Napoleon III. (1852—70) auf den Thron gelangt, war die Gefahr eines Krieges keineswegs beseitigt. Die Devise seiner durch Lug und Trug erworbenen Herrschaft lautete zwar: „l'empire c'est la paix“, (das Kaiserreich ist der Friede), aber die kriegerischen Unternehmungen in der Krim und in Ober-Italien zeigten, wie unwahr sie war, und forderten Preußen auf, auf seiner Hut zu sein. Die erste Schwächung erlitt Napoleons Ansehn durch den unglücklichen Verlauf der mexicanischen Expedition (1861—67). Die französische Eigenliebe erhielt eine Demüthigung, die sie nicht verschmerzte, und der Kaiser selbst fühlte, daß er einen Stoß er-

litten hatte, der wieder ausgeglichen werden mußte, wenn er nicht bedenkliche Folgen für seine Dynastie haben sollte. Der günstige Augenblick schien ihm gekommen zu sein, als im Jahre 1866 die preußischen Heere nach einem Siegeszug von nie dagewesener Größe vor den Thoren Wiens standen. Am 6. August überbrachte Graf Benedetti dem preußischen Ministerpräsidenten Grafen Bismarck die Forderungen Napoleons. Sie bestanden in nicht geringerem als in der Abtretung des linken Rheinufers. „Mainz oder der Krieg", so lautete die Alternative des französischen Bevollmächtigten. „Gut denn — der Krieg" entgegnete Bismarck, und mit dem Bescheide machte sich Benedetti auf den Weg nach Paris. Dort war man über diese Abweisung ergrimmt. Neid und Zorn gegen Preußen flammten hoch auf. Die französische Nationaleitelkeit geberdete sich wie toll, daß man in Berlin es wagte, eine selbstständige Politik zu treiben ohne die Genehmigung Frankreichs, und von da an begann das unsinnige Geschrei nach „Rache für Sadowa". Die unmittelbare Kriegserklärung noch im Jahre 1866 wurde nur dadurch verhindert, daß die Generale erklärten, durch die mexikanische Expedition sei die Armee zu sehr geschwächt und den preußischen Truppen gegenüber, deren Zündnadelgewehr sich gegen Oesterreich gut bewährt hatte, schlecht bewaffnet.

Die napoleonische Politik hatte eine zweite Niederlage erlitten. Es bildete sich nun eine Kriegspartei gegen Preußen, an deren Spitze die Kaiserin Eugenie stand, welche als bigotte, spanische Katholikin das preußische Königshaus als ein protestantisches bitter haßte. Sie wußte ihren Einfluß auf den Kaiser geltend zu machen, und noch in demselben Jahre beschloß Napoleon eine Armeereorganisation. Aber nur langsam begannen die Neuerungen, und als im Jahre 1867 die Luxemburger Frage auftauchte und die ganze Welt jetzt schon den Ausbruch der Feindseligkeiten fürchtete, waren die französischen Rüstungen noch so sehr zurück, daß Napoleon auf die Vorschläge Preußens, welches aufrichtig den Frieden wünschte und nachgiebig war, so weit als es die Ehre des Landes gestattete, bereitwillig einging. Die Streitfrage drehte sich um die Festung Luxemburg. Sie war, da das Großherzogthum zum deutschen Bunde gehörte, von Bundestruppen besetzt, unter denen sich auch preußische befanden. Preußen hatte aber außerdem noch durch einen besondern Vertrag sich das Recht der Besatzung erworben und ließ deshalb auch nach der Auflösung des deutschen Bundes seine Truppen darin. Der eigentliche Besitzer der Festung wie des Großherzogthums war der König Wilhelm III. von Holland, und dieser war auf

den Antrag Napoleons eingegangen, ihm das Ländchen zu verkaufen. Preußen sollte in Folge dessen seine Truppen zurückziehn. Die öffentliche Meinung in Deutschland entrüstete sich, daß ein altes deutsches Reichsland an Frankreich verkauft werden sollte, und durch den Vertrag von London 31. Mai 1867 blieb das Großherzogthum bei dem bisherigen Herrscherhause. Es ward unter den Schutz der vertragschließenden Mächte gestellt, Preußen zog seine Garnison zurück, und der König von Holland übernahm es, die Festungswerke schleifen zu lassen. Mit dieser Lösung war der Krieg, zu dem Preußen und Frankreich schon militärische Vorbereitungen getroffen hatten, für diesmal glücklich vermieden, trotz des Geschreis der französischen Presse, die im Dienste der Kriegspartei stand, und der in Deutschland sich erhebenden Stimmen, welche die Nachgiebigkeit Preußens in dieser Angelegenheit tadelten. In Wirklichkeit hatte nicht Preußen sondern Napoleon eine Niederlage erlitten, für ihn die dritte.

Auf die Verwickelung zwischen Frankreich und Preußen wegen Luxemburg folgten Jahre der äußeren Ruhe und des Friedens. Im Geheimen aber rüstete Frankreich mit aller Kraft, um die Armee auf eine Weise zu bewaffnen, daß sie sich den Preußen gegenüber im Vortheil befand. Es gelang in dem Chassepotgewehr eine Waffe zu bekommen, die in ihrer Leichtigkeit und besonders in der Trageweite sich dem so berühmten Zündnadelgewehr entschieden überlegen zeigte. Während das Zündnadelgewehr nur eine Flugkraft von 900—1000 Schritte hat, ist die des Chassepots 14—1600. Letzteres ist außerdem noch um zwei Pfund leichter. Der garibaldische Aufstand zur Befreiung Roms im November 1867 gab Gelegenheit, die Brauchbarkeit der neuen Waffe bei Mentana zu erproben. Große Wirkung schrieb man auch der Mitrailleuse oder Kugelspritze zu, welche gleichzeitig fünfundzwanzig Kugeln aus einem Kanonenrohr entsendet.

Von dem Gedanken, durch Annexionen Frankreichs Länderbestand zu erweitern, ließ Napoleon trotz zweimaligen vergeblichen Versuches nicht ab und beauftragte seinen Gesandten Benedetti mit dem norddeutschen Bundeskanzler diese Frage zu verhandeln (1868). Benedetti setzte einen Vertragsentwurf mit eigener Hand auf und gab denselben Bismarck, damit dieser ihn mit dem König Wilhelm berathe. Nach ihm sollte Frankreich und Norddeutschland ein Vertheidigungsbündniß zu dem Zweck schließen, Frankreich die Erwerbung Luxemburgs und Belgiens zu sichern und die Hindernisse zu entfernen, welche dem Eintritt der süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund gegenüberstehn möchten. Bismarck war so klug, scheinbar den Entwurf zu

debattiren, that aber nichts, um diese anmaßenden Forderungen einer schändlichen Politik zu befriedigen. Der französische Hof gab jedoch seine Erweiterungspläne keineswegs auf, sondern dachte daran, sie auf Umwegen auszuführen, selbst auf die Gefahr eines Krieges mit Deutschland oder lieber gegen Preußen allein. Frankreich wollte in ähnlicher Weise, wie es durch den von Preußen gegründeten Zollverein in Deutschland geschehn war, die materiellen Interessen der Nachbarstaaten Belgien, Holland und der Schweiz durch Handels- und Verkehrsverträge an sich knüpfen und begann mit dem Versuch, sich durch Kauf in den Besitz einer belgischen Eisenbahn zu setzen. Er scheiterte an der Wachsamkeit der Belgier, die mit richtigem Blick die gefährlichen Absichten der französischen Regierung erkannten und jede weitere Einmischung derselben durch gesetzliche Bestimmungen zu verhindern wußten. Hiemit schlugen die Pläne Napoleons zum vierten Male fehl. Die Unzufriedenheit mit seiner Regierung nahm zu, sie sprach sich immer unverhohlener aus. Der Kaiser glaubte, seiner bedrohten Dynastie eine Stütze durch eine neue Verfassung geben zu können, die der Abstimmung des Volkes, einem sogenannten Plebiscit, unterworfen wurde.

Am 8. Mai 1870 stimmten 7 1/3 Million mit „ja" für, 1 1/2 mit „nein" gegen die Verfassung. Paris und fast alle größeren Städte hatten dem Kaiser ihre Majorität verweigert, obgleich außerordentliche Anstrengungen gemacht worden waren, die Regierungsmaschine auf das Volk einwirken zu lassen. Von der Armee hatte ein gutes Sechstel mit „nein" gestimmt. Das war ein bedenkliches Zeichen und erregte Napoleons große Besorgniß. Diesen Umstand suchte die Kriegspartei zu ihren Zwecken zu benutzen. Ein neuer Krieg mit reicher Beute war ein gutes Mittel, auch diese Unzufriedenen für sich zu gewinnen. Ein Krieg gegen Preußen, — sofern er glücklich endete, und wer hätte daran gezweifelt von den Franzosen — war der Armee und ihren Führern wie gewünscht und mehr geeignet als jeder andere, dem beständig kranken Kaiser und seinem Sohn Louis, genannt Lulu, einem unmündigen Knaben, den Thron zu sichern.

Nach beendigtem Plebiscit trat Herzog Gramont als Minister der auswärtigen Angelegenheiten in das Ministerium. Minister des Innern wurde Ollivier, Kriegsminister Leboeuf.

Dreiundsechszigstes Kapitel.

Die spanische Thronçandidatur. Die Kriegserklärung Frankreichs an Preußen. Die Zeit der Mobilmachung. Aufmarsch der Truppen bis zum 31. Juli.

Das Jahr 1870 hatte friedlich begonnen. Handel und Industrie, die zum unermeßlichen Schaden unseres Nationalvermögens seit 1866 durch den Krieg mit Oesterreich und die ewige Besorgniß vor einem Kampf mit Frankreich darnieder gelegen hatten, fingen an, sich wieder lebhafter zu regen, und das allgemeine Vertrauen kehrte zurück. König Wilhelm war zur Badekur nach Ems gereist, Graf Bismarck genoß der für ihn so nöthigen geistigen Ruhe auf seinem einsamen Landsitz Varzin, und auch der thätige Generalstabschef von Moltke, sowie der Kriegsminister v. Roon weilten auf ihren ländlichen Besitzungen. Ollivier hatte bei der scheinbaren Verminderung des Rekrutencontingents von 100,000 auf 90,000 Mann geäußert: „die Aufrechterhaltung des Friedens sei zu keiner Zeit mehr gesichert gewesen als jetzt, keine schwebende Gefahr bedrohe ihn.“ Die ganze Welt lag in tiefem Frieden. Da kam der Grund zur Störung deffelben aus einem Lande, von dem man es am wenigsten hätte erwarten sollen — aus Spanien. Seine Königin Isabella war in der Revolution vom Jahre 1868 vertrieben worden. Allein der Mehrzahl des Volkes mißfiel die neu errichtete republicanische Regierungsform. Man suchte nach einem neuen König und glaubte, endlich in Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen einen allen Parteien zusagenden Candidaten gefunden zu haben. Der Prinz war bereit, das Anerbieten anzunehmen, und ersuchte den König Wilhelm als ältestes Mitglied des hohenzollernschen Hauses um seine Zustimmung. Ohne irgend welches Bedenken ertheilte der Monarch diese. Am 7. Juli erklärte sich Leopold entschlossen, die spanische Krone anzunehmen. Aber noch vorher hatte Frankreich die Annahme als einen Grund zum Kriege mit Preußen hingestellt.

Am 3. Juli, dem vierten Jahrestag der Schlacht von Sadowa, war die Anzeige nach Paris gekommen, daß das spanische Ministerium beschlossen habe, dem Prinzen von Hohenzollern die Krone Spaniens anzutragen, und eine Deputation an ihn bereits nach Deutschland abgereist sei.

Tags darauf erschien der französische Botschafter im auswärtigen Amte zu Berlin, „um der peinlichen Empfindung Ausdruck zu geben, welche die Annahme der spanischen Throncandidatur seitens des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern in

Paris hervorgebracht habe.“ Der Staatssecretair antwortete demselben, daß diese Angelegenheit für die preußische Regierung nicht existire und die letztere außer Stande sei, über die Verhandlungen Auskunft zu geben.

In Paris äußerte der Herzog Gramont gegen den Botschafter des norddeutschen Bundes, „die öffentliche Meinung werde glauben, Preußen sei in die Unterhandlungen, die man von Frankreich versteckt habe, eingeweiht gewesen. Das Ereigniß, wenn es sich vollziehe, werde die Fortdauer des Friedens gefährden. Man appellire daher an die Weisheit Sr. Majestät des Königs, welche einer solchen Combination nicht zustimmen werde.“

Auf Commando erhoben die Pariser Zeitungen einen furchtbaren Lärm: „Preußen wolle Frankreich ein zweites Sadowa bereiten, man dürfe die Gründung einer hohenzollernschen Dynastie in Spanien unter keinen Umständen dulden und müßte interveniren. Der norddeutsche Botschafter Graf Werther fühlte sich veranlaßt, zum König nach Ems zu reisen, und am 6. Juli erklärte Gramont im gesetzgebenden Körper: „Die französische Regierung habe bei der Wahl strenge Neutralität bewahrt, aber wir glaubten nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichte, zu dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt, zu unserm Schaden das bestehende Gleichgewicht der Kräfte in Europa störe und die Interessen und die Ehre Frankreichs in Gefahr bringe. Dieser Fall, wir haben die Hoffnung, wird nicht eintreten. Wir rechnen in dieser Beziehung auf die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes. Sollte es anders kommen, dann, meine Herren, würden wir wissen, stark durch Ihre Unterstützung und die der Nation, unsere Pflicht ohne Schranken und ohne Schwäche zu thun.“

Diese Erklärung ward, wenige ausgenommen, mit rauschendem Beifall begrüßt. Aus ihr ging hervor, daß man den Krieg wolle, und die fremde Macht, welche die Ehre Frankreichs in Gefahr bringe und „die Herrschaft Karls V.“ wiederbelebe, war Preußen. Es war eine Lüge, wenn das Ministerium behauptete, Preußen hätte geheime Verhandlungen mit Spanien betrieben. Abgesehn davon, daß Leopold gar kein preußischer Prinz und seine Candidatur schon lange vorher öffentlich behandelt worden war, hätte Frankreich an Spanien die Forderung stellen müssen, die Candidatur des Prinzen Leopold rückgängig zu machen. Es trat klar zu Tage, daß zu rechtmäßigen und vernünftigen Ansprüchen oder Klagen nicht der mindeste Grund vorlag, sondern nur ein Vorwand zum Kriege um das linke Rheinufer gesucht wurde.

Am 7. Juli schon wurden Vorbereitungen für Landarmee und Flotte getroffen, Contracte mit Kriegslieferanten geschlossen, die französischen Regimenter aus Algier zurückbeordert und Beurlaubte einberufen.

Am 8. Juli schrieb Ollivier in seinem Leborgan, dem Moniteur, die Frage der Candidatur müsse erweitert werden, es genüge nicht zu sagen, Preußen stehe der Candidatur fern, es müsse dem Prinzen untersagen, die Krone anzunehmen. Zu diesem Zwecke reiste Benedetti, der sich in Wildbad aufhielt, nach Ems zu König Wilhelm, um ihn zu ersuchen, dem Erbprinzen Leopold zu verbieten, die spanische Krone anzunehmen. Natürlich lehnte dies der König ab. Er sagte, daß, da er in der ganzen Angelegenheit nur als Familienhaupt, niemals als König von Preußen begrüßt worden sei und daher keinen Befehl zur Annahme der Throncandidatur ertheilt habe, er ebenso wenig einen Befehl zur Rücknahme ertheilen könne. Der Prinz sei vollkommen frei in seinen Entschlüssen, übrigens wisse er nicht einmal, wo der Prinz, der eine Alpenreise machen wollte, sich in diesem Augenblick befinde.

In Paris hatten inzwischen die Organe der Kriegspartei fortgefahren, zu schüren und nicht nur mit Lügen, sondern auch mit Gemeinheiten gegen Preußen den Kampf zu führen. Dies trat um so greller hervor, als die deutsche Presse dieser Frage gegenüber sich außerordentlich ruhig zeigte.

Die Zurückhaltung der preußischen Blätter betrachtete man in Paris als Schwäche, man sagte „la Prusse cane," d. h. Preußen weicht wie ein geprügelter Hund zurück. Es wäre fatal, wenn der König von Preußen nachgäbe, denn es müßte alsdann begonnen werden, nach einem neuen Kriegsgrund zu suchen. Allmählig ging die Kriegslust der Organe auf das Volk über, zunächst auf die leicht erregbaren Pariser.

Am 12. Juli geschah nun, was die Franzosen scheinbar wünschten. Der Erbprinz Leopold von Hohenzollern entsagte aus eigenem Antrieb der Candidatur. Die ganze Welt glaubte, hiemit sei jeder Grund zum Kriege beseitigt. Allein das französische Kabinet befand sich nach dem Rücktritt des Prinzen Leopold in der größten Verlegenheit. Es fühlte die Wogen, die es selbst entfesselt hatte, unheilschwanger über seinen eigenen Häuptern zusammenschlagen. Es bedurfte zu seiner Erhaltung einer frappanten Genugthuung, und zu dieser sollte der König von Preußen seinen Namen hergeben, um den Kaiser und seine Räthe aus einer Lage zu befreien, welche die frivolste Leichtfertigkeit abenteuernder Staatsmänner geschaffen hatte. Deshalb

gab man sich wunderbarer Weise französischer Seits mit der Verzichtleistung nicht zufrieden, sondern stellte weitere Forderungen.

Am Morgen des 13. Juli befand sich der König auf der Brunnenpromenade zu Ems, als Graf Benedetti sich näherte und in Folge einer telegraphischen Weisung aus Paris vom Könige verlangte, er möge in einem Brief an Kaiser Napoleon die bestimmte Versicherung aussprechen, daß auch in Zukunft die Candidatur Leopolds nicht wieder aufgenommen werden würde. Dies Verlangen enthielt nicht mehr und nicht weniger als die Zumuthung, daß König Wilhelm sich in seinen Entschlüssen für die Folgezeit durch die Vorschriften des französischen Ministers, nicht durch seinen eignen Willen bestimmen lassen sollte. Es war ein unwürdiges, und würdevoll wies es der Monarch zurück. Er antwortete ruhig, einen solchen Befehl könne und würde er dem Prinzen Leopold niemals ertheilen, wie er es denn auch entschieden ablehnen müsse, sich durch ein bestimmtes Versprechen für die Zukunft zu binden. Trotz dieser entschiedenen Zurückweisung kam Benedetti nochmals auf seinen Antrag zurück, und als er in seiner Zudringlichkeit nicht nachließ, wandte sich König Wilhelm ab und entfernte sich. Im Laufe desselben Tages suchte Benedetti wiederholt eine Audienz nach, der König verweigerte sie und blieb dabei: Was er heute Morgen gesagt, wäre sein letztes Wort in dieser Sache.

Der Botschafter gab darauf die Erklärung, daß er sich bei den Worten seiner Majestät beruhige und erschien am nächsten Tag, als der König nach Koblenz eine Fahrt unternahm, zur Verabschiedung auf dem Bahnhof, wo er von dem Monarchen begrüßt wurde.

Noch spät am Abend des 13. Juli erschien in Berlin ein Extrablatt mit folgendem Telegramm:

„Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. Majestät der König sich für alle Zeit verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Candidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe."

Im Laufe des nächsten Tages (14. Juli) durcheilte die Kunde von den Emser Vorgängen ganz Deutschland, allerdings

in sehr entstellter Form, und rief allenthalben Entrüstung über die dem 73jährigen König angesonnene Schmach und lebendige Begeisterung für die Vertheidigung der deutschen Ehre wach. Während die deutsche Presse bis dahin sich gegen die unverschämten Ausfälle der französischen Journale maßvoll zurückgehalten hatte, zeigte sie sich jetzt einmüthig entschlossen, die Regierung bei der Abwehr des französischen Uebermuths energisch zu unterstützen. Seit es klar geworden, daß in Paris die Beleidigung und Herausforderung Deutschlands, die Heraufbeschwörung eines Krieges beschlossene Sache war, trat vor den Forderungen der nationalen Ehre jede andere Erwägung zurück. Und obgleich aus Paris die Lügennachricht kam, die süddeutschen Regierungen hätten die Erklärung abgegeben, daß sie die Politik Preußens nicht gut heißen und eine etwaige Berufung auf die Garantieverträge von 1866 nicht als berechtigt anerkennen könnten, also ganz auf französischem Standpunkt sich befänden, so zeigte sich dennoch in Nord und Süd nur eine Stimmung, die der Entrüstung. Baiern hatte bereits am 11. Juli auf Frankreichs Anfrage, welche Stellung es im Falle eines Krieges einnehmen werde, die Antwort ertheilt, daß das baierische Volk und sein König sich von dem übrigen Deutschland nicht trennen werde. In ähnlicher Weise, aber nicht mit derselben raschen Entschlossenheit, hatte auch der Minister Württembergs, Varnbüler, geantwortet.

In Berlin war man schon am 13. Juli sicher, daß der ganze Süden mit Preußen kämpfen werde, wenn Frankreich wirklich den Krieg erklärte, und darüber konnte kaum noch ein Zweifel walten. So sehr man auch in Deutschland den Frieden liebte, so hatten es viele doch schon als eine Demüthigung empfunden, daß Frankreich die Verzichtleistung durchgesetzt hatte. Bismarck brachte die allgemeine Stimmung zum Ausdruck, wenn er erklärte, daß Preußen in jedem Falle von Frankreich Genugthuung zu fordern habe für die Sprache seiner Minister. —

In den Tuilerien glaubte man, die Gelegenheit besonders günstig gewählt zu haben, die Eifersucht gegen Preußen ausbrechen zu lassen, denn es handle sich um eine dynastische Frage, und die deutsche Nation, vornehmlich die Süddeutschen, würden, so meinte man, keine Lust haben, für das preußische Königshaus sich die Hälse zu brechen. Man irrte sich in den Tuilerien gründlich. Die französische Regierung hatte es meisterhaft verstanden, durch ihre Maßlosigkeit die Sache des Königs von Preußen zur Sache jedes Deutschen zu machen, der Vaterlandsliebe und Nationalstolz in der Brust fühlte. Ganz Deutschland von den Alpen bis zum deutschen und baltischen Meer stand da wie ein zorniger Mann,

tief beleidigt in seiner Ehre, zu jedem Opfer freudig bereit, wenn die Franzosen auf ihren das sittliche Gefühl nicht blos von Deutschland sondern von ganz Europa verletzenden, übermüthigen Forderungen bestehn sollten. Nirgends hörte man eine andere Auffassung als die, daß der Krieg bis zum Aeußersten die einzig mögliche Antwort auf die französischen Beleidigungen sei. Und mit dieser Entschlossenheit ging eine Opferfreudigkeit Hand in Hand, die ihre Bekundung später durch reichliche Thaten fand. Wie anders zeigte sich das Volk jetzt als im Jahre 1866 vor dem Beginn des österreichischen Krieges, wo Volksversammlungen regierungsfeindliche Beschlüsse faßten und aus verschiedenen Theilen der Monarchie Petitionen eingingen, welche den König, sehr unnöthiger Weise, um Erhaltung des Friedens baten, ja wo sogar die Majorität des Abgeordnetenhauses die finanziellen Mittel zur Führung eines Krieges verweigerte.

In Paris hatte die Nachricht, daß König Wilhelm dem französischen Botschafter eine Audienz verweigert habe, große Aufregung verursacht. Am Nachmittag des Vierzehnten wurde ein Ministerrath gehalten. Während desselben mußte der Kaiser, der ihm präsidirte und der wohl Niederlagen aber nicht den Krieg verabscheute, das Zimmer verlassen. In großer Hast zurückgekehrt, wiederholte er, was er schon oft gesagt: „Aber, meine Herrn, ich brauche Bürgschaften, Bürgschaften, (natürlich waren damit Bürgschaften für den Sieg gemeint) Marschall Leboeuf erwiderte stolz darauf: „Sire, Alles ist kriegsbereit, es fehlt auch nicht der letzte Hosenknopf.“ In dieser Sitzung entschloß sich der Kaiser Napoleon definitiv für den Krieg; es wurde die Ordre erlassen, die Reserven einzuberufen.

Des Abends zogen Banden durch die Straßen von Paris und machten einen Angriff auf das preußische Botschaftshotel. Am 15. Juli beschloß die Landesvertretung, der gesetzgebende Körper, den Krieg. In der vorausgehenden Auseinandersetzung des Minister Ollivier wurde die Antwort unseres Königs an Benedetti verdreht und von einer offiziellen Mittheilung an die europäischen Kabinette gesprochen, durch welche angezeigt würde, daß der König von Preußen sich weigere, den französischen Botschafter zu empfangen. Eine solche Note hätte für eine Herausforderung Frankreichs gelten können, aber sie existirte garnicht, und als Jules Favre, Gambetta und Thiers auf die Vorlegung derselben drangen, weil sie vor Allem den Grund zur Kriegserklärung geben sollte, hatte Gramont die dreiste Stirne, zu behaupten, er habe sie gesehn, und damit gab sich die Majorität der französischen Landesvertretung zufrieden. Mit gleichem Beifall

sinn erklärte sich der Senat für den Krieg. Die wenigen Stimmen, die sich für die Beibehaltung des Friedens aussprachen, wurden überhört.

An demselben Tage trat König Wilhelm seine Rückreise von Ems nach Berlin an. Die Bewohner der Städte wie des Landes waren bei der Kunde von des Königs Durchfahrt an den Stationen zusammengeströmt, um ihm durch tausendstimmige Hochs zu erkennen zu geben, wie sehr er durch sein männliches Auftreten Benedetti gegenüber den Gefühlen seines Volkes entsprochen habe. Von Bedeutung und für den König eine große Freude war, daß er in Kassel und Göttingen, wo kurz vorher sich noch Stimmen gegen die preußische Herrschaft erhoben hatten, mit einer Begeisterung empfangen wurde, die deutlich bewies, daß unter den vorliegenden Verhältnissen jeder Hader vergessen sei.

An jenem Tage zum ersten Mal jauchzten die braven Bewohner von Hessen und Hannover ihm, dem deutschen Könige, einmüthig und aus tiefsten, freiem Herzen zu. Am großartigsten gestaltete sich der Empfang in Berlin. Gegen Abend strömten unabsehbare Menschenmassen nach den Linden und den nach dem alten Potsdamer Bahnhof zu belegenen Plätzen und Straßen. Zum Empfange hatten sich die Spitzen der Behörden des Militärs und der städtischen Verwaltung eingefunden. Hunderte von Männern jedes Alters und jeder Berufsklasse, Greise, Frauen und Kinder hatten sich versammelt und harrten der Ankunft des Zuges, der mit stürmischem Hurrah empfangen wurde. Als der König aus dem Wagon gestiegen war, wurde ihm die Depesche vorgelesen, welche mittheilte, daß in Paris der Krieg gegen Preußen beschlossen sei. Ein kalter Ernst zog über das Antlitz des greisen Monarchen. Tief bewegt umarmte er den Kronprinzen und wandte sich dann gefaßt zu den zum Empfang Versammelten, Worte des Dankes für das herzliche Willkommen an dieselben richtend. Die Fahrt vom Bahnhof nach dem Palais glich mehr einem Triumphzug des Siegers als der Heimkehr des tiefbeleidigten Landesvaters. Ueberall wurde er mit stürmischem Zuruf begrüßt, und es war ein ergreifender Moment, als Tausende und Tausende, welche Kopf an Kopf vor dem Königlichen Palais dicht gedrängt standen, mit entblößtem Haupte „Heil dir im Siegerkranz" anstimmten. Der Geist von 1813 wehte von Neuem durch die Herzen des preußischen Volkes, und selbst der Empfang bei der Rückkehr vom Schlachtfeld von Königgrätz verschwand gegen diesen Ausbruch des reinsten Patriotismus.

Unter den Linden wurden sofort nach dem Einzuge des Königs Tische aufgestellt behufs Unterzeichnung einer Adresse,

welche schnell Tausende von Unterschriften erhielt. Sie lautete: „In diesen Tagen der Gefahr, wo Deutschlands, Preußens Ehre vom französischen Uebermuth dreist beleidigt, wo Friede und Sicherheit ohne jeden Anlaß frevelhaft bedroht sind, die unverbrüchliche Treue, die allgemeine Begeisterung für den Kampf auszusprechen, drängt es das Volk. Wie 1813—15 zu Ew. Königl. Majestät ehrwürdigem Vater wird jeder Preuße mit Gut und Blut zu seinem glorreichen Kriegsherrn stehen, und Ew. Königl. Majestät getreues Volk bittet nur eins: Nicht zu ruhen, bis dieser frechzöllische Uebermuth für alle Zeiten gedemüthigt und Deutschland in seiner alten Größe hergestellt und gesichert ist. Wir haben nur ein Wort in dieser Zeit: Mit Gott für König und Vaterland. Hurrah drauf! In Treue, in Ehrfurcht, in voller Zuversicht Männer des preußischen Volkes."

Die Menschenmenge, welche das Palais umwogte, erhielt bis gegen 11 Uhr fortwährend neuen Zufluß, wiederholt mußte sich der König dem begeisterten Volke am Fenster zeigen. Als kurz vor 11 Uhr Moltke sich in das Palais begab, fehlte nicht viel daran, daß man „den großen Schweiger" auf die Schultern hob und ihn nach dem Palais trug. Bald nach 11 Uhr wurde im Namen des Königs um Ruhe gebeten, da der Kriegsrath während der Nacht noch eine schwere Arbeit vor sich habe. „Nach Hause" erscholl es plötzlich, und wenige Minuten später war der große Platz vor dem Palais so menschenleer und ruhig, als hätte die großartige Demonstration garnicht stattgefunden.

Noch in der Nacht zum 16. Juli beschloß der König die Mobilmachung des Heeres und die Berufung des Reichstages auf den 19. Juli.

Am 16. fand die Sitzung des Bundesrathes statt, dessen Mitglieder auf telegraphischem Wege einberufen waren. Graf Bismarck legte in ihr den Vertretern der verbündeten Regierungen die Sachlage so dar, wie wir sie bereits kennen, und fand die vollständigste Beistimmung sämmtlicher Bevollmächtigten. Man kam einstimmig darin überein, daß Frankreich den Krieg um jeden Preis wolle und hatte nur den Wunsch, daß derselbe möglichst schnell und kräftig geführt werden möge. Wenige Stunden nachdem das Aufgebot der Heere Norddeutschlands verkündigt war, thaten die süddeutschen Fürsten ein Gleiches, und die Kammern weihten die Eintracht der Stämme durch ihre übereinstimmenden Entschlüsse.

Der König rief und Alle, Alle kamen. Deutschland war einig. Was die Anstrengungen und Wünsche der besten Männer in vielen Jahrzehnten nicht vermocht hatten, das hatte sich jetzt

erfüllt, Frankreich hatte es in wenigen Tagen zu Stande gebracht. Die Brüderstämme, soweit sie ganz Deutschland umfaßte, waren vereint unter einem Kriegsherrn. Für Alle galt nur ein Wahrzeichen: das Vaterland zu retten. Es galt einen deutschen Nationalkrieg gegenüber einem vom französischen Hof angezettelten Eroberungskrieg, welcher dazu dienen sollte, die wankende Dynastie Napoleons zu stützen. Die Kundgebungen des Patriotismus erfolgten aus allen Theilen Deutschlands. Provinzen, Städte und Korporationen sandten Ergebenheitsadressen an den König von Preußen und die übrigen deutschen Fürsten, unter denen der junge König Ludwig von Baiern ganz besonders durch die Beifallsbezeigungen des Volkes ausgezeichnet wurde. Mit Jubel hatten die Baiern vernommen, daß das bairische Heer aufgeboten wurde, um mit dem norddeutschen zusammen zu kämpfen. Man kannte oder ahnte die unheilvollen Einflüsse, welche in entgegengesetzter Richtung thätig gewesen waren, und Alles freute sich über die rasche, männliche, offene Entschiedenheit, mit welcher der König sich für die nationale Sache entschied.

Wichtig war es, daß auch in Würtemberg, welches die Feinde Preußens als ihre sicherste Domäne zu betrachten pflegten, sich der nationale Geist mächtig regte und seinen Ausdruck in öffentlichen Versammlungen fand.

In Betreff Badens war man nie im Zweifel gewesen, daß es Preußens Partei ergreifen werde, und ebenso waren die vielfachen Kundgebungen aus den annectirten Ländern nach dem enthusiastischen Empfang des Königs bei der Durchreise von Ems nach Berlin nur neue Beweise für die deutsche Gesinnung der Bevölkerung.

Ohne Bedeutung blieben dagegen die Schmähungen einer bairischen ultramontanen Zeitung, die den unpassenden Namen „das Vaterland" trägt, welche am 16. Juli schrieb: „der Krieg ist fertig. Preußen will absolut seine Prügel haben. Mit einer, einer bessern Sache würdigen, Bockbeinigkeit weigert es sich, Frankreich Garantien zu geben" u. s. w. Der Redakteur dieses Schmutzblattes fand es für gut, als am nächsten Tag vor dem Redaktionslokal eine höchst erregte Menschenmenge erschien, sich zum Schutz seiner eigenen Person in das Polizeigewahrsam abführen zu lassen. Noch viel schlimmer ging es in Leipzig dem Redakteur der „sächsischen Zeitung", des Organs der Particularisten, der hatte in zwei Leitartikeln Frankreich als den Retter aus der Noth des Jahres 1866 bezeichnet und meinte, es sei gar kein Grund vorhanden, daß sich die Sachsen für eine spezifisch-preu-

sische Angelegenheit todtschießen ließen. Die Studenten brachten dem Redakteur ein Vereat und veranstalteten ein feierliches Autodafé mit den Nummern seiner Zeitung, die eben zur Hand waren. In später Nachtstunde fand die academische Entrüstung noch einen weitern Ausdruck: man warf dem Betreffenden sämmtliche Fenster ein. —

Nachdem die Hauptfrage wegen der Haltung der süddeutschen Staaten eine befriedigende Lösung gefunden hatte, trat eine andere heran, ob es den Deutschen gelingen werde, trotz des Vorsprungs der französischen Rüstungen, den man annahm, schon den ersten Anprall der feindlichen Streitkräfte zu pariren.

Man faßte die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer ersten Niederlage ins Auge, ohne deshalb kleinmüthig zu sein. Im Gegentheil zeigte sich in Allen die feste Hoffnung und Erwartung des schließlichen Sieges der gerechten deutschen Sache. Einen beredten Ausdruck fand diese Meinung in der Antwort, welche der König auf die Ergebenheitsadresse des Berliner Magistrats ertheilte. „Es werden schwere Opfer von meinem Volk gefordert, sagte er unter Anderm, wir wollen es uns nicht verhehlen. Wir sind durch den unter Gottes Beistand erlangten raschen Sieg in zwei glücklichen Kriegen verwöhnt. So leichten Kaufs werden wir diesmal nicht davon kommen." —

Das einmüthige Zusammenstehn Deutschlands wirkte beeinflussend auch auf die Nachbarstaaten. Man hatte gefürchtet, Dänemark werde die Partei Frankreichs ergreifen, um sich an Preußen für den Verlust von Schleswig und Holstein zu rächen, und mit seiner Flotte die deutschen Küsten bedrohen. Am 17. Juli kam die Erklärung, daß Dänemark neutral bleiben werde. Oesterreich war noch zweifelhaft, aber die dortigen Deutschen zeigten so starke Sympathien für die nationale Sache, daß man auch von dieser Seite keine Gefahr zu fürchten brauchte. Von Rußland war es bekannt, daß der Kaiser im freundlichsten Einvernehmen mit König Wilhelm stand, und man vermuthete, daß, wenn Oesterreich Gemeinschaft mit Frankreich machen sollte, Rußland aus seiner Neutralität zu Gunsten Preußens treten werde. In Italien war anfangs die Stimmung des Volkes für Frankreich, nach den großartigen Siegen der Deutschen für Preußen. Die Regierung befolgte eine abwartende Politik und blieb neutral, ebenso England. Die Vermittelungsversuche, welche die fremden Staaten machten, waren vergeblich. Sehr lau zeigte sich die britische Regierung. Der Hauptgrund aber, daß keine friedliche Lösung herbeigeführt wurde, lag darin, daß die fremden Mächte nach der Zurückziehung der Candidatur nur zu deutlich erkannten,

wie Frankreich unter allen Umständen den Krieg wolle. — Bei dieser Lage der politischen Verhältnisse war die Aussicht vorhanden, daß Deutschland es nur mit einem Gegner zu thun haben und der Kriegsschauplatz begrenzt bleiben werde.

In 48 Stunden war die Kunde von der Mobilmachung durch ganz Norddeutschland gedrungen. Die Nachricht traf die unvorbereiteten Gemüther wie ein Blitz aus heiterer Höh', aber ruhig und gefaßt verließ der Landmann die heimathliche Flur, welche in jenem Jahr eine reichere Ernte wie gewöhnlich versprach, der Gelehrte die Studierstube, der Handwerker die Werkstätte, der Kaufmann sein Comtoir, um hinauszuziehn in die Schlacht. Viele Thränen flossen in der ernsten Stunde des Abschiedes, aber das Bewußtsein, für eine heilige Sache zu fechten, linderte den Schmerz. Freudig versammelte sich das deutsche Volksheer zu den Fahnen. Massenhafte Anmeldungen von Freiwilligen fanden in Berlin, Königsberg, Köln und andern großen Städten statt. Sämmtliche Studirende der Universität Kiel verlangten Einstellung in die Armee. Diesem Beispiel folgten eine Reihe von andern Studentenschaften. Studenten und Turner organisirten sich, um als Krankenträger den deutschen Heeren zu folgen. Ueberall zeigte sich das eifrigste Bestreben, dem Vaterlande zu nützen, und die Frauen Deutschlands blieben nicht zurück. Am 17. erließ die Königin Augusta einen Aufruf: „Das Vaterland erwartet, daß alle Frauen bereit sind, ihre Pflicht zu thun! Hülfe zunächst nach dem Rhein zu senden." In allen Kreisen regten sich geschäftig die Hände, um dieser Aufforderung nachzukommen, wenn es einer solchen überhaupt noch bedurfte. Der Hülfsverein aus dem Jahre 1866 wurde wieder ins Leben gerufen, andere bildeten sich neu. Kleinere Gesellschaften bestehend aus Bekannten sandten ihre Liebesgaben an Charpie, Binden, Leinwand, Lebensmitteln und andern Dingen, welche die Leiden der Verwundeten oder Kranken mildern, an die Provinzial-Comités, und diese wiederum an das Centraldepot in Berlin, von wo aus sie gleichmäßig an die einzelnen Truppentheile vertheilt werden sollten. Das Institut der freiwilligen Krankenpflege bei dem norddeutschen Bundesheer, durch welches Männer und Frauen bei der Pflege der Verwundeten im Felde Verwendung fanden, wurde unter der Leitung des Fürsten Pleß gestellt. Die Königin übernahm das Protectorat.

Aber auch außerhalb des deutschen Vaterlandes rief die nationale Begeisterung eine rührige Werkthätigkeit hervor. Die Deutschen im Ausland, wie in London und Glasgow, ja jenseits des Oceans in New-York, St. Louis und andern Städten

Amerikas, selbst im fernen Asien, zu Kalkutta, traten nicht nur zu großen Versammlungen zusammen, in denen sie ihre Entrüstung über den fränkischen Uebermuth und ganze Hingabe an die nationale Sache aussprachen, sondern sie schickten auch reiche Beiträge an Gold für die Linderung des in Gefolge des Krieges einhergehenden Unglücks im Felde und Daheim. —

Am Vormittage des 19. Juli, dem Sterbetag der unvergeßlichen Königin Louise, die alles Leid mitgetragen hatte, welches Frankreich einst über Preußen gebracht, fand die Eröffnung der außerordentlichen Session des norddeutschen Reichstages statt. Ihr ging wie gewöhnlich Gottesdienst vorher. Dann folgte die Thronrede im weißen Saal, in welcher es unter Anderm hieß: „Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend getragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heut, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begann, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet, heut, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat. Es ist keine Ueberhebung, welche mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie ich selbst, wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in den Händen des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blick ermessen die Verantwortlichkeit, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. — Wir werden nach dem Beispiele unserer Völker für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war."

Einige Stunden später fand die erste Sitzung des Reichstages statt.

Als Graf Bismarck sich erhob, herrschte im Saale die tiefste Stille. Die innere Bewegung eher durch die Hast beim Sprechen als durch gehobene Stimme verrathend, sprach der Bundeskanzler die wenigen Worte: „Ich theile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat." Hier unterbrach ihn stürmisches, nicht enden wollendes Bravo, Hochrufen und Händeklatschen von allen Seiten des Hauses und auf den Tribünen, während

der Bundeskanzler, anscheinend nur mit Mühe sich der Theilnahme an der allgemeinen Freudenbezeigung enthaltend, freudestrahlend den Bart strich. Nach wiederhergestellter Ruhe fuhr er fort. „Nach den Worten, die Se. Majestät der König so eben an den Reichstag gerichtet hat, füge ich der Mittheilung dieser Thatsache nichts weiter hinzu. —

Die Arbeiten des Reichstages nahmen einen raschen Fortgang, in 3 Tagen wurden 6 Sitzungen gehalten, am 21. Juli erfolgte der Schluß. Als Bismarck die offiziellen Actenstücke vorlegen sollte, welche der Kriegserklärung sonst vorauszugehen pflegen, konnte er sagen: „Wir haben von der kaiserlichen französischen Regierung in der ganzen Angelegenheit nur eine einzige amtliche Mittheilung erhalten: es ist die gestrige Kriegserklärung." Die Bewilligung von 120 Millionen Thalern zu Kriegszwecken geschah vom ganzen Hause mit Ausnahme von zwei Abgeordneten, die von dem Standpunkt der internationalen Arbeiter-Gesellschaft sich der Abstimmung enthielten.

In gleicher Weise wurden von den Volksvertretungen in Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen Geldmittel zum Kriege zur Verfügung gestellt. —

Bevor wir nun aber zu der Darstellung des eigentlichen Krieges schreiten, müssen wir noch einen Blick auf die Kriegsmacht Frankreichs und Deutschlands werfen. —

Der innere Zustand der französischen Armee krankte an manchen schwer wiegenden Gebrechen. Selbst nach dem Urtheile der eignen Landsleute war der französische Soldat beim Ausbruch des Krieges nicht mehr, was er im Krimkriege und in Italien gewesen. Unter 75,000 Mann waren 42,000 Stellvertreter, deren Qualität sich erfahrungsmäßig mit der längern Dienstzeit nur verschlechtert. Dazu kam, daß auch das Offizierkorps nicht mehr auf der frühern Höhe stand. Fast ein Drittel desselben war aus den Unteroffizieren hervorgegangen.

Durch das verderbliche Protektionswesen waren in die höhern Stellungen mannigfache Elemente geführt, die, ihren Aufgaben nicht gewachsen, überall schlimmen Einfluß ausübten. In Folge des steten Wechsels der Regierungsformen war ferner diejenige Treue und Anhänglichkeit an ein angestammtes Herrscherhaus im Heer, wie in der Nation überhaupt verloren gegangen, welche in andern Ländern verderbliche Erschütterungen der öffentlichen Zustände abwehrt. Die Hingabe des französischen Soldaten an sein Herrscherhaus ist daher geringer als an sein Vaterland, für das er sich aufopfert. Den Offizier, wie die ganze Nation, belebt ein hohes und in vieler Beziehung gerechtfertigtes

Selbstgefühl, aber auch eine Unterschätzung Anderer. Seine ganze Erziehung wirkt darauf hin, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß Frankreich allen andern Ländern weit voransteht. Wenn der Zögling von St. Cyr die goldenen Säle von Versailles durchschreitet, so erblickt er fast nur Schlachtgemälde, und in allen sind die Franzosen Sieger. In langen Reihen stehn die Helden, welche die Oriflamme, das Lilienbanner, den Adler oder die Trikolore, immer aber die Zeichen Frankreichs nach den Hauptstädten beinahe aller Länder getragen haben. So wird die französische Kriegsgeschichte eine Geschichte ununterbrochener Triumphe, in welcher Mißerfolge nur durch Nebenumstände, und wären sie noch so unbedeutend, oder durch Verrath zu erklären sind. Die Wahrheit zu suchen, lohnt nicht der Mühe, sie auszusprechen, wäre unpatriotisch. Kein Wunder also, wenn der junge Offizier sich wenig um das Ausland kümmert, um dessen Sprache, Einrichtungen und Zustände. Der Fremde spricht ihm seine Sprache, er kommt zu ihm, um zu lernen und nachzuahmen.

Man hat in Frankreich keine Ahnung gehabt von dem Umschwung, den zwei Feldzüge in der Gesinnung der deutschen Völkerstämme bewirkt haben, von ihrem nicht mehr besiegbaren Gefühl der Zusammengehörigkeit, und man ist vollkommen überrascht gewesen, einen ebenbürtigen Gegner zu finden. Von der Ansicht ausgehend, daß die Zahl der wirklichen Kämpfer im freien Felde niemals die Hälfte der Gesammtstärke überrage, glaubte man die auf dem Schlachtfelde verwendbaren deutschen Streitkräfte auf 550,000 Mann, die eignen auf 300,000 Mann berechnen zu sollen. Die numerische Ueberlegenheit war also dem Kaiser nicht verborgen, doch durch die Schnelligkeit der Bewegungen hoffte er das Verhältniß zu seinen Gunsten umzugestalten. Das isolirte Preußen berechnete man mit einer Wehrkraft von 350,000 Mann Kombattanten und als Ergebniß eines ersten Erfolges wurde der Anschluß Oesterreichs und Italiens erwartet.

Der französische Kriegsplan war, mit 250,000 Mann bei Maxau, westlich von Karlsruhe, über den Rhein zu gehn, die süddeutschen Staaten zur Neutralität zu zwingen und dann die preußische Armee zu bekämpfen. Einen Theil der feindlichen Truppen, glaubte Napoleon, würde das Erscheinen der Flotte im baltischen Meer zur Sicherung der Küsten festhalten.

Diese Voraussetzungen trafen nicht zu, Napoleon täuschte sich sowohl über die Ziffer der Streitkräfte Preußens als auch über das Verhältniß zwischen Nord- und Süddeutschland. Selbst in der Schnelligkeit, mit der der Feldzug eröffnet werden sollte, hatte man sich geirrt. Die französische Diplomatie hätte den

Ausbruch des Conflicts verzögern können, bis man zum Schlagen bereit war, aber sie erklärte den Krieg noch bevor die Regierung in der Lage war, dieser Erklärung unmittelbare Folge zu geben; und so geschah es denn nochmals in Folge der mangelhaften Einrichtungen für die Versammlung und Ausrüstung der Mannschaften, daß die Streitkräfte Frankreichs, noch ehe sie völlig vereinigt und zur Offensive bereit waren, von den deutschen Armeen auf eigenem Gebiet angegriffen wurden.

Das französische Kriegsheer bestand aus 7 Korps und der kaiserlichen Garde. Die Hauptsammelpunkte waren Chalons an der Marne, wo sich ein befestigtes Lager befand, Metz, Nancy, beide an der Mosel, und Straßburg. Der Kaiser behielt sich das Obercommando über die gesammten activen Streitkräfte vor, welche die Bezeichnung „Rheinarmee" erhielten. Unter den Corpscommandanten waren die Marschälle Mac Mahon und Bazaine die berühmtesten.

Napoleon hatte am 28. Juli die Regentschaft der Kaiserin übertragen und eine Proklamation an das Volk erlassen. Unter anderm hieß es in ihr: „Preußen, dem wir während des Krieges von 1866 und seit demselben die versöhnlichsten Gesinnungen bezeugt haben, hat unsern guten Willen und unsere Langmuth nicht anerkannt. Gegenüber den neuen Anmaßungen Preußens haben wir unsere Verwahrung ausgesprochen. Wir führen nicht Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir thun das Gelübde, daß die Völker, aus denen sich die große germanische Nation zusammensetzt, frei über ihre Geschicke bestimmen soll." Sie schloß mit den wahren, aber für Napoleon verhängnißvollen Worten: „Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache vertheidigt, ist unbesiegbar."

Wenn der Krieg auch unerwartet zum Ausbruch kam, so wurden die deutschen Armeen dennoch nicht durch denselben überrascht. Die Erfahrungen des Feldzuges von 1866 waren benutzt. Die Artillerie hatte man durchweg mit gezogenen Geschützen versehn; auch war bei Ausbruch des Krieges mit einer wesentlichen Verbesserung des Zündnadelgewehres gerade begonnen worden, deren Ausführung nun nicht zu Stande kam. Die süddeutschen Militärverhältnisse waren in allen wesentlichen Stücken nach dem Muster der preußischen geordnet, und den Bemühungen der verbündeten Staaten verdankte Deutschland die Aufstellung einer Streitmacht, wie sie bis dahin noch kein Staat zu verwirklichen vermochte. Die Gesammtziffer der im Frieden unterhaltenen Mannschaften betrug 382,568. Davon fielen auf Nord-

Deutschland 304,413 M.; auf Baiern 50,068; auf Würtemberg 14,124; auf Baden 13,963. Nach der Mobilmachung stellte das norddeutsche Bundesheer im Monat August 982,064 M. mit 209,403 Pferden; Baiern 128,964 M. und 24,056 Pf., Würtemberg 33,180 M. und 8,876 Pf., Baden 35,181 M., und 8038 Pf. Die Totalsumme der deutschen Streitkräfte betrug demnach 1,183,389 M. und 250,373 Pf. an Feldarmee und Besatzungstruppen. Feldgeschütze waren 1584, Festungs- und Ersatzgeschütze 462.

Die gesammte deutsche Armee zerfiel in 15 Armeekorps;*) 12 norddeutsche, 2 baiersche und 1 combinirtes aus der würtembergischen und badischen Felddivision.

Die deutsche Flotte, welche aus 26 Kriegsschiffen und 22 Kanonenbooten bestand, worunter nur 5 Panzerschiffe waren, konnte sich mit der französischen nicht messen.

Trotzdem die Franzosen früher ihre Kriegsrüstungen als die Deutschen begonnen hatten, so waren Letztere doch eher damit fertig. Dieser Umstand erklärt sich daraus, daß die Entwürfe für den Transport der deutschen Truppen im Voraus bereit waren. Es gehört zu den Aufgaben des Generalstabes im Frieden, für alle wahrscheinlichen kriegerischen Eventualitäten die Pläne für Versammlung, Aufmarsch, Verwendung der Truppen etc. bis ins Kleinste auszuarbeiten, um jeden Augenblick gegen einen Angriff von jeder Seite gesichert zu sein. Für einen Krieg mit Frankreich war ein solcher Plan vom General von Moltke bereits im Winter 1868/69 entworfen. Er kam jetzt zur vollständigen Ausführung.

Moltkes leitender Gedanke war, die feindliche Hauptmacht anzugreifen, wo man sie fand, sie in nördlicher Richtung von

---

*) Zum bessern Verständniß der militärischen Angaben und der später folgenden Beschreibungen der Schlachten mögen nachstehende Bemerkungen dienen:

Infanterie: 1 Compagnie hat 5 Offiziere, 250 Mann.
1 Bataillon hat 4 Compagnien = 1000 Mann.
1 Regiment hat 3 Bataillone = 3000 Mann.
1 Brigade hat 2 Regimenter = 6000 Mann.
1 Division hat 2 Brigaden = 12,000 Mann.

Kavallerie: 1 Eskadron hat 5 Offiziere, 160 Mann.
1 Regiment hat 4 Eskadrons = 640 Mann.

Artillerie: 1 Batterie (fahrende oder reitende) hat 6 Geschütze.

1 Armeekorps hat: 2 Infanterie-Divisionen (8 Regimenter = 4 Brigaden), 6 Kavallerie-Regimenter, 2 Feld-Artillerie-Regimenter (à 8 Batterien = 96 Geschützen), 1 Pionier-Bataillon, 1 Train-Bataillon und 1 Sanitäts-Detachement.

ihrer Verbindung mit Paris abzudrängen und die Ueberlegenheit der Truppenzahl, welche der norddeutsche Bund allein gleich anfangs besaß, auszunutzen.

Die Mobilmachung war bis in das letzte Detail vorbereitet. Sechs durchgehende Eisenbahnen, mit den süddeutschen neun, waren für den Transport nach der Gegend zwischen Mosel und Rhein verfügbar. Die Fahrtableaux, aus welchen jeder Truppentheil Tag und Stunde des Aufbruchs und Eintreffens ersieht, lagen fertig. Sie durften nur mit dem Datum versehn und den einzelnen Truppentheilen zugestellt werden.

Dank der hingebenden Thätigkeit der Eisenbahn-Directionen hatten alle Vorbereitungen für den Bahntransport ihren regelmäßigen Verlauf genommen. Als die ersten Truppen ihre Mobilmachung am 23. Juli vollendeten, konnte der Massentransport am folgenden Tage beginnen.

Am 31. Juli waren die 3 Armeen, welche dem Feinde entgegengestellt wurden, wenn auch noch nicht vollständig versammelt, so doch bereit, eine Schlacht aufzunehmen.

Die I. Armee, unter dem Kommando des General v. Steinmetz, stand zwischen den Flüssen Mosel, Saar und Nahe, und den Städten Trier, Birkenfeld und Saarbrücken. Sie wurde gebildet vom VII. (Westphalen) und VIII. (Rheinprovinz) Armeekorps und der 3. Cavalleriedivision, wozu später noch das I. Armeekorps (Provinz Preußen) mit der 1. Cavalleriedivision kam.

Die II. Armee befehligte Prinz Friedrich Carl von Preußen. Ihre Stellung war zwischen Nahe und Rhein und den Städten Bingen, Mainz, Mannheim und Kaiserslautern. Sie umfaßte das Gardekorps, das III. (Brandenburg), IV. (Prov. Sachsen), IX. (Schleswig-Holstein, Mecklenburg), X. (Hannover), XII. (Königreich Sachsen) Armeekorps und die 5. u. 6. Cavalleriedivision, wozu später noch das II. Armeekorps (Pommern) trat.

Die III. Armee kommandirte der Kronprinz v. Preußen. Sie nahm ihre Aufstellung zwischen Speyer, Kaiserslautern, Landau und Zweibrücken und wurde zusammengesetzt aus dem V. (Posen-Niederschlesien) und XI. (Hessen-Nassau, Thüringen) norddeutschen Armeekorps, dem I. und II. bairischen, den Würtembergern, Badensern und der 4. Cavalleriedivision. Später wurde ihr noch das VI. Armeekorps (Schlesien) mit der 2. Cavalleriedivision beigegeben.

Der Kriegsplan für die deutsche Flotte wurde bei der entschiedenen Ueberlegenheit der französischen nur auf Vertheidigung berechnet. Die Hauptkräfte, darunter die 3 Panzerfregatten „König Wilhelm," Friedrich Karl" und „Kronprinz"

wurden zum Schutz der Nordseeküste, namentlich der Elb- und Wesermündung, benutzt. Für die Ostsee genügten verhältnißmäßig geringere Seestreitkräfte, um zusammenwirkend mit den Hafenbefestigungen in Kiel und in Verbindung mit Sperrungen und Torpedos die Häfen- und Flußmündungen gegen das Eindringen der Feinde zu sichern. Da man eine Ausschiffung von französischen Landungstruppen erwartete, so wurden ca. 90,000 Mann zur Vertheidigung der Küsten unter dem Commando des Generalgouverneurs Vogel v. Falkenstein bereit gehalten. Aber die Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet. Denn in Frankreich hatten sich bei der Flotte die Uebelstände wiederholt, welche durch die übereilte Kriegserklärung der Landarmee erwachsen waren. Der Marineminister sprach es offen aus, daß die Marine für einen großen Krieg nicht vorbereitet sei. Es forderte daher eine verhältnißmäßig lange Zeit, einen Theil der Flotte seeklar zu machen. Erst am 24. Juli gingen in Gegenwart der Kaiserin 8 Kriegsschiffe, darunter 6 Panzerfregatten, in See. Am 28. Juli war die Französische Flotte am Kap Skagen. Aber wie zu Lande, so geriethen auch zur See Ende Juli die französischen Operationen entgegen allen Erwartungen ins Stocken.

Deutschland dagegen stand kampfbereit da. Für die Sicherheit des Landes war in ausreichender Weise gesorgt, und zur Abwehr des französischen Anfalles waren die deutschen Heere versammelt, den Krieg in das Gebiet des Gegners zu tragen.

Es war ein gewaltiger Kampf, der jetzt beginnen sollte. Ernst gemahnte er an die große Zeit der Freiheitskriege und ernst, bei aller Begeisterung, war die Stimmung des deutschen Volkes, das jetzt unter die Waffen trat. In diesem Sinne hatte König Wilhelm auch den Orden des „eisernen Kreuzes" für den neuen Krieg mit dem alten Gegner wieder aufleben lassen, und den, aus allen Gauen Deutschlands ihm entgegen getragenen, patriotischen Gesinnungen geantwortet. Die am 25. Juli erlassene Proklamation „An das deutsche Volk" lautete:

„Aus allen Stämmen des deutschen Vaterlandes, aus allen Kreisen des deutschen Volkes, selbst von jenseit des Meeres, sind Mir aus Anlaß des bevorstehenden Kampfes für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands von Gemeinden und Korporationen, von Vereinen und Privatpersonen so zahlreiche Kundgebungen der Hingebung und Opferfreudigkeit für das gemeinsame Vaterland zugegangen, daß es Mir ein unabweisliches Bedürfniß ist, diesen Einklang des deutschen Geistes öffentlich zu bezeugen und dem Ausdruck Meines königlichen Dankes die Versicherung hinzuzufügen, daß Ich dem deutschen Volke Treue um Treue entgegen

bringe und unwandelbar halten werde. Die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, die einmüthige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich geschlossen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmüthigkeit wie in seinem Recht die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringe, und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde."

Inzwischen war die Anwesenheit des obersten Kriegsherrn bei der Armee nothwendig geworden, und es erfolgte nach einem Amnestie-Erlaß für politische Verbrechen und Vergehn den 31ten Juli die Abreise des Königs von Berlin nach Mainz.

Der Jubel, welcher ihn auf seiner Fahrt nach dem Rhein aller Orten begrüßte, gab seinem Herzen die Gewißheit, daß er ein einiges Volk gegen den Feind führe. Auch die durchpassirenden Truppen wurden von der Bevölkerung auf das Wärmste empfangen. Außer der militärisch geregelten Verpflegung erwartete sie überall reichliche Erquickung an Speise und Trank, deren Vertheilung freiwillig zusammengetretene Komités besorgten.

Am 2. August traf der König in Mainz ein und erließ von hier, als dem Hauptquartier, eine Proclamation „An die Armee!"

„Ganz Deutschland steht einmüthig in Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Heerdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesammten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter einst ruhmvoll bestanden.

Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein."

An demselben Tage fand die Eröffnung des Krieges auf dem rechten Flügel der deutschen Aufstellung bei Saarbrücken statt.

Vierundsechszigstes Kapitel.

Eröffnung der Feindseligkeiten bei Saarbrücken. Gefecht bei Weißenburg. Schlacht bei Wörth und Spichern.

Bei Saarbrücken hatten die ersten Feindseligkeiten schon mit dem Tage der Kriegserklärung, am 19. Juli, begonnen. Saarbrücken ist eine offene Stadt und liegt eine halbe Meile von der französischen Grenze entfernt am linken Ufer der hier schiffbaren Saar, welche sich in die Mosel ergießt. Es zählt mit

der am rechten Ufer befindlichen Vorstadt St. Johann circa 12,000 Einwohner. Die Verbindung zwischen beiden Stadttheilen wird durch zwei Brücken hergestellt. Südwestlich von der Stadt gleich jenseits der Grenze liegen die Spichern-Höhen.

Französische Zollwächter hatten die Stadt alarmirt; als aber die preußische Besatzung, die aus nur zwei Schwadronen Ulanen und einem Bataillon Infanterie (Vierziger) bestand, zum Angriff aufmarschirte, ging der Gegner zurück. Die Aufgabe dieser kleinen Abtheilung war, Deutschland an diesem Punkte nicht ganz ungeschützt zu lassen. Man wußte, welche Gefahr sie lief, aber es galt, die Franzosen zu täuschen und sich in den Rüstungen der Armee nicht stören zu lassen. Täglich gab es nun kleine Knallereien und Besuche hüben und drüben. Bald machten die Franzosen einen Abstecher, bald wir, meistens ohne Verlust. An andern Punkten der Grenze gab es gleichfalls Plänkeleien von geringer Bedeutung. Wichtig aber und besonderer Erwähnung werth war der Recognoscirungsritt, den der würtembergische Hauptmann Graf Zeppelin am 24. Juli — es war ein Sonntag — von Lauterburg aus unternahm. Er gab ein herrliches Zeichen, welch ein muthiger und verwegener Geist die deutsche Armee beseelte. Nur von wenigen Gefährten begleitet, drang der Graf, unter vielen Abenteuern und ohne als Deutscher erkannt zu werden, mehrere Meilen ins feindliche Land ein, durchschnitt die Telegraphendrähte und gewann Einsicht in die bisherige Aufstellung der Franzosen. Bei einer Rast am folgenden Tage wurde die kleine Schaar überfallen, als sie ihr Frühstück einnahm. Nur Graf Zeppelin gelang es zu entkommen. Die Nachrichten, die er brachte, blieben nicht ohne Einfluß auf die Anordnungen für den ersten Vormarsch der Armee des Kronprinzen.

Am heftigsten wurden gegen Ende Juli die Vorstöße der französischen Truppen gegen Saarbrücken. Der Kommandirende dieses Platzes war Oberstlieutenant von Pestel. Mit seinen wenigen Truppen hatte er bisher nicht nur die Stadt behauptet, sondern auch eine ziemlich ausgedehnte Grenzstrecke gedeckt.

Vor den Vierzigern bekamen die Franzosen bald solchen Respect, daß sie dieselben Teufelsfüßler nannten, weil sie überall und nirgends waren. Auch vor den Lanzen der Ulanen zeigten sie nicht geringe Achtung. Die Zahl der Franzosen wuchs um Saarbrücken immer stärker an, und eine Absicht auf den Platz war nicht mehr zu verkennen. Die Besatzung blieb aber noch so schwach wie zuvor; was ihr jedoch an Stärke abging, ersetzten vermehrte Thätigkeit, Ausdauer und Geschick. Man brauchte Kriegslisten, den lauernden Feind über die Stärke zu täuschen.

So mußten z. B. die Ulanen bald als Dragoner, bald als Kürassiere erscheinen, indem sie statt der gewöhnlichen Kopfbedeckung Infanteriehelme aufsetzten und weiße Stalljacken anzogen. Den ursprünglichen Plan, bei Maxau über den Rhein zu gehen, hatten die Franzosen aufgegeben und dafür einen Angriff auszuführen beschlossen, auf den die Pariser schon lange warteten — gegen Saarbrücken, weil man in dieser Richtung eine starke Ansammlung der Deutschen vermuthete. Am 30. bestimmte Napoleon, daß General Frossard mit dem II. Corps sich der Stadt bemächtigen, Bazaine (III.) den linken Flügel und Rücken, Failly (V.) den rechten decken sollte.

Am 2. August rückte General Frossard zum Angriff gegen die Stadt vor. Des Vormittags war der Kaiser mit seinem Sohn von Metz herüber gekommen, um 11 Uhr begann der Kampf.

Auf den Höhen, die westlich und südlich Saarbrücken umgeben (Skizze 3), standen die preußischen Vorposten. Nach den ersten Schüssen rückte die Besatzung dem Feinde, der von den Höhen von Spichern herabstieg, entgegen. Das kleine Häuflein erkannte sehr bald, daß es sich diesmal um mehr als eines der bisherigen Vorposten-Gefechte handelte. Aber trotz der Ueberlegenheit der Gegner unterhielten drei Compagnien ein fast einstündiges Gefecht. Zwei Geschütze unterstützten sie hierbei vom rechten Ufer des Flusses aus. So geringe Kräfte konnten indessen einem umfassenden Angriff gegenüber für die Dauer nicht Stand halten. Die Preußen gaben daher den Exercirplatz und die übrigen Stellungen auf und gingen über die beiden Brücken geordnet zurück. Sie blieben zunächst im Besitze derselben, die Franzosen drängten nicht nach. Dann wurde ein Artillerigefecht eröffnet, in welchem vier preußische Geschütze es mit drei französischen Batterien aufnahmen. Um 2 Uhr wurde auch hier der Befehl zum Rückzug gegeben, der ungehindert ausgeführt wurde.

Die Preußen hatten weichen müssen, aber es war eine ruhmvolle Niederlage. Der Gesammtverlust an Todten betrug auf unserer Seite vier Offiziere und 79 Mann, der der Franzosen sechs Offiziere und 80 Mann. Sie hatten geglaubt, mehrere Tausend Mann vor sich zu haben. In Folge dieses Irrthums und entsprechend ihrer Neigung zur Uebertreibung, berichteten sie von einer großen siegreichen Schlacht bei Saarbrücken und machten die wunderbarsten Angaben von der französischen Tapferkeit und der Zahl der Preußen. Napoleon hatte in angemessener Entfernung von einer Höhe den Gang des Gefechts überschaut und an seine Gemahlin folgende eigenthümliche Depesche gesandt, die nicht frei ist von Lächerlichkeit: „Louis hat die Feuertaufe erhalten.

Er war bewundernswerth in seiner Kaltblütigkeit, nicht im Mindesten aufgeregt. Eine Division des General Frossard hat die Höhen genommen, welche Saarbrücken beherrschen. Die Preußen haben nur kurzen Widerstand geleistet. Wir waren in den ersten Linien, Flinten und Kanonenkugeln fielen vor uns nieder, Louis hat sich eine Kugel aufgehoben, die bei ihm niederfiel. Die Soldaten vergoßen Thränen, als sie ihn so ruhig sahen, wir haben nur einen Offizier und 10 Soldaten todt".

Am Nachmittag fuhren die beiden Helden nach Metz zurück. Sonderbarer Weise besetzten die Franzosen Saarbrücken nicht, sondern sie machten nur ihren Besuch, um Einkäufe zu besorgen resp. um zu requiriren, wo sie Lebensmittel fanden, denn die Verpflegung der französischen Truppen war sehr mangelhaft, und Brod, Fleisch, Wurst, Tabak und Bier verschwanden im Umsehn. Besonders fanden sie la bière très-bonne en Prusse, und die Wirkung desselben zeigte sich nur zu deutlich in den vielen wankenden Gestalten, die von ihren Kameraden weiter geschleppt wurden. Wenige Tage darauf kam der General Frossard in die Stadt und war nicht wenig verwundert, als er hörte, eine wie geringe Anzahl Soldaten ihm gegenüber gestanden habe. Er fragte den Bürgermeister auf Ehrenwort, ob dem so sei, und als dieser das bejahte, sagte er: „Dann ist jeder von Ihren Soldaten ein Held, und sind alle andern so, dann werden wir einen schweren Stand haben."

Die deutschen Armeen hatten unterdessen in regelmäßigem Fortschritt ihren Vormarsch gegen die französische Grenze fortgesetzt, und am Abend des 3. August bereits war ihre Aufstellung eine solche, daß die drei Heeressäulen mit einander in Verbindung standen und im Falle eines feindlichen Angriffs sich gegenseitig unterstützen konnten. Die Ereignisse vor Saarbrücken hatten anfangs einen Vorstoß der Franzosen von der Saar aus gegen das Centrum der deutschen Truppen, die II. Armee, wahrscheinlich gemacht. Dann schien es wieder unwahrscheinlich, und die Nachrichten, daß die Franzosen im Elsaß eifrig Schanzarbeiten betrieben, deuteten darauf hin, daß der Feind in der Erkenntniß seiner eigenen Unfertigkeit und des Vorsprungs der deutschen Rüstungen alle Angriffsgedanken aufgegeben habe und hinter der Saar eine Schlacht annehmen werde. In dieser Voraussetzung erhielt die linke Flügel-Armee den Befehl, sich gegen die Saarlinie in Bewegung zu setzen. Der Kronprinz beschloß zu diesem Zweck am 4. die Lauter zu überschreiten. Auf französischer Seite war man noch weniger über die Absichten des Gegners im Klaren als auf deutscher. Schon vor einigen Tagen

hatte der Marschall Le Boeuf den Marschall Mac Mahon von der Ansammlung bedeutender feindlicher Streitkräfte in der Pfalz unterrichtet und ihn aufgefordert, sein Corps auf den Straßen zusammen zu ziehen, welche aus dem Unter-Elsaß nach Bitsch führen, um die Vereinigung des I. Corps mit dem V. unter Failly herzustellen. Aber dieser Weisung war schlecht nachgekommen. Die beiden Corps standen am 4. August noch so weit von einander entfernt, daß sie sich nicht unterstützen konnten. Bei Weißenburg war nur die Division Abel Douay gegen Abend des 3. August angelangt. Diesen Ort hatte der Kronprinz als Angriffspunkt ins Auge gefaßt. Die Vorkehrungen der Franzosen waren höchst mangelhaft, und die günstige Lage war wenig zur Anlegung von Vertheidigungswerken ausgenutzt. Auch hatte man versäumt, die sog. Weißenburger Linien, die sich längst der Lauter zu beiden Seiten der Stadt als Erdaufwürfe hinziehen, zu einem Vertheidigungs-System zu verwenden.

Wenn man aus der bairischen Pfalz nach Weißenburg (s. Skizze 1) kommt, so erblickt man die französische Grenzstadt in einem Thalkessel, dessen westliche und südliche Rückwand von einer mäßig hohen waldbedeckten Hügelkette gebildet wird. Saatfelder und Rebengehänge senken sich von hier aus zur Stadt hinunter, zu der von Norden das Bitscher-, von Osten das Landauer- und von Süden das Hagenauer-Thor führt. Seit 1867 ist der Ort zwar keine Festung mehr, seine Wälle bilden indessen eine völlig geschlossene und sturmfreie Umfassung, umgeben von zwanzig bis dreißig Fuß tiefen Gräben. Auf dem linken Ufer der Lauter reichen die letzten Ausläufer der Vogesen nur bis Weißenburg, auf dem rechten dagegen gehen sie etwa eine viertel Meile über die Stadt hinaus und finden erst in der schwer zu ersteigenden Höhe, auf welcher das Schloß Geißberg liegt, ihren Abschluß. Südöstlich von Weißenburg im Thale der Lauter liegt der Marktplatz Altenstatt.

Am frühesten Morgen des 4. August rückte die III. Armee in drei Colonnen gegen Weißenburg heran. Den rechten Flügel bildete das II. bairische Armee-Corps unter General von Hartmann. Den Baiern zunächst marschirte unter General von Kirchbach das V. Corps. Die dritte Colonne unter General von Bose bildete das XI. Corps. Eine vierte Abtheilung, die nicht zur Betheiligung am Gefecht gelangte, marschirte unter General v. Werder weiter südlich auf Lauterburg zu. Keine andere Armee war aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, wie die des Kronprinzen, und in keiner trat schon äußerlich die Gemeinsamkeit des Kampfes für die Ehre Deutsch-

lands so deutlich hervor wie in ihr, wenn auch in derselben mehr als zwölf Dialecte gesprochen wurden.

Die Aufgabe, welche der III. Armee gestellt war, bestand darin, sich des Eisenbahnknotens von Hagenau zu bemächtigen, die Eingänge zu den Vogesen zu gewinnen und den im Elsaß liegenden französischen Truppen den Rückzug auf Metz zu verlegen.

Die einzelnen Colonnen waren zu verschiedener Zeit und aus verschiedenen Orten ausmarschirt. Aber die Berechnungen der Heerführer trafen zusammen. Die Hitze der vorigen Tage hatte nachgelassen, und ein erquickender Regen rieselte vom trüben Himmel herab. „Wie bei Königgrätz!" riefen die, die dort schon mitgefochten hatten, munter und versprachen sich Glück, wie an jenem denkwürdigen Schlachttage.

Zuerst langten die Baiern vor Weißenburg an. Es war $8\frac{1}{2}$ Uhr, als an der Nordseite ein Jägerbataillon den Kampf eröffnete. Sein Angriff wurde durch zwei Batterien unterstützt, und die Rauchsäulen, welche in der Stadt aufstiegen, zeigten, daß einzelne Häuser in Brand geschossen waren. Es entspann sich nun ein lebhaftes Feuer gegen den in den Weingärten und auf den Wällen stehenden Feind. Die französischen Truppen erlitten, weil sie sich decken konnten, weniger Verluste als die Angreifenden, doch mit heroischer Ausdauer hielten die Baiern unerschrocken im schärfsten Feuer aus, vertrieben die Turkos aus ihren Schlupfwinkeln in den Weinbergen und näherten sich der Stadt.

Aber sie waren zu schwach, um allein einen erfolgreichen Sturm gegen die Stadt unternehmen zu können. Sie mußten sich begnügen, zunächst das Gefecht hinzuhalten.

Der Kronprinz war um $9\frac{1}{2}$ Uhr auf dem Kampfplatz erschienen und hatte bei Schweigen, einem Dorfe, das nördlich von Weißenburg liegt, seinen Aufenthalt genommen. Er erkannte sofort die bedrängte Lage der Baiern, und von ihm abgeschickte Adjutanten und der herübertönende Kanonendonner trieben das V. Corps zur Eile an. „Drauf, es gilt den Baiern Hülfe zu bringen. Sie müssen wissen, daß auf uns Preußen Verlaß ist," riefen die braven Niederschlesier, und nun ging es im Laufschritt vorwärts, voran der General von Kirchbach. So nahte den Baiern die ersehnte Hülfe zur richtigen Zeit, und um 11 Uhr hatten die Preußen nicht nur Altenstatt angegriffen, sondern man hörte auch bereits von Süden her den Donner der Geschütze des XI. Armee-Corps. Diese richteten ihr Feuer gegen den Geißberg, und ihre wohlgezielten Schüsse zwangen rasch die Mitrailleusen das Feld zu räumen.

Im Verein mit den Preußen wandten sich die Baiern zum

Sturm gegen das Landauer Thor. Durch einige wohlgezielte Schüsse waren die Thorpfeiler rasch niedergelegt. Jetzt kletterten die Baiern herüber, brachten die Zugbrücke durch Axthiebe zum Fallen, stellten den Uebergang vollständig her, und mit Hurrah ging es in die Stadt, geradeaus auf den Markt. Kurz nach 1½ Uhr capitulirte die noch übrige Besatzung von Weißenburg in der Zahl von 500 Mann.

Bis um diese Zeit hatte sich auch im Kampfe um den Bahnhof der Sieg den deutschen Waffen zugeneigt. Nur wenige fanden beim Anmarsch gegen ihn einen Schutz in den Chausseegräben, der größte Theil mußte auf der geradlinien Pappel-Allee vorrücken. Sie hatten sowohl von den Shrapnels aus den am Geißberg aufgepflanzten Geschützen der Franzosen, als auch von den Turcos und Zuaven zu leiden. Diese lauerten bald hinter einem Verhau, bald lagen sie einzeln oder zu wenigen in Vertiefungen, die sie dem Blicke des Gegners entzogen auf dem Bauche, und zielten aus weiter Entfernung mit großer Sicherheit. Kam der deutsche Soldat näher, so eilten sie davon und setzten, rückwärts gewandt, ihr Feuer noch im Laufe fort. Am liebsten suchten sie Gräben auf, wo sie katzenartig zusammengekauert den Feind erwarteten, ihm schnell mehrere Salven gaben und dann aufsprangen, um sich an dem nächsten Versteck wieder zu sammeln.

Mit der Einnahme Weißenburgs und des Bahnhofs war nur ein Theil der blutigen Arbeit vollendet. Die Franzosen hatten ihre übrigen Streitkräfte auf den Höhen des Geißberges vereint, welche sich über dem Lauther-Thal ungefähr 300 Fuß erheben. Namentlich waren es zwei Punkte auf ihnen, um die sich ein heißer Kampf entspann, — drei Pappeln, die auf dem Kamme des Höhenzuges stehend gegen den Himmel weithin sichtbar sich abhoben, und etwas tiefer liegend, an der östlichen Senkung des Berges, das Schloß Geißberg. Es bestand aus einem Complex massiver Gebäude mit innerem und äußerem Hof, umschlossen von einer 50 Fuß hohen Mauer, und war mit der den Franzosen eigenthümlichen Geschicklichkeit zur Vertheidigung eingerichtet.

Dieses Schloß war das letzte Bollwerk der französischen Aufstellung, und der Angriff desselben sollte zu der glänzendsten Ruhmesthat des 4. August führen — zum Sturm auf den Geißberg.

Schon vorher hatte die preußische Artillerie von Windhof, östlich von der Stadt, ihre Geschosse über das Thal der Lauter nach den gegenüberliegenden Höhen des Geißbergs gerichtet und durch ihr Feuer die französischen Geschütze zum Abfahren gezwungen.

Nun begann der Angriff der Infanterie gegen die Höhen. Ein Theil marschirte auf die drei Pappeln los, der andere nach dem Schloß zu. Zu den letzteren gehörten drei Compagnien der Königs-Grenadiere. Seit acht Stunden waren sie schon auf dem Marsche; als sie am Fuße des Berges anlangten, ließen sie sich aber trotzdem nicht einmal Zeit, ihr Gepäck abzulegen, sondern suchten die unmittelbare Nähe des Gegners auf. Ungeachtet des auf kurze Entfernung abgegebenen und wohlgezielten Feuers der Franzosen folgten die Braven, ohne einen Schuß zu thun, ihren voranellenden Führern. Aber mit jedem Schritte häuften sich die Verluste. Zweimal wurde die Fahne durchschossen, ihr Träger außer Gefecht gesetzt. Der Kommandeur, Major v. Kaisenberg ergriff den oberen Theil des Panniers und drang weiter vor, stürzte aber gleich darauf durch drei Schüssen tödtlich verwundet, zusammen. In kurzer Zeit waren fast sämmtliche Offiziere außer Gefecht gesetzt, aber weder diese drei Compagnien noch die zur Unterstützung heranrückenden andern Abtheilungen, verbunden mit Artillerie, vermochten einen entscheidenden Erfolg zu erringen.

Erst als die Neunundfünfziger im Verbande mit den Grenadieren den Feind von der Pappelhöhe vertrieben hatten, nahm das Gefecht eine günstige Wendung, denn jetzt konnte die Artillerie von der Höhe aus gegen das Schloß wirken. Die Vertheidiger desselben sahen sich von allen Seiten eng umfaßt und von zahlreichen Geschützen bedroht. Die übrigen französischen Bataillone befanden sich in vollem Rückzug vor dem Anmarsch des XI. Corps, welches von Osten her die Höhen erstieg. Eine Unterstützung war für sie nicht mehr zu erwarten, und die Besatzung nahm daher die bisher verweigerte Capitulation an; etwa 200 Mann mit mehreren Offizieren geriethen in Gefangenschaft.

Den Truppentheilen des XI. Armee-Corps leistete der Feind im freien Felde keinen ernstlichen Widerstand mehr; nur in und bei dem Pachthofe „Schafbusch," der unterhalb der Pappeln am südwestlichen Abhange liegt, versuchte er noch einmal das Vordringen der Deutschen aufzuhalten. Hier trafen nun Theile aller im Kampfe gewesenen Regimenter zusammen, und das Gehöft wurde im ersten Anlauf genommen."

Der Kronprinz war bald nach 2 Uhr bei Schafbusch eingetroffen und beglückwünschte die Truppen zu ihrem ersten Siege auf französischem Boden. Sie antworteten mit lebhaftem Zuruf.

Die Trümmer der Division Douay hatten die Straßen nach Wörth eingeschlagen.

Die Verluste der Franzosen an Todten und Verwundeten waren bedeutend. Der Gesammtverlust der Deutschen betrug

91 Offiziere und 1460 Mann. Die meisten hatte das Königs-Grenadier-Regiment verloren.

Als die deutschen Truppen über den Gipfel der Höhenkette hinauskamen, fanden sie auf der andern Seite desselben das verlassene Zeltlager der Franzosen. Hunderte von Tornistern, ganze Berge von Bekleidungsstücken, Feldflaschen, Bajonette und andere Kriegsgeräthschaften waren liegen geblieben. Am Holzfeuer brodelte noch das Mittagsmahl, das die Franzosen sich hatten zubereiten wollen, als sie von Altenstatt aus angegriffen wurden

Der Eindruck, den die Siegesbotschaft in Deutschland hervorrief, war gewaltig, überall begrüßte man sie mit unendlichem Jubel, um so mehr als die Ereignisse bei Saarbrücken, über deren wahren Verlauf man schlecht unterrichtet war, in der öffentlichen Meinung als ein Beweis für die Ueberlegenheit der französischen Waffen gegolten hatten.

Jetzt kam man von diesem Glauben zurück. Im Gegentheil erhöhte dieser Sieg die Zuversicht unserer Truppen, verringerte die des Feindes und besiegelte die Waffenbrüderschaft der Preußen mit den Süddeutschen, namentlich den Baiern. Auch die Furcht vor Mitrailleusen und Turcos war geschwunden.

Mac Mahon hatte nach der Niederlage der Division Douay Straßburg am 5. August verlassen und nach Vereinigung mit den Flüchtlingen von Weißenburg eine feste Stellung auf den Höhen westlich des Sauerbaches hinter Wörth (s. Skizze 2) eingenommen. Er hatte um die Unterstützung des V. Corps gebeten, aber Failly fürchtete einen Angriff der II. Armee bei Bitsch und sandte nur die Division seines rechten Flügels, und auch diese erst am Morgen des 6. August, in Folge dessen sie nach geschlagener Schlacht eintraf. Eine rechtzeitige Hülfe wurde dem Marschall durch eine Division des VII. Corps zu Theil, so daß er mit den Truppen des I. ungefähr 50,000 Mann vereinigt hatte. Mac Mahon vertraute auf seine feste Stellung, er rechnete mit Zuversicht auf Sieg und soll ausgerufen haben: „Meine Herren Preußen, jetzt habe ich Euch!“

Die Deutschen führten im Verlaufe des Kampfes eine bei weitem größere Truppenanzahl als der Gegner in den Kampf, doch hatten die Franzosen den Vortheil einer beinahe uneinnehmbaren Stellung. Ihre Frontlinie, die sich in der Richtung von Norden nach Süden von Neehwiller über Fröschwiller und Elsaßhausen bis zur Höhe östlich von Eberbach ausdehnte, betrug $^3/_4$ Meilen. Sie wurde gedeckt durch den Sauerbach, dessen Ueberschreitung außer auf den vorhandenen Brücken sehr beschwerlich war. Denn er ist tief und hat steile Uferwände. Vor der Mitte

der Stellung lag Wörth, ein Flecken, welcher reich ist an geräumigen und massiven, zur Vertheidigung geeigneten Häusern. Dasselbe war der Fall mit den Dörfern Elsaßhausen und Frösch-willer, in dessen Kirche sich das Hauptquartier Mac Mahons befand.

Schon mit Tagesanbruch (6. August) fanden lebhafte Vorpostengefechte vor der Front des V. Armeekorps statt, welche sich allmälig über die ganze Schlachtlinie ausdehnten und an Heftigkeit zunahmen. Die Infanterie hatte sich zum Theil durch Hopfenstangen und gefällte Bäume Uebergänge hergestellt und das verlassene Wörth besetzt, zum Theil war sie bis an die Brust im Wasser durch den Sauerbach durchgewatet. Von der Artillerie war ein wirksames Feuer eröffnet, durch welches ein Theil der französischen Batterien zum Schweigen gebracht wurde. Aber so heldenmüthig die Infanterie gegen die Höhen anstürmte, und wenn sie auch für kurze Zeit Erfolge erzielte, neue französische Reserven verdrängten sie wieder aus ihren Stellungen. Nirgends gelang es, die Franzosen aus den Hecken, Steinwällen, Gehöften oder Plantagen zu vertreiben. In Folge eines falsch dirigirten Befehles des Kronprinzen hatten die Baiern unter General Hartmann den Kampf gegen den linken französischen Flügel bei Neehwiller, in dem sie bereits im Vortheil waren, abgebrochen und zogen sich zurück. Schon nahte die Mittagsstunde, und trotz der schweren Verluste war noch nichts gewonnen. Da trat für den General v. Kirchbach, der trotz seiner Verwundung bei Weißenburg die Schlacht leitete, die Nothwendigkeit heran, einen folgenschweren Entschluß auf eigene Verantwortlichkeit zu fassen. Er wußte, daß der Kronprinz für den 6. August keine Schlacht beabsichtigte. Auch hatte er noch im Laufe des Vormittags, als der Kronprinz durch den Kanonendonner von dem Beginn eines Gefechtes benachrichtigt wurde, den Befehl erhalten, „den Kampf nicht aufzunehmen und alles zu vermeiden, was einen neuen herbeiführen könne.“ Aber schon zu weit war das Gefecht entwickelt. Es hatte bereits viele Opfer gekostet, und ein Zurückgehen von dem rechten auf das linke Saarufer hätte nicht nur neue große Verluste gebracht, sondern auch dem Feinde Grund gegeben, sich einen Sieg zuzuschreiben. Hierzu kam, daß ein schon während der Nacht vernommenes und am Morgen noch andauerndes Geräusch von Eisenbahnzügen auf fortgesetztes Eintreffen von Verstärkungen beim Gegner schließen ließ, so daß ein aufgeschobenes Gefecht auf noch größere Schwierigkeiten stoßen konnte.

Nach reiflicher Ueberlegung aller dieser Umstände entschloß sich der General zum erneuerten Vorgehen und forderte die Nachbar-Corps zur Mitwirkung auf.

Um 1 Uhr traf der Kronprinz auf den Höhen von Wörth ein. Der wider Erwarten immer heftiger werdende Kanonendonner hatte ihn herbeigeführt. Er übernahm nun persönlich die Leitung der Schlacht und billigte den Entschluß des Generals. Das Vorgehen durch Wörth erlitt mehrfachen Aufenthalt. Dreimal waren die Preußen im Besitz der Stadt, um sie dreimal wieder zu verlieren. Die Brücken waren wiederholt schadhaft geworden, die Straßen von Truppen, Verwundeten, geängstigten Einwohnern angefüllt, einschlagende Granaten erhöhten die Verwirrung. Aber alle Hindernisse schwanden vor der Tapferkeit der muthigen Soldaten des V. Armee-Corps, ganze Reihen wurden durch das verheerende Feuer der Mitrailleusen und Chassepots niedergemäht, sie achteten die Verluste nicht, unverrückt behielten sie das Ziel im Auge. Endlich war der nordwestliche Höhenrand hinter Wörth erstürmt, aber mit Aufbietung aller Kräfte, und hätte nicht gleichzeitig der linke Flügel, das XI. Armee-Corps unter General v. Bose, mit Erfolg in den Kampf eingegriffen, der Sieg wäre wieder verloren gegangen. Dieser nämlich hatte die Franzosen von Eberbach gegen den Niederwald zurückgedrängt, welcher sich zwischen Eberbach und Elsaßhausen erhebt. Sie erkannten die große Gefahr, welche daraus für ihre ganze Aufstellung entstand, und sandten zur Abwehr zwei Kürassier-Regimenter vor. Das ungünstige Terrain und das sichere Zielen der Preußen jedoch vereitelten den Erfolg und führten ihre beinahe gänzliche Vernichtung herbei. So mußten die Franzosen auch den Niederwald räumen und sich auf Elsaßhausen zurückziehen, wohin General Bose ihnen folgte. Es gelang der Artillerie Elsaßhausen in Brand zu schießen, allein das Dorf wurde vom Feinde nicht geräumt. Da wurde allgemeiner Sturm commandirt. Auf das Signal der Trompeten „das Ganze avanciren" stürzte sich Alles, was noch Kraft in sich fühlte, mit lauttönendem Hurrah auf den Feind. An den rechten Flügel schlossen sich Theile des V. Armee-Corps an, und das Dorf wurde unser. Ein neuer französischer Vorstoß und die Aufopferung von vier Reiter-Regimentern vermochten nur vorübergehend uns den Besitz desselben streitig zu machen. Es blieb nur noch die Stellung von Fröschwiller zu nehmen. Aber die beiden bisher im Kampfe gewesenen Corps verbluteten allmälig in vereinzeltem Ringen gegen den zähen Widerstand des tapferen Feindes, welcher mit ganzer Macht sich gegen sie allein wenden konnte, so lange nicht auch sein linker Flügel bedroht wurde.

Immer wünschenswerther wurde das Eintreten der deutschen Waffenbrüder mit ihren noch frischen Kräften, und das sorgenvolle

Auge der Bedrängten schaute nicht vergeblich nach Osten. Noch rechtzeitig traf General v. der Tann mit den Baiern und General v. Obernitz mit den Würtembergern ein. Ersterer griff von Norden her den linken Flügel der Franzosen an, letzterer schob sich zwischen das XI. und V. Armeekorps bei Elsaßhausen. Das V. Armeekorps, welches zuerst den nordwestlichen Rand der Höhen zwischen Wörth und Fröschwiller genommen, hatte nach den Erfolgen des linken Flügels nicht nur seine bedrohte Stellung behauptet, sondern war noch näher an Fröschwiller herangerückt.

Gegen 3 Uhr erfolgte der vereinigte Angriff, beinahe zugleich drangen die deutschen Truppen von Süd, Ost und Nord gegen das Dorf vor. Obgleich man auf den hartnäckigsten Widerstand stieß und jeder Schritt vorwärts mit Blut erkauft werden mußte, wurde mit Gewehrfeuer und Bajonett der Feind immer mehr zurückgedrängt. Noch eine Zeit lang setzte er einen erbitterten, aber hoffnungslosen Kampf in den Häusern des Dorfes fort, dann hörte er auch hier auf. Um 5 Uhr war die Schlacht beendet und der Zugang zu den Pässen der Vogesen in den Händen der Deutschen. Der Verfolgung setzte erst die Dunkelheit ein Ziel.

Die Zahl der Gefangenen betrug außer 200 Offizieren 9000 Mann. Die Hälfte davon waren Turkos und Zuaven. Empörung erfaßte unsere Soldaten, wenn sie diese wilden Horden sahen, welche bestimmt waren, den Vormarsch beim Angriff auf unser Vaterland zu bilden. Viele Scheußlichkeiten wurden von ihnen erzählt. Gewiß ist, daß ein Zuave auf einen Krankenwärter, der ihn verbunden hatte, einen Schuß abfeuerte und die durch fanatische Geistliche aufgestachelten Einwohner von Wörth Leichenraub und Verstümmelungen an den Verwundeten begangen haben. Es war eine gewaltige Schlacht, wie lange keine auf französischem Boden geschlagen war, Königgrätz, so lautete das einstimmige Urtheil der Offiziere und Aerzte, war ein Kinderspiel gegen Wörth. Der Sieg war hier mit schwereren Opfern als dort erkauft, unser Verlust betrug 489 Offiziere und 10,153 Mann. Die Zahl der erbeuteten Fahnen, Geschütze, Mitrailleusen, Gewehre, Fahrzeuge und Pferde war außerordentlich groß, sie mehrte sich, als am nächsten Tag unsere Truppen den Weg nach Bitsch passirten. Er zeigte die deutlichsten Spuren des eben vorangegangenen Rückzuges einer aufgelösten Armee. Weggeworfene Gewehre und Tornister, ein stehengebliebenes Geschütz und verlassene Fahrzeuge fanden sich auf dem Wege und zu beiden Seiten desselben. In manchen Käppis fand man gedruckte und geschriebene Zettel, Gebete gegen Verwundungen mit der Ueberschrift Deo gratias! und der im Text ausgesprochenen Gewißheit des Sieges, über die ketzerischen

Preußen." — Mac Mahon hatte mit dem größten Theil seiner Truppen den Weg nach Zabern genommen. In Hagenau waren die ersten Flüchtlinge — der Ort liegt beinahe 2 Meilen von Wörth entfernt — schon um 4 Uhr eingetroffen, zuerst Kavalleristen, zum Theil ohne Waffen, und Artilleristen auf abgesträngten Pferden ihrer Geschütze. Dann langte in wilder Unordnung die fliehende Infanterie in dichten Massen an, ohne Offiziere, bunt durcheinander, die meisten Soldaten ohne Gepäck, viele ohne Gewehre. Dazwischen kam ein Eisenbahnzug angebraust, der für den Transport von Verwundeten bestimmt, unterwegs von den Flüchtigen aufgehalten und so überfüllt wurde, daß die Verdecke und Seitentrittbretter dicht besetzt waren.

Während die III. Armee sich bei Wörth zum zweiten Male den Siegespreis ruhmvoll erkämpft hatte, war auch gleichzeitig von Theilen des I. und II. Armeekorps ein blutiger Sieg in der Nähe von Saarbrücken bei Spichern errungen. Nachdem die Franzosen gegen alles Völkerrecht die offene und von preußischem Militär verlassene Stadt beschossen und einige Häuser in Brand gesetzt hatten, traten sie den Rückzug an. Die Höhen unmittelbar südlich von Saarbrücken, auf denen am 2. August gekämpft war, hatten sie verlassen, dagegen hielten sie die Höhen von Spichern (s. Skizze 3.) besetzt und hatten sich auf ihnen zur Vertheidigung eingerichtet. Die Spicherer Höhen überragen die Saarbrücker um ein Bedeutendes und gestatteten durch ihre natürliche Beschaffenheit keinen Einblick in die Stellung der Feinde. Diese dehnte sich von Stiring-Wendel, welches an der Eisenbahn von Saarbrücken nach Forbach liegt, bis östlich über Spichern aus. Der größte nach Norden gerichtete, weither rothschimmernde und bastionsartig vortretende Felsvorsprung der Spicherer Höhen heißt „Rother Berg.". Er war der festeste Punkt der Franzosen, östlich von ihm liegt der Gifertwald, westlich der Spicherer Wald. Auf diesem Terrain in einer Ausdehnung von ungefähr $^3/_4$ Meilen standen 3 französische Divisionen. Deutscherseits hatte man an dieser Stelle ebensowenig wie bei Wörth schon für den 6. August eine Schlacht in Aussicht genommen, sondern ebenfalls erst für den 7. August.

Der Kampf begann um $11^1/_2$ Uhr, als die Vortruppen der 14. Division unter General v. Kameke den Exercirplatz erreicht hatten. Sie wurden vom Rothen Berg her mit lebhaftem Geschützfeuer empfangen. Die Kräfte des Gegners schienen jedoch nicht bedeutend. Deshalb beschloß der General auch mit seiner einen Division allein vorzugehen und befahl dem General von François um 12 Uhr, die feindliche Artillerie vom Rothen Berge

durch einen gleichzeitigen Angriff von Stiring-Wendel und dem Gifertwald aus zu vertreiben. Mehrere Stunden währte an beiden Stellen ein unentschiedener Kampf, in welchem nur allmälig, angelockt durch den Kanonendonner, den ermüdeten Preußen kleinere Abtheilungen zur Hülfe kamen. Als die französischen Geschütze durch das wohlgezielte Feuer unserer Artillerie dann zum Abfahren gezwungen waren, unternahm General François einen directen Angriff gegen den Rothen Berg. Nur eine kleine Abtheilung zurücklassend, begann er mit den Füsilieren des 74. Regiments den steilen Abhang zu erklimmen. Von Absatz zu Absatz mühsam emporsteigend, festentschlossen, den Gegner mit Bajonett und Kolben zu erreichen, näherten sie sich mehr und mehr dem Höhenrande. Nach wenigen Minuten war der vorderste Schützengraben erreicht; die sichtbar überraschten Franzosen wurden nach kurzem Widerstand vertrieben und wichen hinter eine höher liegende Bodenwelle zurück. Aber die Preußen würden durch einen vom Gifertwalde her erfolgten Vorstoß des Gegners wieder zurückgeworfen sein, wenn nicht eine Compagnie der Neununddreißiger zu ihrer Hülfe herbeigeeilt wäre. François setzte sich selbst an ihre Spitze, und mit den Worten: „Vorwärts, meine braven Neununddreißiger!" führte er mit hocherhobenem Degen, den schlagenden Tambour neben sich, die kleine Schaar dem überlegenen Feinde entgegen. Von fünf Kugeln durchbohrt, sank der tapfere General zu Boden. Das überwältigende Schnellfeuer der Franzosen machte ein weiteres Vorschreiten unmöglich; doch unerschütterlich verharrten die Ueberreste der 5. Compagnie bei ihrem sterbenden Führer. Er verschied mit den Worten: „Es ist doch ein schöner Tod auf dem Schlachtfelde; ich sterbe gern, da ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht." Allein noch lange nicht war der Kampf entschieden, er sollte noch viele Opfer kosten. Aus dem Gifertwalde wurden die Preußen gezwungen, ihren Rückzug nach dem gegenüberliegenden Winterberg zu nehmen und auf dem Rothen Berge gelang es der kühn vorgedrungenen Schaar nur mit Hülfe der Artillerie, welche die neu hervorstürmenden französischen Kolonnen durch ihre aus der Ferne geschleuderten Kugeln zur Umkehr zwang, den äußersten Rand des Berges zu behaupten.

Das Eintreffen der Vortruppen des III. und VIII. Armeekorps brachte endlich zwischen 4 und 5 Uhr die gewünschte Hülfe, und es gelang sowohl den Gifertwald zum zweiten Mal zu nehmen, als auch den hartbedrängten Kämpfern auf dem Rothen Berg Unterstützung zu bringen und die Verbindung zwischen beiden Punkten herzustellen. Gegen 6 Uhr drohten die preußischen Waffen

zum zweiten Mal zu unterliegen. Als jedoch erst die Artillerie auf dem Rothen Berg Fuß gefaßt hatte, und noch einige frische brandenburgische Bataillone zur Thätigkeit gelangten, wurden die Franzosen auf den Forbacher Berg zurückgedrängt, welchen sie erst nach erbittertem Kampfe gegen Anbruch der Dunkelheit räumten, um über Spichern und Forbach den Rückzug anzutreten.

Am längsten dauerte der Widerstand, welchen die Franzosen bei und in Stiring-Wendel leisteten. Aber als von den Höhen die französischen Rückzugssignale herabschallten, wurden sie durch einen letzten Angriff aus der Eisenhütte und den sie ringsumgebenden Schlackenhügeln, hinter welchen sich der Gegner mit Zähigkeit vertheidigt hatte, geworfen. Eine halbe Stunde später $8^3/_4$ Uhr war auch Stiring-Wendel in unserm Besitz.

Zu dem schließlich glücklichen Erfolge des blutigen Tages hatte auch die 13. Division unter General von Zastrow mitgewirkt, welche durch ihr Erscheinen im Rücken der Franzosen bei Forbach den Abzug der Feinde beschleunigte. Derselbe geschah übrigens in ziemlicher Ordnung, doch hatten die Franzosen zahlreiche Verwundete auf dem Schlachtfelde, die Lagergeräthe zweier Divisionen, aufgespeicherte große Vorräthe an Hafer, Mehl, Brod, Champagner — von letzterem allein einen ganzen Schuppen voll — und einen vollständigen Brückentrain in den Händen des Siegers zurückgelassen. An unverwundeten Gefangenen fielen 12—1500 in unsere Gewalt.

Die Verluste auf preußischer Seite überwogen die der Franzosen. Sie betrugen 223 Offiziere und 4648 Mann. General Frossard giebt seine Einbuße auf 249 Offiziere und 3829 Mann an. General von Steinmetz, der Obercommandirende der ersten Armee, war um 7 Uhr auf dem Schlachtfelde angelangt, noch zeitig genug, um die letzten Zuckungen des gewaltigen Kampfes mit anzusehn.

Neben der Tapferkeit unserer Truppen ist in gleicher Weise hier noch das hochherzige Verhalten der Einwohner von St. Johann und Saarbrücken zu rühmen, welche, Männer und Frauen, sich nicht scheuten bis in das feindliche Granatfeuer vorzugehen, um den Truppen Erfrischungen zu bringen und sich der Verwundeten anzunehmen, die sie in ihre Häuser brachten und mit der größten Aufopferung pflegten. —

Innerhalb dreier Tage waren beide Flügel der französischen Armee geschlagen und in ungestüme Flucht geworfen.

Fünfundsechszigstes Kapitel.

Die Siegesnachrichten in Paris. Vertreibung der Deutschen. Napoleon legt den Oberbefehl über die Armee nieder. Bildung der Armee von Chalons. Vormarsch der Deutschen gegen die Mosel. Kämpfe bei Metz vom 14., 16. und 18. August.

Die Niederlage bei Weißenburg wurde in Paris am 5. August zuerst als ein Sieg bezeichnet. Das Gerücht davon verbreitete sich um 1 Uhr an der Börse. Es hieß 20,000 Preußen seien geblieben, 30,000 gefangen, darunter der Kronprinz. Kein Mensch zweifelte, obgleich schon vorher die Nachricht von einer Niederlage laut geworden war. Mit einem Schlag war Paris in den größten Jubel versetzt, der Börsenplatz ein Bild jauchzender Ausgelassenheit. Man stimmte die Marseillaise an, die Häupter entblößten sich. In der kurzen Zeit von einer Viertelstunde waren alle Häuser wie auf einen Zauberspruch mit Fahnen versehen, sogar die Pferde der Omnibusse und der Fiaker erschienen mit Fähnlein geschmückt. Dann brachten Boten der Regierung und der Polizeipräfectur die Meldung, daß nichts Offizielles bekannt sei. Jetzt erst fragte man nach dem Urheber der Siegesnachricht, Niemand kannte ihn, und nun brach der Unwille des getäuschten Volkes aus. Unter dem Ausruf Verrath! Verrath! drang man gegen die Wechselagenten, welche nur mit Mühe und Noth der Mißhandlung entgingen. Eine Stimme ließ sich vernehmen: „Welche Schändlichkeit, das ist wieder der Bismarck, welcher uns diesen infamen Streich gespielt hat.“ Einzelne Preußen wurden verfolgt und retteten sich nur durch die Flucht in Kaffeehäuser. Einige Wechselgeschäfte, deren Inhaber man fälschlich für Preußen hielt, wurden gezwungen, zu schließen. Ein Mann aus dem Volke schrieb mit großen Buchstaben an einen Laden: „Geschlossen wegen Beleidigung gegen Frankreich auf Befehl des Volkes. Es darf erst wieder nach der Einnahme von Berlin eröffnet werden.“

Allmälig kam man zur Erkenntniß der wahren Lage, aber die Bevölkerung von Paris war so wenig auf Niederlagen gefaßt, daß am 6. August dem ersten Narrentag ein zweiter folgte. Die Parole war „Rache für Weißenburg“ geworden, und so geschah es, daß Paris wiederum vier Stunden lang, im reichsten Fahnenschmucke einen Sieg nicht der Franzosen, sondern der Preußen feierte. Es lief das Gerücht von einem glänzenden Sieg Mac Mahons umher, der mit 70,000 Mann die Armee des Kronprinzen geschlagen und gänzlich aufgerieben, 25,000 Gefangene gemacht, — darunter den Kronprinzen selbst oder Prinz Friedrich

Karl, darüber war man uneinig — und im ersten Anprall die Festung Landau erstürmt habe. Das Entzücken der Pariser war noch größer wie Tags zuvor. Zwei beliebte Sängerinnen von der großen Oper verließen die Probe und fuhren, jede in einem offenen Wagen stehend und geleitet von einem Trupp Choristen, denen sich Tausende von Pflastertretern anschlossen, über die Boulevards, mit lauter Stimme die Marseillaise singend. Die Studenten aus dem lateinischen Viertel thaten dasselbe, ganz wildfremde Menschen schüttelten einander in den Straßen die Hände und gratulirten sich zur Siegesbotschaft. Als das Publikum gegen 4 Uhr merkte, wie es zum zweiten Mal schnöde gefoppt war, schlug der Enthusiasmus in Wuth um, zunächst wieder gegen die Börse. Mit dem Ruf „à bas la bourse" erstürmte man das Börsengebäude und zwang die Kaufleute zu eiliger Flucht. Inzwischen erschienen Plakate, welche „im Namen des Vaterlandes und der heroischen Armee" dringend baten, sich ruhig zu verhalten. Aber das Volk drang aufgeregt und zornig vor das Haus Olliviers und verlangte unter Drohungen wahrheitsgetreue Veröffentlichung der Kriegsdepeschen, Schließung der Börse und Preßfreiheit.

An demselben Tage gaben drei Bataillone der Mobilgarde im Lager von Chalons das Zeichen zur Revolte. Sie wollten nicht unter dem Dienstzwang der Linienfoldaten stehen und riefen vive la république! Auf diese Weise drohte zu gleicher Zeit Frankreich von zwei Seiten Verderben; nicht genug, daß die siegreichen Truppen der Deutschen seine Existenz gefährdeten, regte sich auch in den Reihen der französischen Armee selbst ein mächtiger Feind der napoleonischen Dynastie, dessen Gefährlichkeit Napoleon durch einen Krieg zu beseitigen gehofft hatte, und der jetzt bereits, nachdem der Krieg kaum begonnen hatte, sein Haupt dreist erhob. Napoleon war nicht der Mann, dieser doppelten Gefahr mit Erfolg zu begegnen. Im Gegentheil begann er schon jetzt den glücklichen Erfolg des Krieges zu bezweifeln. Gleich nach der Ankunft bei der Armee war er enttäuscht worden. Von den prahlerischen Verheißungen des Kriegsministers Le Boeuf war keine eingetroffen. Alles war unfertig und schlecht vorbereitet, die Truppen nicht zur Stelle. Selbst Metz, die wichtigste aller Festungen in einem Kriege mit Deutschland, zeigte sich noch nicht einmal am 6. August im Stande, einen Angriff auszuhalten. Die Bestürzung bei der Nachricht von der Niederlage bei Spichern war daher unbeschreiblich. In dem ersten Schrecken wollte man im kaiserlichen Hauptquartier alle Streitkräfte bei Chalons vereinigen, um Paris zu decken, und Metz sich selbst überlassen.

Der Kaiser rüstete bereits zur Abreise. Dann traten Bedenken ein, ob Metz bei seiner mangelhaften Ausrüstung im Stande sein werde, sich auch nur 14 Tage zu halten. Ebenso fürchtete man mit Recht, daß ein Rückzug bis Chalons gleich bei Beginn des Feldzuges die Armee entmuthigen und die Entrüstung der öffentlichen Meinung hervorrufen würden. Deshalb wurde ein Mittelweg eingeschlagen und angeordnet, daß der größere Theil der Armee unter Bazaine bei Metz, der kleinere unter Mac Mahon bei Chalons sich vereinigen sollte.

Paris selbst wurde in Belagerungszustand erklärt, die Erweiterung seiner Vertheidigungswerke in Angriff genommen. Aber die Pariser hatten durch die harten Schläge des Kriegsgottes nichts gelernt, ihre Zeitungen, die das Volk durch ihre Artikel zu dem falschen Glauben von der zweifellosen Ueberlegenheit der französischen Waffen geführt und dadurch mit Begeisterung für den Krieg erfüllt hatten, sie sprachen in demselben Tone wie früher fort. Die Feldherren, die sie vorher mit Lob überschüttet, nannten sie nun unfähig und Verräther, ja, schob man doch die Schuld der Niederlagen auf die Anwesenheit Napoleons in Metz. Es blieb noch immer dabei, daß der Friede nur in Berlin unterzeichnet werden dürfe und könne. Ja, ein Journal ging so weit, zu sagen: „Unsere Pflicht gebietet uns nur, die feindlichen Verwundeten an den Rand des Weges zu schaffen, damit ihnen die Pferde nicht über den Leib schreiten. Wenn der Blessirte zu stark verwundet ist, um transportirt werden zu können, so ist es Sache der Brüderlichkeit, ihm mit dem Gewehrkolben den Kopf zu spalten.“ In dieser rohen Weise schrieben Leute, die in gewissem Sinn Vertreter der französischen Nation waren und Frankreich als den Hort der civilisirten Welt bezeichneten. Es darf daher auch nicht Wunder nehmen, daß die Forderung der Vertreibung der Deutschen aus Frankreich zuerst von einer Zeitung ausgegangen ist (9. August). Regierung und Volksvertretung erhoben sie zur gesetzlichen Bestimmung. Man bediente sich dabei der Lüge, daß die Preußen die Franzosen ausgewiesen hätten. Deutschland war edel genug, kein Vergeltungsrecht auszuüben, der königliche Feldherr erließ vielmehr an demselben Tage (11. August), wo die Vertreibung der Deutschen beschlossen wurde, eine Proclamation an die Franzosen, in der es hieß: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, einer vollkommenen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums zu genießen.“ Schon vorher hatte König Wilhelm (8. August) in dem Armeebefehl an die Soldaten gesagt: „Wir führen keinen Krieg gegen

die friedlichen Bewohner des Landes, es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigenthum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde."

Diese humane und gerechte Gesinnung unseres Königs theilten Offiziere und Soldaten, wie die zu Hause Zurückbleibenden. Doch der Pariser Presse, die schon das Betreten des geheiligten französischen Bodens durch die Deutschen als tödtlichen Schimpf bezeichnete, gelang es, die Leidenschaften des Volkes zur Rache und zur Vertilgung des Feindes in dem Grade aufzustacheln, daß der Kriegführung bald der Stempel heimtückischer Metzelei aufgedrückt wurde und es kaum noch einen Bewohner gab, welcher als „friedlich" der Mannszucht der deutschen Heere anzuempfehlen war.

Der Abdankung des Ministers Ollivier, an dessen Stelle Palikao trat, folgte am 12. August die Uebertragung des Oberbefehls über die Rheinarmee, den sich bis dahin Napoleon vorbehalten hatte, an Bazaine. Der Kaiser, dessen Anordnungen keinen einheitlichen Gedanken gezeigt hatten und mehrfach widerrufen worden waren, erkannte, daß er der übernommenen Aufgabe nicht gewachsen war, und glaubte vielleicht auch, durch diese Concession an die immer kühner werdende Opposition seinen wankenden Thron zu befestigen. Die Rheinarmee unter Bazaine umfaßte das Garde-Corps, das II. III. IV. VI. Corps und vom V. eine versprengte Brigade, die Armee von Chalons, unter Mac Mahon, das I. VII. XII. und den Rest des V. Die dazwischen liegenden Nummern der Corps VIII.—XI. hat es in Wirklichkeit nie gegeben. Man beabsichtigte ihre Bildung, sie kam aber nicht zu Stande.

Der Rückzug der Franzosen geschah in größter Ueberstürzung aus Furcht vor der zur Verfolgung ausgesandten deutschen Kavallerie. Im Gegensatz dazu vollzogen sich die Truppenbewegungen der nachrückenden Heere planmäßig und in größter Ordnung. Den nächsten bedeutenden Terrainabschnitt, hinter welchem ein neuer Widerstand des Feindes zu erwarten war, bildete nach Aufgabe der Nied die Mosel. Ihr Lauf geht von Süden nach Norden. Gegen sie marschirten nun alle drei Armeen vor; der am weitesten vorgerückte rechte Flügel stand nur etwa 9 Meilen von der Mosel entfernt, während der linke mindestens 16–18 Meilen zurückzulegen hatte, um bei Nancy die Meurthe einen Nebenfluß der Mosel zu erreichen. Die Armee des Kronprinzen hatte den weitesten Weg und den beschwerlichen Marsch über die Vogesen zu machen. Den 7. August wurde den siegreichen Truppen ein wohlverdienter Ruhetag gewährt. Am 8. begann in 5 Kolonnen

der Marsch über die Vogesen; in vier Tagen war er beendet, sämmtliche Abtheilungen standen an der Saar zwischen Saarburg, Saarunion und Fenestrange. Beim Durchmarsch stieß man auf keinen Feind, dagegen boten die Vogesen-Festungen Hindernisse, weil sie einen Theil der Uebergänge versperrten. Bitsch, Pfalzburg und, auf dem Marsche von der Saar nach der Mosel, Marsal wurden cernirt, Petite-Pierre (Lützelstein) und Lichtenberg fielen sofort in unsere Hände. Gegen Straßburg wurde die badische Division abgesandt.

König Wilhelm verlegte sein Hauptquartier am 11. auf französisches Gebiet nach St. Avold. Schon einmal — es war im Jahre 1814 — hatte er gegen Frankreich gekämpft und sich bei Bar sur Aube als jugendlicher Prinz das eiserne Kreuz erworben. Jetzt betrat er als greiser König zum zweiten Mal, mit dem Schwert in der Hand, den feindlichen Boden. Vertrauensvoll blickte Deutschland auf ihn und die seiner Führung anvertrauten deutschen Heere, welche seit 1814 zum ersten Mal wieder in treuer Waffenbrüderschaft vereinigt waren.

Von den drei Armeen stieß am 14. August die I. zuerst auf den Feind. Die vor Metz versammelte Rheinarmee betrug seit dem 11. August ungefähr 170,000 Mann. Die französischen Generale aber schwankten noch, ob sie gestützt auf die Festung östlich derselben, eine Schlacht annehmen oder einen Kampf vermeiden und sich auf Chalons oder Paris zurückziehen sollten um vor Allem die Hauptstadt zu schützen. Durch diese Unentschlossenheit gingen zwei Tage unbenutzt dahin. Unerklärlicher Weise hatte man versäumt die Mosellinie oberhalb Metz festzuhalten. Es stand der II. und III. Armee kein Hinderniß im Wege die Mosel zu überschreiten, und die französische Rheinarmee war in Gefahr umgangen und von der Verbindung mit der Armee von Chalons und mit Paris abgeschnitten zu werden, worauf Moltkes Plan hinausging. Bazaine erkannte seine gefährdete Lage und gab für den 14. August den Befehl zum Rückzug auf das linke Moselufer. Die Armee brannte vor Begierde sich mit dem Feinde zu messen, um die Scharten auszuwetzen, welche die französischen Waffen bei Eröffnung des Feldzuges erlitten hatten. Der Befehl zum Zurückgehn ohne Kampf wurde daher als ein Schimpf betrachtet, er rief unter den Truppen Mißmuth und Unzufriedenheit hervor und erschütterte das Vertrauen zur obersten Leitung noch mehr, als es bisher schon der Fall gewesen war. Am frühen Morgen des 14. August begann der Abmarsch mit dem Troß, der selbst einen französischen Offizier veranlaßt hat, das französische Heer mit dem des Darius zu vergleichen. Die

Wagen geriethen in den engen Straßen von Metz vielfach in Stockungen und verzögerten den Abmarsch der Truppen. So kam es, daß am Nachmittag noch Theile des III. mit der versprengten Brigade des V. Corps und des IV. Corps sich auf dem rechten Ufer befanden, als die Avantgarde der I. Armee unter General-Major v. d. Goltz zum Angriff vorging. Er hatte erfahren, daß am Morgen desselben Tages die II. Armee bei Pont à Mousson, 5½ Meilen südlich von Metz, den Uebergang über die Mosel begonnen, und suchte nun den Gegner festzuhalten, um der II. Armee Zeit zu seiner Umgehung zu verschaffen. Der Schauplatz des um 3½ Uhr beginnenden Kampfes war die östlich von Metz gelegene Hochebene. Vor Colombey (s. Skizze 4) kam das Gefecht zum Stehen. Die Franzosen waren nicht nur in der Ueberzahl, da ihr ganzes II., III. und VI. Corps und die Garde auf das rechte Ufer zurückkehrte, sondern auch hinter Schützengräben, Verhauen und Verschanzungen gut postirt. Bis Nachmittag gegen 5 Uhr hielt die Brigade Goltz vom VII. Armee-Corps (Westphalen) den Kampf allein hin. Es war ihr unmöglich, vorzudringen, aber sie wich auch keinen Schritt zurück. Da griff auf dem rechten Flügel die Avantgarde des I. Armee-Corps (Provinz Preußen) in den Kampf ein, sie ging in der Richtung auf Nouilly vor, nahm es und begann gegen die Höhen von Metz einen heißen Kampf mit dem überlegenen Feind, zum Theil in einer Nähe von nur 250—300 Schritte. Die Altpreußen kamen in eine nicht unbedenkliche Gefahr, als die Franzosen von St. Barbe her sie zu umfassen suchten. Aber noch rechtzeitig wurde von General von Manteuffel diese Absicht erkannt. Er ließ die Infanterie auf Nouilly zurückgehn und die gesammte Artillerie des I. Armee-Corps in der Zahl von 90 Geschützen auffahren, durch deren verheerendes Feuer um 7¾ Uhr Abends der Sieg unserer Waffen auf dem rechten Flügel entschieden wurde. Schon etwas früher waren die Franzosen bei Colombey nach dem Eintreffen der Hauptmacht des VII. Armee-Corps und von Theilen des IX. zum Rückzug gezwungen. Hätten die Franzosen gleich zu Anfang gegen die Brigade Goltz einen kräftigen Angriff ausgeführt, so würden sie ohne Zweifel dieselbe zurückgedrängt und die folgenden Corps einzeln in nachtheilige Gefechte verwickelt haben. Die späteren Versuche blieben ohne Erfolge. Die Preußen behaupteten das Schlachtfeld, und die Franzosen wichen auf Metz zurück. Um 9 Uhr wurde auch die Verfolgung eingestellt, der Feuerschein der feindlichen Schüsse zeigte allein den Weg der Fliehenden, und durch die Nacht erklangen weithin die Töne des „Heil dir im

Siegerkranz", begleitet von dem schweren Festungsgeschütz, welches von Metz aus noch seine im Dunkel leuchtenden Geschosse den Preußen entgegenschleuderte, ohne sie zu erreichen. Die Schlacht bei Colombey und Nouilly hatte auf beiden Seiten, besonders aber bei dem angreifenden Theile, schwere Verluste herbeigeführt. Dieselben betrugen auf preußischer Seite nahe an 5000 Mann, auf französischer 3608. Am nächsten Morgen zogen die Preußen in ihre alten Bivouaks zurück, um nicht unter das Feuer der Forts von Metz zu kommen.

Die II. und III. Armee hatte inzwischen ununterbrochen ihren Vormarsch fortgesetzt. Am 16. August waren Theile der ersteren soweit vorgerückt, um die Franzosen auf ihren Rückzug nach Verdun-Chalons angreifen zu können, wenige Meilen westlich von Metz. Daß der Rückzug der Franzosen vereitelt wurde, geschah aus drei Ursachen: der Langsamkeit des Ueberganges, welche die Franzosen zum Theil dem hochangeschwollenen Wasser der Mosel und Seille, eines kleinen Flüßchens, das bei Metz in die Mosel fließt, zuschreiben, dem übermäßig großen Train und dem preußischen Angriff am 14., in Folge dessen der ganze Abzug ins Stocken gerieth. So zeigte sich der eigentliche Vortheil des Sieges der I. Armee bei Colombey-Nouilly erst in den Kämpfen der II. Armee am 16. August.

Die von Metz nach Verdun führende Chaussee spaltet sich bei Gravelotte in zwei Wege. Der kürzere, südliche, führt bei den Orten Rezonville, Vionville und Mars la Tour vorbei, die ungefähr je eine halbe Meile von einander entfernt liegen. Auf beiden Straßen sollte die Armee des Marschall Bazaine ihren Rückzug fortsetzen. Sie betrug nach Abzug der in Metz zurückgelassenen Besatzung 157,000 Mann mit 540 Geschützen. Um 4 Uhr Morgens sollte das französische Heer den Marsch antreten. Da jedoch der rechte Flügel unter Marschall Le Boeuf zur festgesetzten Zeit noch nicht marschfertig war, so wurde der Aufbruch bis Nachmittag verschoben und die eben verlassenen Lagerstellen wieder bezogen. Der linke Flügel stand bei Vionville, als er um $9\frac{1}{2}$ Uhr durch einen Artillerie-Angriff vollständig überrascht wurde. Denn kaum hatten die Feldwachen den Anmarsch der Preußen signalisirt, als bereits die französischen Lagerplätze mit Granaten heftig beschossen wurden. Durch den kecken Angriff von zwei Kavallerie-Regimentern und vier reitenden Batterien bei Vionville sah sich der Feind genöthigt, mit zwei vollen Armee-Corps (Frossard und Canrobert) Front gegen Südwesten zu machen. Bis $11\frac{1}{2}$ Uhr trat ihnen zunächst nur das brandenburgische (III.) Armee-Corps unter dem Commando des

General v. Alvensleben entgegen. Später führte General v. Voigts-Rhetz das X. Armee-Corps herbei. Einen besonders harten Kampf hatte die Division Stülpnagel zu bestehen, welche, den rechten Flügel bildend, in der Richtung auf Rezonville vorzudringen suchte. In blutigem, hin- und herschwankendem Waldgefechte, bei welchem es mehrfach zum Handgemenge kam, gelang es nur allmälig und unter ungeheuren Verlusten durch das verheerende Feuer des Gegners Fortschritte zu machen. Der Tod hielt eine gewaltige Ernte unter Offizieren und Mannschaften. Von einer Hand in die andere ging die Fahne, denn einen Fahnenträger nach dem andern streckten die feindlichen Kugeln nieder, aber es gelang, den eroberten Höhenrücken südlich von Flavigny dauernd zu behaupten, und hierauf kam es an, weil über ihn die nachrückenden Truppen ihren Weg nehmen mußten.

Der linke Flügel, die Division Buddenbrock, hatte indessen seinen Angriff gegen Vionville mit Erfolg fortgesetzt und unter heißem Ringen nicht nur diesen Ort, sondern auch das Lager von Flavigny mit 600 Gefangenen, Turcos und Zuaven, erobert. Gegen Mittag begann der ganze rechte französische Flügel längs der Chaussee auf Rezonville zurückzufluthen. Marschall Bazaine selbst schwebte persönlich in Gefahr, gefangen genommen zu werden, und ordnete um die Mittagsstunde einen neuen Aufmarsch der französischen Armee an. Er ließ die Garde unter Burbaki vorrücken und befahl eine Umgehung Buddenbrocks auszuführen. Gelang sie, so wurde nicht nur der linke Flügel vernichtet, sondern die Schlacht ging überhaupt verloren. Für die Unsrigen handelte es sich jetzt darum, von der Uebermacht nicht erdrückt zu werden. Denn es war erst 2 Uhr, der Tag also noch lang; keine Infanterie, kein Geschütz mehr in Reserve. Das Anrücken der Hauptmacht des X. Corps war allerdings bereits gemeldet, aber die Hülfe noch nicht nahe genug, um rechtzeitig eingreifen zu können. Da galt es denn zu versuchen, was opferwillige Reiterei vermochte, denn solche allein war noch zur Hand, um dem drohenden Angriff Canroberts vorzubeugen. General Bredow warf sich ihm mit den Magdeburgischen Kürassieren № 7 und den Altmärkischen Husaren № 16 heldenmüthig entgegen. In breiter Front und unter weithin schallendem herzhaften Hurrah erreichten die braven Reiter nördlich von Vionville aus die feuerspeienden Batterien, hieben die Bedienungsmannschaften nieder und stürzten sich dann auf die dahinterstehenden dichten Linien der Infanterie, welche die heranbrausende Kavallerie mit heftigem Feuer empfing. Ihr Anprall war so gewaltig, daß sie durch die Reihen durchbrachen, und zwar so rasend schnell, das nur wenige Franzosen dazu kamen,

einen zweiten Schuß abzugeben. Pallasch und Lanze wütheten furchtbar in den aufgelösten feindlichen Reihen. Die Hauptaufgabe war über alles Erwarten glücklich gelöst, aber Kampfesmuth riß die verwegene Reiterschaar unaufhaltsam vorwärts, trotz aller Anstrengungen der Offiziere, die Mannschaften zu sammeln und halten zu lassen. Sie stürzten sich im Karriere auf eine hinter der Infanterie aufgestellte Mitrailleusen-Batterie, ihr schrillendes Feuer nicht achtend. Schon hatten die vordersten Reihen mit Aufbietung der letzten Kraft ihrer ermatteten Pferde die todtbringenden Geschütze erreicht und waren im Begriff, die Mitrailleusen als Siegestrophäen mit sich wegzuführen, als aus einem Wäldchen französische Reitermassen in die aufgelösten Reihen einbrachen und die Preußen zwangen, unter schweren Verlusten den gefahrvollen Rückzug anzutreten. Beinahe die Hälfte an Reitern und Pferdern hatte der kühne Angriff gekostet. Kein Wunder daher, daß die Franzosen in gewohnter Uebertreibung behaupteten: „Das Kürassier-Regiment des Grafen Bismarck ist vernichtet."

Durch diesen „Todesritt von Vionville" wurde die begonnene Vorbewegung der Franzosen zum Stehen gebracht und zunächst aufgegeben. Angeblich auf Befehl des Marschall Bazaine, welcher die Schlacht in der falschen Voraussetzung leitete, daß die Preußen ihn von Metz abdrängen wollten, und deshalb seine Hauptmacht auf den linken Flügel bei Gravelotte verlegte, wodurch er Moltkes Plan, die französische Armee bei Metz festzuhalten, wesentlich förderte. Wenige Stunden später erneuerten die Franzosen den Versuch mit größeren Streitkräften von Mars la Tour her vorzudringen und schlugen die Preußen zurück. Dann aber, um 6 Uhr, gelang es dem General von Barby, mit persönlicher Tapferkeit Allen voranleuchtend, durch eine glänzende Reiter-Attacke von 6 Regimentern den Franzosen bei Mars la Tour Halt zu gebieten. Die größere Gewandtheit der Preußen entschied den Sieg. Mit diesem großartigsten Reiterkampfe des ganzen Krieges war jede weitere Gefahr für den zwischen Mars la Tour und Vionville stehenden linken Flügel beseitigt. Zum zweiten Mal an diesem denkwürdigen Tage war die Reiterei rettend für ihre Schwestertruppe eingetreten. Eine große Staubwolke in nördlicher Richtung zeigte die Flucht der französischen Kavallerie an.

Die beiden Divisionen Buddenbrock und Stülpnagel, die schon seit Beginn der Schlacht im Feuer gestanden hatten, behaupteten nach wie vor unter großen Verlusten mit nicht wankendem Heldenmuth den einmal gewonnenen Boden bei Rezonville, und auch der Versuch Bazaines, den rechten Flügel von Gravelotte aus in der Flanke zu fassen, mißlang, weil Prinz Friedrich Karl,

der am Nachmittag auf das Schlachtfeld herbeigeeilt war, die inzwischen eingetroffenen Unterstützungen des VIII. und IX. Corps rechtzeitig zur Abwehr verwandte. Ebenso wenig Erfolg hatte der Angriff, den der Prinz seinerseits noch bei beginnender Dunkelheit auszuführen befahl. Für kurze Zeit wurden zwar Vortheile errungen, dann aber mußte sich die Artillerie wie die Kavallerie unter großen Verlusten in ihre alten Stellungen zurückziehen.

Die zehnte Abendstunde war herangekommen, bevor das Gefecht auf allen Punkten verstummmte. Tiefe Stille herrschte dann auf der weiten Fläche, auf welcher seit 9 Uhr Morgens der Tod eine reiche Ernte gehalten hatte. Dem heißen Sommertage folgte eine kühle Mondnacht, und nach fast übermenschlichen Anstrengungen fanden die Krieger in ihren Bivouaks eine kurze Ruhe. Die ungeheuren Opfer der zwölfstündigen Schlacht vertheilen sich ihrer Zahl nach fast gleichmäßig auf beide kämpfende Theile. Einschließlich einer verhältnißmäßig nur geringen Zahl von Gefangenen betrugen die Verluste auf deutscher wie französischer Seite an 16,000 Mann und bis zum Abend schwankte die Wage des Sieges. Denn so wenig es den Preußen gelungen war, die mehr als doppelt überlegene französische Heeresmacht aus ihren Hauptstellungen zu vertreiben, ebenso wenig hatte diese es vermocht, den bis zur Mittagsstunde verlorenen Boden zurückzuerobern und sich die Straße über Mars la Tour wieder zu öffnen. Die Soldaten beider Heere hatten sich mit der größten Tapferkeit geschlagen und den erbitterten Kampf bis zur Erschöpfung fortgesetzt. Beide Theile messen sich den Sieg zu, denn kein Theil hatte den andern zum Rückzug gezwungen, beide Theile bivouakirten auf dem Schlachtfelde. Es hatten ungefähr 60,000 Preußen 120,000 Franzosen gegenüber gestanden. Am folgenden Morgen zeigte es sich, daß die Deutschen das Schlachtfeld behauptet, die Franzosen ihre Stellungen geräumt hatten.

Das französische Heer begann mit Tagesanbruch des 17ten August sich auf die westlichen Forts von Metz zurückzuziehen, um sich mit Munition und Proviant zu versehen. Bazaine hoffte noch, auf der nördlichsten Straße Verdun und Chalons zu erreichen. Hätte er den Abmarsch schon am 17. oder noch in der Nacht zum 18. ausgeführt, so wäre er wahrscheinlich gelungen. Sein ruhiges Verharren vor Metz machte es aber den Deutschen möglich, überlegene Streitkräfte gegen ihn zu versammeln und ihm schließlich die Rückzugslinie nach Westen ganz abzuschneiden.

König Wilhelm hatte am 17. das Schlachtfeld des vergangenen Tages besucht und auf ihm den Plan für den nächsten festgesetzt, an dem im Ganzen acht Armee-Corps, sechs von der

II. und zwei von der I. Armee zur Verwendung kommen sollten. Die III. Armee stand in gleicher Linie mit den beiden andern südlich von der Festung Toul, zwischen Mosel und Maas und wartete die Entscheidung vor Metz ab, um danach die Richtung für den Weitermarsch zu bestimmen.

Das Terrain für die Schlacht am 18. August (s. Skizze 4) durch welche der erste Hauptabschnitt des Krieges beendigt wurde, lag ebenso wie das für die Kämpfe vom 16. auf der Hochebene zwischen Metz und Verdun. Das linke Moselufer erhebt sich bei Metz im Mont St. Quentin bis zu 1072 Fuß (600 über dem Spiegel der Mosel). Auf ihm liegt das Fort gleichen Namens und nördlich davon auf den Höhen von Plappeville das Fort Les Carrières. Von hier fällt das vielfach durchschnittene zum Theil bewaldete Terrain gegen Westen allmählig ab, indem es zunächst ein kleineres Plateau bildet, welches durch zwei Bäche begrenzt wird, die, von Nord nach Süd fließend, sich in die Mosel ergießen. Den südlichen Theil desselben durschneidet paßartig und in vielen Krümmungen die große Chaussee von Metz nach Gravelotte. Auf dem bezeichneten kleineren Plateau standen am 18. August vier französische Armeecorps in einer Ausdehnung von $1\frac{1}{2}$ Meilen zwischen Rozerieulles bis nördlich von St. Privat über die Ortschaften Moscau, Leipzig und Amanvillers. Als Reserve war die Garde hinter den Höhen des Mont St. Quentin aufgestellt. Am besten war der linke Flügel durch fast unersteigbare Höhen von der Chaussee aus gesichert. Der rechte hatte nicht so feste Stützpunkte. Gegen ihn ließ deshalb König Wilhelm durch das sächsische Armeecorps, die preußische Garde und das IX. Armeecorps den Hauptangriff ausführen und bestimmte das III. und X. zur Reserve. Auf dem andern Flügel fochten das VII. und VIII. Corps, welche durch die Pommern unterstützt werden sollten.

Der Vormittag verging mit dem Aufsuchen des Gegners und den Vorbereitungen zur Schlacht. Erst um 12 Uhr begann die Artillerie des IX. Corps ihr Feuer gegen Amanvillers, welches bald darauf auch die Garde gegen St. Privat und der rechte deutsche Flügel gegen die Höhen östlich von Gravelotte eröffnete. Die ersten Stunden wurden wesentlich durch einen Kampf der Artillerie ausgefüllt, in welchem namentlich die des IX. Corps einen schweren Stand hatte und nur unter großen Verlusten Fortschritte machte. Der erste entscheidende Erfolg wurde durch die Wegnahme von St. Marie aux Chenes erzielt, dessen Besitz nothwendig zum weiteren Vorgehn gegen St. Privat war. Auf dem rechten Flügel hatte inzwischen ein Theil des

VIII. Armeecorps im Bois de Genivaux, welches die beiden Theile unserer Schlachtlinie trennte, festen Fuß gefaßt. Der Kampf wogte lange unentschieden hin und her, Franzosen und Preußen kamen im heißen Ringen vollständig durcheinander, es kämpfte Mann gegen Mann. Schließlich gelangte aber nicht nur die ganze Waldstrecke in die Gewalt der Unsrigen, sondern bald nach 3 Uhr auch das Gehöft St. Hubert, welches vor der Hauptstellung des linken französischen Flügels lag. Ferner war die schon bekannte Brigade Goltz vom Moselthal aus in Jussy eingedrungen, hatte die Franzosen daraus vertrieben und trotz des Granatfeuers vom Fort St. Quentin ihre Batterien aufgepflanzt.

Unter diesen Kämpfen war die fünfte Nachmittagsstunde herangerückt. Die französische Armee hielt ihre Hauptstellung auf der ganzen Linie noch unerschüttert fest, nur wenige vorgeschobene Punkte waren verloren gegangen und wiederholte Versuche der Deutschen, zum entscheidenden Angriff hervorzugehen, abgeschlagen. Bazaine, der während der ganzen Schlacht seine Stellung hinter dem linken Flügel auf den Höhen von Plappeville hatte, glaubte daher schon die Schlacht gewonnen und gab sich den schönsten Siegeshoffnungen hin.

Aber deutscherseits war bisher erst die Hälfte der verfügbaren Streitkräfte der I. und II. Armee ins Feuer geführt, und es nahte der Augenblick, wo durch gewaltige Vorstöße frischer Truppen, namentlich auf dem linken Flügel, zu dem wir uns zurückwenden, der Sieg der deutschen Waffen entschieden wurde. Aehnlich wie am 16. August erwartete Bazaine auch am 18. den Hauptangriff an einer falschen Stelle. Er fürchtete, die Deutschen wollten seinen linken Flügel von Metz abdrängen, und hielt seine Reserven in Folge dessen an diesem Punkte so lange zurück, bis es zu spät war, den rechten Flügel zu unterstützen.

Seit 4 Uhr standen die Garden bei St. Marie und warten mit ihrem Angriff gegen St. Privat auf das Eintreffen des sächsischen Corps über Roncourt von Norden her. Der Weg, den dieses in einem großen nördlichen Bogen zu beschreiben hatte, war weit, seine Ankunft verzögerte sich, und um 5 Uhr befahl daher Prinz August von Würtemberg mit Zustimmung des Prinzen Friedrich Karl den Sturm mit der Garde allein zu unternehmen. Der Vormarsch war ein sehr gefährlicher. Die glacisartig allmählig aufsteigenden Höhen boten dem Vertheidiger die beste Gelegenheit, den Vortheil der weittragenden Chassepots und Mitrailleusen in erfolgreicher Weise auszunutzen, während der Angreifer über zwei Drittel des von feindlichen Geschossen aller Art übersäten freien Feldes durchschreiten mußte, ohne auch

nur vom Zündnadelgewehr Gebrauch machen zu können. In Folge der seit einigen Tagen anhaltenden trockenen und heißen Witterung war der Boden so fest, daß die aufschlagenden Chassepotkugeln meistentheils abprallten und auf diese Weise noch trafen. Ueberdies bildete St. Privat mit seinen massiven Häusern und Steinmauern — alles dieses war von den Franzosen mit ihrer bekannten großen Virtuosität zur hartnäckigen Vertheidigung vorbereitet — eine Art Citadelle.

Die Verluste der Vorrückenden mehrten sich mit jedem Schritt vorwärts, aber unaufhaltsam drangen die tapfern, schwer getroffenen Garden auf der Todesbahn mit Kaltblütigkeit vor. Da häufte sich die Zahl der Todten und Verwundeten in so bedenklicher Weise, daß der Sturm in nur noch geringer Entfernung von St. Privat unterbrochen und die Einwirkung der Sachsen abgewartet werden mußte. Das war ein banges Warten selbst für die Kaltblütigsten und keine leichte Aufgabe, zur Erde gestreckt und unthätig unter dem feindlichen Feuer zu halten. Hätten in diesem Moment die Franzosen einen kräftigen Vorstoß unternommen, so hätten sie ohne Zweifel die dünnen Reihen der Unfrigen durchbrochen. Sie unterließen ihn glücklicher Weise. Dann führte man die Artillerie zur Beschießung von St. Privat heran, weil man erkannte, daß es ohne ihre Mitwirkung nicht möglich sein werde, den Ort zu nehmen, und nun war es zu spät. Denn endlich nahten auch die Sachsen von Roncourt her, das die Franzosen geräumt hatten, und richteten gleichfalls ihre Batterien gegen Privat. Mauern und Gebäude stürzten unter den einschlagenden Granaten zusammen und Feuersäulen stiegen an mehreren Stellen aus den Trümmern des Dorfes empor. Jetzt, die Sonne neigte sich zum Untergang, war die Zeit für den letzten Sturm durch die Garden gekommen. Mit freudigem Jubel wurde dieser langersehnte Befehl empfangen und ausgeführt; 1/4 Stunde später drangen gleichzeitig Sachsen und Preußen in das Dorf ein.

Die Franzosen vertheidigten das an mehrere Stellen brennende St. Privat mit verzweifelungsvoller Tapferkeit, so daß beim Kampf im Dorfe, in welchem Haus für Haus erstürmt werden mußte, noch viele Opfer fielen, bis Sachsen und Preußen vereint in kameradschaftlichem Wettstreit sich bei hereingebrochener voller Dunkelheit zu Herrn des ganzen Dorfes machten. Der Verlust von St. Privat hatte auch die Niederlage der Franzosen bei Amanvillers zur Folge. Die Fliehenden eilten nach Metz.

Als die überraschende und niederschmetternde Kunde von dem Unterliegen des ganzen rechten französischen Flügels in das Hauptquartier, welches sich kurz vorher noch bestimmten Sieges-

hoffnungen hingegeben hatte, gelangte, erhielt General Bourbaki den Befehl, sofort mit seinen Garden vorzurücken. Er kam zu spät und konnte das Glück der Waffen nicht mehr wenden.

Am längsten schwankte die Entscheidung auf dem linken französischen Flügel. Der Kampf dauerte bis gegen 9 Uhr. Das VII. und VIII. Armeecorps war allein nicht stark genug, den Feind aus seinen festungsähnlichen Positionen vor Gravelotte zu vertreiben. Ja, gegen 7 Uhr unternahmen die Franzosen von hier aus einen Vorstoß, in welchem sie die ermüdeten und geschwächten einzelnen Abtheilungen zurückwarfen. Erst das Feuer der preußischen Batterien gebot ihrem Vordringen über die Schlucht gegen Gravelotte Einhalt. Aber es war durch das Zurückgehen eine so große Verwirrung unter unsern Truppen eingetreten, daß auch die zur Unterstützung heranziehenden Pommern, welche 6 Tage hinter einander marschirt und am letzten schon 2 Uhr des Nachts aufgebrochen waren, um noch an der Schlacht theilnehmen zu können, zu dem irrigen Glauben geführt wurden, es wäre allgemeiner Rückzug anbefohlen worden. Dank der preußischen Disciplin gelang es den Anstrengungen der Führer, trotz der hereinbrechenden Dunkelheit, wieder Ordnung in den Reihen herzustellen. Dann ertönte es: „Fest geschlossen, Leute, vorwärts, Mann bei Mann," die Tambours schlugen den Sturmmarsch, die Hornisten bliesen „Schnell avanciren," und mit einem gewaltigen Hurrah ging es die Höhen hinan, deren steile Abhänge mit drei Reihen tiefer Schützengräben, etagenförmig über einander, bedeckt waren. Unter der persönlichen Leitung des Generals von Fransecky wurde der Höhenrand des Plateaus zwischen St. Hubert und Rozerieulles genommen. Die Hauptstellung der Franzosen an diesem Punkte blieb uneinnehmbar, dennoch war sie so erschüttert, daß der Gegner am nächsten Morgen in aller Frühe gleichfalls den Rückzug nach Metz antrat.

Auf deutscher Seite betrugen die Verluste 899 Offiziere und 19260 Mann, wovon auf Todte 328 Offiziere und 13858 Mann kommen, an Pferden blieben 1208; die Franzosen sollen nur 609 Offiziere und 11,705 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt haben.

Die Schlacht bei Gravelotte-St. Privat war die erste dieses Krieges, in welcher König Wilhelm über die beinahe vollzählige I. und II. Armee den persönlichen Oberbefehl übernahm, die erste, die nicht improvisirt, sondern nach einem bestimmten Schlachtplan eingeleitet und durchgeführt wurde, die erste, in welcher die Waffenbrüderschaft zwischen Preußen aus allen Landestheilen, mit Sachsen, Hessen-Mecklenburgern, Oldenburgern,

Braunschweigern und Hanseaten durch blutigen Kampf besiegelt wurde.

Der König, der schon um 4 Uhr Morgens sein Hauptquartier verlassen hatte und um 6 Uhr in Gorze zu Pferde gestiegen war, hielt sich während der Schlacht auf dem rechten Flügel auf und ritt Nachmittags, als um 5 Uhr der Anmarsch der Pommern erwartet wurde von Rezonville nach der Höhe von Gravelotte. Hier setzte sich König Wilhelm, ähnlich wie bei Königgrätz, dem feindlichen Feuer so sehr aus, daß eine Granate in seiner Nähe einschlug, einen Adjudanten verwundete und das Pferd des Hofmarschalls tödtete. Durch die dringenden Bitten des Kriegsministers von Roon wurde er bewogen, seinen gefährlichen Standpunkt zu verlassen. Am Abend, wo die Entscheidung auf dem rechten Flügel noch schwankte, saß der König neben einer Gartenmauer bei Rezonville. Unmittelbar an seiner Seite brannte eine große Wollspinnerei, die nächste Umgebung mit ihrem unheimlichen Licht erhellend. Man hatte eine Leiter von einem Bauerwagen als Sitz für ihn eingerichtet, und zwar so, daß das eine Ende derselben auf eine Decimalwage, das andere auf einen todten französischen Grauschimmel gelegt war. Unter seinen Begleitern befanden sich der Kriegsminister und Graf Bismarck. Letzterer suchte sich französische Briefe zum Lesen; man war sehr schweigsam, und jeder fühlte mit unserm König, daß das um diese Zeit seinen Höhenpunkt erreichende Schlachtgetümmel die Entscheidung bringen mußte. Da trat Moltke, der während des Kampfes der Pommern auf einer nahe gelegenen Höhe verweilt hatte, von der aus er den Gang des Gefechtes genau verfolgen konnte, erhitzt zum König und sagte: Majestät, wir haben gesiegt, der Feind ist aus seinen Positionen geworfen." Ein kräftiges Hurrah der Umstehenden war die Antwort auf diese freudige Botschaft.

Beim trüben Schein eines Wachtfeuers wurde die Siegesdepesche des Königs durch Bismarck in das Taschenbuch eines Telegraphenbeamten geschrieben, der eben angekommen war, um zu melden, daß die Telegraphenleitung bis Gorze hergestellt sei, von wo aus die Siegesbotschaft die ganze Welt durcheilte.

Da die Dörfer und einzelnen Häuser mit Verwundeten überfüllt waren, so hielt es schwer, selbst für den König ein Unterkommen zu finden, so daß er sich entschloß in Rezonville zu bivouakiren. Aber nach einigen Stunden fand sich denn doch noch eine Stube in einem Bauernhause, wo der greise Monarch auf dem mitgeführten königlichen Krankenwagen unausgekleidet ruhte. Dem Ministerpräsidenten war es nach vieler Mühe ge-

lungen, ein leeres Bett als Lagerstätte zu gewinnen. Die großen Erfolge der blutigen Schlacht erkannte man erst am folgenden Tage. Der Feind war völlig geschlagen und nach Metz hineingeworfen, jede Verbindung mit Paris ihm von jetzt an abgeschnitten, denn auch die nördliche Straße über Thionville (Diedenhofen) war von sächsischen Truppen besetzt.

Die Flucht des Feindes war eine so überstürzte gewesen, daß das große werthvolle Zeltlager von Amanvillers unter Zurücklassung der meisten Geräthe, Papiere und Waffen preisgegeben wurde. Die Fleischtöpfe standen vollständig angerichtet vor den erloschenen Feuern, Kleidungsstücke waren in wilder Hast aus den offengelassenen Koffern herausgerissen, angefangene Briefe, die in manchen Fällen merkwürdigen Aufschluß über die französische Auffassung des Krieges gaben, lagen auf den Tischen. Alles deutete auf eine wilde, kopflose Flucht. In einem der gefundenen Briefe stand, was ich gleich übersetzt gebe: „Die preußischen Soldaten sind viel besser als unsere, sie sind besser geschult, viel bessere Disciplin, und sie gehen nie zurück. Ihre Artillerie übertrifft die unsrige bei Weitem an Sicherheit im Treffen.“ Wiederholt sprach sich in ihnen eine große Mißstimmung über die Oberleitung der Armee aus. Es wurde von Verrath gesprochen, über schlechte Verpflegung und anstrengende Märsche geklagt.

Die Unsrigen bemerkten auch mit einigem Erstaunen, wie bequem es sich der französische Soldat zu machen pflegt. Während unsere abgehärteten Krieger meistens die Nächte unter freiem Himmel, auf der kalten Erde bivouakiren mußten, fand man in den französischen Zelten nicht nur Betten, Stühle und Sessel, sondern hier und da sogar Teppiche und Vorhänge, wohlriechende Wasser und Oele, Delicatessen, Karten und Bücher über Deutschland, feine Pariser Stiefel und viele andere Dinge, die der Deutsche im Felde nicht kennt.

Am Tage nach der Schlacht bis spät in die Nacht hinein unter Fackelschein wurden die gefallenen Helden begraben. Die Musik-Corps spielten den alten schönen Choral: „Jesus meine Zuversicht.“ In dem weiten Kreise, der durch die Kameraden der zu Begrabenden gebildet war, standen die Offiziere des Stabes und des Regimentes, und stille bittere Thränen rollten langsam über die sonnverbrannten Wangen der kriegerischen Männer. Die Umstehenden traten hinzu und streuten eine Handvoll Erde auf die Todten, dann schloß sich die Grube, und auf den Leichenhügeln wurden einfache Holzkreuze mit dem Namen der Gebliebenen aufgepflanzt.

Der König hatte in einem Telegramm an seine Gemahlin vom 19. August geschrieben: „Das war ein neuer Siegestag gestern, dessen Folgen noch nicht zu ermessen sind," er lobte die deutschen Truppen und ließ auch den französischen in seinem edlen Sinne Gerechtigkeit widerfahren mit den Worten: „Sie thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt vertheidigte und oft Offensivstöße unternahm, die jedesmal zurückgeschlagen wurden." Er schloß mit dem aus innerster Seele kommenden Ausruf: „Ich danke Gott, daß er uns den Sieg verlieh."

Bazaine gab in seinem Bericht über die Schlacht zu, daß er unterlegen war. Der Kriegsminister Palikao griff zur Lüge. Er erklärte im gesetzgebenden Körper: „Meine Herren! die Preußen haben Gerüchte verbreitet, denen zufolge sie am 18. einen Sieg davon getragen hätten. Ich muß diese Gerüchte für falsch erklären. Die Wahrheit ist, daß am 18. drei preußische Corps vereint den Marschall Bazaine angegriffen haben, und daß der Feind in die Steinbrüche von Jaumont zurückgeworfen ist. Von einigen minder bedeutenden Vortheilen, die wir in der Gegend von Bar le Duc errangen, will ich nicht weiter sprechen."

Sechsundsechszigstes Kapitel.

Bildung der IV. oder Maas-Armee. — Mac Mahons Flankenmarsch zum Ersatz Bazaines. — Unterbrechung des Marsches der Deutschen gegen Paris zur Umfassung Mac Mahons. — Gefechte bei Buzancy und Nouart. — Schlachten bei Beaumont und Sedan. — Napoleon der Gefangene König Wilhelms.

Nachdem es gelungen war, die französische Hauptarmee unter Bazaine von Mac Mahon zu trennen und von der Verbindung mit Paris vollständig abzuschneiden, kam es darauf an, sie in Metz festzuhalten. Zu diesem Zwecke wurde die I. Armee, bestehend aus dem I., VII., VIII. Corps mit zwei Kavallerie-Divisionen, und ein Theil der II. Armee (II, III., IX., X. Corps) unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl vor Metz zurückgelassen, um diese, in allen bisherigen Kriegen noch unbesiegte, Festung zur Kapitulation zu zwingen. Das Garde-Corps, das IV. und XII. Armeekorps mit 4 Kavallerie-Divisionen wurden von der II. Armee abgetrennt und als IV. oder Maas-Armee unter den durch die Schlacht bei St. Privat ausgezeichneten Kronprinzen von Sachsen gestellt. Sie sollte in Verbindung mit der III. Armee direct auf Paris losgehn.

Die Armee für die Einschließung von Metz betrug 160,000 Mann, während die beiden Operationsarmeen sich auf 230—240,000 Mann beliefen. Schon am 20. August wurde von den beiden Armeen auf ihrem Vormarsch die Maas überschritten, Verdun von den zurückgelassenen Truppen der IV. und Toul von denen der III. eingeschlossen. Den Argonnenwald fand man unbesetzt.

Frankreichs Kaiser war am Abend des 16. August in Chalons eingetroffen, wo er von den Truppen, die im Lager in Saus und Braus lebten, sehr kalt empfangen wurde. Am 17. fand ein großer Kriegsrath statt, in dem bestimmt ward, der Kaiser solle nach Paris zurückkehren, um die Zügel der Regierung wieder selbst in die Hand zu nehmen. General Trochu, der vor Kurzem zum Befehlshaber des XII. Corps ernannt war, Gouverneur von Paris werden und Mac Mahon sich auf die Hauptstadt zurückziehn, in der man schon jetzt den Ausbruch eines Aufstandes fürchtete. Als Trochu mit diesen Nachrichten noch in der Nacht des 16. nach Paris zur Kaiserin zurückkehrte, brach sie in die Worte aus: „General, das konnten dem Kaiser nur seine Feinde rathen, nach Paris zu kommen; er wird nicht lebendig die Tuilerien erreichen.“ Ihrer Meinung stimmten der Kriegsminister und die übrigen Räthe bei. Das Ansehn des Kaisers war bereits so gefährdet, daß am Eingang der Proclamation, durch welche Trochus Ernennung den Bewohnern von Paris angezeigt werden sollte, auf Veranlassung der Kaiserin die Worte: „Im Namen des Kaisers“ weggelassen wurden. Weil ferner die öffentliche Meinung das Zurückgehn der Armee von Chalons bis auf Paris heftig getadelt haben würde, setzte die Kaiserin es gleichfalls durch, daß auch dieser Plan fallen gelassen wurde. Hiezu kam noch, daß Bazaine am 19. August an Mac Mahon telegraphirte: „Ich rechne noch immer darauf, die Richtung nach Norden zu nehmen und mich über Montmedy auf dem Wege von St. Menehould nach Chalons durchzuschlagen, wenn derselbe nicht stark besetzt ist. In diesem Falle werde ich auf Sedan und selbst auf Mezières gehen, um Chalons zu erreichen.“ Unter diesen Umständen wurde der bessere Plan, mit der Armee von Chalons bis auf Paris zurückzugehn und vor den Mauern der befestigten Hauptstadt den Deutschen eine Schlacht anzubieten, aufgegeben, und so geschah es, daß Mac Mahon die Straße nach Paris frei gab und einen gewagten Flankenmarsch rechts ab nach Norden unternahm, um der in Metz eingeschlossenen Rhein-Armee die Hand zu reichen. Der Kaiser folgte ihm. Man kannte übrigens weder in Chalons noch in Paris die bedenkliche

Lage Bazaines, die regelmäßige Verbindung war ihm abgeschnitten; und die letzten Berichte über seine militärische Lage lauteten übertrieben günstig. Ein schneller Angriff Mac Mahons gegen die schwächere Maas-Armee in der Richtung auf Verdun hätte eher eine Entsetzung von Metz gelingen lassen, als der beabsichtete Marsch über Montmedy und Thionville. Aber wie im ganzen Kriege, so waren auch jetzt die Franzosen, trotzdem, daß sie im eigenen Lande kämpften und jeder Eingeborene bereit war, was er vom Feinde wußte, mitzutheilen, ohne ausreichende Kenntniß der Truppenbewegungen der Deutschen, welche durch weit vorgeschobene Kavallerie-Abtheilungen gleichsam wie mit einem Schleier die Märsche ihrer eigenen Hauptarmee zu verdecken wußten und die Stellung des Feindes früh genug auskundschafteten, um die nachrückenden Corps rechtzeitig zu einem zweckmäßigen Angriff zu ordnen. Während die Deutschen noch 13. resp. 15 Meilen von Chalons entfernt waren, verließen die Franzosen das Lager in größter Eile, ohne die dort aufgehäuften reichen Vorräthe aller Art fortgeschafft zu haben.

Der Marsch Mac Mahons, dessen Gelingen allein von der größten Ordnung und Schnelligkeit abhing, geschah in der größten Unordnung und langsam. Das Vertrauen der Soldaten zu ihren Führern wurde geringer, die Fälle des Ungehorsams und die Zahl der Nachzügler, welche wegen der mangelhaften Verpflegung auf eigene Hand Beute machten, nahm zu.

Das weltberühmte Lager von Chalons wurde von den Deutschen am 24. August besetzt. Daß die französische Armee von Reims in der Richtung auf Metz aufgebrochen war, schien der deutschen Heeresleitung anfangs unwahrscheinlich; als jedoch die Nachricht hiervon an Bestimmtheit zunahm, beschloß der König auf den Rath Moltkes, den weiteren Vormarsch vor der Hand aufzugeben und eine große Schwenkung nach rechts auszuführen, um Mac Mahon an der Vereinigung mit Bazaine zu verhindern. Am 25. erhielten die Truppen den Befehl, ihren Marsch anstatt nach Westen nach Norden fortzusetzen, und diese Bewegung von einem Heere von über 200,000 Mann wurde so geschickt und geordnet ausgeführt, daß sie im Verein mit der geregelten Verpflegung unter die großartigsten Leistungen einer Alles vorausberechnenden Heeresleitung zählt.

Die Dispositionen für den Marsch der einzelnen Corps waren so getroffen, daß sie der Armee des Marschall Mac Mahon auf dem rechten Ufer der Maas in der Gegend von Damvillers 3 Tagemärsche nordwestlich von Metz entgegentreten konnten. Durch die Verzögerungen jedoch, die das französische Heer erlitt,

kam es, daß den Feinden schon westlich der Maas Halt geboten wurde.

Am 27. August fand der erste Zusammenstoß feindlicher Truppen bei der Maas-Armee statt; sächsische Reiterei nahm das Dorf Buzancy (östlich von Vouziers) und vertrieb nach kurzem Gefecht die Truppen des General Failly daraus. Mac Mahon erkannte, je weiter er auf dem, ihm durch die öffentliche Meinung in Paris vorgeschriebenem, Wege vorrückte, um so deutlicher die Gefahr, die seinem Heere bevorstand. Er wollte deshalb den Versuch, den Marschall Bazaine zu entsetzen, als unausführbar aufgeben und, um wenigstens die Armee von Chalons zu retten, mit dieser auf Paris zurückgehn. Allein vom Ministerrath, dessen Seele die Kaiserin war, kam an den Kaiser am 27. Abends die Antwort: „Wenn Sie Bazaine im Stich lassen, so bricht die Revolution in Paris aus, und Sie selbst werden von der ganzen Macht des Feindes angegriffen werden.“ Den folgenden Tag hieß es: „Die Dynastie ist verloren und wir mit ihr, wenn Sie nicht auf den Wunsch der Bevölkerung eingehn.“

Der Wunsch der Bevölkerung war ein thörichter, aber er siegte, Mac Mahon setzte seinen Marsch fort. Das ungünstige Wetter trug dazu bei, die Lage der undisciplinirten und schlecht verpflegten französischen Corps zu verschlimmern. Durch das siegreiche Gefecht der Sachsen bei Nouart (29. August) wurde das V. Corps (Failly) aufs Neue von seinem directen Marsch östlich auf die Maas nach Norden abgedrängt. Von Wichtigkeit war auch die Gefangennahme eines französischen Generalstabs-Offiziers, bei dem man die Anordnungen des französischen Feldherrn für den 29. August sowie auch Angaben über die in den vorigen Tagen ausgeführten Märsche der Armee von Chalons vorfand. Die Maas-Armee und die III. Armee waren nun nahe genug bei einander versammelt, um am 30. bei Beaumont, ungefähr drei Meilen südlich von Sedan, vereint zum Angriff vorzugehn. Ein Durchbruch östlich nach Metz oder westlich nach Paris war nicht mehr zu befürchten.

Wiederum war es General Failly, der geschlagen wurde. Er hatte südlich und nördlich von Beaumont ein Lager bezogen, um den ermüdeten Truppen auf kurze Zeit Ruhe zu gönnen. Die Mannschaften waren mit Abkochen beschäftigt, die Pferde zum Theil zur Tränke geritten, als plötzlich preußische und sächsische Granaten das südliche Lager alarmirten. Alles eilte zu den Waffen, aber inzwischen war auch die Infanterie des IV. Armee-Corps (Provinz Sachsen) aus dem Walde auf das Lager ein-

gedrungen und trieb die einzelnen gesammelten Abtheilungen in die Flucht. Die französische Artillerie hatte nicht mehr Zeit, die Geschütze zu bespannen und mußte sie stehen lassen; sämmtliche Zelte, die ganze Bagage und reiche Lagervorräthe aller Art fielen in die Hände der Sieger. Auf den Höhen nördlich von Beaumont wurden die Flüchtigen von dem andern, größern Theile des V. Corps aufgenommen. Hier machten sie Halt und stellten sich zum Kampfe auf. Den linken Flügel der Deutschen bildete das I. bairische Corps, in der Mitte stand das IV., auf dem rechten Flügel ein Theil des XII. Armee-Corps. Nachdem die französischen Batterien zum Schweigen gebracht waren, sah sich General Failly aufs Neue genöthigt, seinen Rückzug anzutreten, der zuletzt in regellose Flucht ausartete. Nur die Nachhut hielt Stand und wehrte sich so tapfer, daß sie erst gegen Untergang der Sonne nach langem harten Ringen aus dem Walde vertrieben werden konnte. Mac Mahon war über das Gefecht schlecht unterrichtet und schickte nur Theile des XII. Armee-Corps zur Unterstützung, welche in die Flucht mit fortgerissen wurden.

Das französische V. Corps war bei Beaumont vollständig geschlagen und decimirt; es verlor 1800 Mann an Todten und Verwundeten, unter den 3000 Vermißten befanden sich mehr als 2000 unverwundete Gefangene. 42 Geschütze und Kriegsmaterial aller Art, welches in den überraschten Kriegslagern zurückgelassen werden mußte, fielen in die Hände der Deutschen. Die Maas-Armee erkaufte ihren glänzenden Sieg mit einem Verlust von ungefähr 3500 Mann. Der bei weitem größte Theil hievon kam auf das IV. Armee-Corps, dem an diesem Tage in hervorragender Weise die Hauptentscheidung zugefallen war.

Nicht viel besser als dem V. Corps erging es an demselben Tage dem VII. unter General Felix Douay. Bei Oches war es auf seinem Marsch, der durch den großen Troß aufgehalten wurde, von den Vortruppen des V. preußischen Armee-Corps angegriffen worden. Es hörte den Kanonendonner von Beaumont, das nur eine Meile entfernt war, herübertönen, eilte aber nicht zur Unterstützung der gefährdeten Waffenbrüder herbei, sondern setzte mit veränderter Richtung nach Norden seinen Weg weiter fort. Durch den Angriff der bairischen Reiter, die auf dem linken Flügel über Beaumont hinausgegangen waren, wurde ihm die Wagenkolonne entrissen, es entstand Verwirrung unter den Regimentern und überall artete der Rückzug in wilde Flucht aus. So gelangte auch das VII. Corps in vollständiger Auflösung und Erschöpfung, hungrig und durstig und dabei ohne Lebensmittel auf dem rechten Maasufer an.

Kaiser Napoleon hatte von der wahren Sachlage eine so falsche Vorstellung, daß er Nachmittags um 5½ Uhr, von Carignan an die Kaiserin telegraphiren ließ: „Es hätte heute ein Engagement stattgefunden, das aber ohne große Bedeutung sei.“ Mac Mahon kannte die Gefahr besser und hatte schon am 30. August, Nachmittags, den allgemeinen Rückzug auf Sedan angeordnet, nicht um eine Schlacht daselbst anzunehmen, sondern nur um die Truppen mit Lebensmitteln und Munition zu versehen. Nachdem aber bereits die vorangegangenen häufigen Hin- und Hermärsche bei Tag und bei Nacht und eine höchst mangelhafte Verpflegung die Kräfte der Truppen aufs Aeußerste erschöpft, sowie das Vertrauen zur Oberleitung sehr erschüttert hatten, griff nunmehr in der Armee von Chalons die Entmuthigung in der bedenklichsten Weise um sich. Die Disciplin schwand, und bunt durcheinander gemengt, suchten die verschiedensten Truppengattungen das vorgeschriebene Ziel zu erreichen, so gut wie ein Jeder sich durchzudrängen vermochte. Unbekannt mit der Oertlichkeit kamen mehrere Kavallerie-Regimenter über die Belgische Grenze ohne es zu wissen, Andere geriethen in andere Richtungen. Zu ihrem Glück, denn sie entgingen so der bevorstehenden Katastrophe. Napoleon traf am 30., 11 Uhr Abends, in Sedan ein. Noch am Vormittag des darauf folgenden Tages hielt es die Oberleitung des französischen Heeres für unfraglich, den Rückzug über Mezières unbehindert antreten zu können, und der Kaiser legte ein besonderes Gewicht auf den Umstand, daß den Deutschen das Vorhandensein einer jüngst angelegten Straße dorthin unbekannt sei. Er zeichnete eigenhändig diese Straße über St. Menges auf eine vorliegende französische Karte ein. Er war aber in sofern im Irrthum, als sich jener Weg auf den bei der deutschen Armee ausgegebenen Karten bereits eingetragen fand.

Die Festung Sedan, ringsum von Bergen umgeben, liegt wie in einem großen Kessel, auf dem rechten Ufer der Maas. Ueberschreitet man den Fluß von Süden, um nach der Stadt zu kommen, so gelangt man auf dem rechten Ufer zunächst nach dem Dorfe Bazeilles und dann nach der Vorstadt von Sedan, Balan. Unterhalb der Festung verläßt die Maas ihre nördliche Richtung und geht in einem scharfen Bogen nach Süden, um sich vor Donchery westlich zu wenden. Sie bildet auf diese Weise eine Halbinsel, die im Süden beinahe in einer Linie mit Sedan und Donchery von den Höhen von Wadelincourt und Frenois begrenzt wird. Nördlich und südöstlich von Sedan liegt ein Plateau, das sich allmählig nach Norden zu den großen Waldstrecken der Ardennen erhebt und die Gestalt eines Dreiecks hat, dessen Seiten

durch den Illybach, Sedan und den Givonnebach bezeichnet werden. Seine Ausdehnung von Süden nach Norden ist eine Meile, von Westen nach Osten höchstens ½ Meile. Hier hatten die Franzosen in einem Halbkreis um Sedan, so, daß ihr linker Flügel nach Nordwest, der rechte nach Osten sah, eine feste Stellung eingenommen. Noch am 31. August wäre es ihnen möglich gewesen, sich durch Uebertritt nach der belgischen Grenze der Einschließung zu entziehn, aber die Führer faßten den ehrenvollen Entschluß, zu diesem äußersten Ausweg nicht zu schreiten, sondern es auf einen Kampf ankommen zu lassen. Es wurde der Entscheidungskampf für die napoleonischen Heere. Auf deutscher Seite fochten 121,000 Mann Infanterie mit 618 Geschützen gegen ungefähr 70,000 Franzosen mit mehr als 400 Geschützen.

Moltkes Plan war, von Osten und Westen den Feind zu umgehn. Die beiden Flügel sollten sich im Norden die Hand reichen und dann vereint seinen Rückzug nach der Festung erzwingen, worauf nothwendiger Weise die Capitulation erfolgen mußte. Ein Entweichen nach Süden war durch die Besetzung der Höhen des westlichen Maasufers unmöglich gemacht. Baierische Artillerie war hier aufgestellt. Von Westen her sollten über Fleigneux und St. Menges das V. und XI. Corps, mit den Würtembergern als Reserve bei Donchery, vorgehn, im Osten die Baiern (I. Corps) Bazeilles, daneben die Sachsen Moncelle und Daigny, die Garde Givonne angreifen. Ihnen als Reserve diente das IV. Corps. Die Schlacht wurde noch beim Morgengrauen des 1. Septembers um 4 Uhr durch General von der Tann eröffnet, der mit seinen Baiern, von einem dichten Nebel begünstigt, bis dicht vor Bazeilles unangefochten vordrang. Trotz der frühen Stunde fand er die Franzosen schon kampfbereit und stieß auf einen so energischen und heldenmüthigen Widerstand der zur Vertheidigung des Dorfes bestimmten Marinesoldaten, daß die Baiern zwei Mal gezwungen wurden, den Ort wieder zu räumen. Der Kampf, der hier geführt wurde, gehört unstreitig zu den gräßlichsten und blutigsten des ganzen Krieges. Die Einwohner von Bazeilles, sogar fanatisirte Frauen, betheiligten sich nicht nur an ihm, indem sie schossen, sondern auch mit bestialischer Wuth an den Verwundeten und hülflos Daliegenden die größten Schandthaten verübten. Die Baiern wurden dadurch auch ihrerseits zu so grenzenloser Erbitterung fortgerissen, daß sie kein Pardon mehr gaben und mit schonungsloser Strenge gegen Alle verfuhren, welche mit Waffen in der Hand oder bei Ausführung von Scheußlichkeiten betroffen wurden. Schon am 31. August waren einzelne Häuser durch bairische Artillerie in Brand geschossen, und

in der Nacht stiegen hohe Flammen und Rauchsäulen gen Himmel, jetzt wurde der Vernichtungskampf in der furchtbarsten Weise fortgesetzt. Haus für Haus, Straße für Straße mußte erstürmt werden. Aus einigen Gebäuden gelang es nur dadurch den Feind zu vertreiben, daß Pioniere von Seitenstraßen aus die Hinterwände einschlugen und Brandfackeln in das Innere hineinwarfen. So wogte, das wirre Kampfgewühl, in das von beiden Seiten immer neue Kräfte mit eingriffen, fast sieben Stunden lang, bis um 11 Uhr die Baiern nach einem Verluste von 2000 Mann sich den vollen Besitz von Bazeilles erstritten. Inzwischen hatte der Brand im Dorfe immer weiter um sich gegriffen und gegen Mittag stand dasselbe fast ganz in Flammen. Es war gänzlich zerstört und bildete nur noch große Schutthaufen; aber selbst aus diesen fielen noch einzelne heimtückische Schüsse, sogar auf die Krankenträger, welche die Verwundeten zwischen den Trümmern aufsuchten, um sie an die Verbandplätze zu bringen. Die Gesammtzahl der Todten, Verwundeten und Vermißten aus der Einwohnerschaft betrug 39; darunter waren verbrannt und erstickt 2 bettlägerige Frauen, 3 Männer und 3 Kinder. Diese thatsächlichen Angaben, deren Richtigkeit unbestreitbar ist, gebe ich hier in solcher Ausführlichkeit, um den Lügenberichten von feindlicher Seite über die angebliche Brutalität der Baiern entgegenzutreten.

Die aus Bazeilles verdrängten Franzosen setzten mit gleicher Hartnäckigkeit den Kampf nördlich davon in den Gärten eines angrenzenden Schlosses fort und fochten dort mit solchem Erfolge, daß es ihnen gelungen wäre durchzubrechen, wenn die Baiern nicht rechtzeitig Unterstützung von den Sachsen erhalten hätten, welche bis 10 Uhr den Thalgrund von Moncelle und Daigny in ihre Gewalt gebracht hatten. Die preußische Garde war bis zur selben Zeit mit Erfolg gegen Givonne vorgegangen.

Die Höhen blieben vor der Hand noch in dem unbestrittenen Besitz der Franzosen, als aber nach 10 Uhr der von Illy herübertönende Kanonendonner die Ankunft der preußischen Waffenbrüder des andern Flügels meldete, ließ Prinz August von Würtemberg die gesammte Garde-Artillerie (14 Batterien) zu einer einzigen großen, furchtbaren Batterie vereinigen und ihr Feuer gegen das Bois de la Garenne richten, welches durch seine Lage im Mittelpunkt der französischen Aufstellung der Zufluchtsort für die Flüchtigen von allen vier Corps geworden war. Das Kreuzfeuer der im Norden entfalteten 26 Batterien und der auf den Höhen am linken Givonneufer aufgefahrenen Garde-Artillerie war von überwältigender Wirkung. Die französischen Geschütze wurden zum Theil zertrümmert, zum Theil ihrer Be-

dienungsmannschaften beraubt, viele Munitionskasten flogen in die Luft. Vergebens versuchten einzelne Kolonnen in verzweifeltem Todesmuth aus dem Walde hervorzubrechen; mit Granaten überschüttet, mußten sie nach demselben zurückweichen.

Jetzt war auch der Augenblick gekommen, wo die Garde und die Sachsen aus dem Grunde des Givonnebaches vorgehn konnten, um die Höhen von Givonne, Daigny und Moncelle zu nehmen, wiewohl diese noch immer vom Feinde stark besetzt waren.

Inzwischen ging auch General von der Tann, verstärkt durch eine Division des IV. Armeecorps, von Bazeilles gegen Balan vor und nahm es nach einem erbitterten Straßenkampf unter großen Verlusten. Schon jetzt, um die Mittagsstunde, war die Lage der Franzosen auf ihrem ganzen rechten Flügel eine trostlose geworden. Ihre Truppen waren ermattet, Muthlosigkeit machte sich überall geltend, und große, ungeordnete Haufen verließen das Schlachtfeld, um sich nach Sedan zu flüchten, wo die Verwirrung mit jeder Minute stieg. Der Sieg wurde vollständig entschieden, als nach heißem Ringen auch bei Floing und Illy der Gegner sich zum Rückzug gezwungen sah und die Garde durch ihre Vereinigung mit den Truppen der III. Armee den eisernen Gürtel um das französische Heer geschlossen hatte. Einen verzweifelten Versuch durchzubrechen, machte die französische Kavallerie bei Floing. Mit heldenmüthiger Aufopferung stürzte sie sich der preußischen Infanterie entgegen und es gelang ihr, stellenweise die feindlichen Reihen zu durchbrechen. Aber hinter den durchbrochenen standen andere, deren wohlgezieltes Feuer die todeskühnen Reiter zu Boden streckte, die Schwadronen wurden aufgelöst und bald völlig auseinander gesprengt. Todte und verwundete Reiter und Pferde bedeckten haufenweise die Höhe. Viele, welche den Geschossen entgangen waren, stürzten in die Steinbrüche und fanden dort ihr Grab.

Es war 3 Uhr Nachmittags. Die Straßen nach Westen, Norden und Osten waren abgesperrt, unsere Truppen rückten in die Stellungen der Feinde ein, schon drangen sie in das Bois de la Garenne. Die moralische Kraft der französischen Soldaten war durch den langen, unglücklichen Kampf und das von allen Seiten ihn erreichende Artillerie-Feuer vollständig gebrochen. Alle Ordnung war aufgelöst, vergebens versuchten Generäle und Offiziere dieselbe wieder herzustellen. Die Truppen flohen nach Sedan, instinktartig in der Festung ihre Rettung suchend. Einzelne Abtheilungen indeß leisteten den eindringenden Deutschen einen hartnäckigen Widerstand, sodaß erst um 5 Uhr der Wald von

Garenne unbestritten in unseren Händen war. Zu dem unglücklichen Ausgang der Schlacht hatte der Umstand beigetragen, daß bald nach Beginn des Kampfes Mac Mahon durch eine Verwundung unfähig gemacht wurde, das Commando weiter zu führen. Er übergab es Ducrot, der, von Mac-Mahon abweichend, sich mit der Armee über das Plateau von Illy nach Mezieres durchschlagen wollte und einzelne Theile des rechten Flügels eine rückgängige Bewegung zu diesem Zweck machen ließ. Als General Wimpffen dies bemerkte, erhob er in Folge einer Vollmacht aus Paris Anspruch auf das Obercommando und führte die Truppen wieder in ihre alte Stellungen, gegen welche inzwischen die Deutschen Fortschritte gemacht hatten.

Der Kaiser Napoleon, der eine Stunde lang in heftigem Feuer bei Moncelle gehalten, hatte sich nach 10 Uhr nach Sedan zurückbegeben. Auf dem Wege dorthin mußte er sich bereits durch fliehende Haufen hindurch arbeiten, die der Festung zuströmten. Unter ihnen befanden sich auch einige Offiziere. Finstern Blickes sah er diese an und sagte: „Meine Herrn, das ist hier kein Platz für Sie.“ Zum Marschall vorzudringen, war ihm nicht möglich. Feindliche Granaten, welche die bairische Artillerie von den Höhen südlich hineinsandte, vermehrten die Unordnung in den Straßen. Als der Kaiser die Festung erreichte, platzte wenige Schritte vor ihm ein Geschoß und tödtete zwei Pferde. Den Antrag Wimpffens, ihm mit einer Schaar den Weg zu bahnen, lehnte er ab. Am Nachmittag setzte er seine einzige Hoffnung nur noch darauf, durch eine Unterredung mit dem Könige von Preußen möglichst vortheilhafte Bedingungen zu erlangen.

König Wilhelm hatte keine Kenntniß von den mißlichen Verhältnissen in Sedan selbst, ja man wußte auf deutscher Seite gar nicht einmal, daß der Kaiser bei der Armee sich befand. Von den Höhen bei Frenois, auf denen der König während der Schlacht sich aufhielt, hatte man nur die allgemeine Flucht nach der Stadt verfolgt und erwartete vergebens die Kapitulation, welche dadurch verzögert wurde, daß dem Befehle Napoleons, das Feuer einzustellen und zu unterhandeln, keine Folge geschah. Um die Entscheidung rascher herbeizuführen, ließ daher König Wilhelm zwischen 4 und 5 Uhr von den Höhen von Wadelincourt, die im Süden der Stadt zunächst liegen, einige Häuser in Brand schießen und schickte Oberstlieutenant von Bronsart ab, um Sedan zur Uebergabe aufzufordern. Dieser fragte nach dem Oberbefehlshaber der französischen Armee und war überrascht, als er in einem dürftig ausgestatteten Zimmer der Unterpräfectur den Beherrscher Frankreichs selbst traf. Napoleon III.

saß in einem Sessel gelehnt am Tisch, vor sich einen Brief. Er war gebeugt und ermattet. Beim Eintritt des preußischen Offiziers erhob er sich mit Hülfe eines Stockes, auf dem er während der Unterredung gestützt blieb. Als er aus dem Munde Bronsarts erfuhr, daß der König in der Nähe sei, bat er ihn auf General Reille zu warten, der den vor ihm liegenden Brief mit der Aufschrift „A Sa Majesté le roi de Prusse" persönlich übergeben sollte. Wegen der Bedingungen der Kapitulation verwies er auf General Wimpffen.

Der Tag, der mit einem dichten Nebel, welcher sich erst gegen 8 Uhr gänzlich zertheilte, begonnen hatte, war ein heißer und überaus schwüler gewesen. Jetzt erglänzte die Landschaft im milden Scheine eines klaren Abendhimmels. Auf dem Kommando-Platze König Wilhelms herrschte eine feierliche Stille, die der weltgeschichtlichen Bedeutung des Augenblickes auf das Würdigste entsprach. Im einfachen Waffenrocke, den Helm auf dem Haupte, stand König Wilhelm nahe am Vorsprung eines Hügels, der nach Sedan schaute. Wenige Schritte hinter ihm, auf den Säbel gestützt, der Kronprinz, welcher nach Beendigung des Kampfes bei Floing beim König angelangt war, Moltke, Bismarck, einige deutsche verbündete Fürsten, Adjutanten und andere Offiziere. Den Halbkreis schloß die berittene Stabswache. Gegen 7 Uhr langte Bronsart mit Reille an. Als letzterer den Kamm des Hügels erreicht hatte und des Königs ansichtig wurde, zog er sein goldgesticktes Käppi vom Kopfe, verbeugte sich ehrerbietig und blieb in dieser Haltung einen Moment auf seinen Stock gestützt, bis der König ihm das Zeichen gab, näher zu treten. Dann überreichte er den Brief; doch bevor der König ihn öffnete, sagte er: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege." Dann erst erbrach er das Schreiben. Es lautete:

Monsieur mon frère!

N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté.

Sedan, le 1. Sept. 1870.

Je suis de votre Majesté

Le bon frère

Napoléon.

Nachdem diese Zeilen in einem engern Kreise, den die Fürsten, Graf Bismarck und General Moltke um den Oberfeldherrn bildeten, gelesen, schritt der König auf den Kronprinzen zu und drückte ihn in innerster Bewegung an sein Herz. Dann dankte

er denen, die zu so gewaltigen, zu so unerwarteten Erfolgen das Meiste beigetragen, und schrieb, einen Feldstuhl als Pult benutzend, dem Kaiser zurück, daß er die Art der Begegnung beklage, seinen Degen annehme, und um Sendung eines Bevollmächtigten bitte, mit dem die Kapitulation abzuschließen sei.

Seit General Reille durch die deutschen Truppen passirt war, machte die frohe Botschaft von der Gefangennahme des Kaisers rasch die Runde. „Hurrah! der Kaiser ist gefangen" tönte es von Mund zu Mund. Vielgestaltig war der Ausdruck der Freude unter den Soldaten. Sie hoben die Bajonnette und Säbel in die Luft, schwenkten ihre Mützen und Helme, umarmten sich und sangen patriotische Lieder.

Nachdem der König Moltke und Bismarck beauftragt hatte, während der Nacht in Donchery die Bedingungen der Kapitulation mit General Wimpffen zu vereinbaren, begab er sich nach seinem Hauptquartier zu Vendresse, wo er erst um 11 Uhr anlangte. In den Ortschaften, die der König auf seiner Fahrt passiren mußte, hatten die Soldaten Lichter vor ihre Fenster gestellt, — „so daß man zeitweise in einer improvisirten Illumination fuhr" — wie der König im Briefe an die Königin sich ausdrückte.

Die Deutschen erkannten erst nach und nach die großartigen Erfolge ihrer blutigen Arbeit, welche neben der Tapferkeit der Soldaten der rechtzeitigen und geschickten Mitwirkung aller einzelnen Corps zu verdanken waren. Die Gefangennahme des französischen Kaisers gab dem Siege noch eine erhöhte Bedeutung. Unter dem Eindruck der großen Thaten wurde der Glaube, daß aus diesem Kriege Deutschlands politische Einheit hervorgehn würde, immer fester, und schon jetzt auf dem Schlachtfelde von Sedan, bei den abendlichen Bivouaks erklang manch stürmisches Hoch auf die Wiederherstellung des deutschen Reiches. Der durch die Stille der anbrechenden Nacht ertönende Choral: „Nun danket alle Gott," als Abschluß eines blutigen, für die deutschen Waffen so überaus glorreichen Tages, war der Ausdruck der in allen deutschen Soldatenherzen hervorgerufenen ernst religiösen Stimmung, welche sich neben der Siegesfreude vor Allem geltend machte.

Welch einen scharfen Gegensatz dazu bot die trotz ihrer Tapferkeit in allen Punkten total geschlagene französische Armee, die, tief erschüttert und vollständig aufgelöst, unter dem schmerzlichen Gefühl großer Verluste und einer Niederlage ohne Gleichen die Nacht in voller Ungewißheit dessen zubringen mußte, was der Sieger über sie verhängen würde.

Siebenundsechszigstes Kapitel.

Kapitulation von Sedan. — Unterredung Napoleons mit Bismarck und König Wilhelm. — Feier des Sieges in Berlin. — Entsetzung Napoleons durch die Pariser. — Das Comité der nationalen Vertheidigung in Paris. — Fortsetzung des Krieges durch die Republik. — Einschließung von Paris. — Unterhandlungen Jules Favres' zu Ferrieres. — Erster Ausfall der Pariser.

Noch am Abende des 1. September kamen die deutschen und französischen Bevollmächtigten in Donchery zusammen, um die Bedingungen der Kapitulation festzustellen. General Moltke und Graf Bismarck verlangten: Niederlegung der Waffen, Auslieferung der Stadt und des Festungsmaterials, Gefangennahme des Heeres. Wimpffen erklärte die Bedingungen für zu hart und erbat sich Bedenkzeit bis zum nächsten Morgen 9 Uhr, um den Kaiser von den deutschen Forderungen zu unterrichten und die Meinung der anderen Generale einzuholen. Um 1 Uhr kehrte er nach Sedan zurück und berief auf 6 Uhr Morgens am 2. September einen Kriegsrath, in dem von den 32 Generalen nur 2, und diese aus Eitelkeit oder Unkenntniß der Lage, für Fortsetzung des Kampfes stimmten.

Kaiser Napoleon war diesen Verhandlungen fern geblieben und begab sich des Morgens zu Wagen nach Donchery. Er war durch Wimpffen noch in der Nacht von der Erfolglosigkeit der Berathung in Kenntniß gesetzt und gebeten, durch seine persönliche Verwendung den König zu einem Gnadenakt für die gefangene Armee zu bestimmen. Auf dem Wege von Sedan nach Donchery, der auf dem linken Ufer der Maas hinläuft, begegnete dem Kaiser Bismarck, der, von seiner Ankunft benachrichtigt, ihm entgegen ritt. Napoleon fragte nach dem Könige, und als er erfahren hatte, daß König Wilhelm sein Quartier in dem fern gelegenen Vendresse hatte, ließ er an einem einzeln stehenden Hause halten, den Wunsch äußernd, wenn es anginge, abzusteigen. Es war ein armseliges Bauernhaus, verlassen von seinen Bewohnern, von 4 Fenster Front mit einem Oberstock. Aufgefordert vom Kaiser, begleitete ihn Graf Bismarck die ausgetretenen Stufen hinauf. In einem kleinen von Kaminggeruch erfüllten Raum, der weiter nichts darbot, als einen Tisch und zwei hölzerne Bauernsessel, nahmen sie Platz. Der Kaiser begann damit, daß er dem Kanzler die Bitte um mildere Capitulationsbedingungen ans Herz legte. Graf Bismarck lehnte hierin jede Vermittelung ab, da diese Frage rein militairischer Natur sei und zwischen den Generalen verhandelt werden müsse. In Bezug auf die politischen Verhältnisse kam es ebenfalls zu

keiner bestimmten Erklärung, und verwies auf die Regentschaft in Paris verwies. Nur einen Punkt hob der Kaiser speciell hervor, daß er den Krieg nicht gewollt habe, sondern durch den Druck der öffentlichen Meinung dazu gezwungen worden sei.

Die Unterredung dauerte ungefähr eine halbe Stunde, und Napoleon hatte dann mit Bismarck auf einer Bank vor dem Häuschen Platz genommen, als auch Moltke herzukam und es übernahm, den König von den Wünschen des Kaisers in Kenntniß zu setzen. Moltke traf ersteren in Begleitung des Kronprinzen auf dem Wege von Vendresse nach Donchery, er erhielt die Genehmigung des ausgearbeiteten Entwurfs für die Capitulationsurkunde, in Betreff Napoleons jedoch den Bescheid, daß eine Zusammenkunft mit ihm nicht eher stattzufinden habe, als bis die Capitulation der Festung vom Feinde angenommen und unterzeichnet sei.

Die Zeit des Waffenstillstandes war abgelaufen, und die Artillerie hatte den Befehl, sich bereit zu halten, das Feuer auf gegebenen Befehl zu eröffnen, als gegen 10 Uhr General Wimpffen zu der Schlußverhandlung in Frenois erschien. Er unterwarf sich ohne weiteres Zögern dem aufgezeichneten Vertrage, nachdem er erfahren hatte, daß König Wilhelm den Kaiser erst nach der Capitulation empfangen werde. Nach 11 Uhr überbrachte Moltke die von ihm und Wimpffen vollzogene Urkunde dem König, der sie den auf den Höhen von Frenois um ihn versammelten Fürsten und Generalen vorlesen ließ. Darauf trat der König in die Mitte des um ihn sich schließenden Kreises von Offizieren und redete sie an: „Sie wissen nun, meine Herren, welch großes geschichtliches Ereigniß sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Veranlassung gedrungen fühle, meinen königlichen Dank auszusprechen, um so mehr, als diese großen Ereignisse wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des norddeutschen Bundes und meine andern Verbündeten, deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Moment um mich versammelt sehe, mit uns verbindet, so daß wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegen zu sehn. Allerdings ist unsere Aufgabe mit dem, was sich unter unsern Augen vollzieht, noch nicht vollendet, denn wir wissen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurtheilen wird. Darum müssen wir schlagfertig bleiben; aber jetzt schon meinen Dank jedem, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze unseres Vaterlandes hinzugefügt hat."

Der König reichte darauf dem württembergischen Prinzen und dem Prinzen Leopold von Baiern, in denen bei dieser Zusammenkunft die süddeutsche Bundesgenossenschaft vertreten war, die Hand. Dann setzte sich die Cavalcade, Wagen und Reiter, in Bewegung, um den König zu der Zusammenkunft mit Napoleon zu begleiten.

Dieser war inzwischen von Bismarck nach dem Schlosse Bellevue geführt. Er empfing ungefähr um 1 Uhr Mittags den Sieger von Sedan an der Außenseite des Hauses vor der Treppe, zog sein goldgesticktes Käppi ab, als der König sich ihm näherte und verbeugte sich in tiefer Ehrerbietung. Dann führte er den König und den Kronprinzen in das Innere des Hauses, wo die Adjutanten Napoleons versammelt waren und trat mit dem Könige in einen an den Garten stoßenden Glaspavillon, in dem ohne Zeugen eine kurze, kaum viertelstündige Unterredung stattfand. Soweit man davon erfahren hat, bezog sie sich nur auf die persönlichen Verhältnisse des Kaisers. Das Anerbieten des Königs, das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zu seinem Aufenthalt zu wählen, nahm der gefangene Kaiser dankend an und fügte nur noch den Wunsch hinzu, daß ihm bei seiner Reise, soweit sie auf französischem Gebiet stattfinde, eine starke Bedeckung mitgegeben werden möge. Mit Thränen der Rührung über die Großmuth, mit welcher König Wilhelm ihm begegnete, verabschiedete er sich vom König und Kronprinzen. Der König schrieb hierüber an seine Gemahlin: „Wir waren beide sehr bewegt über das Wiedersehn. — Was ich Alles empfand, nachdem ich Napoleon noch vor drei Jahren auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben."

Nach dieser Begegnung ritt der König das Schlachtfeld und wurde überall von den Truppen mit enthusiastischem Jubel empfangen. Des Abends bei der Tafel, wo zum ersten Mal im ganzen Feldzug Champagner servirt ward, brachte er dankerfüllten Herzens folgenden Toast aus: „Wir müssen heut aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der preußischen Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat."

Am 3. September reiste Napoleon durch Belgien nach Wilhelmshöhe ab und begann der Transport der fran-

zösischen Armee nach Deutschland. Die Gesammtzahl der Kriegsgefangenen, in Folge der Kapitulation von Sedan, belief sich auf 83,000 Mann, darunter 2364 Offiziere, von denen 500 auf Ehrenwort, nicht gegen die Deutschen von Neuem zu kämpfen, entlassen wurden. Es wurden ferner übergeben außer der Festung Sedan mit 139 Festungsgeschützen, ein Adler und zwei Fahnen, 419 Feldgeschütze und Mitrailleusen, 6000 Pferde und ein überaus zahlreiches Kriegsmaterial.

Die Verluste der Deutschen betrugen 465 Offiziere und 8459 Mann an Todten und Verwundeten. Die Franzosen hatten in Folge der Wirkung der deutschen Artillerie viel mehr verloren: 3000 Todte und 14,000 Verwundete, im Laufe der Schlacht fielen 21,000 unverwundete Gefangene in die Hände der Sieger. Entwaffnet in Belgien wurden 3000 Mann.

Der Eindruck, den die Kapitulation von Sedan und die Gefangennahme Napoleons auf ganz Europa machte, war ein gewaltiger. Die Nachricht davon rief in Deutschland aller Orten unbeschreiblichen Enthusiasmus hervor, vom Rhein bis an die Memel, von den Alpen bis an das Meer wurde der 3. September ein Feiertag der reinsten patriotischen Begeisterung.

In Berlin gestaltete sich der Jubel am großartigsten. In den frühesten Morgenstunden hatte sich die Kunde von der Gefangennahme des Kaisers mit bewundernswerther Geschwindigkeit verbreitet und die Bevölkerung in einen wahren Freudentaumel versetzt. Die Schulen wurden gleich am Morgen bei Beginn des Unterrichts geschlossen. Die glanzvollste Septembersonne leuchtete auf die Fahnenpracht hernieder, die in allen Straßen von den Häusern herniederrauschte. Eine unabsehbare Menschenmasse wogte vor dem Palais des Königs auf und ab, wo auf dem Balcon die Königin von Zeit zu Zeit grüßend erschien. Die Standbilder Friedrichs des Großen, des Großen Kurfürsten und der Helden aus den Befreiungskriegen waren von Jungen erklettert und mit Fahnen und Blumen geschmückt, einer der keckſten hatte den Sieger von Roßbach mit Lorbeer bekränzt. Dann erschienen viele Gewerke, voran die Maschinenbauer, und zogen, „Die Wacht am Rhein" singend, vor das Palais, um die Königin zu begrüßen. Vom Thurme des Rathhauses ertönte um Mittag der feierliche Choral „Nun danket Alle Gott." Nachmittags bewegten sich Züge von Kindern, die mit Fahnen, Blumen und grünen Sträußen geschmückt waren, gleichfalls vor das Palais. Um 6 Uhr wurde auf dem Lustgarten „Victoria" geschossen, das dritte Mal innerhalb vier Wochen; die beiden ersten Male geschah es nach den Siegen von Wörth und Gravelotte.

Den Abschluß des Tages bildete eine glänzende Illumination. An dem darauf folgenden Tage, es war ein Sonntag, wurde in den Kirchen zur Feier des Sieges Tedeum gesungen.

Ein so großartiges Ereigniß, wie die Capitulation von Sedan war in der ganzen Reihe der historischen Thatsachen noch nicht vorgekommen. Ueberall war die Meinung verbreitet, daß nun das Ende des Krieges herangekommen sei und die deutschen Truppen bald in die Heimath zurückkehren würden. Sämmtliche Heere, die Frankreich aufgestellt hatte, waren geschlagen, die Armee von Chalons kriegsgefangen, nach Deutschland abgeführt, die Rheinarmee in Metz eingeschlossen, ohne Aussicht, durchbrechen zu können. Der Umstand, daß der Kaiser, das Oberhaupt des Landes, in Gefangenschaft gerathen war, schien namentlich ein Unterpfand für den Frieden zu sein. Aber Napoleon III. betrachtete sich nicht mehr als Herrscher, nachdem er sowohl die militärische Leitung im Felde, als auch die politische in Paris aus den Händen gegeben hatte, und erklärte seine Ohnmacht offen, indem er Bismarck in Betreff eines Friedens von sich an die Regentschaft in Paris verwies. Aber auch ihre Existenz überdauerte die Katastrophe von Sedan nur um wenige Tage, ihre Stunden waren bereits gezählt.

Die Aufregung der Gemüther hatte in Paris mit jedem Tage zugenommen, an dem man deutlicher die traurige Lage der in Metz eingeschlossenen Armee erkannte. Der Kriegsminister Palikao verschwieg nach wie vor die Wahrheit, und noch am Vormittag des 3. September brachten die Pariser Zeitungen die wunderbarsten Nachrichten von den Erfolgen der Franzosen.

Erst am Abend desselben Tages verbreitete sich die Kunde von der Niederlage am 1. September in allen ihren Einzelnheiten: Capitulation der Festung, Abführung der Armee nach Deutschland, Gefangennahme des Kaisers. Sie rief unter dem Volke eine gewaltige Bewegung hervor, es schaarte sich zusammen und zog unter den Rufen: „Abdankung! Waffen! Es lebe Trochu!“ zu Trochu, dem Gouverneur von Paris, und vor die Kammern. In der bei Nacht stattfindenden Sitzung derselben stellte Jules Favre mit Rücksicht auf die eingetretene „Verwaisung der Gewalt“ einen Antrag, durch welchen Napoleon und seine Dynastie der Regierungsbefugnisse entkleidet, die Einsetzung einer Regierungs-Commission durch Wahlen der Kammer und der Bestätigung Trochus als Generalgouverneur von Paris beschlossen werden sollten. Der 4. September sollte über den Antrag entscheiden. Zu einer Abstimmung kam es aber nicht, weil lärmende Volkshaufen mit Gewalt die Thüren des Sitzungs-

saales erbrachen und die Deputirten auseinanderjagten. Der Senat endete mit einem Act der Feigheit. Er löste sich auf, ohne auch nur einen Versuch gemacht zu haben, die Sache Napoleons zu vertheidigen.

Von dem Palais Bourbon zogen, wie es bei allen politischen Ereignissen in Paris zu geschehen pflegt, die Volksmassen nach dem Stadthause, wo in einem kleinen unansehnlichen Zimmer ein Theil des gesetzgebenden Körpers, die Abgeordneten von Paris, mit Ausnahme von Thiers, eine provisorische Regierung beriethen. Dann ging es nach dem Tuilerien, von denen die Zeichen des Kaiserreiches abgerissen wurden. Aus den Häusern warf man Büsten und Bilder des Kaisers und der Kaiserin auf die Straße und stieß sie unter Beifallsrufen mit dem Fuße in die Seine.

Um 9 Uhr Abends wurde der auf dem Platze vor dem Stadthause versammelten unabsehbaren Menge die Zusammensetzung der neuen Regierung verkündet. Die bedeutendsten unter den 11 Männern waren Trochu, der, eben noch ein devoter Anhänger des Kaisers, der Präsident der republikanischen Regierung wurde, Jules Favre Minister des Auswärtigen und Gambetta Minister des Innern.

Am 6. wurde die politische Umgestaltung durch ein beredtes Rundschreiben Favres Frankreich und den europäischen Regierungen angezeigt. Es sprach von der unbegrenzten Friedensliebe der neuen Regierung, welche von jeher den Krieg verdammte, doch werde sie nie in einen schimpflichen Frieden willigen. „Wir treten keinen Zoll breit ab von unserm Lande, noch einen Stein von unsern Festungen.“ Der König von Preußen habe erklärt, daß er nicht mit Frankreich, sondern mit der kaiserlichen Dynastie Krieg führe. Die Dynastie liege darnieder. Wolle er einen gottlosen Kampf fortsetzen, so treffe ihn die Verantwortlichkeit vor der Welt und der Geschichte. Die Pariser Vertheidiger seien bereit, bis zum letzten Mann auszuhalten, nach den Forts kämen die Wälle, hinter den Wällen die Barrikaden. Unterläge Paris, so würde ganz Frankreich sich erheben, um es zu rächen.“

Was die Berufung auf die Worte König Wilhelms betrifft, so waren sie gefälscht. Die Proclamationen unterschieden nicht die Dynastie und das Volk, sondern, wie wir oben gesehn haben, die friedlichen Bürger von den französischen Soldaten, ob dies kaiserliche oder republicanische waren, blieb für die Deutschen gleich. Für sie kam es darauf an, sich durch die Erwerbung von Straßburg und Metz nicht nur in den Besitz alten deutschen Eigenthums wieder zu setzen, sondern namentlich die Mittel in

die Hand zu bekommen, einen etwaigen neuen Angriff Frankreichs mit Erfolg zurückschlagen zu können.

Die Kaiserin verließ am Nachmittag des 4. September heimlich die Tuilerien und fuhr in einer Miethsdroschke nach dem Bahnhof, um über Belgien nach England zu entfliehn. Ihr Sohn hatte schon vor Sedan den Vater verlassen und kam am 7ten September, drei Tage vor seiner Mutter, in England an.

Ohne Kampf, fast ohne Geräusch sank der Thron Napoleon III. zusammen. Er theilte das Schicksal seines großen Oheims: Als das Glück der Waffen dahingeschwunden, hörte er auf zu herrschen.

Die „gloire“ war der Sockel, auf dem Frankreich sich sein Kaiserthum errichtet hatte; mit dem Sockel stürzte es zusammen, und die Nation warf sich willenlos und gewissenlos denen in die Arme, die zuerst kamen und die Rettung der „gloire“ versprachen.

Die neue Regierung, die sich „Gouvernement de la défense nationale“ nannte, schrieb, ihrem selbstgegebenen Namen entsprechend, den Krieg bis zum Aeußersten auf ihre Fahne. Für König Wilhelm war es daher nothwendig, den unterbrochenen Marsch auf die Hauptstadt fortzusetzen, um deren Besitz von nun an sich auf beiden Seiten der ganze Krieg dreht, nicht nur weil man hoffen konnte, durch die Unterwerfung von Paris den Widerstand des ganzen Landes zu brechen, sondern auch, weil eine energische Weiterführung des Kriegs das beste Mittel war, die Einmischung fremder Mächte fern zu halten.

Deshalb ertheilte König Wilhelm nach dem Grundsatz der preußischen Kriegführung, auf den errungenen Lorbeeren nicht müßig zu ruhen, sondern die Erfolge des Sieges rasch auszunutzen, noch am 2. September, bald nach der Unterzeichnung der Capitulation den Befehl zum Weitermarsch der III. und IV. Armee. Je weiter die deutschen Heere vordrangen, um so feindlicher zeigte sich die Bevölkerung, und damit änderte auch der Krieg seinen ursprünglichen Charakter. Die Paris näher liegenden Theile hatten viele Wochen länger unter dem Einfluß des hauptstädtischen Geistes, namentlich der Pariser Presse, gestanden. Den Betheuerungen über die unversiegten Hülfsquellen des Landes, den Aufreizungen gegen den eingedrungenen Feind, die von dorther kamen, wurde bereitwilligst Glauben geschenkt und Folge geleistet. Schrecken, Furcht und Ermattung, die in den östlichen, vom Kriege bereits heimgesuchten Gegenden vorherrschend waren, verwandelten sich, je näher man dem Herzen des Landes kam, in Wuth und Rachegelüste. Ein fanatischer Drang, die niedergeworfene Ehre Frankreichs zu retten, den sieghaften Ueberwinder zu zermalmen, erfaßte

die Menschen. Selbst die Frauen blieben davon nicht verschont. Seit dem Eintritte des Ministeriums Palikao hatte die Regentschaft alle ihre Mühe aufgewandt, um den Volkskrieg zu entfesseln. Sie hatte dann am 28. August durch ein neues, verschärftes Decret die Massenausweisung aller Deutschen in und um Paris angeordnet, während nach den Bestimmungen von Anfang des Monats ansässig und selbstständig gewordene Deutsche in der Hauptstadt bleiben durften; jetzt wurde ohne Unterschied jeder, der in Deutschland geboren war, gezwungen, Paris und das Seinedepartement binnen drei Tagen zu verlassen, widrigensfalls er verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte.

Die republicanische Regierung, obgleich sie in ihren zahlreichen Bekanntmachungen beständig von Humanität und Friedensliebe sprach, übertraf die kaiserliche noch in ihrem Eifer, die Deutschen aus dem Lande zu verjagen. Sie erließ am 5. September eine Bekanntmachung, nach der jeder Deutsche schon bis zum nächsten Tag um 8 Uhr nicht nur Paris, sondern sogar die anliegenden Departements verlassen haben sollte. Die Errichtung der Republik hatte auch zur Folge, daß das von der kaiserlichen Regierung gegründeten Institut der Francstireurs rascher und üppiger aufwucherte.

Von reiner Begeisterung für die Rettung des bedrängten Vaterlandes war nur bei Wenigen die Rede. Die Masse benutzte den Krieg als ein Privilegium des Raubes an ihren eigenen Landesgenossen. Rückten den Francstireurs die deutschen Soldaten zu Leibe, so suchten sie das Weite oder gaben sich leicht gefangen; nur wo sie dem Gegner von einem Hinterhalt aus auflauern konnten, richteten sie etwas aus. Später, als sich die Franzosen selbst von der Nutzlosigkeit des Guerillakrieges überzeugt hatten, protestirten nicht selten Dorfgemeinden gegen den Aufenthalt der Francstireurs in ihren Grenzen oder wandten sich auch an die deutschen Befehlshaber um Schutz. Die übliche Tracht der Francstireurs war: schwarzwollene Blouse, schwarze weite Beinkleider von demselben Stoff, blaue Schärpe um den Leib, graue Gamaschen und geschnürte Halbstiefel.

Ein trauriger Zwischenfall auf dem Marsche der Deutschen ereignete sich zu Laon. Nachdem die Citadelle am 9. September übergeben und von der aus Mobilgarde bestehenden Besatzung beinahe schon vollständig geräumt war, zündete ein Artillerie-Aufseher, welchem die Schlüssel zur Pulverkammer anvertraut waren, dieselbe an. Es erfolgte eine gewaltige Explosion, die bis über die Stadt hinaus furchtbare Verwüstungen anrichtete und bei der 35 von den zur Besatzung bestimmten Jägern auf

der Stelle getödtet, 71 verwundet wurden. Größer waren die Verluste der Franzosen, gleichsam eine Strafe für die Verrätherei.

Als die deutschen Heere in die Nähe von Paris kamen, fanden sie die Dörfer und zahlreichen Villen von den Einwohnern verlassen, die Wege waren durch gefällte Bäume ungangbar gemacht, die Brücken über die Seine und Marne gesprengt. Aber diese Hindernisse hemmten nicht das Vordringen, Pioniere stellten die Straßen wieder her und schlugen Schiffbrücken. Auch vermochten die Angriffe der Franzosen gegen das V. Armee-Corps beim Uebergang über die Seine bei Villeneuve im Süden von Paris am 17. September, bei Petit Bicetre zwischen Sceaux und Versailles am 18. und 19. September ebensowenig die III. Armee aufzuhalten, als das kleine Scharmützel bei Pierrefitte am 19. im Norden der Stadt die Maas-Armee. Am Abend des 19. September war die Einschließung von Paris auf allen Seiten ausgeführt, Versailles, die glänzende Residenzstadt Louis' XIV. in den Händen des deutschen Siegers. Den nördlichen Bogen, reichend vom rechten Marneufer bis auf das linke der Seine bis in die Nähe von Versailles bildete die Maas-Armee, den südlichen zu beiden Seiten der Seine und auf dem linken Ufer der Marne die Armee des Kronprinzen. Die für die Cernirung verwendbaren deutschen Heere zählten anfänglich 122,661 Mann Infanterie, 24,325 Mann Cavallerie, 622 Geschütze.

Sogleich nach dem Ausbruch des Krieges hatten die Franzosen angefangen, Paris in Vertheidigungszustand zu setzen; und als die Deutschen vor den Thoren standen, waren Wälle und Forts fertig ausgerüstet und mit Kanonen versehen. Ein Comité von Gelehrten war beauftragt, im Verein mit militärischen Autoritäten die neuesten Resultate der Physik und Chemie zur Vertheidigung zu verwerthen. Es brachte das electrische Licht zur Anwendung, um die feindlichen Stellungen des Nachts zu beleuchten und construirte zum Verkehr zwischen der eingeschlossenen Stadt und der Provinz Luftballons.

Seit dem Jahre 1841, unter der Regierung Ludwig Philipps und hauptsächlich auf Anregung seines damaligen Ministerpräsidenten Thiers, war Paris in eine Festung mit Ringmauer, Wallgraben und Glacis verwandelt. Fünfundachtzig fast gleichförmige Bastionen bestreichen das Vorterrain und den 35 Schritt breiten, durch Kanäle und die Seine unter Wasser zu setzenden Graben. Sechsundsechszig Thore bilden den Zugang. Außerhalb der Festungsmauer und bis zu einer Entfernung von einer halben Meile liegen einschließlich von Vincennes 15 Forts, die durch Verschanzungen und Redouten in Zusammenhang gesetzt waren. Sie

Garenne unbestritten in unseren Händen war. Zu dem unglücklichen Ausgang der Schlacht hatte der Umstand beigetragen, daß bald nach Beginn des Kampfes Mac Mahon durch eine Verwundung unfähig gemacht wurde, das Commando weiter zu führen. Er übergab es Ducrot, der, von Mac Mahon abweichend, sich mit der Armee über das Plateau von Illy nach Mezieres durchschlagen wollte und einzelne Theile des rechten Flügels eine rückgängige Bewegung zu diesem Zweck machen ließ. Als General Wimpffen dies bemerkte, erhob er in Folge einer Vollmacht aus Paris Anspruch auf das Obercommando und führte die Truppen wieder in ihre alte Stellungen, gegen welche inzwischen die Deutschen Fortschritte gemacht hatten.

Der Kaiser Napoleon, der eine Stunde lang in heftigem Feuer bei Moncelle gehalten, hatte sich nach 10 Uhr nach Sedan zurückbegeben. Auf dem Wege dorthin mußte er sich bereits durch fliehende Haufen hindurch arbeiten, die der Festung zuströmten. Unter ihnen befanden sich auch einige Offiziere. Finstern Blickes sah er diese an und sagte: „Meine Herrn, das ist hier kein Platz für Sie.“ Zum Marschall vorzudringen, war ihm nicht möglich. Feindliche Granaten, welche die bairische Artillerie von den Höhen südlich hineinsandte, vermehrten die Unordnung in den Straßen. Als der Kaiser die Festung erreichte, platzte wenige Schritte vor ihm ein Geschoß und tödtete zwei Pferde. Den Antrag Wimpffens, ihm mit einer Schaar den Weg zu bahnen, lehnte er ab. Am Nachmittag setzte er seine einzige Hoffnung nur noch darauf, durch eine Unterredung mit dem Könige von Preußen möglichst vortheilhafte Bedingungen zu erlangen.

König Wilhelm hatte keine Kenntniß von den mißlichen Verhältnissen in Sedan selbst, ja man wußte auf deutscher Seite gar nicht einmal, daß der Kaiser bei der Armee sich befand. Von den Höhen bei Frenois, auf denen der König während der Schlacht sich aufhielt, hatte man nur die allgemeine Flucht nach der Stadt verfolgt und erwartete vergebens die Kapitulation, welche dadurch verzögert wurde, daß dem Befehle Napoleons, das Feuer einzustellen und zu unterhandeln, keine Folge geschah. Um die Entscheidung rascher herbeizuführen, ließ daher König Wilhelm zwischen 4 und 5 Uhr von den Höhen von Wadelincourt, die im Süden der Stadt zunächst liegen, einige Häuser in Brand schießen und schickte Oberstlieutenant von Bronsart ab, um Sedan zur Uebergabe aufzufordern. Dieser fragte nach dem Oberbefehlshaber der französischen Armee und war überrascht, als er in einem dürftig ausgestatteten Zimmer der Unterpräfectur den Beherrscher Frankreichs selbst traf. Napoleon III.

saß in einem Sessel gelehnt am Tisch, vor sich einen Brief. Er war gebeugt und ermattet. Beim Eintritt des preußischen Offiziers erhob er sich mit Hülfe eines Stockes, auf dem er während der Unterredung gestützt blieb. Als er aus dem Munde Bronsarts erfuhr, daß der König in der Nähe sei, bat er ihn auf General Reille zu warten, der den vor ihm liegenden Brief mit der Aufschrift „A Sa Majesté le roi de Prusse" persönlich übergeben sollte. Wegen der Bedingungen der Kapitulation verwies er auf General Wimpffen.

Der Tag, der mit einem dichten Nebel, welcher sich erst gegen 8 Uhr gänzlich zertheilte, begonnen hatte, war ein heißer und überaus schwüler gewesen. Jetzt erglänzte die Landschaft im milden Scheine eines klaren Abendhimmels. Auf dem Kommando-Platze König Wilhelms herrschte eine feierliche Stille, die der weltgeschichtlichen Bedeutung des Augenblickes auf das Würdigste entsprach. In einfachen Waffenrocke, den Helm auf dem Haupte, stand König Wilhelm nahe am Vorsprung eines Hügels, der nach Sedan schaute. Wenige Schritte hinter ihm, auf den Säbel gestützt, der Kronprinz, welcher nach Beendigung des Kampfes bei Floing beim König angelangt war, Moltke, Bismarck, einige deutsche verbündete Fürsten, Adjutanten und andere Offiziere. Den Halbkreis schloß die berittene Stabswache. Gegen 7 Uhr langte Bronsart mit Reille an. Als letzterer den Kamm des Hügels erreicht hatte und des Königs ansichtig wurde, zog er sein goldgesticktes Käppi vom Kopfe, verbeugte sich ehrerbietig und blieb in dieser Haltung einen Moment auf seinen Stock gestützt, bis der König ihm das Zeichen gab, näher zu treten. Dann überreichte er den Brief; doch bevor der König ihn öffnete, sagte er: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege." Dann erst erbrach er das Schreiben. Es lautete:

Monsieur mon frère!

N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté.

Sedan, le 1. Sept. 1870.

Je suis de votre Majesté

Le bon frère

Napoléon.

Nachdem diese Zeilen in einem engern Kreise, den die Fürsten, Graf Bismarck und General Moltke um den Oberfeldherrn bildeten, gelesen, schritt der König auf den Kronprinzen zu und drückte ihn in innerster Bewegung an sein Herz. Dann dankte

Die deutschen Heerführer hatten auch den Fall in Rechnung gebracht, daß die Verproviantirung der Hauptstadt länger dauern könnte, als vorausgesetzt wurde, und man zum Bombardement einzelner Theile würde schreiten müssen. Zu diesem Zwecke war ein Belagerungspark nothwendig, der augenblicklich in Deutschland zwar vorbereitet stand, aber nicht eher herangeführt werden konnte, als bis Toul genommen und der Eisenbahnbetrieb auf dieser Linie hergestellt war. Dies geschah erst durch die Capitulation der Festung am 23. September, welche der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg mit dem unter seinen Befehl gestellten neugebildeten XIII. Corps erzwungen hatte. Und auch da konnte die frei gewordene Bahnlinie, welche bei Nanteuil, 8 Meilen vor Paris, endigte, noch nicht zum Transport der Belagerungsgeschütze verwandt werden, weil es nothwendiger war, Proviant für die zahlreichen Truppen herbeizuschaffen. Denn im Umkreise von Paris waren mit Ausnahme von Gemüse, Obst und Kartoffeln, die noch nicht geerntet waren, und Wein, der sich in den Kellern der verlassenen Besitzungen fand, keine nennenswerthe Vorräthe. Man mußte sich vor der Hand durch kleine Expeditionen in die weitere Umgegend und mit dem behelfen, was durch Bezahlung hoher Preise zum Verkauf angelockt wurde.

Auch war die anfängliche Stärke der Belagerungs-Armee nicht ausreichend, für die Dauer die Cernirung aufrecht zu erhalten, es kam wenig mehr als ein Infanterist auf jeden Schritt der Cernirungslinie, und als das nachrückende XI. und I. bairische Corps am 22. September vor Paris eintraf, war die Gesammtstärke immer erst 202,030 Mann Infanterie, 33,794 Cavallerie und 898 Geschütze.

Die ersten Wochen wurden auf Schanzarbeiten zur Verstärkung der deutschen Stellungen verwendet. Größere und kleinere Erdwerke zur Aufstellung von Kanonen, Schützengräben, Barrikaden, Blockhäuser, Verhaue entstanden in großer Zahl. Dörfer, Mauern, einzelne Gehöfte und Häuser, die innerhalb der Belagerungslinie lagen, wurden mit allen Mitteln der Kunst befestigt, andere, die hinderlich waren, niedergerissen. An geeigneten Punkten wurden Observatorien angelegt, und die wichtigsten von ihnen mit den Hauptquartieren und unter einander durch Telegraphendrähte verbunden. Die Maas-Armee leitete den Ourcq-Kanal, durch welchen Paris einen Theil seines Trinkwassers erhielt, ab und stellten einen großen See her, welcher auf eine weite Strecke die Franzosen an Ausfällen hinderte.

Die Besatzung von Paris war gleichzeitig sichtlich bemüht,

die Mängel der neuformirten Truppen in Ausrüstung und Uebung nach Möglichkeit zu beseitigen. Zahlreiche kleine Unternehmungen gegen unsere Vorposten sollten offenbar dazu dienen, sie kampftüchtig zu machen. Der erste größere Ausfall erfolgte am 30. September auf der Südseite gegen das Corps des General von Tümpling (VI.), welches zwischen L'Hay und Choisy stand. Nach heftigem Feuer aus den Forts Montrouge, Ivry und Charenton brach mit Beginn des Tages der größere Theil des Corps Vinoy (XIII.) hervor und richtete seinen Angriff namentlich gegen Chevilly, wurde aber mit Verlusten zurückgeschlagen.

Ehe ein neuer Ausfall ausgeführt wurde, verstrichen zwei Wochen, und bevor wir zu ihm übergehn, müssen wir uns zu den Ereignissen im Rücken der deutschen Armeen wenden.

Achtundsechszigstes Kapitel.

Die Belagerung der Festungen. Capitulation von Straßburg und Metz.

Frankreich ist nach seiner Nord- und Ostgrenze zu mit einem zweifachen Gürtel von Festungen umgeben, die durch ihre Lage an den wichtigsten Zugängen zu dem Herzen des Landes nicht nur gegen einen feindlichen Angriff Schutz gewähren, sondern auch einen trefflichen Stützpunkt für kriegerische Unternehmungen gegen die Nachbarn bieten. Bei der Bedeutung, welche die Eisenbahnen in den Kriegen der Neuzeit gewonnen haben, mußte die deutsche Heeresleitung darauf bedacht sein, vor Allem die Festungen in ihre Gewalt zu bringen, welche die beiden großen Verbindungslinien zwischen Paris und Deutschland, nördlich über Reims-Saarbrücken, südlich über Chalons-Straßburg beherrschen. Auf ersterer liegen Verdun und Metz, auf letzterer Vitry, Toul und Straßburg. Vitry hatte am 25. August, Toul am 23. September capitulirt. Die beiden wichtigsten und nach Paris größten Festungen Frankreichs, Straßburg und Metz trotzten einer längeren Belagerung.

Wie wir bereits wissen, wurde nach der Schlacht bei Wörth die badische Feld-Division von der III. Armee abgetrennt und zur Belagerung von Straßburg commandirt. Am 13ten August hatten die Badenser die Cernirung vollendet; sie besetzten die anliegenden Ortschaften ohne durch französische Truppen gehindert zu werden. Zu ihrer Verstärkung traten noch preußische Reserve- und Landwehr-Truppen hinzu, so daß die Gesammtzahl des Belagerungs-Corps 40,000 Mann betrug, den Oberbefehl über dasselbe erhielt Generallieutenant von Werder.

Straßburg mit einer Bevölkerung von über 80,000 Einwohner, ist eine Festung ersten Ranges. Anfangs nur von einer geringen Truppenzahl besetzt, wuchs die Stärke der Vertheidiger im August bis auf 23,000 Streiter, welche der Zahl nach zur Vertheidigung des Platzes ausreichte, aber von sehr ungleichartigem innern Werthe war, denn es waren zum Theil neu ausgehobene, ungeübte Soldaten und Bürger, die sich freiwillig zur Vertheidigung ihrer Vaterstadt gemeldet hatten.

Dem großen Schrecken, der sich unter den Bewohnern angesichts der feindlichen Truppen verbreitete, entgegenzutreten, erließ der Commandant, General Uhrich, ein tapferer und energischer Mann, eine Proclamation, in der er im Namen der muthigen und französischen Bevölkerung gegen den Gedanken einer Capitulation, welche von einem Theil der Straßburger verlangt wurde, protestirte. Sie schloß mit den hochtönenden Worten: „Wird Straßburg angegriffen, so wird es sich vertheidigen, so lange nur ein Soldat, ein Zwieback oder eine Patrone übrig bleiben. Die Guten mögen sich beruhigen, was die Uebrigen betrifft, so mögen sie sich entfernen."

General Werder richtete den Hauptangriff gegen die Nordwestseite zwischen Schiltigheim und Königshoffen und eröffnete am Abend des 23. August das Bombardement, nachdem er vergeblich zur Uebergabe aufgefordert und von Moltke die Weisung erhalten hatte, sich so schnell wie möglich in den Besitz der Festung zu setzen. Die Nacht war finster und regnerisch. Straßburg brannte an mehreren Stellen, und das Dach des Arsenals wurde zertrümmert. Am Abend darauf wurde das Bombardement von Neuem aufgenommen. Es war wiederum hauptsächlich auf Kasernen, Magazine und andere öffentliche Gebäude gerichtet. Das Gemälde-Museum und die Neue Kirche wurden gleichfalls ein Raub der Flammen. In dem Arsenal verbrannten 35,000 Zünder, zahlreiche Fahrzeuge, Waffen und andere Ausrüstungsgegenstände. Brand auf Brand loderte in den verschiedenen Stadttheilen auf, und unter dem Scheine der von Straßburg herüberleuchtenden Feuersbrünste suchten die Deutschen die neuerrichteten Bombardements-Batterien zu vollenden. Leider blieb auch der ehrwürdige Münster nicht unverschont. Ohne daß absichtlich auf ihn geschossen wurde, trafen einige Granaten das Dach und setzten es in Brand, vom Thurme wurden ein Paar kleine Eckſäulen abgeschossen. Diese Beschädigungen, von den Franzosen damals ins Ungeheuerliche ausgemalt und als Vandalismus gebrandmarkt, erwiesen sich später glücklicher Weise als unbedeutend. Der Dachstuhl war zwar abgebrannt, das Innere des Domes aber mit

Ausnahme eines Glasfensters unversehrt geblieben. Auch die weltberühmte astronomische Uhr war unverletzt. Dagegen brannte die Bibliothek mit ihren unersetzbaren Schätzen gänzlich ab, ein von allen Seiten tief beklagter Verlust, dem aber die Franzosen hätten vorbeugen können, wenn rechtzeitig die werthvollen Sammlungen in Kellerräume gebracht wären. Auch wurden viele Privathäuser zerstört, so daß in kurzer Zeit Hunderte von Familien obdachlos wurden. Am Nachmittage des 25. August erschien der Bischof von Straßburg bei den preußischen Vorposten in Schiltigheim, um Schonung für die Stadt, freien Abzug der Bevölkerung zu erwirken. Da er indessen zur Anknüpfung weiterer Verhandlungen nicht ermächtigt war und General Uhrich von einer Uebergabe nichts wissen wollte, so konnte seiner Bitte nicht Folge geleistet werden. In der Nacht zum 26. August erreichte das Bombardement seinen höchsten Stärkegrad. Die Stadt schien ein einziges Flammenmeer zu bilden. Das Auffliegen mehrerer kleiner Pulvermagazine vermehrte die Schrecken und Bedrängnisse, denen die Straßburger Tag und Nacht ausgesetzt waren. Aber die Einwohner ertrugen standhaft die schweren Prüfungen, und der erwartete Druck auf den Commandanten erfolgte nicht. Der patriotische Sinn zeigte sich im schönsten Lichte. Volksküchen wurden eingerichtet, die täglich Tausende unentgeltlich speisten; für die Obdachlosen stellte man bombensichere Unterkunftsräume und suchte auf jede Weise die Noth zu lindern. Unter diesen Umständen mußte zu einer förmlichen Belagerung mit Wall und Graben geschritten werden.

In der Nacht zum 30. August wurde der erste Laufgraben, die erste Parallele, in einer Länge von 600 Schritt gegraben. Die aufgeworfene Erde diente als Wall, der Graben selbst zur Bewegung der Mannschaften. Im Ganzen wurden in dieser einen einzigen Nacht von 24 Bataillonen fast eine Meile Laufgräben von vier Fuß Tiefe ausgehoben. Der Feind ahnte nicht das Mindeste von den lautlos und in finsterer Nacht ausgeführten Arbeiten, trotzdem daß sie nur 800 Schritte von der Festung vorgenommen wurden. Er war daher sichtlich überrascht, als am Morgen die feindlichen Geschütze plötzlich ihr Feuer gegen die Festungswerke eröffneten. Namentlich wirkten die 150 Centner schweren Riesenmörser verheerend, die ein Geschoß von zehnpfündiger Sprengladung und von 160 Pfund Eisen warfen. In der Nacht zum 13. September wurde die letzte, die dritte Parallele beendet. Ingenieure und Artilleristen wetteiferten in der Erfüllung ihrer Pflicht und erzielten Erfolge wie sie bis dahin noch nicht erreicht waren. Bis zum 22. war es bereits gelungen, sich in

den Besitz zweier Außenwerke zu setzen. Einen 180 Fuß breiten und 14 Fuß tiefen Wassergraben hatte man in 2½ Stunden vermittelst einer Tonnenbrücke überbrückt, indem je zwei große leere Bierfässer aus der Brauerei bei Schiltigheim an einader befestigt und sodann mit Bohlen belegt und mit Stroh überschüttet wurden. Letzteres geschah, um den Schall der herüber marschirenden Soldaten zu dämpfen. Am 23. begann das Brescheschießen gegen die Bastion am Steinthor und ein neues Bombardement. Es war General Uhrich angezeigt mit dem Bemerken, daß der Münster nicht beschossen werden würde und als Zufluchtsort dienen könnte. Drei Tage darauf war die Lage der Vertheidiger eine hoffnungslose geworden. Die Wälle und Mauern zeigten sich derart zerstört, daß sie keinen Schutz mehr gewährten, selbst Gewölbe der innern Festung waren dem Einsturz nahe. Der unmittelbar hinter der Angriffsfront gelegene Stadttheil, die Steiner Vorstadt, war so zertrümmert, daß es kaum noch möglich hielt, Truppen durch dieselbe zur Vertheidigung der Breschen vorzuführen. Die Citadelle war gleichfalls verwüstet, und konnte unmöglich der Besatzung als Zufluchtsstätte dienen.

Es nahte der Augenblick, wo die Bresche erstürmt und der letzte entscheidende Kampf Mann gegen Mann durchgeführt werden sollte. Am 27. September früh Morgens verschleierte ein dichter Nebel die Stadt, und erst, als dieser um 10 Uhr gefallen war, begann das Feuer aus 200 Geschützen, welches sich Nachmittags an Heftigkeit ununterbrochen steigerte. Allen unerwartet zeigte sich plötzlich um 5 Uhr auf dem Thurme des Münsters die weiße Fahne als erstes Zeichen der Unterwerfung der stolzen, jungfräulichen, zuvor im Kriege noch nie bezwungenen Festung. Der Vertheidigungsrath hatte einstimmig die Capitulation beschlossen.

Die Linientruppen und Mobilgarden wurden kriegsgefangen, die Nationalgarden, 7000 an der Zahl, nach Ablieferung der Waffen in ihre Heimath entlassen. Den Offizieren wurde freigestellt, nach gegebenem Ehrenwort, gegen die Deutschen ihre Waffen in diesem Kriege nicht mehr zu gebrauchen, sich ihren Aufenthalt selbst zu wählen. Sämmtliches Material der Festung und die Staatskassen mußten übergeben werden. In die Hände der Deutschen fielen als Gefangene 451 Offiziere, 17,111 Mann; außerdem 2100 Kranke und Verwundete und 1843 Pferde.

Der feierliche Einzug der deutschen Truppen geschah am 30. September, dem Geburtstage der Königin Augusta. Der Stab und die Deputationen der einzelnen Truppentheile versammelten sich in der evangelischen Thomaskirche. Sie wurden

von der Geistlichkeit, dem Maire und mehreren Magistratsbeamten begrüßt. In ergreifender, christlich versöhnender Weise sprach der Divisionsprediger zu den Versammelten, daran mahnend, daß gerade vor 189 Jahren das deutsche Straßburg dem deutschen Vaterlande schnöde entrissen worden und nunmehr, nachdem die Stadt hoffentlich für immer dem Mutterlande wieder gewonnen, es eine heilige Pflicht des gesammten deutschen Volkes sei, die unglückliche Stadt in allen Beziehungen zu unterstützen.

Und Hülfe that Noth, denn Straßburg mit seiner Bevölkerung gewährte ein Bild des Elendes und Jammers. Die Bomben waren bis in den Mittelpunkt der Stadt gelangt und hatten ungeheuern Schaden angerichtet. Sie zerschlugen die Dächer, durchbohrten mehrere Stockwerke und drangen sogar bis in die Keller.

In Folge des langen Aufenthaltes in den Erdgeschossen brachen epidemische Krankheiten aus. Es fehlte an Aerzten, da viele nach den Schlachtfeldern abgereist waren. Mancher starb in diesen verpesteten Verstecken und blieb liegen inmitten seiner Familie; denn Niemand wagte, aus Furcht von einer Kugel getroffen zu werden, die Leiche fortzuschaffen. Mangel an Lebensmitteln hatte sich nicht geltend gemacht. Dagegen waren aber 600 Häuser zerstört, 10,000 Einwohner obdachlos geworden, von der Civilbevölkerung 341 Personen getödtet und 1100 verwundet, von der Garnison 661 getödtet. Die Verluste der Deutschen betrugen 127 Todte und 780 Verwundete. Innerhalb der 31 Tage der förmlichen Belagerung verfeuerte die preußische und badische Artillerie 195,298 Schuß, mithin täglich 6300, stündlich 262, in jeder Minute 4 bis 5.

So lange die deutschen Streitkräfte vor Straßburg gefesselt waren, konnten nur kleine Unternehmungen gegen die sich bildenden Schaaren von Francstireurs ausgeführt werden, die namentlich im oberen Elsaß, in Colmar und Mühlhausen, unter der unruhigen Arbeiterbevölkerung zahlreiche Anhänger fanden. Eine kleine Schaar von ihnen hatte sogar am 31. August den Rhein überschritten und im südlichen Baden, das nach dem Abgang des Schwarzwald-Detachements von Truppen entblößt war, großen Schrecken verbreitet, war dann aber vor einem aus Rastatt abgesandten Bataillon zurückgegangen. Es war dies nach Saarbrücken die zweite und letzte „Invasion" deutschen Gebiets. Unmittelbar nach der Capitulation von Straßburg wurde der ganze Elsaß besetzt und dem Werderschen Corps, das von nun als das XIV. auftrat, der Befehl ertheilt, nach Säuberung der Vogesen von den Fractireurs, nach Westen vorzurücken.

Die bei Straßburg frei gewordenen Belagerungsgeschütze

wurden zur Bezwingung der im Elsaß noch nicht eroberten Festungen verwandt, Schlettstadt capitulirte am 24. October, Neubreisach am 10. November.

Von noch größerer Bedeutung als die Einnahme von Straßburg und Soissons, welches am 16. October fiel, war die von Metz.

Nach der Schlacht von Gravelotte hatte die I. und II. Armee die Festung und Stadt Metz umlagert. Ihre Aufgabe war, die Armee Bazaines an einen Durchbruch zu verhindern und sie kriegsgefangen zu machen. Zu einem Bombardement der Stadt kam es nicht, auch war eine so enge Umschließung wie bei Straßburg nicht möglich, weil Metz durch die weit vorgeschobenen und starken Forts von St. Quentin und Plappeville im Westen, von St. Julien im Nordosten und Queleu im Südosten geschützt ist. (s. Skizze 4).

Die erste Woche verharrte Bazaine in Unthätigkeit, weil er seiner tief erschütterten und der Erholung bedürftigen Armee zunächst Ruhe zur Wiederherstellung gönnen mußte. Die Möglichkeit, nach Außen hin zu verkehren oder gar sich durch neue Zufuhr zu verproviantiren, wurde den Belagerten durch die feste Umschließung der Deutschen genommen. Hier und dort schlichen sich ortskundige Boten durch die Linien der preußischen Truppen, deren Aufstellung ziemlich genau bekannt war. Außerdem suchte man durch Flaschen, welche mit hineingelegten Briefen auf der Mosel nach Diedenhofen hinabtrieben, in späterer Zeit auch durch Luftballon-Post, eine, freilich sehr beschränkte, Verbindung zu unterhalten. Aber die Preußen merkten dies sehr bald und fingen nicht nur die Flaschen auf, sondern ergriffen auch einen Boten, welcher Briefe Bazaines an den Kaiser Napoleon bei sich trug. Am 26. August erfolgte der erste Ausfall. Er war unbedeutend und wiederum vergingen vier Tage vollständiger Ruhe. Dann aber brach der Marschall mit allen seinen Kräften aufs Neue gegen Nordosten vor, um sich den Weg zu einer Vereinigung mit Mac Mahon zu bahnen, den er im Anmarsch nach Osten glaubte. Er wußte nicht, daß die Armee von Chalons durch die Schlacht bei Beaumont gezwungen war, sich auf Sedan zurückzuziehn, und die Hoffnung, Metz zu entsetzen, bereits aufgegeben hatte. Noch am 30. hatte Bazaine durch einen Boten die Nachricht erhalten, daß der Kaiser „den Umständen nach handeln werde, um der eingeschlossenen Armee zu Hülfe zu kommen," und suchte am 31. August das Plateau von St. Barbe zu erreichen, um von hier aus auf zwei Wege nach Thionville zu gelangen. Vor dem bezeichneten Plateau liegen die Dörfer Noisseville und

Servigny, um deren Besitz sich der heftigste Kampf entspann. Auf deutscher Seite fochten hier die Ostpreußen, nordwestlich von ihnen in einem Bogen bis an die Mosel die Division Kummer, welche aus Linien- und Landwehr-Truppen zusammengesetzt war. Im Gegensatz zu den früheren Zusammenstößen hatten diesmal die deutschen Truppen die günstigen Positionen inne, jetzt waren sie es, die sich von den Franzosen angreifen ließen. Im Laufe des Nachmittags gerieth Noisseville in die Hände der Franzosen, dann wurden sie wieder daraus vertrieben. Um 9 Uhr Abends schien der Kampf sein Ende erreicht zu haben, aber um 10 Uhr erfolgte plötzlich auf der ganzen Linie der Angriff mit verstärkter Heftigkeit. Noisseville fiel in französische Gewalt, in der es bis zum nächsten Tag blieb. Dagegen wurde Servigny mit Bajonett und Kolben noch in derselben Nacht von den Preußen wiedergenommen. Der 1. September begann um Metz ebenso neblig, wie bei Sedan. Nur die Spitzen der Berge waren sichtbar. Um 4 Uhr eröffneten die Ostpreußen den Sturm auf Noisseville, aber sie fanden einen so heftigen und erfolgreichen Widerstand, daß das Dorf erst im Laufe des Vormittags, nachdem eine Verstärkung des I. Armee-Corps durch das IX. eingetreten war, den Franzosen wieder entrissen werden konnte. Die Division Kummer, unterstützt durch das X. Armee-Corps, hatte schließlich gleichfalls mit gutem Erfolg gekämpft, und so wurde denn noch vor Mittag der Feind gezwungen, an allen Punkten seinen Rückzug nach dem Fort St. Julien und Metz anzutreten. Auf deutscher Seite belief sich die Zahl der Todten, Verwundeten und Vermißten auf 126 Offiziere und 2850 Mann, auf französischer war der Verlust 146 Offiziere und 3400 Mann. Der Ruhm des Tages gebührte den heldenmüthigen Widerstande der Ostpreußen; auch war dies die erste Schlacht, an der die Landwehr theilnahm. Sie lieferte von Neuem den Beweis, daß sie an Tüchtigkeit den Linientruppen nichts nach gab.

Eine ganz besondere Sorgfalt mußte dem Gesundheitszustand der Truppen gewidmet werden. Da viele Ortschaften und Gehöfte noch mit Verwundeten angefüllt waren und daher zur Unterbringung der Truppen nur in beschränktem Maß benutzt werden konnten, so lagerten letztere großentheils im Freien. Manchen kamen hierbei französische Zelte und einige in den nächstliegenden Dörfern vorhandene Brettervorräthe zu Statten. Die Mehrzahl aber mußte sich mit Anfertigung von Hütten aus Stroh oder Laubwerk begnügen, von denen Letztere gegen nächtliche Kälte nur wenig und gegen Regen gar keinen Schutz gewährten. Die Armee befand sich auf einem Leichenfeld, wie die Geschichte kaum ein

zweites kennt, und in den aus demselben aufsteigenden Dünsten lag eine Gefahr, welche selbst den schließlichen Erfolg der Belagerung in Frage stellen konnte. Die Gefahr wuchs, als vom 6. September unaufhörliche Regengüsse den Boden durchweichten, die Erde von den mühsam aufgeschütteten Grabhügeln wegschwemmten und die Bivouaksplätze der Truppen allmälig in wahre Moraste verwandelten. Ruhr und Typhus begannen die Reihen zu lichten, die Krankenzahl stieg bis auf 15 Prozent. Allein die Truppen hielten standhaft aus und überwanden alle Schwierigkeiten ihrer Lage, unterstützt durch eine treffliche Heeresverwaltung, und die Theilnahme der ganzen Nation, welche bemüht war, durch reichliche „Liebesgaben," Spenden an Nahrungsmitteln und warmen Kleidungsstücken, die Leiden ihrer Krieger zu lindern.

Die Lage der Belagerten verschlechterte sich durch die Abnahme der Vorräthe an frischem Proviant. Am 23. September wurde bereits Pferdefleisch vertheilt, und gegen das Ende des Monats unternahm Bazaine wiederholte Ausfälle, um sich in den Besitz der Vorräthe zu setzen, welche in der Umgegend aufgespeichert waren, und die Rinderheerden einzutreiben, die auf den Triften weideten. Ein Theil der Soldaten war mit leeren Säcken und mit Stricken versehn. Aber die Feinde erreichten ihren Zweck nicht. Sie wurden zurückgeschlagen. Am 2. October richtete Bazaine seine Angriffe wider Erwarten auf das schwach besetzte linke Moselufer, das soeben von der Division Kummer eingenommen war, weil sie geschont werden sollte. Sie mußte nun von Neuem einen harten Kampf bestehn. Ebenso war sie es am 7. October, die den Vorstoß gegen St. Remy abwehrte. Der Angriff war sehr geschickt eingeleitet, und die preußischen Vorpostenstellungen mußten geräumt werden. Dann aber wurden die verlorenen Ortschaften wieder genommen. Die Franzosen fochten in den Dorfstraßen mit der größten Tapferkeit und machten von ihren Mitrailleusen den ausgiebigsten Gebrauch. Es half aber Alles nichts gegen die unwiderstehlich vordringende Landwehr und ihre mit athletischer Kraft und Gewandtheit ausgeführten Bajonettstöße; der Kampf endete damit, daß die Preußen die Dörfer behaupteten und von den Franzosen nur Todte oder Verwundete darin zurückblieben. Gleichzeitig mit dem Kampf auf dem linken Moselufer waren die Franzosen auf dem rechten vorgegangen, aber auch hier zurückgeschlagen. Der Kampf hatte um 2 Uhr begonnen und dauerte bis in die Nacht.

Es war der letzte Versuch der „Rhein-Armee" gewesen, sich der drohenden Gefangenschaft zu entziehn. Von Mitte October

an traten deutlich die Spuren der nahenden Entscheidung hervor. Die Zahl der durch Hunger zu den deutschen Vorposten getriebenen Ueberläufer nahm täglich zu, und durch sie erhielt man Nachrichten von der traurigen Lage, in der sich die eingeschlossene feindliche Armee befand. Der größte Theil der Artillerie- und Cavallerie-Pferde war Mitte October bereits geschlachtet, die Mannschaften durch die langen Entbehrungen geschwächt und durch den Mißerfolg aller ihrer Anstrengungen entmuthigt, so daß neue Versuche, durchzubrechen, kaum noch zu erwarten standen.

Marschall Bazaine hatte bereits am 7. October ein Schreiben an die commandirenden Generäle gerichtet, in dem er die Hoffnungslosigkeit der eingeschlossenen Armee eingestand und die Berufung eines letzten Kriegsrathes ankündigte, „in dem ein endgültiger Entschluß über die Lage der Armee, deren Oberbefehl Se. Majestät der Kaiser mir anvertraut hat, gefaßt werden wird." Zwanzig Tage darauf kam es zu diesem „endgültigen Entschluß." Besiegt im freien Felde, dann umzingelt und zurückgewiesen bei jedem Versuche, die unerschütterlichen Fesseln des Gegners zu durchbrechen, blieb der „Rhein-Armee" nur noch die Wahl zwischen dem Hungertode und der Kriegsgefangenschaft. Metz, ebenso wie Straßburg, bis dahin noch nie vom Feinde erobert, capitulirte nach 70tägiger Belagerung. Eine Armee von 173,600 Mann, 25,000 Kranke und Verwundete mit eingerechnet, darunter die Kaiser-Garde mit drei Marschällen, über 50 Generäle und 6000 Offiziere, mit großen Vorräthen an Kanonen, Waffen und Kriegsgeräth fiel in die Hände des Siegers. Ein ähnliches Beispiel hat die Geschichte nicht aufzuweisen. Die ganze Armee, welche das Kaiserreich bei Beginn des Krieges aufgestellt hatte, war somit am 27. October in die Gefangenschaft der Deutschen gerathen. Die Heere des Prinzen Friedrich Karl erkauften ihren unerhörten Erfolg mit einem Verluste von 102 Offizieren und 2177 Mann, welche während der Belagerung entweder auf dem Schlachtfeld oder in den Lazarethen gestorben waren.

Von den noch übrigen Festungen hielt sich Verdun bis zum 8., Thionville bis zum 24., La Fère bis zum 27. November, Pfalzburg bis zum 12., Montmedy bis zum 14. December. Erst im Januar des Jahres 1871 fielen Mezieres (1.), Rocroy (5.), Peronne (10.), Longwy (25.) Im Ganzen wurden von den Deutschen 22 Festungen erobert, einschließlich Paris und Belfort, von welchen letzteren im Folgenden eingehender gehandelt werden wird. Lützelstein (12. August) und Hamm (21. November) kamen in unsere Gewalt, nachdem sie von den Besatzungen verlassen waren.

Neunundsechszigstes Kapitel.

Kämpfe gegen die republicanischen Heere im Süden, Westen, Norden und Osten von Paris. Siege des General v. d. Tann bei Artenay und Orleans. Erstürmung von Chateaudun. Sieg der Franzosen bei Coulmiers. Ihre Niederlage durch die II. Armee bei Beaune la Rolande. Zweite Besetzung von Orleans. Kämpfe um Beaugency und le Mans. Siege der I. Armee bei Amiens, an der Hallue und bei St. Quentin. Marsch des General Werder gegen Besançon. Die Armee Garibaldis. Der Ueberfall von Chatillon und Dijon. Gefecht bei Nuits und Villersexel. Rückzug auf Belfort. Dreitägige Schlacht bei Montbeliard. Manteuffel gegen Bourbaki. Uebertritt der französischen Armee nach der Schweiz.

Mit der Capitulation von Metz trat auch für das Belagerungsheer von Paris ein neuer Abschnitt ein. Schon einige Tage vor der Capitulation hatte der König in Voraussicht der kommenden Ereignisse der Armee von Metz einige Kräfte entzogen und die weitere Verwendung der beiden Armeen bestimmt. Die I. Armee, jetzt unter den Oberbefehl des General von Manteuffel gestellt, — General Steinmetz war im September als General-Gouverneur nach Posen gegangen. — trat sogleich nach der Uebergabe der Festung mit dem I. und VIII. Armee-Corps ihren Vormarsch nach Westen an.

Am 21. November standen beide nördlich von Paris, das I. bei Noyon, das VIII. bei Compiegne. Sie zählten mit der 3. Cavallerie-Division, die ihnen voran marschirt war, um die Gegend von Francstireurs zu säubern, 38,244 Mann Infanterie, 4433 Reiter und 150 Geschütze.

Prinz Friedrich Karl hatte mit der II. Armee (II., III., IX., X. Corps und eine Cavallerie-Division) seinen Marsch von Metz über Troyes nach der mittleren Loire genommen und stand am 19. November südlich von Paris in der Richtung zwischen Fontainebleau und Joigny (an der Yonne). Die beiden Armeen hatten eine solche Stellung, daß sie im Stande waren, das Belagerungsheer vor Paris gegen die Angriffe französischer Ersatzheere zu sichern, und dies war der große Gewinn, der für die Heere vor Paris aus den glänzenden Erfolgen bei Metz sich ergab. Von nun an waren sie gegen die im Norden und Süden neugebildeten französischen Volksheere gesichert. Sie durften nicht mehr fürchten, gleichzeitig von Paris aus und im Rücken angegriffen zu werden.

Um dieser drohenden Gefahr, die gleich bei Beginn der Einschließung von König Wilhelm und seinen Generalen klar erkannt wurde, vorzubeugen, waren schon am 17. September von Paris kleine Truppenabtheilungen gegen Süden nach Orleans vorge-

schickt. Sie mußten durch größere ersetzt werden, als sie durch überlegene Schaaren von Fractireurs zum Rückzug gezwungen wurden. Das Ober-Commando erhielt General v. d. Tann. Er vereinigte unter seinem Befehl das I. bairische Corps, die 22. Infanterie-Division und 3 Kavallerie-Divisionen.

Die Seele des französischen Widerstandes in den Provinzen war Gambetta. Am 7. October hatte er in einem Luftballon, der von den Preußen beschossen wurde, mit Gefahr seines Lebens Paris verlassen, um nach Tours zu gehn. Der Wind hatte ihn nach Norden getrieben, in die Nähe von Amiens. Hier wie in allen Orten, durch die er auf seiner Reise nach dem eigentlichen Bestimmungsort kam, wurde er mit rauschendem Jubel empfangen. Man betrachtete ihn anfangs als den Retter des Vaterlandes, und er selbst war von dem schließlichen Erfolg der republicanischen Waffen fest überzeugt.

Seinem Plane gemäß wurden drei Armeen, die eine im Norden um Amiens herum, die andere im Westen von Paris, die dritte im Süden an der Loire um Orleans gebildet, welche die Belagerungsheere der Deutschen durchbrechen und sie im Verein mit den Pariser Truppen vernichten sollten. Namentlich auf die Loire-Armee setzte Frankreich große Hoffnungen und seit der Anwesenheit Gambettas in Tours, wo die sogenannte „Delegation der Pariser Regierung" ihren Sitz aufgeschlagen hatte, nahm sie einen gewaltigen Aufschwung. Zu dem Ministerium des Innern wurde ihm noch das des Krieges übertragen, allmälig riß er eine unbeschränkte Dictatur an sich. Er erließ am 9ten October eine Proclamation, welche feurig und beredt, eingegeben von dem rückhaltlosen Bestreben, Frankreich von den deutschen Armeen zu befreien, eine theilweise Begeisterung für den Krieg in den südlichen, westlichen und nordwestlichen Provinzen, welche bisher vom Krieg verschont geblieben waren, wach rief. In ihr hieß es unter anderem: „Es ist keine Illusion — Paris ist uneinnehmbar. Es kann weder durch Gewalt noch durch Ueberraschung erobert werden. Zwei andere Mittel bleiben den Preußen: Der Aufstand und die Hungersnoth. Aber weder zu dem Einen noch zu den Andern wird es in Paris kommen. — Wir müssen dem Feinde Fallen und Hinterhalte legen, müssen ihn beunruhigen, müssen mit einem Worte einen nationalen Krieg anfangen. — Erheben wir uns in Massen, laßt uns lieber sterben, als die Schmach einer Zerstückelung Frankreichs erdulden, trotz alles unseres Unglücks bleibt uns noch das Gefühl der Einheit und Untheilbarkeit der französischen Republik." Die Geschichte hat das Gegentheil von diesen Behauptungen bewiesen, sie waren alle — Illusionen.

Der erste Zusammenstoß der Corps unter General von der Tann mit der Loire-Armee geschah am 10. October bei Artenay. Die Franzosen (XV. Corps unter General La Motterouge) schlugen sich tapfer, namentlich leisteten die päpstlichen Zuaven-Regimenter zähen Widerstand, die vor Kurzen aus Rom, wo mit ihrem Weggang die weltliche Herrschaft des Papstes zusammenbrach, abberufen waren. Trotzdem wurden sie gezwungen, sich auf Orleans zurückzuziehn. Am 11. October folgte die Fortsetzung des Kampfes, denn General von der Tann war entschlossen, diese Expedition nach Süden in keinem Fall eher zu enden, als Orleans, der durch seine geographische Lage wichtigste Punkt an der Loire, genommen war. Die Franzosen hatten sich in den Dörfern vor Orleans verschanzt. Haus für Haus und Garten für Garten mußte mit herben Verlusten genommen werden, und selbst dann noch vertheidigte der Feind manchmal die Häuser, wenn sie bereits in Brand gesteckt waren. Gleich hart war der Kampf um das Bahnhofsgebäude. Einige Granaten setzten die nördliche Vorstadt in Brand, und schon waren die Deutschen im Begriff, von drei Seiten ihren Einzug in Orleans zu halten, als der Maire erschien und um Schonung für die Stadt bat. Zur Nacht loderten auf dem freien Platze um das Standbild der Jeanne d'Arc die Bivouakfeuer der Deutschen. Die südliche, auf dem linken Ufer der Loire gelegene, Vorstadt von Orleans blieb im Besitz der Franzosen, die Brücke jedoch, welche man zu sprengen vergessen hatte, wurde von den Deutschen besetzt. Der Gesammtverlust der deutschen Streitkräfte in den Gefechten von Artenay und Orleans betrug 56 Offiziere und 1190 Mann, die Zahl der französischen Gefangenen über 2000. Unter diesen befanden sich 16jährige Knaben, welche weit entfernt, einen patriotischen Enthusiasmus an den Tag zu legen, ihr Schicksal beweinten und die vorüberkommenden höheren Offiziere um Gnade anflehten. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die am Morgen des zweiten Schlachttages mit der Bahn angekommenen Verstärkungen trotz des herübertönenden Kanonendonners ruhig in Orleans verweilten. Die Offiziere saßen wie gewöhnlich in den Cafés und spielten Karten, die Mannschaften trieben sich umher, und lagen theils betrunken, theils schlafend auf den Trottoirs. Als die Flüchtigen durch Orleans sich zurück zogen, schlossen sie sich ihnen an, als wären sie auch im Kampfe gewesen, zerschlugen ihre Gewehre und warfen sie weg.

Ein weiteres Vorgehn nach Süden erschien General v. d. Tann zunächst nicht rathsam. Er blieb daher in Orleans und richtete seine Stellungen zur Vertheidigung ein. Ein Theil der Truppen unter General v. Wittich erhielt den Befehl,

zur Belagerungs-Armee von Paris zurückzukehren und die hierbei zu durchschreitenden Gegenden vom Feinde zu säubern. Am 18. October, jenem in der preußischen Geschichte so denkwürdigen Tage, stieß Wittich bei Chateaudun auf energischen Widerstand. Eine Schaar von Pariser Francstireurs, unter dem Polen Lipowski, dieselben, die in der Nacht vom 7. zum 8. October in Ablis, südwestlich von Versailles, eine Schwadron Husaren überfielen und zum größten Theil tödteten, hatte sich mit andern Schaaren, ungefähr 2000 an der Zahl, wider den Willen des Maires und der angesehenern Bürgern zur Vertheidigung eingerichtet. Sämmtliche Haupt- und Querstraßen waren mit Barrikaden versehn. Nach einem zweistündigen Gefecht vor der Stadt wurde um 4 Uhr der Befehl zu stürmen gegeben. Die festen Gartenmauern und wohlverwahrten Thore hinderten den Zugang. Aber die Artillerie unterstützte das Vorgehn der Infanterie wirksam; es brannte in der Stadt bereits an einigen Stellen. Mit Anbruch der Dunkelheit drangen die Unsrigen ein; nur langsam kamen sie vorwärts, da der Feind hartnäckig standhielt und Infanterie-Pioniere die Wände einschlagen mußten, um Bahn zu machen. Dieser anstrengende Kampf nahm erst gegen 3 Uhr Morgens ein Ende, nachdem die Feinde die Stadt verlassen hatten. Der Einzug der Deutschen ging über Leichen und Aschhaufen, darunter waren die Leiber so mancher Bürger und Frauen. Halbnackte Gestalten drängten sich wimmernd an die Sieger und baten um Schonung, beinahe erstaunt, daß ihnen kein Haar gekrümmt wurde, da die Francstireurs ihnen vorgeredet hatten, die Preußen würden sie sämmtlich an ihren Bajonetten aufspießen. Gesindel schlich sich um die niederbrennenden Häuser und wühlte nach Raub. Die Francstireurs verließen die Stadt unter dem Fluche der ruinirten Einwohner.

Die nächsten Wochen verliefen ohne Gefechte an der Loire, die Nachrichten jedoch von der Neubildung vieler Regimenter und die Meldungen von Truppenbewegungen ließen voraussehn, daß Anfang November ein neues Vorgehn der französischen Loire-Armee stattfinden werde.

In Tours war durch einen zu Ende October abgehaltenen Kriegsrath beschlossen worden, durch zwei Armeen Orleans den Baiern wieder zu entreißen. Die eine, bestehend aus dem XV. und XVI. Corps unter Aurelle de Paladines, sollte von Westen, die andere von Osten gleichzeitig angreifen. Zum Glück führte die letztere ihre Märsche nicht pünktlich aus, so daß nur Aurelle de Paladines den Deutschen entgegen trat.

General von der Tann glaubte den Feind nicht so zahlreich,

wie er in der That war, und hatte noch am Morgen des 8ten November Thiers, der aus dem deutschen Hauptquartier kam, nach einem gemeinsamen Frühstück im Glauben an seinem redlichen Willen, den Frieden zu Stande zu bringen, Sicherheitsgeleit auf den Weg nach Tours mitgegeben. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß zahlreiche feindliche Colonnen im Anmarsch auf Coulmiers, westlich von Orleans seien. Er brach sofort auf, um aus der gefährlichen Nähe des Waldes von Orleans herauszukommen, und sandte zugleich um Unterstützung nach Epernon und Chartres, wo General Wittich stand. Die beiden Divisionen kamen aber wegen des zu weiten Weges zu spät, denn schon am 9. November sahen sich die Baiern in einer Stärke von nur 19,000 Mann um 10 Uhr von 50,000 Franzosen angegriffen und nach einem sechsstündigen hartnäckigen Kampfe genöthigt, den Rückzug nach St. Peravy, eine Meile nördlich von Coulmiers anzutreten. Orleans mit ca. 1000 Kranken und Verwundeten, einer Munitions-Abtheilung, die sich verirrt hatte, und zwei Reserve-Geschützen fiel in die Hände der Franzosen. Der Verlust des bairischen Corps belief sich auf 51 Offiziere und 1257 Mann.

Die körperlichen Anstrengungen der beiden letzten Tage, vermehrt durch die Ungunst der Witterung, die Schnee und Regen brachte, erreichten eine bedenkliche Höhe bei den Baiern und bewirkten ihre Verstärkung durch neue Truppen, welche alle zusammen unter den Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg gestellt wurden. Dieser ging jedoch nicht gegen Orleans vor, weil von hier aus kein neuer Vorstoß der Loire-Armee bevorzustehn schien, sondern wandte sich nach Westen, wo eine neue Armee durch den Grafen Kératry gebildet war. Es war die Armee des Westens oder der Bretagne. Sie versuchte auf Houdan vorzudringen, das nur zwei Tagemärsche westlich von Versailles liegt, und wurde in zwei Gefechten am 17. November bei Dreux von General-Lieutenant von Treskow und am 18. bei Chateauneuf von General von Wittich auf Le Mans zurückgeworfen.

Die Deckung der Straße von Orleans nach Paris hatte die inzwischen angelangte II. Armee unter Prinz Friedrich Karl übernommen, dem nun die Aufgabe zufiel, die Loire-Armee in Schach zu halten. Seine Armee hatte 49,607 Mann Infanterie, 10,166 Mann Kavallerie und 276 Geschütze, war also an Zahl der Loire-Armee, die ungefähr bis auf 200,000 sich verstärkt hatte, unterlegen. Deshalb erhielt der Großherzog von Mecklenburg den Befehl, den weitern Marsch auf Le Mans aufzugeben und sich mit der II. Armee zu vereinigen. Doch bevor dies

geschehn war, hatte ein Theil der II. Armee östlich vom Walde von Orleans schon eine entscheidende Schlacht gewonnen. Am 28. November Morgens 8 Uhr wurden die Vorposten des X. Corps plötzlich auf der ganzen Front von überlegenen Streitkräften angegriffen und zurückgedrängt. General Voigts-Rhetz zog sich auf das zur Vertheidigung vorbereitete Städtchen Beaune la Rolande zurück, warf die Brigade Wedell hinein und stellte das übrige Corps daneben auf. Die in der Stadt hatten den Befehl, sich bis auf den letzten Mann zu halten und sich unter keiner Bedingung zu ergeben. Sie vertheidigten den Ort sechs volle Stunden ohne Verstärkung, obschon sie vollständig von den Franzosen eingeschlossen waren und von drei Divisionen unablässig und förmlich zur Uebergabe aufgefordert wurden. Als sie sich weigerten diesem Ansinnen Folge zu leisten, versuchten die Franzosen Beaune mit dem Bajonett zu nehmen. Die Preußen bedienten sich ihrer gewöhnlichen Tactik, warteten, bis der Feind auf 200 Schritte heran war und begrüßten ihn dann mit einem entsetzlichen Schnellfeuer, so daß buchstäblich die Todten haufenweise auf einander lagen. Durch französische Kugeln war die Stadt an einzelnen Stellen in Brand gerathen, aber auch dies vermochte nicht den wahrhaft heldenmüthigen Widerstand der Brigade Wedell zu brechen. Sie harrte aus, bis gegen 4 Uhr die Division Stülpnagel und die erste Kavallerie-Division in den Kampf eingriffen und die Franzosen zum Weichen brachten. Der Verlust betrug auf deutscher Seite beinahe 950 Mann, der der Franzosen war bedeutend größer, 7700 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen.

Nach der am 30. November erfolgten Vereinigung der Abtheilung des Großherzogs mit der II. Armee beschloß Prinz Friedrich Karl zu einem entscheidenden Angriff gegen die französische Loire-Armee vorzugehn. Am 1. December trat er den Vormarsch an, in einer mehrere Meilen langen Front, die östlich von Orleans bis Pithiviers reichte, zu beiden Seiten der Hauptstraße von Paris nach Orleans und auf ihr selbst. Er wurde begünstigt durch die Witterung. In der Nacht vorher war leichtes Frostwetter eingetreten, welches in den nächsten Tagen blieb, so daß die Wege und Felder für alle Truppengattungen wieder völlig gangbar wurden. Auch trug der helle Mondschein wesentlich dazu bei, daß die nächtlichen Märsche der einzeln Corps in unbekannter Gegend geordnet und ohne Verwirrung ausgeführt wurden.

Den rechten Flügel bildete die Armee-Abtheilung des Großherzogs Friedrich Franz. Ein Theil derselben hatte unerwartet

und gegen die überlegenen Kräfte zweier französischen Corps am 1. ein ungünstiges Gefecht auf der alten Straße zwischen Orleans und Chartres bei Villepion zu bestehn, in Folge dessen das I. baierische Corps über Loigny hinaus in nordwestlicher Richtung zurückwich. In Loigny blieb der Feind stehen. Der Erfolg, den er errungen, sollte jedoch nur der Erfolg eines Tages sein. Am 2. December vereinigte der Großherzog seine Streitkräfte und nahm das brennende Loigny mit Sturm. Die siegreichen Truppen bivouakirten auf dem Schlachtfelde. Auf die heiße Arbeit des Tages folgte die kalte Winternacht. Kein Quartier, denn die Häuser waren alle mit Verwundeten belegt, kein Lagerstroh, kein Bissen Brod, kein Hafer für die Pferde war da, und dabei vier Grad Kälte. Aber das Bewußtsein, in dem Entscheidungskampf um die Wiedereroberung Orleans einen an Zahl überlegenen Feind besiegt zu haben, ließ die Mühen leichter ertragen.

Das Centrum (IX. Corps mit dem X. als Reserve) und der linke Flügel (III. Corps) der II. Armee wurde erst beim weiteren Vorrücken am 3. December in Gefechte verwickelt, durch welche der Nordrand des Waldes von Orleans in unsere Gewalt gebracht wurde. Während der bitterkalten Nacht vor der Entscheidungsschlacht am 4. war eine Anzahl Ueberläufer zu den Vorposten der Baiern gekommen, welche angaben, daß Alles zurückginge und man sich nicht mehr schlagen wolle. General Paladines selbst erklärte die Vertheidigung von Orleans für unmöglich, aber von Tours aus kam die Weisung, die Stadt zu halten. Das war zu spät, und Aurelle mußte auf einen vortheilhaften Rückzug denken.

Durch die geschickten Bewegungen der deutschen Heere waren die beiden Corps (XVI. und XVII.) unter Chanzy nach Westen abgedrängt, und die Armee Bourbakis (XVIII. und XX. Corps) rückte von Osten erst nach Orleans vor, als die Deutschen bereits vor den Thoren der Stadt standen. Auf diese Weise war das XV. französische Corps unter Pallieres allein genöthigt, den letzten Kampf um Orleans aufzunehmen. Von Norden der Stadt drang das Corps des General Manstein nach einem hartnäckigen Gefecht im Walde gegen den Bahnhof vor, von Nordwesten die Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg. Die Franzosen machten heldenmüthige Anstrengungen, um den Rückzug und die Fortschaffung des reichen Kriegsmaterials zu sichern. Namentlich zeichneten sich die Marine-Soldaten durch ihre Zähigkeit im Kampfe um den Bahnhof und die Zugänge zur Stadt aus. Erst um 10 Uhr verließen sie ihre Batterien, nachdem sie dieselben vernagelt und die Munition zerstört hatten.

Damit wurde die Nordseite aber noch nicht freigegeben, sondern der Kampf durch Infanterie hinter Verschanzungen und aus den Häusern der Vorstadt fortgesetzt. Prinz Friedrich Karl befahl deshalb seinen Truppen, vor den Mauern der Stadt Halt zu machen, da ein Straßenkampf undurchführbar erschien. Inzwischen war aber General Treskow mit seinen Soldaten — es war die 17. Division, die zur Armee des Großherzogs gehörte — von Westen in Orleans eingedrungen und hatte die Capitulation der Stadt erzwungen. Noch um Mitternacht hielt der Großherzog unter klingendem Spiel seinen Einzug in die Stadt. Zum zweiten Mal fiel Orleans in die Hände der Deutschen. Die Stadt bot ein buntes und wirres Bild. Die beim Einzug verschlossenen Läden mußten auf Befehl wieder geöffnet werden. Wollenes Zeug, Strümpfe, Stiefel, Wäsche wurden in Menge gekauft, die Vorräthe vieler Magazine waren bald erschöpft. Nach Brod fand die meiste Nachfrage statt, und trotzdem, daß in allen Bäckereien Tag und Nacht gebacken wurde, konnten doch nicht alle Wünsche befriedigt werden. Einen seltsamen Anblick gewährte das Innere der ehrwürdigen Kathedrale. Sie beherbergte einen Theil der Gefangenen. Um sich der Kälte zu erwehren, hatten sie zahlreiche Feuer angezündet und sich dabei der Kirchenstühle bedient. Zuaven, Turcos, Linientruppen und Mobilgarden saßen in malerischen Gruppen um die lodernden Feuer. Dichter Rauch füllte das große Prachtgebäude, und Schmutz und Koth machten den Gang durch die Kirche schwer.

Die letzten Siege vor Orleans waren mit verhältnißmäßig geringen Verlusten erfochten. Die II. Armee verlor wenig über 1000 Todte und Verwundete, meistens von der 18. Division (IX. Corps), die Armee-Abtheilung des Großherzogs nur gegen 300 Mann. Dagegen wurden dem Feinde über 12,000 Gefangene und einige 60 Kanonen, sowie vier Kanonenböte der Loire fortgenommen.

So endete der erste von französischer Seite unternommene Versuch, die Kräfte der Provinz zusammenzufassen, um mit ihnen der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Im Walde von Fontainebleau hatte Trochu sich mit der Loire-Armee vereinigen wollen. Aber während er selbst, wie wir weiter unten sehn werden, in den Tagen vom 29. November bis 3. December vergeblich rang, sich einen Weg durch die eisernen Banden der Belagerungs-Armee zu bahnen, wurden die Entsatzheere durch den rechtzeitigen Angriff der Armeen des Prinzen Friedrich Karl und des Großherzogs zurückgeworfen und dauernd in zwei Theile zersprengt. Chanzy zog nach Westen, Bourbaki nach Osten.

Die Verfolgung des ersteren führte die Abtheilung des Großherzogs aus. Sie hatte viele und schwere Kämpfe zu bestehn, die zwischen Meung, Beaugency und dem Walde von Marchenoir vom 7. December an unter wechselnden Erfolgen mehrere Tage hindurch erneuert, und erst durch die Unterstützung des Generals Voigts-Rhetz mit dem X. Armee-Corps zu einem glücklichen Ende geführt wurden (11. December). Denn Chanzy hatte außer seinen beiden früheren Corps noch die von Le Mans heranzogene West-Armee — seit der Entlassung Keratrys das XXI. Corps — und Theile des XIX. vereinigt. Er zog sich auf Le Mans zurück.

Eine vollständige Ausnutzung des Sieges durch Verfolgung und Besetzung von Städten geschah nicht, weil König Wilhelm bestimmte, daß die Armee concentrirt bleiben und ihr die nothwendige Ruhe gewährt werden sollte.

Erholung that namentlich den Baiern Noth, die in den letzten Gefechten 4000 Mann verloren hatten. Durch die fortgesetzten Kämpfe und Strapazen war die Mannschaft verringert, die Pferde waren angegriffen, Bekleidung und Ausrüstung der Reparatur bedürftig. Besonders hatte das Schuhzeug der Infanterie bei den in Schnee und Regenwetter und in der letzten Zeit häufig auf grundlosen Wegen ausgeführten Märschen sehr gelitten.

Auch General Chanzy ergänzte seine Kräfte, und so kam es bis Ende December zu keinem ernsten Gefecht. Um diese Zeit wurde es zur Gewißheit, daß Bourbaki nach Osten abmarschirt sei. Für die II. Armee war diese Nachricht in sofern von großer Bedeutung, als sie sich nun im Verein mit der Abtheilung des Großherzogs gegen Chanzy wenden konnte. Aus ihr war jedoch das I. bairische Corps ausgeschieden und wieder zur III. Armee zurückgekehrt, weil es in seinen Kämpfen von October an zu große Verluste erlitten hatte, als daß noch neue Opfer von ihm verlangt werden konnten.

Die Deckung von Paris im Süden und Südosten wurde dem II. und VII. Armee-Corps übertragen. Die Stärke der zum Angriff gegen Le Mans bestimmten Truppen betrug 57,737 Mann Infanterie, 15,426 Mann Kavallerie und 318 Geschütze.

Den Vormarsch begann am 6. Januar. Am 7. wich die Kälte der vorhergehenden Tage starkem Thauwetter, welches die Chausseen mit mehrzölligem Schlamm bedeckte und alle nicht gesteinten Wege fast ungangbar machte. Der Gesichtskreis war durch Nebel auf wenige Hundert Schritte beschränkt. Den Tag darauf trat wieder Frostwetter ein, und am 9. waren die Straßen durch stark gefallenen Schnee glatt gemacht. Unter leichtem Wider-

stunde gingen die Franzosen überall zurück, und bereits am Abend des 10. Januar war der Feind auf seinem rechten Flügel und im Centrum in seine verschanzte Hauptstellung vor Le Mans, auf dem linken Ufer des kleinen Flüßchens Huisne, das in die Sarthe geht, zurückgeworfen, während sein linker Flügel sich noch auf dem rechten Ufer hielt. Am 12. Januar 1871 erfolgte nun die Entscheidung der Kämpfe der Loire- und West-Armee, Nachmittags wurde Le Mans genommen, die geschlagene Armee befand sich im eiligen Rückzug, nördlich nach Alençon und westlich nach Laval.

Während der siebentägigen mühsamen Kämpfe machte die II. Armee gegen 18,000 Gefangene und eroberte 20 Geschütze und Mitrailleusen, sowie zwei Fahnen. Ihre Verluste beliefen sich auf 180 Offiziere und 3470 Mann. Auf der Verfolgung wurden neue Gefangene und Beute gemacht; namentlich reich an Waffen, Proviant und Munition war das verschanzte Lager von Conlie, der Stützpunkt der Armee des Westens.

Mit der Niederlage bei Le Mans war der Widerstand organisirter Heere im Westen und Süden von Paris gebrochen, von diesen beiden Seiten war die Belagerungs-Armee gesichert, wenn auch der Kampf gegen die Franctireurs fort dauerte.

Das Schicksal der französischen Nord-Armee entschied sich eine Woche später, gleichfalls ungünstig für die Republik.

Die Nordarmee hatte für die deutschen Belagerungsheere vor Paris keine so große Bedeutung wie die an Zahl bei weitem stärkere Loire-Armee, blieb aber immerhin wichtig genug und erforderte ebenso eine kräftige Abwehr. Die Bildung derselben war Bourbaki, dem früheren Befehlshaber der kaiserlichen Garden übertragen, nachdem er am 24. September aus Metz entkommen. Im Ganzen zählte sie Ende October nur 40,000 Mann Infanterie und Artillerie, Kavallerie fehlte ihr beinahe ganz. Am 19. November trat Bourbaki das Obercommando im Norden an den gleichfalls aus Metz entflohenen General Favre ab, um zur Loire-Armee abzugehn.

Wenige Tage darauf löste Manteuffel die kleinen von der Pariser Belagerungs-Armee gegen Norden abgesandten Corps ab und rückte am 24. November in der Richtung auf Amiens vor. Hier hatten unter General Favre ungefähr 25,000 Mann im Süden und Südosten der Stadt Verschanzungen angelegt, die sie am 27. November verließen, um zum Angriff gegen die Preußen vorzugehn. Durch eine geschickte Verwendung der Kavallerie gegen die linke Flanke, wurden nach einem lange hin und her schwankenden Kampfe die Franzosen gezwungen, noch in der

Nacht das ganze linke Sommeufer mit der Stadt Amiens zu räumen. Der Feind zog sich auf Arras zurück.

Nach der Besetzung von Amiens und der Festung La Fère, die am 27. November capitulirt hatte, brach General Manteuffel mit seiner Hauptmacht gegen Rouen auf.

Von seiner Annäherung hatten die feindlichen Truppen in Rouen keine Kenntniß, und es wurde daher dem General von Goeben nicht schwer, Besitz von der Stadt zu nehmen (5. Dec.) Von hier aus gingen Streifcorps nach verschiedenen Richtungen vor, um die Bildung größerer Abtheilungen zu verhindern. Dieppe, am atlantischen Ocean gelegen, wurde besetzt, das wohl befestigte Havre dagegen wagte man mit den unzureichenden Kräften nicht anzugreifen. Vom Rhein bis an den Ocean und die Loire war Frankreich, ungefähr ein Drittel des ganzen Landes, von deutschen Kriegern erfüllt.

Seit Anfang December war General Faidherbe Oberbefehlshaber der Nordarmee, er hatte mit seinem Commando die Weisung erhalten, das gemeinsame Unternehmen der Besatzung von Paris und der Loire-Armee auch durch einen Angriff seinerseits zu unterstützen. Rechtzeitig geschah dies nicht. Zum ersten Zusammenstoß mit ihm kam es am 23. December. Er hatte mit mindestens 45,000 Mann bei Corbie und den Dörfern Stellung genommen, welche längs des kleinen Flüßchens Hallue liegen, das bei Daours von Norden her, eine starke Meile östlich von Amiens, in die Somme geht. General Goeben, der von Rouen zurückgekehrt war, griff mit dem VIII. Armee-Corps nach Einnahme der Dörfer die Höhen des östlichen Ufers an, welche die Franzosen hartnäckig vertheidigten. Namentlich heiß und blutig war der Kampf auf dem rechten Flügel um das Dorf Daours, das, sorgfältig verschanzt und von Matrosen und Landtruppen besetzt, erst zwischen 3 und 4 Uhr ganz in die Hände der Deutschen fiel. Ein weiteres Vorrücken wurde zurückgeschlagen. Beide Theile behaupteten ihre Stellungen. Am Tage darauf, dem heiligen Abend des Weihnachtsfestes, zogen die Franzosen um 2 Uhr ab. Sie hatten die Nacht vorher bei einer Kälte von 7 bis 8 Grad Bivouak bezogen, ohne Holz, um Feuer zu machen, mit gefrorenem Brod als einziger Nahrung. Auf preußischer Seite betrugen die Verluste 5 Offiziere und 85 Mann todt, verwundet 33 Offiziere und 744 Mann. Von den Franzosen wurden beim Aufräumen des Schlachtfeldes allein 261 Todte begraben, an unverwundeten Gefangenen verloren sie 20 Offiziere und 1100 Mann.

Der Rückzug der Franzosen erfolgte in Ordnung und ungestört durch Verfolgung, und dies ist der Hauptgrund, weshalb sie

sich den Sieg dieses Tages zuschreiben. Der größere Gewinn aus dem Kampf an der Hallue vom 23. December lag jedoch ohne Frage auf Seiten der Preußen, weil sie ihre Absicht, Behauptung Amiens' und Schutz der Maas-Armee vor Paris, erreicht hatten und außerdem noch mit Erfolg die Belagerung der Festung Peronne beginnen konnten. General Faidherbe suchte sie zu entsetzen, wurde jedoch durch die unter General Göben gestellten Truppen auf dem Wege dorthin bei Bapaume zum Stillstand gezwungen und in ein zweitägiges Treffen vom 2. und 3. Januar verwickelt, das mit der Erschöpfung und großen Verlusten beider Theile endigte. Am 4. Januar traten beide Heere den Rückzug an.

Auf deutscher Seite war am 9. Januar an Stelle des bisherigen commandirenden Generals der Nordarmee, Manteuffel, der als Oberbefehlshaber zu der gegen Bourbaki kämpfenden Süd-Armee abging, General Göben getreten. Den Tag darauf kapitulirte Peronne, durch dessen Besitz die Preußen einen neuen und den wichtigsten Stützpunkt für ihre Unternehmungen im Norden erhielten. Die Hauptübergänge über die Somme waren in ihren Händen. Nur St. Quentin, an der obern Somme, blieb noch im Besitz der Franzosen, und von hier aus versuchten sie ihren letzten Vorstoß, um Paris zu Hülfe zu kommen. Gegen die Mitte des Monats hatten beide Theile ihre Streitkräfte in der Nähe dieser Stadt vereinigt, General Göben das VIII. Corps und Theile des I., im Ganzen 39,000 Mann Infanterie und 8480 Mann Cavallerie mit 162 Geschützen; zwei Meilen westlich und südlich von St. Quentin, ihm gegenüber General Faidherbe das XXII. und XXIII. Corps, welche durch die in letzter Zeit über Calais und Dünkirchen angekommenen Truppen verstärkt waren. Der französische Feldherr war außer Stande dem drohenden Angriffe auszuweichen und erwartete ihn 3/4 Meilen vor der Stadt, indem er seiner Schlachtordnung die Form eines Halbkreises gab. Nach dem vorangegangenem Froste mit starkem Schneefall war seit zwei Tagen Thauwetter eingetreten. Am 19. Januar begannen die Preußen zu der beschlossenen Zeit den Angriff. In siebenstündiger heißer Schlacht wurden die Franzosen trotz ihrer überlegenen Zahl aus allen Stellungen geworfen. Von Südosten her gelang es nach der Erstürmung des Bahnhofes schon um 6 Uhr in St. Quentin einzudringen, auf der Westseite dauerte hingegen der Kampf noch etwa eine Stunde länger, da von Cambrai aus französischer Zuzug eingetroffen war. Die Schlacht endete mit einer totalen Niederlage der feindlichen Nord-Armee, welche in voller Auflösung nördlich

in der Richtung auf Cambrai floh und gegen 10,000 Gefangene und 6 Geschütze zurückließ. Der Verlust der Preußen betrug Alles im Allem 2969 Mann und 94 Offiziere. Eine sofortige Verfolgung des Feindes war bei der Erschöpfung der Truppen, den schlechten Wegen und dem Mangel an frischen Reserven nicht möglich. Am 20. hatte er bereits einen so großen Vorsprung gewonnen, daß ihm kein erheblicher Schaden mehr zugefügt werden konnte. Es war die letzte Schlacht, die in diesem Kriege im Norden von Paris geschlagen wurde. Die Hoffnung der Pariser, durch General Faidherbe entsetzt zu werden, schwand mit ihr dahin. Die französischen Armeen im Norden, Westen und Süden waren vernichtet, es blieb nur noch das Heer Bourbakis im Osten übrig, dessen Thaten wir nun folgen lassen.

Nach der Capitulation von Straßburg rückte das XIV. Corps unter General von Werder, wie wir uns erinnern, nach Westen vor. Es sollte auf Troyes und Chatillon an der obern Seine marschiren, zunächst aber gegen die Franctireurs vorgehn, welche die Gegend der Vogesen so unsicher machten, daß selbst Franzosen es vermieden, in ihr Bereich zu kommen. Es befand sich viel Gesindel unter ihnen. Eine Bande überfiel in Mühlhausen am 2. October selbst die Mairie und plünderte. Der General von Werder bestimmte drei Colonnen, welche auf verschiedenen Straßen die Vogesen durchziehen und dem Treiben der Francticeurs ein Ende machen sollten. Die Gebirgswege waren an vielen Stellen durch Verhaue und Gräben ungangbar gemacht. Bewaffneten Widerstand leisteten die Francticerus nicht. Sie zerstreuten sich bei Annäherung der badischen Abtheilungen in die Berge, um später wieder hervorzukommen und Posten, kleine Soldaten-Abtheilungen oder Ingenieure bei Eisenbahnarbeiten zu überfallen und wegzuführen. Gefangene Francticeurs wurden als Mörder betrachtet und erschossen, weil sie keine regelmäßige Truppe bildeten.

Nach der Vereinigung der drei Colonnen kam es am 6ten October zwischen Raon l'Etappe und St. Dié gegen die ersten Truppen der französischen Ostarmee zum Kampf. Sie hatten sich auf Bergen verschanzt und konnten erst nach hartnäckigem sechsstündigen Kampfe zur Aufgabe ihrer Stellungen gezwungen werden. Das Gros des XIV. Corps erreichte unter vielen kleinen Gefechten am 12. October Epinal. Von hier aus jedoch verließ es die vorgeschriebene westliche Richtung, weil von Süden her die Ansammlung feindlicher Truppen gemeldet wurde. Es wandte sich über Vesoul gegen Besançon.

Der Zustand der französischen Ostarmee war noch ein sehr schlechter; sie umfaßte regelrechte Truppen und Francticeurs, aber

die Vertheidiger der Vogesen, deren Muth die französischen Zeitungen nicht genug rühmen konnten, hatten sich in Auflösung nach Besançon zurückgezogen. Ihr General Cambriels war ihnen mit schlechtem Beispiele vorangegangen, er war geflohen und mußte sich vor seinen eigenen Leuten verbergen, die ihn für ihre Mißerfolge verantwortlich machten. Zu größeren Erwartungen berechtigte die Franzosen die Ankunft Garibaldis. Der Ruhm seines Namens aus den Kämpfen für die Freiheit Italiens bewirkte, daß er in den Städten, durch die er kam, mit großen Enthusiasmus aufgenommen wurde. Die National- und Mobilgarden in Besançon weigerten sich jedoch, unter dem Befehl eines Ausländers zu fechten. So wurde er, ein Meister in dem kleinen Vernichtungskriege, von Gambetta zum Obercommandanten für die „Zone der Vogesen zwischen Straßburg bis Paris" ernannt. Mit ihm kamen seine Söhne und viele andere italienische Offiziere, denn an französischen war großer Mangel. Wie sehr die Angekommenen sich jedoch enttäuscht fühlten, zeigt der Brief eines Italieners vom 18. October, den ich in der Uebertragung wiedergebe und zwar beinahe vollständig, weil er werthvolle Angaben über den Zustand der Ost-Armee enthält: „Welcher Betrug! Was hat uns die französische Regierung nicht alles versprochen! Und statt dessen überläßt sie uns unserm Schicksal. Wir haben keine Lebensmittel, keine Kleidung, keine Schuhe, uns fehlt Alles. Viele von uns müssen barfuß gehn. Es ist infam! Dazu schickt man uns unter eine offenbar feindselige Bevölkerung, unter Klerikale und Imperialisten, denn das sind sie Alle, von den obersten Beamten bis zu den untersten Bettlern. Sie halten uns für höllische Brandstifter, vor denen nichts sicher ist. Und zu unserer Verstärkung schicken sie uns einen Schwarm von Freischützen, meuterische Bursche, ohne alle Disciplin, Raufbolde, die fortwährend einander in den Haaren liegen, Garibaldi nicht gehorchen wollen. — Viele von ihnen verstehn nicht einmal, wie der Chassepot angefaßt werden muß. Es ist die Quintessenz der Confusion. Glauben Sie es ja nicht, wenn die Leute von Enthusiasmus, Krieg bis aufs Messer, Kämpfe mit Zähnen und Nägeln ꝛc. reden, das Gegentheil ist wahr. Die Vogesen könnten 80,000 robuste Burschen stellen; aber nur ein Paar Tausend sind gekommen, und von diesen suchen die Meisten so bald wie möglich wieder fort zu kommen und reißen aus, wie neulich die unter Cambriels, welche die Flinten wegwarfen und Fersengeld gaben. Diese schamlose Flucht vermehrt natürlich die Panik, welche die ganze Bevölkerung ergriffen hat."

So traurig sah es in dieser Armee Mitte October aus!

Außer Franzosen und Italienern fochten in ihr noch Polen und Spanier. Später wurde ihre Organisation etwas besser, aber weder die Armee noch ihre Führer haben Ruhm geerntet. Garibaldi hatte sich beim Ausbruch des Krieges für Deutschland erklärt, nach dem Sturze Napoleons bot er, befangen in dem Glauben an die Macht und die Bedeutung der republicanischen Ideen, seinen Degen der französischen Republik an, die er als „einen der Pfeiler für die Freiheit der Welt" ansah. Garibaldi hatte sein Hauptquartier in Dôle am Knotenpunkt der Eisenbahnen von Besançon und Dijon. Seine ganze Armee zählte am 20ten October 3785 Mann; einen Theil davon commandirte er, den andern sein Sohn Menotti.

General Cambriels hatte inzwischen sein Corps auf der Straße nördlich nach Vesoul vorgeführt. Er wurde am Dignon, einem Nebenflusse der Saone, am 22. October von den Badensern angegriffen und wieder auf Besançon zurückgeworfen. Die wohlbefestigte Stadt selbst anzugreifen, war nicht rathsam. Deshalb wandte General Werder sich nach dem Saonethal zurück und ließ General Beyer gegen Dijon marschiren, der die Stadt nach hartnäckigem Kampf mit National- und Mobilgarden am 31. Octbr. in Besitz nahm. Darauf wurde beschlossen, Garibaldi in Dôle anzugreifen, dessen Armee jetzt auf ungefähr 8000 Mann angewachsen war. Diese Heldenschaar brannte ebensowenig wie ihre Führer vor Kampfbegierde, man war auf feindlicher Seite vollkommen im Unklaren über die Bewegungen der Deutschen, und die Offiziere hatten selbst die Ueberzeugung, daß das ganze Garibaldische Corps in Kurzem in die Pfanne gehauen werden würde. Es war daher nicht wunderbar, als am 12. November General von Werder Dôle verlassen fand. Garibaldi hatte vor einigen Tagen seinen Rückzug südwestlich nach Autun angetreten. Die erste That, welche die Garibaldiner ausführten, war am 19. November ein nächtlicher Ueberfall in Chatillon an der Seine. Die Mehrzahl der deutschen Soldaten — es waren Vortruppen der II. Armee — ward in den Betten überrascht, so daß 167 Mann und 11 Offiziere meistentheils in den Häusern, deren Thüren man sprengte, gefangen wurden. Viele Deutsche fanden ihren Tod; mit reicher Beute, unter der 62 Pferde mit vollständigem Sattelzeug für die Feinde von großer Bedeutung waren, weil letzteres ihnen fehlte, zog Ricciotti Garibaldi ab, bevor die Deutschen sich zum Widerstand versammelt hatten. Bei dem ersten Zusammenstoß im offenen Kampfe unterlagen die Freischaaren. Er geschah am 25. November nordwestlich von Dijon, das durch General Werder besetzt gehalten wurde.

Diese Stadt liegt an dem östlichen Rande der Cote d'Or, eines Gebirges, das an den südlichen Schwarzwald erinnert. Große Waldstrecken wechseln mit ausgedehnten Weiden oder unfruchtbarem Ackerboden ab. Die Wassereinsenkungen sind von schroffen Abhängen und Geröll eingeengt, dazwischen dehnen sich flache, breite Kuppen aus, mit armen Ortschaften dünn besäet — ein Terrain für den Guerillakrieg wie geschaffen. Garibaldische Truppen gingen von Velars her gegen die Stadt vor, wurden aber noch eine Meile vor derselben mit Verlust zurückgewiesen. Tags darauf versuchten sie unter dem Schutze der Dunkelheit und von Regenwetter, angeführt vom alten Garibaldi, Dijon zu überfallen. Wegen der Gebrechlichkeit seines Körpers — er litt an Rheumatismus — ließ er sich in einem Wagen transportiren, der später, als die Pferde unbrauchbar geworden, von Italienern gezogen wurde. Er hatte ihnen den Befehl gegeben, nicht zu schießen, sondern mit dem Bajonett und dem Ruf: „Es lebe die Republik" anzugreifen. Nordwestlich der Stadt stießen die Italiener, die in erster Reihe marschirten, auf die deutschen Vorposten. Diese gaben Feuer und zogen sich auf das Gros ihrer Stellung zurück. Garibaldi hatte gehofft, nach Ueberfall der Vorposten noch in der Nacht in die Stadt einzudringen, dort ähnlich wie in Chatillon einen Kampf in den Häusern zu organisiren und die Deutschen zu vertreiben. Er hatte sich getäuscht, er fand den Feind wachsam. Dreimal rückten die Garibaldiner, Arm an Arm und unter dem Singen der Marseillaise mit Todesmuth vor, erst auf 50 Schritte gaben sodann die Unsrigen Feuer auf Commando ihrer Offiziere — es war vernichtend. Nach dem dritten Angriff, etwa um 7 1/2 Uhr löste der Feind sich in wilder Flucht auf. Die Italiener hatten mit Auszeichnung gefochten, ein Theil der Franzosen wie Memmen. Die Mobilgarden warfen sich auf die Erde, versteckten sich in Gräben und gaben in ihrer heillosen Verwirrung Feuer auf die vor ihnen stehenden Italiener, in Folge dessen sich diese im Rücken angegriffen glaubten. Die Stärke des Garibaldischen Corps wurde auf 18,000 Mann mit 12 Geschützen geschätzt. General Keller verfolgte es am nächsten Tage bis nach Autun.

Die in den ersten Tagen des December eingetretene ungewöhnlich strenge Kälte, welche 18 Grad Reaumur errreichte, und der tiefe Schnee machten auf beiden Seiten größere Unternehmungen in der Cote d'Or unmöglich. Erst am 16. December fand wieder ein größeres Recognoscirungsgefecht der Badener unter General-Lieutenant von Glümer gegen die neugebildete französische Division Cremer von 12,000 Mann südlich von Dijon bei Nuits statt, in dem 700 unverwundete Gefangene gemacht

wurden. Auch das Corps Garibaldi hatte sich vermehrt. Man wußte ferner, daß durch die Anwesenheit Gambettas in Lyon die Bildung neuer Regimenter betrieben wurde und die Armee Bourbakis (XVIII. und XX. Corps) von Bourges auf dem Wege nach Osten war, um Belfort zu entsetzen, das seit dem 3. November durch die V. Landwehr-Division unter General von Treskow eingeschlossen wurde. War dies gelungen, so hatte Gambetta den abenteuerlichen Plan, Bourbaki nach Deutschland marschiren zu lassen und dadurch die in Frankreich stehenden deutschen Heere zur Rückkehr zu zwingen.

Die Nachricht von der Ansammlung großer feindlicher Streitkräfte gegen Belfort machte es nothwendig, daß das dortige Belagerungs-Corps verstärkt wurde und General Werder nach Aufgabe von Dijon sich mit demselben in Verbindung setzte. Beim Schluß des Jahres 1870 stand sein Corps bei Vesoul; mit dem Beginn des folgenden Jahres drangen auf dem Weitermarsch gegen den Fluß Doubs bereits stärkere feindliche Abtheilungen gegen die Werdersche Armee vor. Die zahlreichen Gefangenen, die in den verschiedenen kleinen Gefechten am 5. Januar gemacht wurden, ließen erkennen, daß man es nicht mit Franctireurs, sondern mit der Armee Bourbakis zu thun hatte, dessen ihm ursprünglich zugetheilten beiden Corps noch durch das XV. und das neugebildete XXIV. verstärkt waren. Dieser Armee von ungefähr 150,000 Mann gegenüber konnte das Werdersche Corps allein unmöglich wirksam auftreten, und König Wilhelm bestimmte daher, daß es durch zwei neue Armee-Corps unterstützt werden sollte, durch das II., welches bis dahin vor Paris gestanden hatte, und das VII., durch welches die Verbindung zwischen der Armee des Prinzen Friedrich Karl und dem Osten aufrecht erhalten war. Zum Commandeur der drei vereinigten Corps, welche von nun an die Südarmee hießen, wurde General von Manteuffel bestimmt, der bis dahin, wie wir schon wissen, die Kämpfe gegen die französische Nordarmee geleitet hatte. Bevor jedoch die neuen Heere zur Unterstützung herbeigeeilt sein konnten, hatte General Werder einen kurzen, energischen Stoß gegen die Flanke der feindlichen Armee ausgeführt, um ihn in seinem Marsche aufzuhalten. Bei Villersexel griff er Bourbaki am 9. Januar an. Das kleine Städtchen war rasch eingenommen, am Nachmittag entwickelte der Feind aber so zahlreiche Streitkräfte, daß es ihm beim Anbruch der Dunkelheit gelang, in die Stellung der Deutschen, die sich in den Parkanlagen eines benachbarten Schlosses festgesetzt hatten, einzudringen. Von nun entbrannte ein äußerst erbitterter Kampf um das Schloßgebäude

selbst und um die in nächster Nähe liegenden Häuser, der bis in die Nacht fortwährte. Die Vorposten blieben in den eingenommenen Stellungen stehn, das Gros des Heeres wurde aber noch vor Tagesanbruch auf dem Wege nach Belfort weitergeführt. Den Hauptkampf hatten die preußischen Abtheilungen des Corps zu bestehn gehabt, ihr Verlust betrug 27 Offiziere und 519 Mann, die badische Division verlor nur 8 Mann. Der Zweck, Bourbaki aufzuhalten und seine schwerfällige und schlecht verpflegte Armee zu erschüttern, war erreicht. General Werder gewann Zeit, einen meisterhaften Zug nach dem Flüßchen Lisaine, westlich von Belfort, auszuführen und sich mit Hülfe des Belagerungs-Corps dieser Festung auf dem östlichen Ufer des Flüßchens, zwischen Montbéliard (Mömpelgard) und nördlich über Héricourt hinaus, stark zu verschanzen. Erst am 13. Januar griff Bourbaki die Vorposten an. In der darauf folgenden Nacht stieg die Kälte bis auf 17 Grade, sämmtliche Bäche waren zugefroren, ein Umstand, durch welchen die gewählte Stellung zur Vertheidigung, — die linke Flanke war durch die sumpfige und schwer passirbare Allaine gedeckt — einen so wesentlichen Theil ihrer Stärke einbüßte, daß General Werder noch am 14. Abends bei Moltke anfragte, ob er den Kampf annehmen solle. Aber noch bevor er die Antwort erhielt, eine Schlacht einzugehn, wurde er am 15. Januar Morgens schon von den Franzosen mit großer Uebermacht angegriffen. Der Kampf währte drei Tage. Am ersten richtete Bourbaki seinen Angriff namentlich gegen das Centrum. Er gewann an Terrain, vermochte aber eben so wenig die Lisaine zu überschreiten, als bei Héricourt die deutsche Artillerie zum Schweigen zu bringen und in Montbéliard das feste und gut vertheidigte Schloß zu erobern. Am 16. Januar lagerte bis zum Mittag ein dichter Nebel über dem Thale der Lisaine, die Artillerie konnte erst gegen Mittag in Wirksamkeit treten. Die Versuche, bei Héricourt durchzubrechen, wurden wiederum vereitelt, dagegen drängte der Feind den deutschen rechten Flügel zurück und brachte ihn in eine bedenkliche Lage. Mit dem Dunkelwerden trat aber glücklicher Weise für kurze Zeit auf der ganzen Linie Ruhe ein, ohne daß der Gegner seinen Vortheil wahrgenommen zu haben schien. Denn als er später das erste Mal um 8 Uhr des Abends und dann um 3 Uhr des Nachts, das zu gewinnen versuchte, was er unter dem verderblichen Feuer der deutschen Artillerie bei Tage nicht hatte erreichen können, griff er nicht den rechten Flügel, sondern das Centrum an, von wo er beide Male nach hitzigem Kampfe zurückgeworfen wurde. Für den 17. Januar war ein neuer nachdrucksvoller Angriff im Centrum nicht zu befürchten, und

General Werder konnte deshalb General Keller mit beträchtlichen Verstärkungen dem schwachen rechten Flügel zur Unterstützung senden. Dieser beschloß, früh Morgens den Feind in Chenebier zu überfallen, überwand die Vorposten und drang stürmend in das Dorf ein. Er führte 400 Gefangene mit sich fort und eine große Menge feindlicher Wagen. Die Franzosen gingen allmälig zur Vertheidigung über und traten noch im Laufe des Abends und in der Nacht zum 18. Januar den Rückzug an. 43,000 Deutsche hatten gegen 150,000 Franzosen einen glänzenden Sieg erfochten. Unser Verlust belief sich auf 81 Offiziere und 1847 Mann, der der Franzosen auf das Dreifache.

General Manteuffel war inzwischen mit dem II. und VII. Armee-Corps in Eilmärschen am 12. Januar von Chatillon an der Seine aufgebrochen und hatte noch unterwegs die frohe Botschaft von den Siegen vor Belfort und dem Rückzug Bourbakis empfangen. Eine Vereinigung mit dem XIV. Corps hätte die Möglichkeit gegeben, den fliehenden Feind kräftiger zu verfolgen. Schließlich hätte er sich aber doch nach dem Süden geflüchtet und wäre entkommen. Ein größerer Erfolg konnte erreicht werden, wenn Bourbaki auf seinem Rückzuge abgeschnitten und gegen die Schweizer Grenze gedrängt wurde. Es drohte ihm dann ein ähnliches Schicksal wie Mac Mahon. General Manteuffel beschloß, diesen Plan, dessen Gelingen ungünstiger Gebirgsboden und das Winterwetter viele Schwierigkeiten in den Weg legten, im Vertrauen auf die bewährte Tüchtigkeit seiner Truppen auszuführen. Er überschritt die Saone bei Gray und ging über Dôle, wo 230 mit Proviant, Fourage und Bekleidungsstücken beladene Eisenbahnwagen erbeutet wurden, auf die Stadt Pontarlier vor, die im Jura liegt und nicht weit entfernt von der schweizerischen Grenze ist. Um sich gegen das bis auf 25,000 bis 30,000 Mann angewachsene Corps Garibaldis im Rücken zu sichern, schickte er gegen Dijon eine Abtheilung unter General von Ketteler ab, die zwar nicht stark genug war, die Stadt zu nehmen, den Gegner aber festhielt und somit ihren Zweck erfüllte. Bis zum 23. Januar hatten die beiden Corps Manteuffels nur Garibaldiner, Mobilgarden und Franctireurs angetroffen. Am Abend des genannten Tages fand nun der erste Zusammenstoß mit der Armee Bourbakis wenig westlich von Besançon statt. Es kam darauf an, den Feind zum Stehn zu bringen. In einem großen Bogen, der sich immer mehr verengte und in dessen Mitte die feindliche Armee war, bewegten sich von Norden das XIV., von Westen das VII., von Süden das II. Corps auf Pontarlier gegen die Schweizer Grenze zu. Am 29. Januar endlich wurde die französische Armee

erreicht und von Sombacourt und Chaffois mit einem Verlust von 5000 Gefangenen und 17 Kanonen auf Pontarlier zurückgeworfen. General Fransecky nahm dann am 30. Frasne, und damit wurde das Netz so fest zugezogen, daß an ein Entkommen der Franzosen nicht mehr zu denken war. Bourbaki hatte in der Verzweiflung über die trostlose Lage seiner Armee den Oberbefehl an General Clinchant übergeben und den Versuch gemacht, sich das Leben zu nehmen. Am 1. Februar wurde Pontarlier nach kurzem Gefecht erobert, aber ein blutiger Kampf entspann sich noch in dem Gebirge zwischen den Pommern und dem Nachtrab des französischen Heeres.

Den Trümmern der in das Gebirge geworfenen und dort von allen Seiten umfaßten feindlichen Armee war die Wahl zwischen der deutschen Kriegsgefangenschaft und dem Uebertritt in die Schweiz gelassen. In dieser Lage hatte Clinchant bereits seit einigen Tagen Verhandlungen mit der Schweiz angeknüpft, in Folge deren die französische Armee nach dem Betreten der Schweiz am 1. Februar entwaffnet und bis zum definitiven Friedensschluß gefangen gehalten wurde. Nur einigen Tausend war es gelungen, zu entkommen. Die übertretenden Truppen, ungefähr 80,000 Mann, befanden sich im Zustande vollständiger Auflösung, und die Schilderungen, welche Schweizer Berichte von dem über sie hereingebrochenen Elende geben, erinnern lebhaft an den Rückzug der französischen Armee aus Rußland im Jahre 1812.

Werders Standhalten bei Montbeliard und Manteuffels kühner Zug nach dem Jura hatte zur Folge, daß zum vierten Mal in diesem Kriege eine große französische Armee die Waffen streckte — bei Sedan, Metz, Pontarlier und bei Paris, zu dem wir noch zurückzukehren haben.

An demselben Tage, an welchem die letzte Armee der französischen Republik die Grenze überschritt, wurde auch Dijon durch ein verstärktes Corps unter Hann von Weyhern besetzt. Garibaldi war, dem Entscheidungskampf entweichend, nach Süden entflohen. Die Belagerung von Belfort hatte indessen noch nicht ihr Ende erreicht. Die Festung wurde nicht mit Gewalt genommen, sondern capitulirte in Folge der Friedensverhandlungen am 16. Februar gegen freien Abzug der Besatzung.

Wir sind jedoch dadurch, daß wir den Verlauf der Kämpfe in den Provinzen, die für die Entscheidung des ganzen Krieges von der größten Wichtigkeit waren, wegen besserer Uebersichtlichkeit in ihrem selbstständigen Zusammenhange erzählt haben, den Ereignissen vor Paris weit vorausgeeilt, und kehren im nächsten Kapitel zur Belagerung der Hauptstadt zurück.

Siebenzigstes Kapitel.

Belagerung von Paris von Anfang October bis zur Capitulation. Ausfall vom 13. und 21. October. Verlust und Wiedereroberung von Le Bourget. Verhandlungen zwischen Bismarck und Thiers. Unruhen der Commune in Paris und in den Provinzen. Die levée en masse. Die französische Flotte. Kämpfe um Brie und Champigny. Stimmen in Paris für den Frieden. Erneuter Kampf um Le Bourget.

Nach dem Ausfallgefecht vom 30. September kam es zu einem neuen erst am 13. October, ebenfalls auf der Südseite, welche die schwächste der Festung war. General Ducrot griff, unterstützt durch das Feuer der Forts Issy, Vanves und Montrouge mit 20,000 Mann das II. baierische Corps an. In Bagneux und Chatillon gelang es den Franzosen einzudringen, auf dem linken Flügel bei Clamart kämpften sie ohne Erfolg. Als aber General Hartmann Unterstützung herbeizog, wurden die Feinde an allen drei Orten am Nachmittag mit Leichtigkeit zum Rückzug gezwungen, und die Baiern nahmen wieder ihre alten Stellungen ein. Es war kein ernster Versuch gewesen, durchzubrechen, aber die Pariser verlangten von ihrer „heldenmüthigen" Garnison Beweise ihrer Tapferkeit, und die republicanische Regierung schämte sich nicht, Lügenberichte von Siegen zu veröffentlichen, die garnicht erfochten waren. Sie befolgte nicht nur das so heftig getadelte System der napoleonischen Herrschaft, die Wahrheit zu entstellen oder zu verschweigen, sondern überbot es noch, und wenn sie es vielleicht auch that, um die Hoffnung der Franzosen auf den endlichen Sieg und ihre Widerstandskraft zu beleben, so konnten die nachtheiligen Folgen dieser Unehrlichkeit unmöglich ausbleiben. Die Wahrheit läßt sich auf die Dauer nicht verhüllen, und so kam es, daß die Kundgebungen der damaligen Regierung nicht selten im Widerspruch standen. Während in Paris und von Tours aus der Muth und die Haltung der Truppen gelobt wurde, ließ Trochu eine Anzahl der Ausreißer vom 19. September erschießen, erklärte er an die commandirenden Generäle, daß dem alten Schlendrian ein Ende gemacht werden müsse, erachtete Gambetta am 24. für nöthig, darauf hinzuweisen, daß die Soldaten eine tadellose Haltung haben müßten und sich in den Städten nicht Freiheiten in Worten und Handlungen erlauben dürften, welche die Armee in Mißachtung bringen. Er erinnerte an das Decret, wonach die Truppen soviel wie möglich in Läger einzuschließen seien, die fern von den Städten liegen. Bourbaki, der im October noch im Norden war, verbot den Truppen und besonders den Mobilgarden, „in Bänden und

singend in den Straßen zu promeniren." Er bezeichnete es als „scandalös," daß im Augenblick, wo ganz Frankreich in Trauer über die Tapferen ist, welche für seine Vertheidigung gefallen sind, Soldaten Gesänge hören ließen, welche den öffentlichen Schmerz beleidigen. Dazu kam, daß unter den verschiedenen Truppengattungen keineswegs ein gutes Einvernehmen herrschte. Die Mobilgarden, unter denen sich einige junge Leute von feinerer Bildung und Gesittung hervorthaten, sprachen mit Verachtung von den Franctireurs. Diese, durchweg städtische oder ländliche Arbeiter, welche keine Beschäftigung mehr gefunden hatten, gaben sich mit prahlerischen Reden den Anschein, als ob bei ihnen erst die Bewaffnung des französischen Volkes anfing. Die regulären Soldaten endlich, von denen nur einige, besonders die vom Zuavencorps, eine wirklich militärische Haltung zeigten, spöttelten über die Mobilgarden. Die Schuld der militärischen Mißerfolge schob eine Truppe auf die andere, jede nahm für sich nur Verdienst und Ruhm in Anspruch und machte die andere oder die Führer verantwortlich für die eigenen Fehler. Die Verbindung zwischen Paris und der Provinz wurde durch Luftballons oder Brieftauben vermittelt. Sie war, wie sich denken läßt, eine sehr mangelhafte; aber gerade dieser Umstand scheint Gambetta immer von Neuem den dreisten Muth gegeben zu haben, von den glänzenden Erfolgen vor Paris zu sprechen und durch Nachrichten von ihnen zum Widerstand in den Provinzen anzufeuern. Doch schon jetzt begann das Land angesichts der Thatsache, die sich auch durch französische Phrasen nicht beseitigen ließ, daß die Preußen immer weiter vorrückten und die Franzosen sich stets zurückzogen, an der Wahrheit der Berichte zu zweifeln. Der Tod des General Moltke und Prinzen Friedrich Karl, die Gefangennahme König Wilhelms und ähnliche Erfindungen der Zeitungen stellten sich nur zu rasch als Lügen heraus, und schon am 20. October begab sich in Tours eine Deputation zu Gambetta, welche offen erklärte: „Frankreich wünscht den Frieden." Sie hatte keinen Erfolg. Gambetta verkannte die wahre Lage Frankreichs vollkommen und hielt starrsinnig an der Meinung fest, daß Frankreich sich erhole und an allen Punkten Vertheidiger sich erhöben, welche sich anschickten, eine glänzende Rache an den „Barbaren des Nordens" zu nehmen, die „von Krankheiten decimirt und von Siegen ermattet seien." Die deutschen Heere wurden, seitdem sie siegten, von der Presse auch eingedrungene Horden genannt, denen man Diebstahl, Raub, Mord und die gemeinsten Verbrechen an Wehrlosen und Frauen vorwarf. Von den französischen Gefangenen in Deutschland berichtete man,

daß sie gezwungen wurden, ihren katholischen Glauben abzuschwören und Protestanten zu werden, um das Volk gegen die nordischen Ketzer aufzuhetzen. Ja, bis ins Lächerliche ging die Herabsetzung des Gegners. So veröffentlichte der Kriegsminister Gambetta am 26. October eine Depesche, in der es heißt: „Die ankommenden preußischen Rekruten sind Männer von 45 bis 60 Jahren oder Kinder von 15 bis 17 Jahren. Viele Frauen begleiten dieselben. Trostlosigkeit allgemein. Sie sind ohne Uniformen und werden auf Corbeil (ein Städtchen an der Seine im Süden von Paris) dirigirt, wo man ihnen die Equipirungen und Costumes der vor Paris umgekommenen Soldaten giebt 2c."

Unter diesen Umständen war wenig Aussicht auf Frieden und nahten die Beschwerden eines Winterfeldzuges für die deutschen Heere immer mehr heran. König Wilhelm hatte am 5. October sein Hauptquartier nach Versailles verlegt und sich dort für einen längeren Winteraufenthalt eingerichtet. Wie zur Zeit des Friedens in Berlin nahm er täglich Vorträge hoher Staatsbeamten entgegen, empfing die süddeutschen Minister, besuchte des Sonntags den Gottesdienst, inspicirte die Truppen und Lazarethe, und machte Ausflüge in die Umgegend. Von dem Schlosse Ludwigs XIV. wehte die preußische Fahne, auf den Straßen hielten preußische Polizisten die Ordnung aufrecht, preußische Schildwachen standen vor den Palais, überall hörte man deutsch reden, kurz der Fremde konnte meinen, er befände sich in einer deutschen Stadt, nicht in Feindesland.

Die Soldaten der Belagerungsheere suchten es sich in den reich ausgestatteten Villen, deren es auf allen Seiten um Paris in unendlicher Zahl giebt, so bequem wie möglich zu machen. Sie gingen dabei allerdings weder mit den Möbeln noch mit den sonstigen Zimmereinrichtungen delicat um, seidene Gardinen wurden zu Halstüchern verarbeitet, mancher kostbare Stuhl oder Tisch fand sein Ende in der Feuerung des Kamins, aus einem Hause wurde das getragen, was im andern fehlte, auch wurde diese und jene Kleinigkeit zum Andenken mitgenommen. Doch wird man daraus den Deutschen keinen ernstlichen Vorwurf machen. Es ist vom Soldaten im Kriege nicht zu verlangen, daß er, wenn er müde und matt, hungrig und erfroren vom Vorpostendienst, von Gefechten und beschwerlichen Märschen zurückkehrt, mit dem Gut, das herrenlos zurückgelassen ist, rücksichtsvoll verfährt. Viel größeren Schaden als die Deutschen haben die Franzosen selbst angerichtet, und es gereicht ersteren zum besondern Ruhm, daß sie einen Theil der Kunstschätze des berühmten Schlosses St. Cloud und die wichtige Sammlung von Modellen in der Porzellan-

Fabrik von Sevres vor der Zerstörung durch französische Bomben retteten.

Am 21. October brach Ducrot auf der Westseite von Mont Valerien aus vor, mit der Absicht, Versailles zu nehmen.

Nach einer heftigen Kanonade von den Forts stießen um 2 Uhr Nachmittags ungefähr 12,000 Mann auf Theile des V. Armee-Corps und des ersten Garde-Landwehr-Regiments. Die preußischen Vorposten hatten einen schweren Stand und erlitten harte Verluste, aber das Gefecht war in nicht allzulanger Zeit zum Stehn gekommen, und um 8 Uhr Abends zogen nach der Rückkehr des Königs, der mit dem Kronprinzen den Kampf von dem Viaduct von Marly zugesehn hatte, auch die Truppen mit klingendem Spiel wieder in Versailles ein.

Unglücklich für die Deutschen verlief im Norden das Gefecht bei Le Bourget am 28. October gegen die Maas-Armee. Noch vor Tagesanbruch, geschützt durch einen starken Nebel, rückte von St. Denis das Corps der „Franctireurs der Presse" im Verein mit andern Truppen gegen das genannte Dorf vor. Ohne einen Schuß zu thun, überrumpelten sie die Vorposten und warfen die dort stehende Compagnie des Garde-Corps zurück, bevor dieselbe Unterstützung erhalten konnte. Der Feind zog dann beträchtliche Verstärkungen an sich und richtete sich im Dorfe zu hartnäckiger Vertheidigung ein. Ein am 29. gemachter Versuch, ihn durch Artillerie-Feuer zu vertreiben, hatte keinen Erfolg. Weil jedoch die Gefahr nahe lag, daß die Franzosen sich dort dauernd festsetzen konnten, wurde dem General-Lieutenant von Budritzki der Befehl ertheilt, Le Bourget mit der 2. Garde-Infanterie-Division wieder zu erobern. Um 8 Uhr begann die Artillerie zum zweiten Mal das Bombardement, allein die Granaten vermochten nicht die massiven Häuser in Brand zu setzen, und es mußte zum Sturm geschritten werden. Der durch den Regen aufgeweichte lehmige Boden, in dem die Soldaten bis an die Knöchel einsanken, erschwerte das Vorgehn, verhinderte es aber ebensowenig wie das heftige Feuer aus den vier benachbarten Forts der Nordostseite. Als die Kolonnen an die Eingänge des Dorfes kamen, fanden sie dieselben verbarrikadirt und wurden mit einem lebhaften Chassepotfeuer aus den Schießscharten empfangen. Doch die wackeren Pioniere machten sich unverdrossen an ihre gefährliche Arbeit, und bald wankten unter gewuchtigen Schlägen die äußersten Mauern, hinter denen der Feind stand. Durch die engen Breschen drangen dann die Grenadiere ein, um im Handgemenge den Kampf im Innern der Häuser und auf den Höfen zu vollenden.

Die kleinen Franzosen waren im Einzelkampf den Riesen der Garde nicht gewachsen und unterlagen ihren Kolbenstößen. Trotzdem kämpften nach dem einstimmigen Zeugniß der Unsrigen viele der Feinde mit großem Heldenmuth, selbst dann noch, als die Hoffnung des Sieges oder des Entrinnens lange vorbei war. Der Kampf im Innern des Dorfes wüthete drei Stunden lang. Die Kirche von Le Bourget wurde bis zuletzt vertheidigt. Ungefähr 30 Mann hatten sich in ihr festgesetzt. Die Kaiser-Franz-Grenadiere, die das Gebäude endlich nahmen, mußten zu dem Zweck in die hohen Kirchenfenster klettern und von dort aus so lange den Kampf fortführen, bis der größte Theil getödtet oder verwundet war. Dann erst streckte der Rest der verzweifelten Schaar die Waffen. Bald nach 12 Uhr wurde der Kampf beendet. Das Dorf war unser, aber mit schweren Verlusten an Offizieren und Gemeinen hatte das Garde-Corps einen neuen Ruhmestag in seiner Geschichte gewonnen.

Von weit größerer Bedeutung als die Wiedereroberung Le Bourgets war jedoch die Capitulation von Metz, die mit gleich großer Freude im deutschen Vaterlande wie von den Heeren vor Paris begrüßt wurde. Ihre militärische Bedeutung für die große Belagerungs-Armee ist bereits oben hervorgehoben. König Wilhelm, Moltke und Bismarck wußten dieses Ereigniß schon vor dem 27. October in Folge von Verhandlungen, welche durch Abgesandte des Marschalls Bazaine und des Prinzen Friedrich Karl zwischen Metz und Versailles gepflogen worden waren. Nach der vollzogenen Uebergabe bekleidete der König den Prinzen Friedrich Karl und den Kronprinzen wegen der großen unter ihrer Leitung erzielten Erfolge mit der Würde eines General-Feldmarschalls. Es war dies das erste Mal, daß die höchste militärische Auszeichnung Prinzen des königlichen Hauses zu Theil wurde. Der bisherige Freiherr von Moltke, der am 26. October in Versailles seinen 70. Geburtstag gefeiert hatte, wurde in den Grafenstand erhoben. Das Ende des Monats schien auch den von den Deutschen heiß ersehnten Frieden bringen zu wollen.

Am 30. October langte Thiers in Versailles an, um mit Bismarck wegen eines Waffenstillstandes zum Zweck neuer Wahlen in ganz Frankreich zu unterhandeln, durch welche die am 4. September eingesetzte revolutionäre Regierung der Pariser bestätigt oder eine neue ernannt werden sollte. Denn das Comité der nationalen Vertheidigung hatte zwar die Macht im Händen, besaß aber immer noch nicht die Anerkennung des ganzen Landes, bestand also nicht zu Recht, und nur mit einer solchen Regierung war es für Deutschland möglich, einen Frieden zu schließen.

Thiers kehrte von seiner Rundreise an die Höfe von London, Petersburg, Wien und Florenz zurück. Er war über Tours gekommen und hatte die Ueberzeugung mitgebracht, daß das Land zu längerem Widerstand wenig geneigt und die Bildung der Loire-Armee noch sehr weit zurück sei. Er erkannte die Unterlegenheit der französischen neu ausgehobenen Soldaten den deutschen gegenüber. Die neutralen Mächte hatten ein bewaffnetes Eingreifen zu Gunsten Frankreichs einstimmig abgelehnt, und das einzige Resultat, das er nach Hause brachte, war, daß er erklärte: „Auf Wunsch der neutralen Mächte werde Frankreich bereit sein, sich auf einen Waffenstillstand einzulassen." Frankreich spielte den Unbesiegten. Bismarck war geneigt, eine Waffenruhe von 28 Tagen und die ungehinderte Theilnahme auch der besetzten Provinzen an den Wahlen zuzustehn, aber darin, daß die Regierung in Paris auf freie Verproviantirung in der genannten Zeit bestand, scheiterte das Zustandekommen des Waffenstillstandes. Mit der Bewilligung dieser Forderung hätte König Wilhelm die Frucht aller seit zwei Monaten gemachten Anstrengungen und errungenen Vortheile aufgegeben und die Verhältnisse auf den Punkt zurückgeführt, auf welchem sie bei Beginn der Einschließung gewesen waren. Auf den Befehl von Jules Favre verließ Thiers am 6. November Versailles und kehrte nach Tours zurück. Es zeigte sich hiermit deutlich zum zweiten Mal, daß die augenblicklichen Machthaber nach Vorwänden suchten, der Nation die Wahlen zu versagen. Gambetta war von jeher gegen die Einberufung einer Versammlung gewesen, welche sich über die Form der Regierung entscheiden sollte, und hatte noch am 4. November verkündet, er kenne nur eine Pflicht, das ist: Krieg aufs Aeußerste. Den Marschall Bazaine erklärte er, obgleich er von der wahren Sachlage in Metz keine Kenntniß hatte, für einen Verräther und erließ an die Präfecten den Befehl, ihn oder seine Offiziere, wo sie dieselben antreffen, festnehmen und unter guter Bewachung nach Tours bringen zu lassen. Er gebrauchte die hochtönenden aber leeren Worte: „In dieser Zeit verbrecherischer Capitulationen giebt es ein Etwas, das weder capituliren kann noch darf: die französische Republik." Die wahre Stimmung des Landes sprach Gambetta damit nicht aus. Ebenso erhoben sich, wie man aus Briefen ersieht, die in aufgefangenen Ballons enthalten waren, in Paris Stimmen für den Frieden, sie wagten aber nicht, laut aufzutreten. Nicht die Verständigen, sondern der Pöbel besaß den größten Einfluß, namentlich jene Sorten von Menschen, die selbst zur Vertheidigung der „heiligen Stadt" die Waffen nicht ergriffen,

sich aber beständig auf den Boulevards umhertrieben, von dem Widerstand „bis aufs Messer“ und der Vertheidigung „bis ins Unendliche“ sprachen, und gegen alle, die Frieden oder Waffenstillstand verlangten, Verrath riefen. Jules Favre hatte bei den Gesprächen in Ferrières Bismarck gegenüber bestritten, daß es in Paris Pöbel gebe, er sollte erfahren, daß der deutsche Staatsmann Recht gehabt. Schon am 8. October hatte sich ein Haufe von 3—400 Menschen auf Veranlassung eines gewissen Flourens vor das Stadthaus begeben und unter lautem Schreien die Errichtung der Commune verlangt. Durch das rechtzeitige Erscheinen Favres und der Nationalgarden wurde dieser erste Aufstandsversuch unterdrückt. Ein zweiter gefährlicherer erfolgte am 31. October. Die Nachricht von der Capitulation von Metz, der Verlust von Le Bourget, die Verhandlungen über einen Waffenstillstand hatten eine große Aufregung hervorgerufen. Die Stimmung gegen die Regierung war eine äußerst aufgebrachte, welche der Unthätigkeit und Schwäche, ja selbst des Verraths angeschuldigt wurde. Die Communisten machten sich die allgemeine Aufregung zu Nutzen, besetzten am Nachmittag das Stadthaus und nahmen die Mitglieder der Regierung gefangen. Erst nach Mitternacht wurde es möglich, dieselben mit bewaffneter Macht aus der rohen Gewalt zu befreien und den Aufstand zu unterdrücken.

In den andern großen Städten Frankreichs bedrohten nach dem Sturz des Kaiserreiches die untern Schichten der Bevölkerung die Sicherheit des öffentlichen Wohles in gleicher Weise wie zu Paris. Schon während der zweiten Hälfte des September stand in Lyon der Ausbruch eines Bürgerkrieges zwischen den Anhängern der Republik und der Commune bevor, welche letztere am 24. in der That proclamirt, aber durch die gemäßigte Partei allmälig unterdrückt wurde. Der „Wohlfahrtsausschuß“ stellte folgendes Programm auf: Artikel 1. Die Verwaltungsmaschine des Staates, die ohnmächtig geworden, ist abgeschafft. 2. Die Gerichte werden durch die Volksjustiz ersetzt. 3. Die Bezahlung der Steuern ist suspendirt, dafür werden den reichen Klassen Contributionen auferlegt. 4. Der Staat kann sich in die Bezahlung der Privatschulden nicht mehr einmengen ꝛc. In Marseille führte man, gleichzeitig mit dem oben erwähnten Versuch in Paris, die Commune ein. Nach fünf Tagen wurde sie durch den von Gambetta gesandten Regierungs-Commissar unterdrückt. Auch in Toulouse hatte sich ein Wohlfahrtsausschuß gebildet. So war ganz Frankreich in Gährung und zu gleicher Zeit im Innern und von Außen bedroht. Am allerwenigsten zufrieden mit den Zuständen unter der republicanischen Regierung waren die Besitzenden, welche

ihr Eigenthum durch die Communisten bedroht sahen, und die Beamten des Kaiserreiches, die beinahe ausnahmslos ihrer Stellen verlustig gegangen und durch zum Theil unfähige Republicaner ersetzt worden waren. Am fühlbarsten machte sich der Mangel an tüchtigen Offizieren geltend. Häufig wurden Journalisten zu diesen Stellen ernannt, aber Eifer und Muth konnten, wenn sie vorhanden waren, nicht militärische Kenntnisse und Erfahrung ersetzen. Gab doch der Kriegsminister Gambetta selbst den schlagendsten Beweis dafür. Die schweren Schicksalsschläge, von welchen sein Vaterland bisher heimgesucht und unter denen die geschulten Truppen des Kaiserreichs zusammengesunken waren, die Erfolglosigkeit der Franctireurs und der bis Ende October neugebildeten republicanischen Heere vermochten noch nicht den Dictator zum Bewußtsein zu bringen, daß Frankreich unwiderruflich besiegt war. Er hielt an seiner Meinung von der Unbesiegbarkeit der Republik mit der Zähigkeit eines Advokaten fest, der unter jeder Bedingung einen hoffnungslosen Proceß gewinnen will, und glaubte in der levée en masse, in dem Massenaufgebot, die Formel gefunden zu haben, um den Zauber zu bannen, welcher den Sieg bisher an die Fahnen der geschulten deutschen Volksheere gefesselt hatte.

Durch den Erlaß vom 2. November wurden alle dienstfähigen Männer von 21 bis 40 Jahren, verheirathet oder Wittwer mit Kindern, mobil gemacht. Diese Anordnung stieß aber in Frankreich auf solches Widerstreben, daß sie nur theilweise zur Ausführung kam. Die neu ausgehobenen Truppen wurden im Ganzen in 11 Lagern versammelt und ausgebildet, von denen sich die hauptsächlichsten bei Conlie, in der Nähe von Le Mans, Bordeaux, Toulouse, Lyon und Cherbourg befanden. Aus der vorangeschickten Darstellung der Kämpfe in der Provinz wissen wir bereits, daß auch das Massenaufgebot nicht im Stande war, den Sieg den deutschen Waffen zu entreißen. — Um diese Zeit nahmen die Operationen der französischen Flotte ihr Ende. Das Auftreten derselben war noch weniger ruhmreich als das des Landheeres. Sie verhielt sich durchaus passiv und ließ sehr bald erkennen, daß sie nicht zu fürchten sei. Die beiden kleinen Gefechte in der Ostsee, am 17. August bei Hiddensee (Rügen) und am 21. desselben Monats in der Putziger Bucht bei Danzig endeten mit einem Erfolg der preußischen Schiffe Grille und Nymphe. Am 28. September hatte die feindliche Flotte die Ostsee, Anfang November die Nordsee, wo sie sich einige Male bei Helgoland gezeigt, verlassen. Um die beabsichtigte und gefürchtete Landung an der preußischen Küste aus-

führen zu können, fehlte es den Franzosen an Mannschaften. Den bei weitem größten Theil der Seesoldaten hatten sie in das Landheer eingestellt. Ernster war das Gefecht zur See zwischen dem preußischen Kanonenboot Meteor und dem französischen Aviso Bouvet, weit von dem eigentlichen Schauplatz des Krieges entfernt, in den Gewässern der Havana am 12. November. Aber auch hier siegten die Preußen. Stark beschädigt mußte das französische Schiff den Hafen von Havana aufsuchen.

In Paris verzichtete Trochu nach dem Verluste von Le Bourget für längere Zeit auf jeden größeren Ausfall. Am 14ten November brachte eine Brieftaube die Nachricht vom Siege der Franzosen über General von der Tann bei Coulmiers und von der Räumung Orleans. Sie belebte die Hoffnung der Pariser; sie erwarteten in naher Zeit den schon lange verheißenen Entsatz durch die Loire-Armee. Aber vergeblich. Als die Hülfe nicht kam, begann man zu fragen, wo die Armeen von der Loire, von der Normandie und der Bretagen blieben? Ja, man sprach die Besorgniß aus, daß die Provinzen für sich allein einen Frieden mit den Deutschen schließen könnten. Trochu selbst machte sich keine Illusionen. Er sah die Lage in verzweifeltem Lichte und klagte bitter über den Geist der Armee, der Mobilen und der Pariser, namentlich aber über die Zeitungen, von denen nur wenige noch die Regierung unterstützten. Die Masse der bewaffneten Arbeiter-Bevölkerung wurde immer unbequemer. Sie führte während der Belagerung ein behaglicheres Leben denn je; die Regierung bezahlte reichlich ihre Dienste in der Nationalgarde, die mit viel Müßiggang und wenig Gefahr verbunden waren, und sorgte für ihren und ihrer Familie Lebensunterhalt. Ein so bequemes Dasein, in dem er sich noch dazu als heroischer Vertheidiger der Stadt fühlte, war dem Arbeiter zu andern Zeiten nicht beschieden. Er hatte deshalb ein lebhaftes Interesse an der Fortsetzung des Kampfes und drängte unausgesetzt zum Angriff, natürlich unter dem Vorbehalt, daß Andere ihre Haut zu Markte trügen. So machte sich seit Mitte November zwar die beständige Neigung des Vertheidigers zum Vorgehn bemerklich, unter den vielfachen Anläufen zeigte sich jedoch nur in dem Ausfall vom 30. November, 2. December und 19. Januar ein fester Wille. Die übrigen waren nicht mehr als ein unsicheres Herumtasten oder widerwilliges Nachgeben gegen diejenigen, welche Handlungen sehen wollten.

Die Streitkräfte in Paris waren seit Anfang November in drei Armeen eingetheilt. Mit der II., unter General Ducrot stehenden, hatte Trochu die Absicht, durchzubrechen, um einer der

Armeen in der Provinz die Hand zu reichen und mit ihr vereint Paris zu entsetzen. Die III. unter Vinoy sollte dies Unternehmen durch Nebenangriffe unterstützen, während die I. in der Hauptstadt zurückblieb, um die Ordnung dort aufrecht zu erhalten. Nachdem in der Nacht vom 26. zum 27. November nach lebhafter Beschießung ein Ausfall auf der Südfront gegen das VI. Armee-Corps leicht zurückgeworfen war, zeigte sich in den darauf folgenden Tagen eine große Rührigkeit auf der östlichen Seite. Es war die Zeit, in der die französische Loire-Armee einen Vorstoß auf Paris machte und in der Schlacht von Beaune-la-Rolande durch die Armee des Prinzen Friedrich Karl zurückgewiesen wurde. Im Norden war am 27. November Amiens von General von Manteuffel genommen; von dort durfte also ein Angriff nicht befürchtet werden, und man konnte die Stellung der Württemberger ohne Gefahr durch näheres Heranschieben der Maas-Armee an die Marne verstärken. Am Morgen des 30. November griff General Ducrot mit der II. Armee von Nogent und Charenton aus die Stellungen der Deutschen auf dem rechten Marneufer an, um nach der Noire durchzubrechen. Die eben erst eingerückten und mit dem Terrain noch unbekannten sächsischen Corps stehen wurden bei Brie und Champigny zurückgedrängt und die Württembergische Division bei Villiers, das zwischen den beiden genannten Orten, aber weiter östlich liegt, in ein außerordentlich heißes Gefecht verwickelt. Die Württemberger, die durch Theile des II. und VI. Armee-Corps unterstützt wurden, führten es mit großer Erbitterung bis nach Einbruch der Dunkelheit fort. Dasselbe endete damit, daß die Deutschen Villiers behaupteten. Die Franzosen gingen mit ihren Hauptstreitkräften wieder auf das rechte Marne-Ufer zurück, behielten jedoch auf dem linken noch festen Fuß in den sonst von unsern Vorposten besetzten Dörfern Brie und Champigny. Die gleichzeitigen Angriffe im Süden gegen das II. bairische und VI. preußische Corps, im Norden gegen die Garde und das IV. Corps waren mit geringer Mühe abgewiesen. Am Tage darauf erneuerte der Feind den Kampf nicht, aber blieb aber in den genommenen Dörfern, und Prinz Georg von Sachsen, commandirender General des XII. Armee-Corps, erhielt deshalb vom Kronprinzen Albert von Sachsen den Befehl, die Franzosen aus diesen Ortschaften am 2. December mit Gewalt zu vertreiben. Drei sächsische Bataillone wandten sich gegen Brie, drei württembergische gegen Champigny; sie warfen den Feind aus beiden Orten. Dann aber mußten sie, angegriffen von neuen, sehr überlegenen Kräften, dieselben nochmals räumen. Dagegen entschied sich der Kampf bei Villiers

führen zu können, fehlte es den Franzosen an Mannschaften. Den bei weitem größten Theil der Seesoldaten hatten sie in das Landheer eingestellt. Ernster war das Gefecht zur See zwischen dem preußischen Kanonenboot Meteor und dem französischen Aviso Bouvet, weit von dem eigentlichen Schauplatz des Krieges entfernt, in den Gewässern der Havana am 12. November. Aber auch hier siegten die Preußen. Stark beschädigt mußte das französische Schiff den Hafen von Havana aufsuchen.

In Paris verzichtete Trochu nach dem Verluste von Le Bourget für längere Zeit auf jeden größeren Ausfall. Am 14ten November brachte eine Brieftaube die Nachricht vom Siege der Franzosen über General von der Tann bei Coulmiers und von der Räumung Orleans. Sie belebte die Hoffnung der Pariser; sie erwarteten in naher Zeit den schon lange verheißenen Entsatz durch die Loire-Armee. Aber vergeblich. Als die Hülfe nicht kam, begann man zu fragen, wo die Armeen von der Loire, von der Normandie und der Bretagen blieben? Ja, man sprach die Besorgniß aus, daß die Provinzen für sich allein einen Frieden mit den Deutschen schließen könnten. Trochu selbst machte sich keine Illusionen. Er sah die Lage in verzweifeltem Lichte und klagte bitter über den Geist der Armee, der Mobilen und der Pariser, namentlich aber über die Zeitungen, von denen nur wenige noch die Regierung unterstützten. Die Masse der bewaffneten Arbeiter-Bevölkerung wurde immer unbequemer. Sie führte während der Belagerung ein behaglicheres Leben denn je; die Regierung bezahlte reichlich ihre Dienste in der Nationalgarde, die mit viel Müßiggang und wenig Gefahr verbunden waren, und sorgte für ihren und ihrer Familie Lebensunterhalt. Ein so bequemes Dasein, in dem er sich noch dazu als heroischer Vertheidiger der Stadt fühlte, war dem Arbeiter zu andern Zeiten nicht beschieden. Er hatte deshalb ein lebhaftes Interesse an der Fortsetzung des Kampfes und drängte unausgesetzt zum Angriff, natürlich unter dem Vorbehalt, daß Andere ihre Haut zu Markte trügen. So machte sich seit Mitte November zwar die beständige Neigung des Vertheidigers zum Vorgehn bemerklich, unter den vielfachen Anläufen zeigte sich jedoch nur in dem Ausfall vom 30. November, 2. December und 19. Januar ein fester Wille. Die übrigen waren nicht mehr als ein unsicheres Herumtasten oder widerwilliges Nachgeben gegen diejenigen, welche Handlungen sehen wollten.

Die Streitkräfte in Paris waren seit Anfang November in drei Armeen eingetheilt. Mit der II., unter General Ducrot stehenden, hatte Trochu die Absicht, durchzubrechen, um einer der

Armeen in der Provinz die Hand zu reichen und mit ihr vereint Paris zu entsetzen. Die III. unter Vinoy sollte dies Unternehmen durch Nebenangriffe unterstützen, während die I. in der Hauptstadt zurückblieb, um die Ordnung dort aufrecht zu erhalten. Nachdem in der Nacht vom 26. zum 27. November nach lebhafter Beschießung ein Ausfall auf der Südfront gegen das VI. Armee-Corps leicht zurückgewiesen war, zeigte sich in den darauf folgenden Tagen eine große Rührigkeit auf der östlichen Seite. Es war die Zeit, in der die französische Volks-Armee einen Vorstoß auf Paris machte und in der Schlacht von Beaune la Rolande durch die Armee des Prinzen Friedrich Karl zurückgewiesen wurde. Im Norden war am 27. November Amiens von General von Manteuffel genommen; von dort durfte also ein Angriff nicht befürchtet werden, und man konnte die Stellung der Württemberger ohne Gefahr durch näheres Heranschieben der Maas-Armee an die Marne verstärken. Am Morgen des 30. November griff General Ducrot mit der II. Armee von Nogent und Charenton aus die Stellungen der Deutschen auf dem rechten Marneufer an, um nach der Loire durchzubrechen. Die eben erst eingerückten und mit dem Terrain noch unbekannten sächsischen Vorposten wurden bei Brie und Champigny zurückgedrängt und die Württembergische Division bei Villiers, das zwischen den beiden genannten Orten, aber weiter östlich liegt, in ein außerordentlich heißes Gefecht verwickelt. Die Württemberger, die durch Theile des II. und VI. Armee-Corps unterstützt wurden, führten es mit großer Erbitterung bis nach Einbruch der Dunkelheit fort. Dasselbe endete damit, daß die Deutschen Villiers behaupteten. Die Franzosen gingen mit ihren Hauptstreitkräften wieder auf das rechte Marne-Ufer zurück, behielten jedoch auf dem linken noch festen Fuß in den sonst von unsern Vorposten besetzten Dörfern Brie und Champigny. Die gleichzeitigen Angriffe im Süden gegen das II. bairische und VI. preußische Corps, im Norden gegen die Garde und das IV. Corps waren mit geringer Mühe abgewiesen. Am Tage darauf erneuerte der Feind den Kampf nicht, hielt aber in den genommenen Dörfern, und Prinz Georg von Sachsen, commandirender General des XII. Armee-Corps, erhielt deshalb vom Kronprinzen Albert von Sachsen den Befehl, die Franzosen aus diesen Ortschaften am 2. December mit Gewalt zu vertreiben. Drei sächsische Bataillone wandten sich gegen Brie, drei württembergische gegen Champigny; sie warfen den Feind aus beiden Orten. Dann aber mußten sie, angegriffen von neuen, sehr überlegenen Kräften, dieselben nochmals räumen. Dagegen entschied sich der Kampf bei Villiers

wiederum zu Gunsten der Deutschen. Die beträchtlichen Verluste der Letzteren, sowie ihre nach den Kämpfen, Anstrengungen und Entbehrungen der vorangegangenen Tage eingetretene Ermüdung ließen es gerathen erscheinen, auf weitere Verstärkungeu Bedacht zu nehmen, für den Fall, daß der Feind seine Angriffe erneuern würde. Ehe jedoch die ungefähr bis auf 80,000 Mann zusammengezogene Macht der Deutschen zur Verwendung kam, war das Unterliegen der Franzosen bereits entschieden. Nach kleinen Scharmützeln am 3. December zog der Feind sich am 4. aus Brie und Champigny zurück und brach die Brücke hinter sich ab. Für den 6. bis 8. December erbat sich der Gegner Waffenruhe auf der Ostfront von Paris, um die Gefallenen bestatten zu können. Die Franzosen hatten 2316 Todte, danach also einen Gesammtverlust von ungefähr 10,000 bis 12,000 Mann. Der Verlust der Deutschen war ebenfalls beträchtlich, erreichte aber nicht die gleiche Höhe.

General Ducrot erklärte am 4. December, seine Truppen seien unfähig, einen neuen Kampf auszuhalten, man müsse aufhören und unterhandeln. Jules Favre war gleichfalls für einen Entschluß, der zu einem ehrenvollen Abkommen führte. Doch wies er auf die heranmarschirenden Armeen hin, jedenfalls wollte er zuerst die öffentliche Meinung befragen. Ducrot verwarf den Hinweis auf die heranrückenden Armeen, in seinen Augen waren sie nur Haufen, unfähig die Deutschen aufzuhalten. „Der Meinung von Paris dürfe ein Kriegsmann nicht seine Ueberzeugung und seine Verantwortung opfern.“ Uebrigens wollte die große Mehrheit den Frieden. General Trochu war als Commandant von Paris gegen Verhandlungen, obgleich er eingestand, er habe immer die Vertheidigung von Paris als einen „heldenmüthigen Wahnsinn“ angesehn, aber als einen Wahnsinn, dem man ohne Schande nicht entgehn könne. Er habe gleichfalls wenig Vertrauen zu den Armeen in der Provinz, trotz dem aber werde er nicht capituliren. Am 5. December schickte Moltke einen Brief an die Pariser Regierung, in dem er die Niederlage der Loire-Armee bei Orleans vom 1. bis 4. December mittheilte. Die Mehrheit der Regierungsmitglieder hielt das Schreiben für eine leere Prahlerei. Das Anerbieten Moltkes, an Trochu, einen französischen Offizier nach Orleans zu schicken, der sich persönlich von der mißlichen Lage der Loire-Armee überzeugen sollte, wurde einfach als unnöthig abgewiesen. Auch hatte sich herausgestellt, daß Trochu bei seinem Widerstande nur auf die Linie und die Mobilgarden rechnen durfte. Die Nationalgarde hielt nicht Stand, und die Bevölkerung von Paris war mehr als unbrauchbar.

Sie verzehrte die Mundvorräthe und zeigte nach wie vor eine Mischung von Hartnäckigkeit, Leichtsinn und Einbildung, welche sie wohl zu längerem Aushalten aber nie zum Kämpfen befähigte. Aufgefangene Ballonbriefe aus Anfang December gestanden eine fast schon unerträgliche Lage ein und ließen den Wunsch eines baldigen Endes errathen. Selbst die Reichen waren größtentheils bereits auf die Nahrung angewiesen, welche von der Regierung verabreicht wurde. Krankheit und Elend nahmen zu, während der geringe Handel mit Lebensmitteln die Theuerung noch zu übertreiben suchte. Es blieb aber bei der Fortsetzung des Krieges. Gambetta war vor allen Andern für sie, trotz der Niederlagen von Orleans, die er in seinen Proclamationen abzuschwächen suchte. Die Flucht der Regierungs-Deligation von Tours nach Bordeaux öffnete der Bevölkerung die Augen und lehrte sie die wahre Lage der Dinge erkennen. Ihre einzige Hoffnung blieb noch, daß Trochu nach gelungenem Durchbruch der Loire-Armee zu Hülfe eilte. So erwartete die Provinz ihr Heil von Paris und Paris von der Provinz. Uebrigens fing man an, hier sowohl wie dort mit der Dictatur Gambettas immer unzufriedener zu werden. Die Pariser Zeitung „La France" machte sich den Verlust von Orleans zu Nutze, um die Schale ihres Zorns über ihn auszuschütten. „Persönliche Gewalt läßt sich nur durch den Erfolg rechtfertigen" sagte sie. „Was hat denn aber Herr Gambetta während der Zeit, wo er Kriegsminister ist, erreicht? Metz, Schlettstadt, Breisach, Thionville und La Fère haben während seines Regiments capitulirt, der Feind hat Amiens, Rouen, Orleans besetzt, Belfort eingeschlossen, er bedroht Lyon und Besançon und hat den Umkreis seiner Occupation beinahe verdoppelt." Hätte Frankreich einen thatkräftigen Mann besessen, der die damalige Stimmung für den Frieden geschickt zu benutzen wußte und den Muth hatte, der durch die unruhigen Elemente beherrschten öffentlichen Meinung entgegenzutreten, der Friede wäre schon im December zu Stande gekommen. Allein Frankreich sollte den Kelch seiner Leiden bis auf die Hefe leeren.

Die Pariser Truppen verstärkten nach den unglücklichen Kämpfen bei Beginn des Monats die Verschanzungen auf dem Mont Avron und errichteten neue Werke vor der Nordost-Front. Es war daher wahrscheinlich, daß der nächste Ausfall auf dieser Seite stattfinden würde, und am 21. December, Morgens 7 Uhr, erfolgte in der That ein Angriff wieder gegen Le Bourget, das von 5 Compagnien der Garde besetzt war. Der Feind drang von Norden ein und verhinderte dadurch, daß vom Orte aus

nach Hülfe gesandt werden konnte. Bei der ungünstigen Windrichtung wurde der Kampf um Le Bourget von den benachbarten Hauptcorps sehr spät bemerkt. Erst nach 9 Uhr kam der schwachen Besatzung, welche sich bis dahin im Dorfe standhaft gewehrt hatte, die erste Unterstützung, mit deren Hülfe am Nachmittag Le Bourget von den Franzosen wieder gesäubert war. Während dieser Kämpfe beim Gardecorps ging der Feind Mittags, unterstützt durch die schweren Batterien des Mont Avron von Neuilly aus gegen die Sachsen vor. Auch hier blieben die Deutschen Sieger. In den nächsten Tagen lagerten die französischen Truppen außerhalb der Mauern von Paris, um den Kampf fortzusetzen, allein die erneuten schwachen Angriffe endeten stets mit Niederlagen, zum Theil sogar mit wilder Flucht. Die Soldaten wollten nicht mehr schlagen, es gebrach ihnen an der moralischen Kraft zu der von ihren Führern beabsichtigten Weiterführung des Kampfes. Viel hatte die vor Weihnachten eingetretene strenge Kälte zur Entmuthigung beigetragen. Auch unsere Truppen hatten von ihr schwer zu leiden, doch büßten sie nicht an Leistungsfähigkeit ein. So kam es, daß die Deutschen gerade in den Tagen, wo die Franzosen ihre Angriffs-Versuche einstellten, ihre Vorbereitungen so weit vollendeten, daß sie zum Angriff übergehn konnten.

Einundsiebenzigstes Kapitel.

Die Bundesverträge Süddeutschlands mit dem norddeutschen Bund. Neubegründung des deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde. Bombardement von Paris. Zustände in Paris. Unzufriedenheit mit der bestehenden Regierung. König Wilhelm als deutscher Kaiser zu Versailles proclamirt. Letzter Ausfall am 19. Januar. Capitulation. Friedenspräliminarien zu Versailles. Friede zu Frankfurt a. M.

Während die deutschen Heere die feindliche Hauptstadt umlagerten und die durch Gambetta in den Provinzen gebildeten Armeen des Massenaufgebotes bekämpften, wurde durch die Diplomaten der deutschen Regierungen die Frage über die Einigung Deutschlands behandelt. Ihr Verhalten wurde ihnen durch den Willen des deutschen Volkes vorgeschrieben, welches sich nicht nur entschlossen erklärte, die Waffen so lange zu führen, bis der Friede durch gesicherte Grenzen gegen wiederkehrende Angriffe des eifersüchtigen Nachbarn verbürgt war, sondern auch der Ueberzeugung lebte, daß aus der treuen Waffengenossenschaft der deutschen Stämme das so lange angestrebte Werk der Wiedervereinigung hervorgehn müsse. Im Jahre 1870 ging, was 1815 nicht geschah,

die Diplomatie Hand in Hand mit den Wünschen des Volkes, und es war eine eigenthümliche Fügung des Schicksals, daß gerade an dem Ort, von dem aus durch Jahrhunderte hindurch feindselige Pläne gegen Deutschland geschmiedet waren, das deutsche Reich in neuem Glanze erstehn sollte. Schon am 15. November wurde zu Versailles der Vertrag über Gründung eines deutschen Bundes zwischen dem norddeutschen Bunde, Baden und Hessen unterzeichnet. Baiern erklärte seinen Beitritt am 23., Würtemberg am 25. November. Am 24. November war der norddeutsche Reichstag in Berlin zusammengetreten. Er bewilligte eine zweite Anleihe von 100 Millionen Thalern zur Fortsetzung des Krieges und hieß am 9. December die Verträge mit den süddeutschen Staaten gut. Inzwischen hatte König Ludwig II. von Baiern am 3. December in einem Schreiben „An des Königs von Preußen Majestät" „die Wiederherstellung eines deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde" unter König Wilhelm in Anregung gebracht und die Zustimmung sowohl der deutschen Fürsten als auch der freien Städte Hamburg, Bremen und Lübeck erlangt. Volk und Reichstag begrüßten die Wiederbelebung der deutschen Kaiserwürde mit Enthusiasmus. Die vom Bundesrathe vorgelegte Verfassung für das „deutsche Reich" — so lautete der Name — wurde, mit Vorbehalt weiterer Veränderungen durch den ersten deutschen Reichstag, am 10. December angenommen und auf Laskers Antrag die Ueberreichung einer Adresse an König Wilhelm durch 30 Mitglieder des Reichstages in Versailles beschlossen. Am Sonntag den 18. December, nach Besuch des Gottesdienstes, nahm König Wilhelm dieselbe aus den Händen des Präsidenten Simson entgegen. Es war das zweite Mal, daß einem preußischen König das Anerbieten der deutschen Kaiserkrone gemacht wurde. Diese beiden Könige waren Brüder, aber wie ganz anders lagen die Verhältnisse, unter denen König Friedrich Wilhelm IV. am 3. April 1849 in Berlin die Deputation der deutschen National-Versammlung und König Wilhelm am 18. December 1870 die Vertreter des norddeutschen Reichstages zu Versailles empfing! Sehen wir von der verschiedenen Machtstellung unseres engeren Vaterlandes ab. Dem älteren Bruder erregte der Inhalt der in Frankfurt beschlossenen Reichsverfassung und die mangelnde Zustimmung der deutschen Fürsten Anstoß. König Wilhelm dagegen vermißte die Zustimmung der Volksvertretung der süddeutschen Staaten, von denen sich bis dahin blos die Badische Kammer der Abgeordneten mit der Neugestaltung Deutschlands einverstanden erklärt hatte. Der König war tief bewegt. Graf

Bismarck zupfte an den Gardinen, weil er glaubte, daß ihm mangelndes Licht das Lesen seiner Rede, mit der er der Deputation des Reichstages antwortete, erschwerte. Es war nicht die Beleuchtung, innere Bewegung hätte, wie das gleichfalls bei Verlesung der Thronrede am 19. Juli der Fall gewesen war, die Augen des Königs feucht gemacht und getrübt. Er erklärte sich bereit, die Kaiserkrone anzunehmen. „Aber" so waren seine Worte: „Sie wissen, daß in dieser so hohe Interessen und so große Erinnerungen der deutschen Nation berührenden Frage, nicht mein eigenes Gefühl, auch nicht mein eigenes Urtheil meinen Entschluß bestimmen kann, nur in der einmüthigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf."

Die Zustimmung der hessischen und würtembergischen Kammern zu den Bundesverträgen wurde mit großer Majorität noch vor Ablauf des Jahres gegeben, in Baiern erfolgte sie erst am 21. Januar 1871. Weil jedoch über den Ausfall der Verhandlungen in München kein Zweifel herrschte, so wurde die Feier der Proclamation des deutschen Kaiserreiches schon auf einen früheren Termin, auf den 18. Januar, einen der glorreichsten Erinnerungstage des Hohenzollernhauses, den 170. Jahrestag des preußischen Königsthums verlegt. Mit der Beschreibung dieses denkwürdigen Tages wollen wir jedoch der übrigen Erzählung nicht vorgreifen.

In Deutschland hatte man schon lange auf die Eröffnung des Bombardements gewartet. Von dort aus erschienen die Schwierigkeiten desselben nicht so groß, wie sie in Wirklichkeit waren. Man meinte, in vier Wochen hätte der Belagerungspark herbeigeführt sein müssen, und schob die Verzögerung der Beschießung auf eine zu große Rücksicht des Königs gegen die feindliche Stadt. Wir wissen aber bereits, daß der Grund allein in der mangelhaften Eisenbahn-Verbindung zwischen Deutschland und Paris lag. Erst am 23. November war es möglich die Bahn bis Nanteuil wieder zu benutzen. Seitdem konnten die Züge bis in das Bereich der französischen Kugeln vom Mont Avron fahren, und nun wurde auch die schwere Belagerungs-Artillerie für die Ostseite herbeigeführt. Unter den Vorbereitungen zum Bombardement rückte das Weihnachtsfest heran. Auch fern von der Heimath, mitten in Feindesland, vergaß der Deutsche, dessen Gemüth an keinem Fest enger hängt als an Weihnachten, nicht, vereint mit einer Anzahl seiner Waffenbrüder sich die gewohnten

Freuden zu bereiten, so gut es eben ging. Ein Weihnachtsbaum mit einigen Lichtern und eine warme Bowle genügten, den heiligen Abend zu einem Feste zu machen. Und die Angehörigen in der Heimath hatten es nicht an reichlichen Gaben fehlen lassen. Die Feldpost hatte vollauf zu thun. Vom 15. October bis 16ten December, an welchem Tage die Feldpost-Sendungen für Weihnachten geschlossen wurden, waren 1,219,533 Pakete in 560 Eisenbahnwaggons an die Truppen befördert worden. In einfacher und ernster Weise wurde der Weihnachtsabend in sämmtlichen Lazarethen, namentlich aber im Hauptquartier zu Versailles gefeiert. Die Abtheilung von Pionieren und Infanteristen, die mit der Anlegung der Verhaue für die Belagerungsarbeiten betraut war und in der Heeressprache die Bezeichnung „Verschönerungs-Verein von Versailles" erhalten, hatte an jungen Tannen und Fichten soviel geliefert, daß auch die Vorposten ihren Baum bekommen konnten. Nachdem durch die Glocken der Kirchen der heilige Abend eingeläutet war, wurden in der Stadt zunächst für die Schwerverwundeten vor ihren Betten Bäume angezündet. Die transportablen Kranken und in der Genesung begriffenen versammelten sich im Saale Ludwigs XIII., in dessen Mitte auf einer mit weißen Linnen überdeckten Tafel drei mächtige Weihnachtsbäume aufgestellt waren, unter denen Geschenke aller Art lagen. Als die blessirten Krieger in den Saal traten, empfing sie die Musik mit dem Choral: „Nun danket Alle Gott." Darauf hielt der Feldprediger eine einfache und herzliche Ansprache. Ueber die Geschenke entschied das Loos, doch wurde darauf gesehn, daß Jeder warme Winterkleider erhielt. Um 6 Uhr führte man die Krieger zur Abendmahlzeit, bei der die Bowle nicht fehlte. Nach der Bescheerung der Kranken fand um 7 Uhr die Feier beim Kronprinzen statt, zu der er die Offiziere seines Hauptquartiers eingeladen hatte, und um 9 Uhr beim König, wo einige Fürsten, höhere Offiziere und Beamte des großen Hauptquartiers versammelt waren. Die Forts hatten auch an diesem Abend wie gewöhnlich ein lebhaftes aber zweckloses Feuer unterhalten, an das die Truppen bereits so gewöhnt waren, daß sie in ihrer Weihnachtsstimmung sich nicht stören ließen. Das beste Geschenk für die Soldaten war die Nachricht von dem Siege Manteuffels am 23. December an der Hallue und von der bevorstehenden Eröffnung des Bombardements, von dem die endliche Beendigung des Krieges erhofft wurde.

Am 27. December begannen die nunmehr fertig ausgerüsteten Batterien der Ostseite ihr Feuer aus 76 schweren Geschützen gegen den Mont Avron und das bei demselben befindliche Barackenlager,

sowie gleichzeitig gegen die Forts Noisy, Rosny und Nogent. Schon am 28. schwieg der Mont Avron gänzlich, und den Tag darauf fanden unsere Truppen die Verschanzungen geräumt. In Paris rief das Verlassen des Berges eine sehr gedrückte Stimmung hervor, die Bevölkerung empfand den Ernst der Lage mehr denn je. Sie fürchtete das Bombardement der Stadt und verlangte laut eine energische That. Mit der Gefahr wuchsen die Leiden des Hungers und der Kälte, welche in jenem Winter stärker wie gewöhnlich auftrat. Vom Genuß des Fleisches von Pferden war man zu dem von Hunden, Katzen und Ratten herabgestiegen. Eine fette Ratte wurde schon Anfang December mit 12 Sgr. bezahlt, fast alle Thiere des Jardin des Plantes waren verzehrt worden. Die Wöcherinnen waren zum Theil durch Entkräftung verhindert, ihre Säuglinge zu ernähren, und die Sterblichkeit unter den Neugeborenen erreichte eine erschreckliche Höhe. Das den Einwohnern in ungenügender Menge zugetheilte Brod war ein abscheuliches Gemisch von ein wenig Mehl, mit jeder Art von fremden Substanzen gemengt. Noch schlimmer stand es mit dem Brennmaterial. Das trockene Holz war sehr selten geworden. Man hatte deshalb regelmäßige Schläge in den geschonten Theilen der Wäldchen von Boulogne und Vincennes eingerichtet, ja selbst Bäume von den Boulevards gefällt. Aber das nasse, grüne Holz brannte schlecht. Auch kam es wiederholt vor, daß bewaffnete Banden das zur Vertheilung von der Regierung angesammelte Brennholz stahlen. Die Steinkohlen waren zu Ende, das Gas vollständig verschwunden und kleine Petroleumlampen ließen die sonst so strahlend erleuchteten Straßen in einem Halbdunkel erscheinen, welches die Abendnebel noch dichter machten. Die schweren Entbehrungen trugen dazu bei, den Unwillen des Volkes gegen die Mitglieder der Regierung, von deren Uneinigkeit die Nachricht bereits in die Oeffentlichkeit gedrungen war, zu vergrößern. In den Clubversammlungen der Commune, an denen auch die Frauen regen Antheil nahmen, erklärte man, daß der „Papagei" Jules Favre und der „Spatz" Trochu nicht die Männer seien, Paris zu retten, nur die Commune vermöge dies, und „die Schreckenszeit von 93 solle blaß im Vergleich zu derjenigen erscheinen, die man den Reactionären und Verräthern bereiten werde." Damit waren die Mitglieder der Regierung und ihre Anhänger gemeint. Immer wurde aber die Frage wegen der Vertheidigung weniger behandelt, als die des Besitzes und der sogenannten Privilegien der Reichen.

Wie der Regierung in Paris erging es auch Gambetta im Süden. Seine Gegner mehrten sich täglich, und sein früherer

College, der entsetzte Commandeur der Armee der Bretagne, Keratry, beschuldigte ihn offen der Willkürherrschaft und der Herbeiführung der Commune. Die Unlust der Neuausgehobenen am Kampfe war so groß, daß Gambetta am 29. December den Directoren der Eisenbahnen befahl, Maßregeln zu treffen, um die Abreise von Militärpflichtigen zu verhindern. Die Deserteure forderte er auf, zu ihren Corps zurückzukehren. —

Nach der erfolgreichen Beschießung der Ostseite wurde am 5. Januar bei einem herrlichen, windstillen Wintertage und neun Grad Kälte, die am folgenden Tage in 7 Grad Wärme umschlug, auch das Feuer gegen die Südwest-Front aus den bei Bagneux, Chatillon und Clamart errichteten Batterien eröffnet. Die Vorbereitungen dazu waren schon bald nach der Einschließung getroffen, aber der Weg von Nanteuil, wo das dazu nöthige Material gesammelt war, bis in die Nähe von Versailles betrug 11 Meilen. Es fehlte an Pferden und Wagen zum Transport. Deshalb mußten in Deutschland 24 Fuhr-Colonnen, jede zu 40 vier- oder sechsspännigen Wagen eingerichtet werden, welche nach und nach mit der Eisenbahn der Belagerungs-Armee zugeführt wurden. Bis zum Schluß des Jahres gelang es, auf diese Weise 275 Geschütze mit 500 Schuß für jedes Geschütz bis in die Nähe von Versailles hinzuschaffen. Zunächst wurden aber nur 123 in Thätigkeit gesetzt. Ihr Feuer beantwortete der Feind lebhaft aus den Forts und Anfangs auch von Kanonenböten der Seine. Allein in wenigen Tagen wurden die Forts Issy und Vanves fast gänzlich, das Fort Montrouge größtentheils zum Schweigen gebracht. In die Stadt warfen die Belagerer täglich 200—300 Granaten, welche ausreichten, die auf dem linken Seine-Ufer liegenden Stadttheile lebhaft zu beunruhigen, den größten Theil der Bevölkerung daraus zu vertreiben und ihre Widerstandskraft zu erschüttern. Es kamen dabei bedauernswerthe Unglücksfälle vor. Frauen und Kinder wurden getödtet, Granaten schlugen in ein Hospitel ein. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die deutschen Heerführer dies auf das tiefste beklagten, doch war es, wie Graf Moltke auf ein Beschwerdeschreiben der Pariser Regierung antwortete, den preußischen Batterien noch nicht möglich, sich so weit der Stadt zu nähern, daß man die Neutralitätsflagge unterscheiden konnte. Gleichzeitig wurde der Angriff von Südwest durch verstärktes Feuer von Norden und Osten unterstützt, um die Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Vertheidigers zu theilen. Das Bombardement und die zunehmende Noth bewirkten, daß sich endlich einzelne Stimmen auch in der Presse hervorwagten, welche der Capitulation das Wort redeten, über-

wiegend trat jedoch noch immer die Forderung auf, die Linien der Deutschen mit Aufbietung der letzten Kräfte zu sprengen. Mit einer gediegenen Armee hätte man vielleicht versuchen können, hierbei den Schutz der nächtlichen Dunkelheit zu Hülfe zu nehmen, aber mit den Heeren Trochus, in denen nicht mehr die Führer den Soldaten, noch die Soldaten den Führern trauten, mußte der Ausgang der Unternehmungen in den Nächten zum 14. und 15. Januar nach Nordost beide Male ein unglücklicher sein. Die Angriffs-Colonnen wichen schon vor dem Feuer unserer Vorposten in Unordnung zurück. Ein besserer Erfolg war auf der Weiseite möglich, weil die Deutschen hier keine Belagerungsgeschütze aufgepflanzt hatten. Ehe jedoch der Versuch hierzu von den Franzosen gemacht wurde, geschah am 18. Januar die Proclamation des Königs Wilhelm von Preußen zum Kaiser des neuerstandenen deutschen Reiches.

Durch die Lage der Dinge war es geboten, diese ewig denkwürdige Feier so geheim als nur möglich zu halten. Denn hätten die Pariser gewußt, was am 18. Januar 2½ Meilen von ihnen vor ging, sie würden gewiß den Ausfall, den die Deutschen erwarteten und der am folgenden Tage wirklich stattfand, ohne Zweifel 24 Stunden früher unternommen haben.

Unter den der Feier Beiwohnenden war das deutsche Volk nur durch die Armee vertreten. Aber die Augen der ganzen Nation, erfüllt von Freude und Dankbarkeit für das erreichte Ziel der Einigung, waren nach der Stelle gerichtet, wo im Kreise der Fürsten, der Heerführer und der Truppen König Wilhelm verkündete, daß er für sich und seine Erben an der Krone Preußens den altehrwürdigen Titel des deutschen Kaisers, auf den trotz mehr als sechszigjähriger Unterbrechung die Sehnsucht der Nation gerichtet blieb, in neuem Glanz wiederherstellen wollte.

Die Pflichten des Kriegsdienstes verhinderten es, daß alle Theile des um Paris lagernden deutschen Heeres in gleicher Stärke sich an der Kaiserfeier betheiligten. Allein von den meisten Regimentern waren ein Offizier, der Fahnenträger mit der Fahne und zwei Begleiter abgesandt. Zum Festsaal wurde der prächtigste Raum des Versailler Schlosser, die sogenannte „Spiegelgallerie" bestimmt. An der Decke zeigen Bilder in symbolischer Darstellung die Erniedrigung Hollands, Spaniens und vor Allem Deutschlands während der Kriege Ludwigs XIV. Unter ihnen vollzog sich die Erhöhung Deutschlands. Bald nach 12¼ Uhr trat König Wilhelm mit seinem Gefolge in den Festsaal ein, während ein Sänger-Chor, zusammengesetzt aus Mannschaften dreier Regimenter, das „Jauchzet dem Herrn, alle Welt" anstimmte. Der

König nahm in der Mitte vor dem roth bekleideten Altar, welcher das Zeichen des eisernen Kreuzes trug, seine Aufstellung, umgeben von den preußischen Prinzen, deutschen Fürsten und Generalen. Nach dem Chorgesange stimmte die Versammlung einen Vers des Chorals: „Sei Lob und Ehr" an. Darauf folgte die Liturgie und dann die Predigt über den Text des 21. Psalms: „Herr, der König freut sich in deiner Kraft und wie sehr fröhlich ist er über deine Hülfe." Nachdem der Gesang, „Nun danket Alle Gott" die kirchliche Feier beendet hatte, schritt der König durch die Reihen der Versammlung auf die Estrade zu. In kurzer Ansprache erklärte er sich bereit, die ihm und seinen Nachfolgern in der Krone Preußen von den deutschen Fürsten und freien Städten einmüthig angetragene deutsche Kaiserwürde zu übernehmen und gab dann dem Bundeskanzler eine „Proclamation an das deutsche Volk" zur Verlesung, in der die Worte über den Sinn und die Aufgaben des neuen Kaiserthums so lauteten: „Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volk vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unsern Nachfolgern wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung." Mit lauter Stimme rief nach beendeter Vorlesung der Großherzog von Baden: „Se. Majestät der deutsche Kaiser, König Wilhelm lebe hoch!" Dann trat der Kronprinz, als der erste der Reichsmannen, vor dem Kaiser und beugte sein Knie zur Huldigung. Der Kaiser hob den Prinzen empor und schloß ihn mit herzlichster Bewegung in seine Arme. Unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches ging es zum Mahle, das der Kaiser den abgesandten Offizieren gab. In die Melodie der „Wacht am Rhein," welche am Schluß der Tafel gespielt wurde, fiel der gesammte Chor der Offiziere ein. Damit war die einfache aber erhebende Feier zu Ende; eine eigentliche Krönung hatte nicht stattgefunden. Schon am Nachmittag verließen die Deputationen Versailles, und Abends ging Alles im Hauptquartier wieder seinen gewohnten Gang.

Der erste Tag des deutschen Kaiserreiches sollte ein Tag des Kampfes werden, aber eines glücklichen, der die Entscheidung vor Paris und einen nahen Frieden brachte.

Der Verlust des Berges Avron und das Bombardement der „heiligen Stadt" — Victor Hugo nennt Paris auch das Gehirn der Welt — hatten zur Folge, daß die Bevölkerung einen großen allgemeinen Ausfall forderte. Die Parteiführer der Commune und ihre Organe redeten dem Volk täglich vor, Trochu thue seine Pflicht nicht, er sei ein zweiter Bazaine, er versuche nur immer kleine Ausfälle. So bot Trochu „auf Verlangen" 100,000 Mann auf, mit denen er Versailles nehmen wollte, obwohl er und die Generale keinen Erfolg hofften. Zwei Plateaus stehen sich im Westen von Paris, wo die Krümmung der Seine eine große Halbinsel bildet, gegenüber. Das eine, nördliche ist das vom Mont Valerien, welches von den Franzosen beherrscht wurde, das andere sind die Höhen von Garches, die von unsern Truppen besetzt waren und sich von St. Cloud bis nach Bougival hinziehen. Gegen sie richteten die Franzosen ihren Angriff. Der Kampf begann um 10 Uhr Vormittags und endete um 9 Uhr Abends. Namentlich heiß war er bei Buzanval und um die Montretout-Schanze, welche bei St. Cloud liegt.

Zur Unterstützung der Franzosen feuerte nicht nur der Mont Valerien, sondern es rückten auch zwei gepanzerte Locomotiven mit Kanonen versehn, vor. Aber als die gepanzerten Ungethüme von den preußischen Batterien mit einigen Schüssen begrüßt waren, dampften sie ab.

Der beabsichtigte Erfolg des Feindes war vereitelt. Er bivouakirte in der Nacht mit starken Massen am Fuße des Mont Valerien, erneuerte jedoch, wie man erwartet hatte, den Angriff nicht. Die Größe seiner Verluste — er ließ 1200 Todte auf dem Kampfplatz — bewog die französischen Generale von der Fortsetzung abzustehn. Die Preußen verloren nur den 10. Theil davon, so daß das Zahlenverhältniß sich bei dem Gefecht vom 19. Januar für die Deutschen günstiger herausstellte, als bei allen früheren Kämpfen.

Der unglückliche Ausgang der Schlacht vom Mont Valerien rief in Paris die gewaltigste Aufregung hervor. Erhitzte Gemüther verlangten stürmisch einen Massenausfall, bei welchem die ganze Bevölkerung, einschließlich der Frauen und Kinder, gegen die deutschen Linien anlaufen sollten. Trochu dankte schon am 20sten Januar ab und übergab das Amt eines Gouverneurs von Paris an Vinoy. Der lang verhaltene Ingrimm der Blousenmänner der Vorstädte Belleville und Montmartre gegen das Gouvernement

entfesselte sich am 22. Januar in einer offenen Emeute. Sie hatten ihr Parteihaupt Flourens, der wegen Uebergriffe im Commando der Nationalgarde hinter Schloß und Riegel gehalten wurde, befreit, und drangen unter den Rufen: „Es lebe die Commune, nieder mit Trochu“ von verschiedenen Seiten gegen das Stadthaus vor. Aus den Thüren und Fenstern desselben empfing sie die Mobilgarde mit Gewehrfeuer. Der Pöbel stutzte. Die Meisten flohen, nur wenige leisteten Widerstand. Nach einer halben Stunde schickten die Meuterer einen Parlamentär mit der weißen Flagge und baten um Gnade. Zum Glück behauptete sich die Regierung. Wäre sie gestürzt, so ging Paris vielleicht der schrecklichsten Katastrophe entgegen, welche die Weltgeschichte kennen gelernt hat. Denn die Lebensmittel reichten nur noch für wenige Tage aus; erfolgte die Capitulation nicht rechtzeitig, d. h. so früh, daß die Stodt von Außen her verproviantirt werden konnte, so verfiel ein großer Theil der Bevölkerung unrettbar dem Hungertode. Was im Bereiche der deutschen Armee und auf mehrere Tagemärsche im Umkreis an Lebensmitteln vorhanden war, genügte kaum, um die Bevölkerung auch nur einen Tag zu ernähren, und die Rücksicht der Selbsterhaltung hätte die deutschen Truppen gezwungen, die unglücklichen Bewohner der Hauptstadt erbarmungslos hinter die Mauern zurückzuweisen, wenn der Hunger sie heraustrieb. Nach dem 22. Januar fühlte das Comité der nationalen Vertheidigung, daß die Axt an die Wurzel seines Bestehens gelegt war. Die entscheidenden Niederlagen Chanzys bei Le Mans am 12. Januar, Faidherbes bei St. Quentin am 19., die gefährdete Lage Bourbakis im Osten an der Schweizer Grenze mußten auch die letzten Hoffnungen auf Entsatz der Hauptstadt benehmen.

Am 23. Januar erschien Jules Favre in Versailles, um mit Bismarck zu unterhandeln. Seine gebrochene Haltung, die Mattigkeit seines Blickes, sein auffallend gealtertes Antlitz verriethen, daß die letzten Monate schweres Leid in seine Seele geprägt hatten. Wer ihn sah, mußte sagen: „Wahrlich, diesem Manne ist das Elend seines Vaterlandes zu Herzen gegangen.“ Dennoch kann ihn die Geschichte nicht von dem Vorwurfe freisprechen, daß er einer nutzlosen Verlängerung des Krieges das Wort geredet hat. Durch sie wurden Tausende und abermals Tausende in den Tod geschickt und in Paris jene schlechten Elemente groß gezogen, welche die Hauptstadt später, vom 28. März bis 22. Mai zum wüsten Schauplatz einer Schreckensherrschaft der Commune machten. Mit unkluger Selbstüberhebung wies er im September dieselben Bedingungen des Waffenstillstandes zurück, die er nach vier Monaten ohne große Schwierigkeiten annahm.

Am 26. Januar waren die Verhandlungen so weit gediehen, daß die Feindseligkeiten bei Paris von 12 Uhr Nachts eingestellt und die Verproviantirung der Hauptstadt eingeleitet werden konnte. Am 28. Januar kam die Convention zu Versailles zu Stande. Es wurde ein Waffenstillstand von 21 Tagen vereinbart, innerhalb dessen eine einzuberufende National-Versammlung entscheiden sollte, ob der Krieg fortzusetzen oder unter welchen Bedingungen Frieden zu schließen sei. Außerdem wurde bestimmt: Sofortige Uebergabe sämmtlicher Forts von Paris, Auslieferung der Waffen der zur Besatzung von Paris gehörigen Linientruppen, Mobilgarden und Marine-Soldaten bis auf 12,000 Mann für den innern Dienst der Militärbehörden und der Nationalgarde, welche die Ordnung in Paris aufrecht erhielt; Zahlung einer Kriegscontribution von 200 Millionen Francs, Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln. Die Feindseligkeiten im Osten gegen Bourbaki nahmen ihren Fortgang, während im übrigen Frankreich die Waffen ruhten. Gambetta protestirte gegen die Convention von Versailles und verbot durch ein Edict, die Zulassung aller höheren Beamten aus der Zeit des zweiten Kaiserreiches, sowie auch derjenigen Abgeordneten, welche durch die napoleonische Regierung als Candidaten empfohlen waren, zur Wahl für die neue National-Versammlung. Jules Favre hob auf Veranlassung Bismarcks, der auf den Paragraph der Convention über die aus „freien Wahlen" hervorgegangene Versammlung hinwies, die Rechtskraft dieses Erlasses auf, und Gambetta trat zurück. Er hatte sich überzeugen müssen, daß nicht nur die öffentliche Meinung, sondern auch die Regierung in Paris gegen ihn war. Der Glaube an seine Begabung, die von ihm aufgebotenen Heere zum Siege über die Deutschen führen zu können, brach durch den Uebertritt von Bourbakis Armee auf das Gebiet der Schweiz am 1. Februar auch bei seinen eifrigsten Anhängern zusammen. Von ihm gilt in viel höherem Maße als von Jules Favre, daß er ausgerüstet mit mehr Energie als staatsmännischem Talent und starrsinnig an seinen Ideen festhaltend, die Gewalt, die er nicht durch den Willen des Volkes besaß, sondern die er aus eigener Befugniß an sich gerissen hatte, nicht zum Segen, sondern zum Verderben seines Vaterlandes ausgeübt hat. Gambetta ist vor allen andern Mitgliedern der Regierung vom 4. September verantwortlich für das unnöthiger Weise vergossene Blut, für die ohne Grund aufgehäuften Trümmer, für die ohne Controlle verschleuderten Hülfsquellen des Landes.

Während Frankreichs Heere vernichtet, seine Kräfte erschöpft waren, standen die Deutschen kampffähig da. Die treffliche Heeres-

verwaltung hatte die Verluste schnell zu ersetzen gewußt, so daß am 1. März beinahe eine Million Deutsche, die Beamten und Trains mitgerechnet, auf französischem Boden standen. Außer ihnen befanden sich in der Heimath noch 250,000 Mann Ersatz- und Garnisonstruppen.

Der Ausführung des Vertrages stellten sich weiter keine Schwierigkeiten in den Weg. Am 29. Januar erfolgte die Besetzung der Forts. Zuerst wehte die preußische Fahne auf dem Mont Valerien. Lauter Hurrahruf begrüßte sie, als sie sich in der Luft entfaltete. Mit Staunen wurde das dort befindliche Riesengeschütz betrachtet, welches die Deutschen La Valerie getauft haben. Sein eigentlicher Name lautete jedoch „die schöne Josephine." An demselben Tage wurden auch die übrigen Forts von deutschen Truppen bezogen. Am 12. Februar trat die National-Versammlung zu Bordeaux zusammen. Die Vertreter waren aber unvollständig erschienen, und deshalb wurde eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 24. Februar nothwendig. Thiers erhielt das Amt des Präsidenten. Am 21. begannen die Friedenspräliminarien, sie fanden ihren Abschluß am 26. und bestimmten „Abtretung von Elsaß außer Belfort, von Deutsch-Lothringen einschließlich Metz, eine Contribution von 5 Milliarden wird in 3 Jahren gezahlt, so lange bleiben Theile Frankreichs außerhalb der neuen Grenze besetzt." Am 10. Mai wurden zu Frankfurt am Main diese Präliminarien durch die Vertreter Deutschlands und Frankreichs in einen definitiven Frieden verwandelt.

Eine besondere Schwierigkeit in den Vorverhandlungen hatte die Frage über den „Einzug der deutschen Truppen in Paris" gemacht. Thiers und Favre suchten ihn zu hintertreiben, weil die Pariser seine Ausführung für eine Schmach hielten. Durch die gewissenlose Aufhetzung der Presse ergingen sie sich in schimpflichen Drohungen gegen das deutsche Heer, und dies war der eigentliche Grund, weshalb durch einen Zusatzartikel zu den Präliminarien bestimmt wurde, daß einen genau begrenzten Theil von Paris im Nordwesten der Seine die deutschen Truppen bis zur Zahl von 30,000 Mann besetzen sollten. König Wilhelm verzichtete darauf, persönlich in feierlichem Einzug die Stadt zu betreten. Er hielt, gleichsam als friedlichen Schluß des beendeten großartigen Kriegsdramas, auf der Rennbahn von Longchamp zwischen der Seine und dem Boulogner Wäldchen eine große Parade ab. Die zur Besetzung bestimmten Truppen gehörten dem VI. und XI. preußischen und II. bairischen Corps an. Der Mitelpunkt des großartigen Bildes, welches der Einzug (1. März)

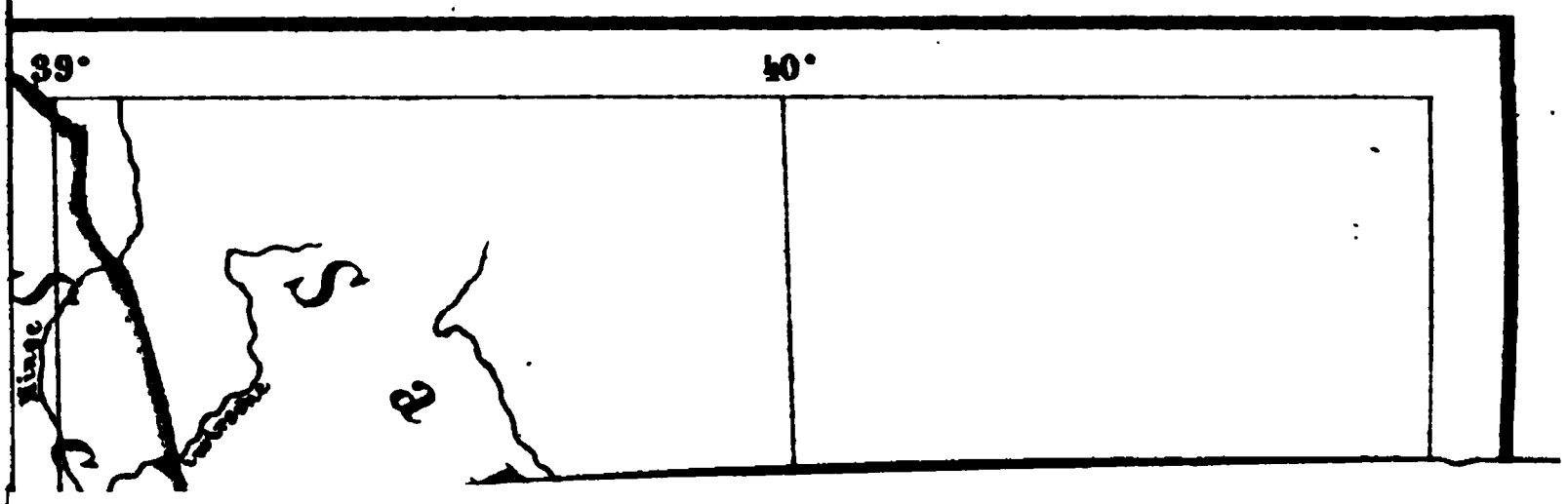
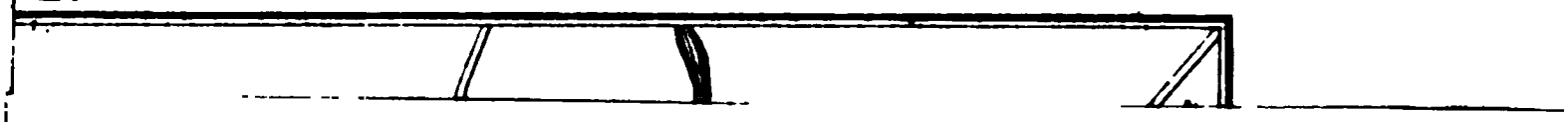
gewährte, war die Stelle vom Triumphbogen längs den Elyseischen Feldern bis zum Eintrachtsplatze. Eine große schaulustige Menge hatte sich eingefunden, und bald herrschte in den von den Deutschen eingenommenen Quartieren ein so fröhliches, buntes und lärmendes Treiben, wie es nach Aussage der Franzosen seit lange nicht gesehen worden. Die am 1. März erfolgte Bestätigung der Präliminarien durch die National-Versammlung in Bordeaux mit 546 gegen 107 Stimmen hatte zur Folge, daß Paris schon am Vormittag des 3. März wieder geräumt wurde. Vier Tage darauf brach das Hauptquartier von Versailles auf, mit ihm begann zugleich die Rückkehr der Truppen nach der Heimath. Innerhalb Deutschlands und weit über die Grenzen desselben hinaus, wo deutsche Herzen schlugen, wurden Friedensfeste gefeiert, und wie auf der Hinreise der König, so wurde jetzt bei der Rückreise der Kaiser in den Städten, durch die er kam, wiederum mit unendlichem Jubel und, wenn möglich, mit noch größerer Begeisterung begrüßt. Vor Allem aber geschah dies in Berlin, wo er mit dem Kronprinzen und Moltke am 7. März anlangte und des Abends eine glänzende Illumination, die alles bis dahin Dagewesene übertraf, stattfand. Die große dreitägige Feier des Einzuges der siegreichen Truppen, die aus allen Theilen Deutschlands zusammengesetzt waren, in Berlin wurde erst nach dem definitiven Frieden zu Frankfurt und nach unmittelbarem Schluß des ersten deutschen Reichstages vom 16. bis 18. Juni begangen. Dieser hatte seine Sitzungen am 21sten März begonnen und schloß sie, nachdem er die Verfassung des deutschen Reiches „zum Schutze des in Deutschland gültigen Rechtes und zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes“ am 14ten April mit allen gegen 7 Stimmen angenommen, am 15. Juni. Elsaß und Lothringen wurden keinem Einzelstaat einverleibt. Sie sollten als „Reichslande“ unmittelbar durch den Kaiser regiert werden, der die Ordnung derselben Bismarck übertrug, welcher Kanzler des deutschen Reiches wurde und den Fürstentitel erhielt.

So wurde die Einzugsfeier zu gleicher Zeit ein nationales Fest für ganz Deutschland, das nach seiner militärischen und politischen Einigung, nach den glänzendsten Erfolgen gegen einen starken Feind und nach einem ruhmvollen Frieden in der neuen Kaiserstadt zum ersten Mal ein Friedensfest von der großartigsten Bedeutung beging. Es war mit dem Herzblut der edelsten seiner Söhne erkauft, die Worte Friedrich Wilhelm IV. „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden,“ hatten sich bewahrheitet. In der Begeisterung, mit welcher die

gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in untilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben, wurde die Hülle gesprengt, unter welcher das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit so lange geschlummert hatte. Die Grenze, welche Nord- und Süddeutschland getrennt, schwand dahin wie der kalte Reif in den Strahlen der wärmenden Sonne.

Preußen hatte sich unter Bismarck seiner deutschen Mission würdig gezeigt, und König Wilhelm pflanzte mit starker Hand den Baum der deutschen Einheit. Möge er so feste Wurzeln schlagen wie die deutsche Eiche, das Symbol deutscher Kraft und Stärke, und die nachkommenden Geschlechter ihn mit sorgsamer Hand pflegen, damit er Kraft behalte und beständig grüne.

Gedruckt in der Albert Rosbach'schen Buchdruckerei in Königsberg.


39°
50°

4.